Bor. 1633. Provinzial-Blätter

Digitized by Google

<36604940790013

<36604940790013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Achtzehnter Band.
Juli-Heft.

Königsberg, 1837.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Borntträger.

Diese Zeitschrift zerfällt dem Inhalte nach in folgende Haup Abtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Berichte über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch über den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlthätige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtungen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und deren Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätze Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegriff der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelner Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten ꝛc. e) Ueber Handel und Gewerbe. f) Einwirkung der Staatsverwalt. u. neuen Gesetzgebung g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobachtungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dieser Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werden hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubiläen — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und großer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfälle g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegebenen Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker werden hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruckten Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben zu sorgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehrenwerthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über ihre Schriften.

Schl.

Der Jahrgang von 12 Monats-Heften kostet, wenn die Zeitschrift direkte von der Expedition bezogen wird, 2 Thlr., auf dem Wege des Buchhandels 2 Thlr. 15 sgr. Einzelne Hefte werden nicht abgelassen.

Aufsätze, Gelder, Notizen ꝛc. außerhalb Königsberg sind unmittelbar an den Verein zur Rettung verwahrloster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein" zu senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der Post wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze in der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24., abgeben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden sehr willkommen sein; es wird um dieselben angelegentlichst und ergebenst gebeten. Dieselbe kann nur bestehen und nur dadurch ihren Zweck erfüllen, wenn ihr Werth von Gelehrten und Vaterlandsfreunden der Provinz durch Original-Beiträge immer mehr und mehr erhöht wird.

Richter.

Inhalt.

Seite

I. Der Rombinus. 3

II. Naturgeschichte des Elchwildes oder Elens, mit Rücksicht auf die neueren Beobachtungen in den Forsten Ostpreußens. Von J. G. Bujack. 33

III. Bemerkungen über einige einheimische Vögel. Vom Prediger Löffler zu Gerdauen. 65

IV. Mittheilungen über das Großherzogth. Posen. (Forts.) 73

V. Die Statue König Friedrich Wilhelm I. auf dem Altstädtschen Markt. 85

VI. Elegie. 95

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 1. Juli.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Achtzehnter Band.

Königsberg, 1837.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

I. Der Rombinus *).

I.

Naturgeschichtliche Abhandlung.

Von dem Dorfe Bitthenen auf der rechten Seite der Memel erhebt sich das anfangs ganz niedrige Ufer, vom Strome durch einen schmalen Rand getrennt, eine Achtelmeile weit nach Westen hin in immer jäheren Abschüssen bis zu der Höhe von 150 Fuß; von hier aus zieht es sich, eine Ecke bildend, in einer dem jetzigen Laufe des Stromes beinahe entgegengesetzten Richtung nordwärts, schroff und durchschluchtet, dann sanfter abfallend bis zum Dorfe Barden, wo es sich nach der Nordseite in kaum merklichen Absenkungen mit dem Flachlande verliert. Dieses von zwei Seiten frei aufsteigende, im Süden von der Memel, im Nordwesten von Barden und im Osten von Bitthenen begrenzte Ufer ist der historisch wie naturgeschichtlich gleich merkwürdige Rombinus oder Rambin.

Tiefe Einfurchungen und mannigfaltige Schluchten, mit dichtem, auch in der Dürre frischgrünendem Grase bewachsen, bilden geeckte Vorsprünge, die mit ihren schroffen, nackten Vorderwänden dagegen abstechend dem Berge, besonders aus der Ferne gesehen, ein felsenartiges Ansehn geben und denselben von jedem andern Ufer auffallend unterscheiden. Vermöge der thon- und kalkartigen, jede Feuchtigkeit leicht anziehenden Bestandtheile wechselt der Berg an den unbegrünten Außenwänden oft seine Farbe. Das helle Blaßgelb bei trockner Luft geht bei trübem Wetter, wo sich der Berg dann wie in einen schwachen Nebel hüllt, in ein duftiges Dunkelroth über, welche Veränderung ziemlich sicher auf Regen deutet. Auch auf

*) Hiezu ein Kupferstich.

den Gang der Gewitter scheint der Berg, gleich einer Wetterscheide, seine Wirkung zu äußern: denn die meisten, längs der Memel von Westen heraufziehenden Wetter weilen, vielleicht auch vom Jura-Thal aufgehalten, in jener Gegend, oder vertheilen sich von da aus.

In Betreff seiner innern Gestaltung trägt er das Gepräge einer neptunischen Schöpfung, und bestätigt auch seinerseits die Behauptung, daß Preußen einst mit Wasserfluthen überdeckt gewesen sei. Die horizontal gehenden, gleichartigen Schichten, die merklich von einander unterschieden, an mehren Stellen vom Fuße bis zum Gipfel sich deutlich zeigen, können nur durch strömende Gewässer, überhaupt nur durch Anschwemmung so regelmäßig übereinandergelegt entstanden sein. Außerdem finden sich auf dem Berge selbst, besonders in den aufgeworfenen Sandwällen, Schaalthierabdrücke und Seemuscheln; nicht zu gedenken des großen Granitgeschiebes, das vielleicht durch eine Alluvion, von einem Gebirge losgerissen, hier hingewälzt worden. Unter die vielen Bestandtheile des Berges gehören hauptsächlich sehr feiner Sand, reichlicher Bau-, Ziegel- und Töpferlehm, zäher, fetter Schluff und Letten in bläulichen, gewöhnlich röthlichen und schwärzlichen Farben, mit welchem die Städte Ragnit und Tilsit in ihrem Bedarf hinreichend versorgt werden. Außerdem zeigen sich ganze Schichten Ocker im schönsten Gelb und dunkeln Rothbraun, und eine Menge Kalksteine, unter denen einige härtere sich als silberhaltig vorfinden; eben so trifft man auch edlen und unedlen Schwefelkies oft von ziemlich großen Stücken an. Was aber den Berg zu einer naturgeschichtlichen Merkwürdigkeit erhebt, sind die durch das ganze Ufer, an der Westseite besonders, verbreiteten Tufftheile, welche von den Quellen zum Fuße des Berges geleitet, mit allen möglichen Formationen, Sinter, Stalaktit und Beinbrech, den ganzen Rand am Strome bunt bedecken. Der Berg enthält auf der nördlichen

Digitized by Google

Seite weitausgedehnte, vorlängs aufgeworfenen Sandwällen hinziehende Sümpfe und Torfmoore; und an versandete dürre Striche grenzen grüne Plätze, deren Boden unter dem Fußtritt schwankt. Die oberste Schichte auf dem größten Theile der Höhe, dürrer Flugsand, scheint erst in späteren Zeiten, vielleicht nach der Entwaldung (der jetzige Wald bedeckt nur die östliche Seite des Ufers) an einigen Stellen heraufgetrieben zu sein. Denn zum nicht geringen Erstaunen eines jeden, der es sieht, zeigen sich jetzt in einiger Entfernung von der Opferstelle auf der dem Winde hart ausgesetzten Uferkante Rückenfurchen im strengen Boden und auch noch deutlich das Geleise eines breiträdrigen Wagens. — Der Berg scheint unversiegbare Wasserbehälter zu haben, die sowohl vielleicht durch die Sümpfe auf demselben, als auch aus der Ferne her genährt, die vielen Quellen hervorbringen. An vielen Stellen ist der Boden spründig, und unter dem trockensten Sande trifft man bei Paar Fuß tiefem Eindringen auf Wasser. Ueberall träufeln und rieseln an den Abhängen kleinere und größere Quellen, selbst auf dem Berge in der Nähe der Opferstelle.

Alle diese Quellen scheinen das Ufer durchsickert zu haben und dasselbe besonders nach der Flußseite zu durchwühlen. Erwägt man nun die Bestandtheile des Berges, und daß der Schluff das Wasser leicht aufnimmt, gesättigt aber dessen weiteres Ein- und Durchdringen sehr bald verhindert: so ist es natürlich, daß die auf diese Art angesammelten Quellen mit um so stärkerer Gewalt sich durch die leicht fortzuschlemmenden Sandschichten freie Bahn machen, Theile davon in dadurch gebildeten Riffen zum Strom führen, oder diese zu wirklichen Höhlen erweitern, die das unausgesetzte, jedoch nur theilweise Einsinken und die immerwährenden Veränderungen, zumal an der Stromseite und an den Abhängen, zur Folge haben. Bei etwas aufmerksamer Beobachtung des Ganges, den die Quellen nehmen, sieht man diese im Sande sich

Digitized by Google

häufig verlieren, wo sie dann unter der Erde fortlaufend oft erst am Fuße des Berges zum Vorschein kommen. Der rastlosen Thätigkeit derselben sind auch die Einfurchungen und Schluchten, welche den dadurch gebildeten Vorsprüngen auf der Nordwestseite eine so eigenthümliche pyramidalförmige Gestalt gegeben, unfehlbar zuzuschreiben. Die Quellen an der Opferstelle, weit nach Osten abfallend, haben am Ufer durch ihr Aushöhlen eine förmliche Mauer gebildet. Mitten aus der senkrechten Wand sprudeln starkrauschende Quellen auf den nach der Stromseite höherragenden Schutt der eingestürzten Masse, und zeigen, obgleich sie schon ein weites Becken ausgehöhlt haben, keinen Abfluß nach dem Strome, der natürlich unter dem eingesunkenen Theile stattfinden muß.

Der Zeitraum, in welchem sich Veränderungen vorzüglich an der Kante des Ufers zeigen, ist sehr verschieden, und wird auch von den äußeren Einwirkungen des Windes und Regens mit bestimmt. Zuerst erscheint an dem Bergrande die Erde geborsten; nach einiger Zeit senkt sich dieses Stück, in langen Strichen oder Rundformen getrennt, mehre Fuß tief; dann stürzt es, was seltner ist, über, oder geht, hauptsächlich wenn es einen größeren Umfang hat, bei unveränderter Horizontal-Lage der Oberfläche, selbst mit noch aufrecht stehenden, fortgrünenden Bäumen bis zum Fuße des Berges vor dem Strome hinab, nie hinein, weil die Wand senkrecht und durch einen Uferrand vom Strome getrennt ist, wo sich denn auch mit der Zeit durch die herausragende Sturzmasse ein terrassenartiger Vorsprung gebildet hat.

Diese allmälige und erst mit der Länge der Zeit sehr merkliche Abnahme des Berges macht die geringe Aufmerksamkeit auf die Erscheinung der Senkungen erklärlich, die für gewöhnlich nur dem Eisgange zugeschrieben, als ein häufig vorkommendes Ereigniß nicht weiter beachtet werden dürfe. Daß der Strom zu der Beschleunigung der Senkungen das Seinige beiträgt,

Digitized by Google

wie überhaupt die Erdfälle befördert, ist keineswegs in Abrede zu stellen; doch in 10 Jahren hat der Eisgang weder den Randweg noch die Terrasse hart mitgenommen, obgleich diese demselben unmittelbar ausgesetzt sind. Und warum zeigen sich denn, sollte nur dem Eisgange die Zerstörung des Berges zugeschrieben werden, an dem nordwestlichen Ufer, das sich aus einem Sandthale erhebt und vom Strome immer mehr und mehr entfernt, jene treppenartigen Absätze, die nur durch nacheinander erfolgte Einsenkungen gebildet sein können? Das Element freilich, welches den Berg zerstört, bleibt immer das Wasser, so auf der Höhe wie an seinem Fuße. Selbst nach jedem Regen zeigen sich auffallende Veränderungen: Vertiefung der alten Risse, Wegschlemmungen oder wirkliche Erdfälle, besonders aber viele Steinbildungen, die dann gerade in großer Menge und in den wunderbarsten Spitz-, Platt- und Rundformen entstehen, und obgleich nur die spielende Bildnerlaune des Wassers darzustellen scheinen, in der That doch beweisen, daß dieses, um sie zu bilden, auf dem Wege bis zum Fuße des Ufers oft recht ernste Verwüstungen angerichtet hat.

Wenn aber nun der Berg in dem Zeitraum von 10 Jahren, während dessen diese Beobachtungen stattfanden, schon so viel eingebüßt hat: so entsteht von selbst die Frage, wie nach Jahrhunderten, wo doch die damalige Beschaffenheit des Berges der jetzigen im Wesentlichen gleich sein mußte, bis jetzt von dem ganzen Ufer auch nur eine Spur habe bleiben können? Der 84jährige Bardwin aus Barden versichert, die Entfernung der Uferkante vom Opferstein bei Gelegenheit einer Grenzstreitigkeit selbst abgeschritten zu haben, und giebt sie auf 230 Schritte an. Nach Verlauf von 30 Jahren also (die Abmessung geschah nicht lange vor Sprengung des Opfersteines) ist der ganze Strich bis zu dieser Stelle schon abgerissen. Welch ein Resultat nach diesem Verhältniß für den Zeitraum von Jahrhunderten! Alle Nachrichten von früher fehlen gänzlich,

Digitized by Google

und beim Kombiniren selbst geräth man auf nicht leicht zu umgehende Klippen; doch jeder schlichte Bitthener oder Bardener beantwortet diese Frage mit leichter Mühe und in kindlicher Einfalt. — Folgendes dürfte vielleicht das Einzige sein, was die in späteren Zeiten so großen Verwüstungen des Berges, wie sie früher wohl nicht haben sein können, einigermaßen erklärlich macht.

Von Ragnit aus bildet sich ein weites Thal, welches südlich von dem in gerader Westrichtung fortgehenden Ufer, auf der Nordseite vom Rombinus und weiter von einer Hügelreihe begrenzt wird. In diesem, eine Meile breiten Plane befinden sich viele abgerissene, jetzt zu stehenden Gewässern gewordene Flußarme, die nicht nur aus ihrer Richtung, sondern auch aus ihrer Benennung „Alte Memel" bei selbst von einander entfernten Ortschaften, auf einen früheren Zusammenhang mit dem Memel-Strome schließen lassen. Allem Anscheine nach haben mehre Arme dieses Thal durchschnitten, von denen gewiß der Hauptstrom, schon wegen der geraden ursprünglichen Richtung, dicht bei Ragnit, Neuhoff (wegen seiner Tiefe hier noch das Teufelsloch genannt) bis gegen Tilsit hin, der (vielleicht dritte) Nebenarm aber beim Rombinus, Kl. Barden ꝛc. seinen Gang nahm. Nach dieser vermöge der augenscheinlichen Oertlichkeit der Flußarme aufgestellten Annahme ergiebt sich nicht nur eine geschwächte Strömung an und für sich, sondern es mußte die geringere Hälfte der schon getheilten Stromkraft auf Seiten des Nebenarms nach dem Rombinus hin sich befinden. Hätte wohl (wenn man auch einen historischen Grund hier anführen — darf) Dietrich Liedelau bei seinem Eroberungszuge nach Ragnit dem gewiß reichen Wallfahrtsort auf dem Rombinus Zeit gelassen, die Schätze zu bergen, wenn die Memel schon damals nur beim Rombinus vorbei nach Ragnit führte? Erst nach Erstürmung dieser Schalauer Hauptburg setzte er über, und zog gegen die Schutzburg des Rombinus

Ramige. Vielleicht war der Nebenarm für die schwerbeladenen Kriegsfahrzeuge (auf Kähnen wurde der Zug unternommen) nicht fahrbar. — Bringt man nun noch in Anschlag, daß der rechte Nebenarm, für welchen man den jetzt Mergu-See genannten Stromtheil annehmen darf, und dessen weitere Fortsetzung im Wiesenplane noch zu erkennen ist, in einem nach Nordwest nur sanft ausbiegenden Laufe beim Rombinus vorbeifloß: so muß der Unterschied der jetzigen Stromkraft, wo die Memel gleich vor Ragnit in plötzlicher Abweichung nach Norden, als alleiniger Strom mit verdoppelter Kraft gerade gegen den Fuß des Rombinus hinschießt, von dem sie als ihrem Wendepunkte abprallend, bald wieder die südliche Richtung annimmt, von selbst einleuchten. Auf diese Art nun freilich unausgesetzt gegen den Berg anströmend, wo dann die mächtigen Fluthen den von den Quellen herabgeschlemmten Sand weiter führen, oder die von denselben gemachten Kanäle erweitern und die Verbindung mit den Höhlen am durchwühlten Fuße bewirken, muß der Fluß wohl die raschen und großen Zerstörungen hauptsächlich veranlaßt haben, die weder dem hohen Wasserstande noch dem Eisgange unmittelbar zuzuschreiben sind. Nie ist die Memel seichter gewesen, als im Jahre 1835, und doch erfolgte der so bedeutende Bergsturz; seit Zeiten war kein so hohes Wasser und mit ihm ein so starker Eisgang, als im Jahre 1829, und beides hatte (umgekehrt) keinen Erfolg, wohl aber war ein Jahr vorher ein Theil des Ufers herabgestürzt.

Da nun der jetzige Lauf der Memel, der übrigens zur größten Freude aller Flößer und Schiffer leicht wieder in den alten geraden Weg zu bringen wäre, wohl nicht in die älteste Zeit gehören mag: so läßt sich hieraus nicht nur die Erscheinung erklären, warum der Rombinus in früheren Zeiten nicht so viel gelitten haben kann, sondern auch mit Gewißheit annehmen, daß der Berg, ungeachtet seiner unausgesetzten Selbstveränderungen, im Ganzen durch Erneuerung des alten

Digitized by Google

Hauptstroms erhalten, oder die Zerstörung an ihm sehr verzögert werden könnte.

Doch weder die Quellen mit ihrer allseitigen Geschäftigkeit, noch der Strom mit seiner am Fuße des Berges wühlenden Macht wären im Stande, Bergfälle von solchem Umfange, wie sie auch außer dem jetzigen schon öfter vorgekommen, je zu bewirken, wenn man nicht zugleich auch große Höhlen unter dem Berge selbst annimmt. Diese Behauptung beruht auf folgenden Gründen:

1) Die Senkungen geschehen in sich hinein, und erfolgen in einer Entfernung vom Strome, die 20 bis 60 Schritte beträgt.

2) Der sie vom Wasser trennende Uferrand bleibt, obgleich unmittelbar dem Strome ausgesetzt, dabei immer unversehrt, woher derselbe zum Fuß- und Fahrweg ohne Gefahr benutzt wird.

3) Erdfälle, wie der kurz vor Sprengung des Opfersteins, ferner der im Jahre 1828 und der jetzt erfolgte, erfordern einen größeren Raum, als der Strom ihn in gleicher Tiefe mit dem Flußbette bilden kann.

4) Die großen Kalktuff-, Sinter- und Stalaktiten-Blöcke, bis 6 Fuß lang, gegen 3 Fuß hoch, die jetzt mit dem aufgehobenen Flußbette ans Tageslicht gekommen sind, deuten auf Höhlen hin.

5) Endlich darf nicht unbeachtet bleiben, daß in der Gegend, wo der aus der Tiefe getriebene Wall am höchsten ist, sich in der Memel ein gefürchteter Strudel (diddelis Wirus genannt) bis dahin befand, aus welchem Fahrzeuge, selbst Flöße, wenn sie hineingerathen waren, nur mit Mühe herauskommen konnten. Da nun aber derselbe nicht durch Widerstand, etwa durch vorragende Steine, sondern durch Abzug des Wassers nach der Tiefe erzeugt wurde: so kann man ihn nur für einen zu den Höhlen füh-

Digitized by Google

renden Schlund nehmen. Und auch eine noch erhaltene Mythe, die sich hierauf bezieht, kann, abgesehen von ihrem unleugbar poetischen Anklange, als Beleg zur aufgestellten Behauptung dienen. „Einst habe sich, heißt es, der Berg plötzlich geöffnet, und aus der grauenvollen Kluft ein feindlicher Mann, schrecklich anzusehen, brausend erhoben, und vor ihm sei eine weißgekleidete Frau unter lautem Jammer eiligst geflohen, doch, vom Manne bald ergriffen, in die Tiefe hinabgeschleudert worden. Da bezeichne dann seit der Zeit das Kreisen und Wirbeln des Wassers die vergebliche, nur zum Schlunde hinabführende Flucht, und zum Wahrzeichen der hier verübten Schreckensthat sei für immer ein Strudel geblieben."

Lange hat er die Schiffer geängstigt; nach dem jetzigen Einsturze ist er verschwunden. Durch die herabgestürzte Erdmasse ist der leere Raum der Höhlen gefüllt, durch die Erschütterung des Flußbettes auch der Schlund verstopft worden, woher natürlich der den Strudel erzeugende Abzug des Wassers aufhören mußte

Von bedeutenden Erdfällen älterer Zeit erhält man keine Nachrichten. Schließt obige Mythe zugleich einen Uferſturz in sich, wie dies wohl sehr nahe liegt, so ist es vielleicht die älteste Andeutung eines solchen Ereignisses. Eines bedeutenden Einsturzes hört man von den Landleuten erwähnen, der um die Zeit, als der Opferstein gesprengt werden sollte, sich ereignete, und so viel Fische ans Land geworfen haben soll, daß man drei Wagen damit habe beladen können. Ueber diese Zeit hinaus schweigen alle Nachrichten. In dem Jahre 1828 ist ein Erdfall vorgekommen, der weder das Flußbette gehoben hatte, noch auch in Betreff seines Umfanges dem jetzigen gleich kam. Die beiden Balnus aus Lumpönen waren die nächsten mit dabei betheiligten Augenzeugen. Der eine von ihnen fing Holz auf, welches die Memel antrieb; der andere

Digitized by Google

trug es auf den Berg, und stapelte es bei einer dicht an der Uferkante stehenden Fichte auf. Eben ist er mit einer neuen Bürde oben wieder angelangt, als es ihm unter den Füßen wunderbar zu wanken anfängt. Um nicht hinabzustürzen, erfaßt er den Fichtenbaum, und fährt in demselben Augenblick, fast ohne Luft sonst unbeschadet die ganze Höhe des Berges hinab. Der andere will die Flucht ergreifen, steckt aber schon im Bergschutte, aus dem er jedoch bald herauskam. Die Fichte grünte noch lange am Fuße des Berges fort. — Auf den Flußrand jedoch schien der Erdfall eingewirkt und merkliche Veränderungen hervorgebracht zu haben.

Schon früher war hier eine ungefähr 100 Schritt lange Bank (von den Schiffern Lehmhaken genannt), die 5 bis 20 Fuß vom Rande entfernt, an einigen Stellen sich ziemlich weit in den Strom zog, und nur mit einigen Theilen über das Wasser ragte. Diese erschien jetzt deutlicher und hie und da auch in veränderter Gestalt. Sie stand übrigens mit dem Rande in sichtbarer Verbindung, und war von demselben nur durch einzelne Schlünde getrennt; jedenfalls war sie die Grundlage, oder vielmehr der nach dem Lande gekehrte obere Theil des jetzt entstandenen Walles. Vermöge des zu Stein gewordenen, durchlöchert starrenden Rückens glich die Bank einem Riffe, und zeigte sich beim ersten Blick als eine höchst auffallende Erscheinung. Die fast bodenlose Tiefe des Wassers, das hier neben dem rauschenden Strome regungslos in den senkrechten Abgründen stand, und immer denselben düstern Spiegel zeigte; die zackigen, geeckten Lehm- und Steinmassen und in einiger Entfernung der Strudel, machte diese Stelle unheimlich und gefürchtet.

Was nun den letzten Einsturz betrifft, der sich sowohl durch seine Größe als auch den zugleich heraufgehobenen Wall so sehr auszeichnet, so kann man über die äußeren Umstände des Ereignisses selbst keine

Digitized by Google

näherer Nachrichten erhalten; es war gerade Nacht und in dieser ein starker Südoststurm, der übrigens schon drei Tage angehalten hatte, und in solcher mit dem Stromlauf fast gleichen Richtung wohl einen Einfluß auf den Bergsturz gehabt haben kann.

In einer so stürmischen Nacht war natürlich weder ein Fischer noch Schiffer auf dem Strome. Hirten, die auf der geradeüberliegenden Wiese in ziemlicher Entfernung hüteten, hörten, plötzlich aufgeschreckt, ein donnerähnliches Getöse, wobei die Erde erdröhnte; mitten durch aber ertönte es, als ob ein tausendstimmiges Musikchor beginne, augenblicklich jedoch wieder schweige. (Sollten nicht die einzelnen, in Größe verschiedenen Lehmstücke und Steine, so plötzlich aus dem Wasser getrieben, in Verbindung mit dem Sturme, wirklich Klänge hervorgebracht haben? Hört man doch schon etwas Klangähnliches beim raschen Herausheben eines Netzes.) Auch die noch wachen Leute im Dorfe Bitthenen wurden erschreckt, gingen sogleich hinaus, um sich zu überzeugen, vernahmen jedoch *nichts mehr.*

Gleich der erste Schritt über eine bis nach dem Wasser führende Spalte an der westlichen Ecke des Ufers kündigt die Region der Zerstörung und des ganzen Ereignisses an, dessen Schauplatz gegen 120 Schritte breit von der Spalte beginnt und sich gegen 400 Schritte längs dem Strome nach Osten erstreckt. Hier nun eben ist auf nördlicher Seite der Terrasse das Ufer im kreisförmigen Einschnitt ungefähr 100 Fuß tief hinabgestürzt, und auf südlicher Seite der Terrasse zugleich der Wall längs dem Randwege aus dem Wasser gehoben, so daß zwischen ihm und der eingestürzten Masse der Rand, der Weg und die Terrasse einen freien, unversehrten Raum bilden. Drei Fragen beschäftigen hier augenblicklich jeden Beschauer, wie nämlich

1) die ungeheure Masse zu ihrer Bergung habe Raum finden,

Digitized by Google

2) der Randweg und die Terrasse inmitten zweier gewaltigen Kräfte sich erhalten,

3) endlich der Wall, belastet mit vielen Steinen, aus der Tiefe sich habe erheben können?

Die erste Frage kann leicht und nur (der Augenschein lehrt es ja) durch die Annahme von Höhlen beantwortet werden, diese mögen nun durch die Quellen, den Strom und beiderseitige Kraft entstanden, oder ursprünglich vorhanden sein; denn ein Raum, der eine 400 Schritt lange, im Durchschnitt 80 Fuß breite und 100 Fuß hohe Masse in sich aufnehmen kann (der Berg ist nämlich 150 Fuß hoch, das herabgestürzte Ufer ragt gegen 50 Fuß an den höchsten Stellen noch hervor), muß doch wohl den Namen einer Höhle verdienen.

Die Erscheinung des Walles bedingt ebenfalls diese Annahme. Das unter dem Ufer in den Höhlen gedrängte Wasser, und die zugleich zusammengepreßte Luft suchten durch die nach dem Lehmhaken führenden Schlünde und Gänge einen Ausweg, und hoben auf diese Art, nach dem Gesetze des Gleichgewichts und in Verbindung stehender Röhren, das Flußbett aus dem Strome, der durch den Widerstand gegen den ausgedehnt heftigen Druck das eigentliche Heraufstreiben beförderte.

Auf diese Art wird auch nur die Erhaltung und fast gänzliche Unversehrtheit der Terrasse und des Weges, die in ihrer Art nicht weniger wunderbar, als die Dammerhöhung erscheint, allein erklärlich. Dieser Fuß des Berges, vom Strome unterwühlt, ist als Sammelplatz der Quellen und eigentliche Werkstätte aller Sinter-, Stalaktiten- und Kalktuff-Bildungen, gewissermaßen eine feste Brücke, die von Bogen auf immer härter werdenden Steinpfeilern gehalten, weder von dem Eisgange, den Erdfällen, noch von dem jetzigen Bergsturz erschüttert werden konnte. Denn eben

Digitized by Google

durch die Pfeiler dieser Brücke oder dieses Gewölbes hatte die auch mit der stärksten Gewalt fortgetriebene Luft-, Wasser- und Schluff-Masse mitten zwischen hinreichenden Raum zum Durchweg finden müssen, und somit die Gefahr abwendend, den ganzen Fuß, die Terrasse und den Randweg unbeschädigt lassen können. Der quer über den Weg führende Riß freilich, hinter welchem sich der ganze Strich einen vollen Fuß gesenkt hat, ist die einzige, und was sich vielleicht bald zeigen dürfte, empfindlichste Verletzung.

Hinter diesem Riß beginnt auch der aufgetriebene Wall, eine unregelmäßige, nach der Landseite mehr glatte als rauhe Erhöhung mit vier Hauptvorragungen, die nach der Wasserseite in schauerlichen Zerklüftungen schroff abfallend, mit ganz eigen gestalteten Lettstücken pallisadenartig besetzt sind. Verfolgt man diesen Wall nach seinen Einzelnheiten in östlicher Richtung, so sieht man ihn die ersten 100 Schritte in ziemlich gleicher Höhe gegen 40 Fuß breit aus Sand, kleinen Steinen und Tuff, nach der Flußseite aus dunkelm Lehm bestehend, von vier bis sechs Spalten zerrissen, die fast alle mit dem Strome gleichlaufen. Von hieraus erhebt sich der Wall in einer Weite von 70 Schritt wieder allmälig, aus Grus, Lehm und Grand bestehend, wo er nachher wieder niedriger 30 Schritt weit gleiche Höhe behält und durchweg aus Sand besteht. Weiter steigt er zu einem senkrechten 12 Fuß hohen Kamme, dessen senkrechttiefe 30 Fuß lange, 6 bis 12 Fuß breite Schlucht ein kraterähnliches Ansehn hat, und durch den nebenbei liegenden Stalaktit wird die Illusion noch erhöht. Hier zeigen sich auch die geeckten, zackigen Lettstücke, die über- und aneinandergereiht, senkrecht aus dem Wasser starren; hier hat der Wall auch die bedeutende Breite von 80 Fuß und hier enthielten auch die tiefsten Risse immer Wasser, das wahrscheinlich vermöge optischer Täuschung sich niedriger als der Wasserspiegel des Flusses zeigte. Mit derselben eigen-

thümlichen Einfassung von Lettstücken, die bald wie zusammengestellte Felssplitter, bald wie geborstene Eisschollen aussehen, zieht sich in mehren Ausbuchtungen der Wall 100 Schritt weiter bis zu der Erhöhung, die zwar nicht mehr so geborsten ist, sich aber dadurch besonders auszeichnet, daß sie mit Kalktuff- und Stalaktiten-Blöcken, von denen mehre 6 Fuß lang und über 3 Fuß hoch sind, überdeckt, und wegen der Menge von Muschel-Lagern dunkel erscheinend, auf den ersten Blick anzeigt, auf dem tiefsten Grunde gelegen zu haben. Dann aber verflacht sich der Wall und enthält nur noch kleine Risse und Zerbröckelung des gewissermaßen versteinerten Bodens. In der Vertiefung längs dem Randwege befinden sich mehre Lachen, aus denen Lepus und Odof aus Barden, das Wasser durch schmale Rinnen nach dem Strome ableitend, ein Scheffel Fische herausholten. Auch Balnus aus Bitthenen hatte für sich einen Korb mit großen Aalen und Hechten, die aber auf dem Trocknen lagen, anfüllen und nach Hause bringen können.

Vergleicht man die quantitative Sturzmasse in Betreff ihrer verschiedenen Tiefe mit der ungleichen Höhe des Walles, so findet man eine Uebereinstimmung und ein Entsprechen im umgekehrten Verhältniß; wo der kreisartige Ausriß die größte Breite hat, und wo die Terrasse an ihren niedrigern Stellen ein tieferes Herab- und Einstürzen nicht verhinderte, da ist auch der Wall, namentlich an dem kraterähnlichen Kamm, gerade am höchsten heraufgetrieben. Auf der Ostseite ist die Terrasse am höchsten (gegen 50 Fuß), mit ihr in gleicher Höhe der Bergschutt, ihm geradeüber ragt der Wall daher nur einige Fuß aus dem Wasser. Also nicht nur die Gleichzeitigkeit des Entstehens, sondern auch dies korrespondirende Größenverhältniß beweist die Wechselwirkung und durch diese auch die gegenseitige Verbindung des Ufers mit dem Flußbett durch Röhren, Kanäle oder Schlünde unter dem Rande und der Terrasse.

Die

Die hinter der Terrasse noch vorragende Sturzmasse ist, wo sie etwa aus Lehm und Schluff besteht, wie z. B. in der Mitte, eben so geborsten und zerrissen, wie der Wall, nur haben sich hier nicht solche, Felssplittern ähnliche Einzelnstücke gebildet, sondern lange Risse durchschneiden die Masse bald mit dem Strome gleichlaufend, bald in der Richtung gegen denselben. An mehren Stellen findet man die vormalige Oberfläche nach dem Ufer hin gespalten, z. B. in der Mitte und am westlichen Ende, auf der Ostseite zum Theil nach dem Flusse gekehrt. Wenn man die Vertiefungen, die verschiedenen Lagen der Schichten und Rasen sieht, so möchte man drei Fallbewegungen annehmen: die senkrechte als die ursprüngliche, die dann getheilt, eine überstürzende Richtung, nämlich nach der vorliegenden Terrasse und von dieser hie und da aufgehalten, nach dem Ufer sich zuletzt neigte, was vielleicht auch die Ungleichheit des Höhlenraums bewirkt haben mag. Die Breite des Erdfalls, wie sie sich zeigt, beträgt 20 bis 70 Schritte, wobei jedoch die ungleiche Breite der Terrasse in Abrechnung kommen muß.

Immer fallen noch einzelne Stücke nach, die an vielen Stellen die Vertiefung zwischen der jetzigen Uferwand und der herabgestürzten Masse verschütten und ausfüllen. Gleich jedoch hatten sich hier schon Quellen angesammelt und besonders auf dem Westende förmliche Becken gebildet, so daß man wohl baldige Veränderungen mit dem Fuße des Berges annehmen darf, der durch die große jetzt verdeckte Spalte vom Ufer abgerissen, vielleicht schon dem Strome angehört; der Wunderwall wenigstens dürfte vermöge seiner Entstehungsart, ohne Basis über einem reißenden Strome, kaum noch einen zweiten Sommer erleben, was freilich der Zeit überlassen bleiben muß.

Digitized by Google

II.
Geschichtliche Abhandlung.

Wer die Memel mit ihren steilen, schönbelaubten Waldufern in dem Russischen Litthauen gesehen hat, erkennt sie bei ihrem Eintritt in Preußen, wo sie an gleichförmigen, oft ganz niedrigen Ufern durch weite Ebnen in geradem Laufe fortströmt, nicht wieder. Nur noch einmal treten diese näher zusammen und erheben sich wieder, das linke bei Ober-Eisseln bis gegen Tilsit, das rechte bei Schreitlauken bis zum Rombinus hin, wo sie auf beiden Seiten sich bald bis zur Niederung verflachen. In dieser Uferlandschaft, welche in malerischer Beziehung als die ausgezeichnetste Litthauens gerühmt wird, bildet der Rombinus vermöge der reichen herrlichen Aussicht von seiner schroffen Höhe unstreitig den reizendsten Punkt. Nach der Südseite hin weidet sich das Auge an dem ausgedehnten, üppig grünenden Wiesenthal, welches der tief zu den Füßen rauschende Strom im kühnen Bogen umschließt. Hat doch auch Friedrich Wilhelm I. diese Gegend, welche sich von der entgegengesetzten Seite nicht einmal so gut ausnimmt, selbst schön gefunden, und sich im Amtsgarten bei Ragnit, wo noch jetzt die Laube, in der er gesessen, Königslaube genannt wird, oft Stunden lang an ihrem Anschauen ergötzt. — In weite Ferne nach Westen hin, wo sich hier noch Baubeln mit seinen Waldhügeln, dort Tilsit mit dem Schloßberge und seinen Thürmen erhebt, dehnt sich die reich belaubte, von unzähligen Dörfern überdeckte Niederung in den Horizont verschwindend. Einen wahrhaft malerischen Anblick aber gewährt die östliche Landschaft: im Hintergrunde die belaubten schroffen Ufer von Tussainen und Ragnit, welches aus seinen Gärten kaum hervorblickend, nur mit der mächtigen Ritterburg hervorragt; im Mittelgrunde die einzeln aufsteigenden Waldhöhen, die mit einem Theile den buchtenden

Digitized by Google

Strom in den gefälligsten Gruppirungen umkränzen; nahe an im Thale das anmuthige Bitthenen, von wo aus, im grellen Gegensatz mit den grünen Fluren, die nackten, jähen Wände des nur auf der Höhe bewachsenen Ufers sich bis zum Standpunkte erheben; dazu endlich der blaue Spiegel des weiten Stromes, dies Alles mit einem Blicke übersehen, giebt ein Gemälde von hohem Reize. Wendet man sich nach der Nordseite, und überschaut hier die Bergebne bis zu der alten, noch heilig gehaltenen Linde, vorne an die aufgerissene Erde, wo der Opferstein gelegen, die unberasten, weitziehenden Sandwälle: so flieht das freundliche Bild der Gegend, und durch den hier so fremdartigen Charakter des Orts fühlt man sich augenblicklich erinnert, daß man auf historischem Boden stehe.

Dieser Ort, der auch in den ernstesten Beziehungen den Bedürfnissen der mit der Natur so innig befreundeten alten Preußen zuvorkommend entsprach, war ihrer Aufmerksamkeit keinesweges entgangen, vielmehr hatten sie ihn zu einem Götterstiz sich erwählt, der zu einem bedeutenden, aus weitester Ferne besuchten Wallfahrtsorte mit der Zeit erhoben, den Rang eines Romowe für Schalauen eingenommen haben mag, so daß sich jetzt noch nach Jahrhunderten eine Achtung für diesen Berg erhalten hat. Die herrliche, das Gemüth in höhere Stimmung versetzende Lage, der einst dichte undurchdringliche Laubwald (noch vor 80 Jahren soll außer Wacholder darin kein Nadelholz gewesen sein), die eigenthümliche Beschaffenheit der versteinernden Quellen, der große Granitblock auf der Höhe des Berges, alles dieses zusammengenommen mußte den Ort in den Augen eines dem Naturdienste ergebenen Volkes als außerordentlich erscheinen lassen, und ihm schon ohne irgend eine menschliche Beihilfe eine höhere Bedeutung geben; nun aber noch zum Götterstiz erkoren ihn bald über ähnliche Oerter (z. B. das angebliche Romowe bei Schakuhnen) um so mehr erheben.

Für die Wichtigkeit des Ortes können wohl auch die vielen Burgen zeugen, die gerade in dieser Gegend in nur geringer Entfernung von einander lagen, und sich zum Schutze des Heiligthums mochten erhoben haben; auf dem entgegengesetzten Ufer in einer Strecke von zwei Meilen waren allein vier Burgen, unter denen die mächtigste, die einst neun Jahre hindurch den Russischen Litthauern Widerstand geleistet, von Dietrich Liedelau gänzlich zerstört wurde, auf der Seite des Rombinus selbst die angrenzende Ramige, an demselben Tage mit der vorigen zerstört; im Norden und Westen auf der Landseite befanden sich fünf Burgen, nämlich bei Aplenken und Apstein vier, die fünfte bei Pikkupönen *).

Auf der Höhe des Rombinus selbst erkennt man an den Erhöhungen und sandigen Stellen einen förmlichen, den Berg vom übrigen Flachlande trennenden Halbkreis, der den heiligen Wald umschlossen haben mag; denn hier breiteten sich die Sümpfe und Torfmoore aus, an deren Stelle noch vor 80 Jahren ein

---

*) Außer Ragnit und Ramige sind die oben angenommenen Burgen in den geographischen Verzeichnissen der Quellen schwerlich zu finden, für ihre vormalige Existenz jedoch sprechen unleugbar die Gestalt der Berge selbst, abgestumpfte Kegelform mit sattelartig eingebogner Oberfläche, oft noch mit Wällen und Gräben, ferner das Waffengeräthe, das auf denselben gefunden wird, und endlich die erhaltene Benennung „Schloßberg." Ueberhaupt schweigt die Geschichte über den Bau, die Gestalt und Einrichtung der Heidenburgen gänzlich. Noch könnten wenigstens die Anlage und der Grundriß der Wälle und Gebäude ermittelt werden, was aber nur durch gehörige Nachforschungen unter dem Schutze Königlicher Behörden zu bewerkstelligen wäre, indem man sonst nur zu oft mit ganzen Dorfschaften in Kollision kommt, die sich entweder nicht um ihre Acker- und Weideplätze auf den Bergen, oder gar um die Schätze bringen lassen wollen, die man ihrer Meinung nach doch nur suche. —

Digitized by Google

dichter Laubwald gestanden haben soll. In gleicher Richtung mit der Opferstelle beginnen die doppelten 15 bis 30 Fuß hohen Wälle, und bilden, wo sie am höchsten sind, ein geschlossenes Viereck (jetzt noch Pillis, Pillatis, Schloß genannt). Von hier zieht sich der Wall nur einfach, der an der Nordseite längs den Sümpfen kenntliche Gräben hat, weiter durch den jetzigen Fichtenwald von spitzen und einigen auffallenden viereckigen Hügeln begleitet bis zum Dorfe Bitthenen. Dieser durch den Wall vom vormaligen (heiligen) Walde getrennte Platz enthielt die Opferstelle nach Süden zu; auf der östlichen Seite wahrscheinlich die weiten, ausgebreiteten Wohnungen, und auf den viereckigen Hügeln, die noch mit alten, aus der Wurzel gewachsenen Birken umgeben sind, vielleicht tempelartige Gebäude *).

Reich an Schätzen muß der Sitz auf dem Rombinus gewesen sein. Noch erzählt man von dem sogenannten Rombinus- oder Bardenischen Zinn, das hier nach Tilsit in großer Menge verkauft wurde. Es

*) In Sapisischken, vier Meilen auf dieser Seite vor Kauen, befindet sich eine Kirche, die früher ein heidnischer Tempel gewesen ist, und vielleicht eben wegen ihres hohen Alters jetzt noch in jener Gegend für einen wunderthuenden Ort gehalten, zahlreich besucht wird. In Kauen selbst erblickt ein jeder Geschichtsfreund zu seinem freudigsten Erstaunen einen noch, wenigstens bis auf die bedachte Ringmauer, erhaltenen Perkunus-Tempel, der als rührender Beweis echt christlicher Toleranz, im seltsamsten Kontrast gegen die nahen, sich über ihn erhebenden Kirchen, in seiner Alterthümlichkeit dasteht. Litthauen hatte mit Preußen im Ganzen dieselbe Religion, und so wird man denn wohl auch hier unter gleichem nordischem Himmel darauf bedacht gewesen sein müssen, sich vor dem oft so rauhen Wetter zu schirmen, wenn auch für gewöhnlich der blaugewölbte Himmel und der dunkle Wald für den schönsten Tempel galt.

Digitized by Google

sollen einmal sogar mehre Säcke mit (Eimer?) Biegeln, wahrscheinlich Gürtel, hieher gebracht, und, obgleich gediegenes Silber, das Pfund mit einem Achtzehner bezahlt worden sein. Die Bauern endlich, durch die starke Nachfrage aufmerksam gemacht, kamen zu spät hinter den mit ihnen getriebenen Betrug, und wandten sich seitdem an andere Käufer. Der Goldschmid aber, der fast alleiniger Ankäufer dieser Sachen gewesen, war bald im Stande, so klein er auch angefangen hatte, sich ein stattliches Haus zu bauen, das noch gezeigt wird. Vor ungefähr 10 Jahren wurde ein überaus künstlich gearbeiteter schwerer Gürtel von dem reinsten Silber gefunden, um — leider eingeschmolzen zu werden. Ein hiesiger Goldschmid rechnete den Silbergehalt desselben auf 200 Thaler. Die messingenen Kugeln an den Treppengeländern hier in Tilsit sind aus den gefundenen alten Gürteln, Armringen und Ketten gegossen, deren in Menge zu jedem Goldschmid gebracht wurden. Unter den Bardenischen Sachen sollen sich große silberne Schaalen und Becken befunden haben. Ohne Zweifel enthielten diese vor ungefähr 50 Jahren gefundenen Schätze einen Theil des Opfergeschirres und Priesterschmuckes, zu dessen Fortschaffung nach der Einnahme der angrenzenden Schutzburg Ramige den Priestern bei ihrer Flucht nicht Zeit geblieben war. Denn überrascht durch das plötzliche Erscheinen des Ordensheeres vor Ragnit, in Schrecken gesetzt durch die grausenerregenden, vom Rombinus deutlich gesehenen Scenen der raschen Erstürmung zweier Burgen (der Tag war noch nicht zu Ende, und Ragaina und Ramige lagen in Trümmern), mußten die Priester nur an die Sicherheit ihrer Person denken, und die, wenn auch vor dem Feinde größtentheils geborgenen Schätze auf dem Rombinus zurücklassen.

Welche und wie viele Gottheiten hier verehrt wurden, darüber befragt man die Geschichte vergebens. Henneberger sagt, daß Frauen auf diesen Berg nur

Digitized by Google

in reinlichen Kleidern und geschmückt kommen durften, im entgegengesetzten Falle aber mit Krankheit gestraft wurden. Hieraus schon ließe sich annehmen, daß, vielleicht neben den Hauptgöttern, die wohl an jedem wichtigern Sitze vorausgesetzt werden dürfen, oder wenigstens neben Potrimpos und Auswekis, weibliche Gottheiten auf dem Rombinus vorzugsweise verehrt worden sein mögen, deren hohe Verehrung sich bei den Frauen auch schon äußerlich durch festliche und reinliche Kleider an den Tag legen sollte. Unstreitig aber sind dies Laima und Laume gewesen, die von Priesterinnen bedient, hier ihre Altäre hatten, und durch ihre Diener mächtig auf das Volk gewirkt haben müssen. Noch jetzt zeichnet sich der Litthauer dieser Gegend, besonders das weibliche Geschlecht, in Sitten wie im Aeußern vortheilhaft aus. Die weibliche Tracht unterscheidet sich auffallend durch Schmuck und fremdartige Eigenthümlichkeit. Denn z. B. die, man möchte sagen Trojanischen Creusa- oder Aegyptischen Ammons-Hörner-Flechten der Ragainenerinnen (Ragus, Horn), die selbst von andern Litthauerinnen nicht nachgeflochten werden können, die breiten Stirnbänder, ähnlich den Kopfbinden der Vestalinnen, haben ein alterthümliches Gepräge und scheinen von der Tracht der Priesterinnen entlehnt zu sein. In den niedrigsten Hütten findet man die Mädchen am Stickrahmen sitzen, und die aufgespannte Leinwand, auf die mit zugespitzter Kohle ohne irgend ein Vorbild oft gefällige Zeichnungen getragen werden, mit aller Sauberkeit ausnähen. Auch die Gesänge, hier mehr von der Liederform abweichend, haben außer der eigenthümlichen Modulation nach der Dominante und eignen harmonischen Fortschreitung einen düster-choralartigen Charakter; und hört man diese durch den Wald ertönen und sieht die Sängerinnen in Festkleidern sich im Freien vergnügen, wo unter Gesang auch wohl Nationaltänze aufgeführt werden: so wird man unwillkührlich an die dem Pergubrius,

Digitized by Google

Zemberys oder Potrimpos zu Ehren gehaltenen Feste und überhaupt an das Heidenthum erinnert, und die ganze Gegend, in welcher man die hier nur angedeuteten Eigenthümlichkeiten findet, möchte man für das einstmalige ausschließliche Gebiet des Götterſitzes halten.

Das goldne Ackergeräthe, welches sich noch im Berge befinden soll, das in den Opferstein eingearbeitete Zeichen eines Schwertes, die vielen dort gefundenen Armringe und Kränze, fast immer Schlangen darstellend, deuten nur zu gewiß auf Potrimpos. Die Berggeister des Rombinus heißen in dem Dorfe Barden „Laimen," in Bitthenen hingegen, welches ¼ Meile von jenem entfernt ist, nennt man sie „Laume." Wahrscheinlich hatte jeder Ort seine eigne Schutzgottheit: Barden die Laima, Bitthenen die Laume sich gewählt. Denn letzteres Dorf, hart am Strome gelegen, und durch die ernsten Neckereien des Rombinus mit seinen gewiß auch damals schon vorkommenden Einfällen öfter geschreckt, mußte wohl suchen, eine Macht sich wohlgeneigt zu erhalten, von der solche Einschreckungen ausgingen. Auch hört man gerade in Bitthenen vielfältig von früher entführten Kindern erzählen.

Diese hier ausgesprochenen Behauptungen, an deren Stelle sich nichts Wahrscheinlicheres annehmen läßt, weil alle geschichtlichen Data hierüber fehlen, sollen nur die noch einzigen, leider spärlichen, ins Heidenthum streifenden Sagen über diesen Berg, der Vergessenheit entreißen, und dürfen auch nur von diesem Standpunkte aus beurtheilt werden. Wenig nur noch erfährt man selbst in den dem Berge zunächst gelegenen Oertern, und das Wenige sind nur zerstreute Brocken, deren nachstehende Sammlung, eine nicht umfangreiche, dennoch mehrjährige Ausbeute des mühsamsten Suchens hier um so eher einen Platz verdient, als sie auch zum Beleg der obigen Annahmen noth-

Digitized by Google

wendig ist. (Die Schwierigkeit, solche Sagen zu sammeln, liegt in dem verzeihlichen Mißtrauen des Litthauers gegen den Deutschen, da er von diesem wegen seines Aberglaubens oft verlacht, den hierauf auch nur anspielenden Fragen gerne ausweicht, solche jedoch nach gewonnenem Zutrauen beantwortet.) Uebrigens knüpfen sich die den Rombinus betreffenden Sagen ausschließlich an den vor 30 Jahren gesprengten Opferstein, der freilich noch im frischen Andenken geblieben, oft zu den wärmsten Gesprächen den um den Heerd sitzenden Hausgenossen in den Hütten den Stoff hergiebt. Um die Ansichten der jetzigen Litthauer über den vormals heiligen Ort und deren noch nach Jahrhunderten erhaltenes Andenken an denselben besser kennen zu lernen, folgen größtentheils die eignen Worte derselben.

„Von unsern Großvätern (so hört man die Litthauer sprechen) ist uns oft gesagt worden, daß wir uns hüten sollten, den Opferstein zu beschädigen, oder in Leichtfertigkeit Spott und Unfug mit ihm zu treiben; denn er selbst wäre heilig, und der Boden, auf dem er sich befinde, geweiht. Umgab ihn doch auch, das haben wir selbst gesehen, beim Aufgange der Sonne, und wenn sie unterging, ein goldner Wunderschein. Denn Tausende haben hier in frommer Andacht gebetet und aus Dankbarkeit, oder den Segen noch zu erflehen, ihre Gaben auf den Stein gelegt. Zu ihm wurde gewallfahrtet und unter großen Feierlichkeiten hier Gottesdienst gehalten, auch Gericht hier über Leben und Tod, und zum Zeichen der Macht war ein Schwert in den Stein abgedrückt. Auf dem Steine waren aber auch noch andere Zeichen; einige konnte man wohl nicht ausdeuten; die vielen Fußstapfen aber und Klauen zeigten die Thiere an, die man zum Opfer bringen mußte. Alle diese Zeichen rührten noch aus den grauen Zeiten her, wo die Steine noch weich waren. Von weit her, ja von Smolensk und Moskau kamen mächtige Fürsten

und Könige mit Weihgeschenken, die sie auf den Stein legten. Auch Kranke aller Art kamen, um den Stein zu berühren, und kehrten genesen nach Hause. Brautleute gingen zu ihm und flehten um glückliche Ehe; Wöchnerinnen dankten hier für ihre Genesung und baten um Segen für den Neugebornen. Wo der menschliche Verstand sich nicht zu helfen wußte, da half der Stein, zu dem man sich gläubig gewandt. Auch zu unsern Zeiten noch fuhr keine Hochzeit je vorüber, ohne an demselben zu beten; die Braut legte zum Geschenk ihre zartgewebte Stomenis, Strumpfbänder, und ähnliche Gaben auf denselben nieder. Es soll sich wohl auch eine ernste Gestalt an dem Steine gezeigt haben, die oft schon unbefragt, durch Zeichen oder feierliche Worte genügende Auskunft ertheilte."

Aus dem Gesagten könnte sich wohl ergeben, daß neben der hohen, religiösen Bedeutung dieses Orts auch das richterliche Oberamt nach der damaligen hierarchischen Verfassung Preußens mit der priesterlichen Macht verbunden war, zugleich sich aber auch folgern lassen, daß das eingedrückte Schwert, als Symbol der über Schlachten gebietenden Gottheit, den Potrimpos bezeichne; ferner die Priester hier Orakel ertheilten, und Laima, die Helferin bei der Geburt und Schicksalsgöttin der Neugebornen, hier ihren Altar gehabt habe. Weiter heißt es:

„Es waren aber auch viele Berggeister, die unter dem Steine ihre Wohnung hatten, und gewöhnlich in Gestalt und Kleidung der Menschen erschienen. Nach Sonnenuntergang kamen sie aus dem Berge, plätscherten im Wasser oder klopften ihre Wäsche; denn es waren nur Frauen. Oft hörte man sie auch auflachen, oder lieblich singen. Gegen Jeden zeigten sie sich gütig und freundlich; wer sich aber durch ein gesittetes Betragen und Gutesthun in ihre Gunst gesetzt hatte, der wurde von ihnen reichlich belohnt und das

Glück folgte ihm überall. Jede Schlechtigkeit, Rohheit oder gar Frechheit wurde von ihnen gehaßt und hart bestraft. Manchen harmlosen Spaß trieben sie mit den Einfältigen: bald entwandten sie ihnen etwas, leiteten sie irre, oder ließen allerlei Erscheinungen und Bilder sehen. Fahrlässigen, lieblosen Eltern nahmen sie die Kinder weg, die sie mit Zwergen und Mißgestalten vertauschten. Das thaten alles die Laumen; und so lange der Stein noch war, zeigten sie sich wohl einzeln, nun aber sieht man sie nicht mehr. Aber die Quellen am Ufer erhalten noch ihr Andenken, und da findet man noch Laumenen-Köpfe, Hände und Füße."

Hier zeigt sich nun offenbar, daß auch Laume, die doch die Menschen in allerlei Plagen und Neckereien heimsucht, und hilflose Kinder entführt, auf dem Rombinus ihren Sitz gehabt haben müsse. Nach der Mythologie werden Laima und Laume nur in der Einheit gedacht. In der Sage scheinen daher die Kollektiv-Namen Laumen und Laimen zugleich auch Priesterinnen dieser Gottheiten und auch die Markopeten (Nachtgeisterchen) oder Barstucken zu bezeichnen. Ferner lautet die Sage:

„Die meisten Laumen waren aber auch schon früher, vor Sprengung des Opfersteins, weggezogen. Sie konnten auf dem Rombinus nicht länger bleiben, denn sie wurden verfolgt; die Menschen waren ihnen nicht mehr treu, und kaum konnten sie noch einen Kahn zu ihrer Abfahrt erhalten. In Klageliedern nahmen sie vom Berge Abschied, und standen festlich gekleidet und mit Kronen auf dem Haupte an den aufgehäuften Schätzen; dann stiegen sie in das Fahrzeug unter dem wiederholten Versprechen, den Schiffer reichlich zu belohnen, nur sollte er das Glück nicht von sich stoßen. Viele Schätze blieben noch zurück, und dennoch war der Kahn überfüllt. Nach langem Weigern ließ sich der besorgte Schiffer zur Abfahrt bewegen. Oft war

schon der Kahn dem Untersinken nahe, und die Laumen belustigten sich an der Angst des Fährmanns; noch ehe sie ans Land steigen, schöpft der Kahn von allen Seiten Wasser; sie aber, froh, das Ziel erreicht zu haben, hüpfen lachend aus dem wieder freien Kahne. Entsetzt lud der Schiffer schleunig aus und stieß ab. Da hörte er noch die Worte: „„In dem Kahn ist Dein Glück, und was Du findest, bewahre wohl! Du wirst uns nicht mehr sehen, vom heiligen Berge sind wir vertrieben. Aber auch er wird mit seinem Gipfel in die Fluthen einstürzen, wenn der heilige Stein ihn nicht mehr schmückt, und seine Schätze, die wir zurückgelassen, sollen dann ans Tageslicht kommen, und dem Besten und Aermsten zu Theil werden; er soll finden die silberne Wiege, die goldene Kette, Harke, Egde, Pflugschaar und das Tischgeschirr alles von Gold!““ Der Schiffer hat dies nicht sobald gehört, als er auch Sand und Kohlen in seinem Kahne erblickt. Um nichts mit der Geisterwelt zu thun zu haben, wirft er sogleich beides über Bord. Nach Hause gekommen, erzählt er, was ihm begegnet sei, und in dem Augenblick erglänzen zu seinem und zum Erstaunen der um den Kahn versammelten Zuhörer die noch wenigen Ueberbleibsel zum herrlichsten Golde.“

Der Abzug und die Vertreibung der Laumen kann vielleicht auf den für das Ordensheer so glänzenden, durch zwei Siege gekrönten Tag hindeuten, wo es nach Erstürmung von Ramige wohl auch den nahegelegenen Rombinus nicht unbeachtet gelassen haben wird. — Die Sage von den zurückgelassenen Schätzen scheint, als Allegorie genommen, die Gottheiten zu symbolisiren, die hier verehrt worden, also Potrimpus (oder Pergubrus) und Laima, und zugleich die vormalige Macht, den Reichthum und die Pracht dieses Göttersitzes anzuzeigen, von dem aus auf sorgsame Erziehung der Kinder, auf Betriebsamkeit und Fleiß im Ackerbau gewirkt wurde, was goldene Früchte

Digitized by Google

dem Volke und durch dieses auch dem heiligen Berge selbst bringe. — Die dem Schiffer gegebene Belohnung in Sand und Kohlen, mag vielleicht eine Anspielung auf die erzhaltigen Steine des Rombinus sein.

„Und die Laumen haben auch wahrgesagt; denn als erst der Stein gesprengt war, da stürzte vom Berge immer mehr in die Tiefe, und bald werden sich auch wohl die Schätze zeigen. Und es kann in dem Steine *vielleicht eine* Kraft zurückgeblieben sein, die bei der Verarbeitung desselben so viel Unglück anrichtete. Alle, die dabei thätig gewesen, kamen nicht ohne Schaden davon, das können wir, das können drei Dörfer bezeugen. Und wir freuen uns noch, daß wir den Stein nicht verkauft haben, wie uns das nachgesagt wird. Nein, der Müller Schwarz aus Barden nahm ihn mit Gewalt. Dreimal hatten Arbeiter versucht, den Stein zu sprengen, doch wenn sie Hand ans Werk legen wollten, so waren sie wie gelähmt. Da kamen aber Blitzner aus Preußen bei Tilsit, und Rubel aus Ributschen bei Gumbinnen, die fürchteten sich nicht vor den eingedrückten Zeichen. Nach einigem Bedenken wegen des ersten Schlages, übernahm denselben endlich Blitzner, und hieb, um seine Furchtlosigkeit zu zeigen, mit aller Kraft auf den Stein. Aber Schlag und Fall war Eins. Alle glaubten schon, er wäre todt; er hatte jedoch nur einen Steinsplitter ins Auge bekommen, ließ sich verbinden und arbeitete weiter. Traurig gingen wir von der Stelle: denn nun sahen wir, daß der Stein überwältigt wäre und unsern Berg nicht mehr zieren werde. Oft mußten wir spöttische Fragen hören: wo die Kraft des Steines sei, und wie lange noch die Strafen ausbleiben würden? Wir mußten schweigen. Erst als die beiden Mühlenläufer, um deren willen der Stein gesprengt worden, fertig waren, zeigte sich, wie das bestraft wird, wenn man heilige Sachen zerstört, denn über Religion und König geht doch nichts auf dieser Erde. Blitzner wurde blind

Digitized by Google

und lebte nicht lange. Rubel ſtarb gleich nach ſeiner Heimkehr. Alle übrigen verkrüppelten. Und ſelbſt wo die Mühlenläufer hinkamen, ging's nicht ohne Schaden ab. Im Dorfe Barden beſchädigte der vom zerbrochenen Wagen rollende Läufer mehre Menſchen. Nach mehren Monaten konnte er endlich auf die Mühle gebracht werden. Der Schullehrer Ehlert aus Barden verunglückte, als er den Stein aufwinden half, und blieb zeitlebens ſiech. Paulus hatte beim Schärfen des aufgewundenen Steins einen Splitter von der Stahlbücke ins Auge bekommen und erblindete ſehr bald. Müller Schwarz gab ihm das Gnadenbrod. Der zweite Läufer blieb ein halbes Jahr am Kruge in Barden liegen, da viele Pferde geſtürzt waren. Er kam endlich nach Tilſit, und gleich nach einigen Wochen brach er einem Müllergeſellen den Arm. Der Läufer wurde, vorgeblich weil er zu hart wäre, hinausgebracht, lag lange auf dem Hofe, bis er auf die Kummetziſche Mühle am Teiche bei Tilſit verkauft ward, um hier nach langen Jahren die Reihe von Unglücksfällen auf eine ſchreckliche Art zu beſchließen. Seit der Verarbeitung des Opferſteins ſchwand auch der Wohlſtand und das Glück im Hauſe des Schwarz; nichts hatte mehr Segen, denn Schwarz ergab ſich dem Trunke und verpraßte Alles. Seine Frau ließ ſich von ihm ſcheiden, und er mußte, da er ſelbſt nichts eingebracht hatte, für den ſchuldigen Theil erklärt, aus dem Seinigen gehn. Nach langer Zeit fand er endlich, da er ſchon an mehren andern Orten geweſen war, in der Kummetziſchen Mühle ein Unterkommen, ohne zu ahnen, daß der Rachegeiſt des Rombinus hier nach 24 Jahren ſeiner noch harre. Eines Morgens ſtand bei vollem Winde die Mühle plötzlich ſtill. Man will ſich von dem Grunde überzeugen, geht nach der Mühle und findet — Alle entſetzen ſich — Schwarz ins Kammrad geflochten und gräßlich zermalmt! Seitdem haben die Strafen aufgehört."

Digitized by Google

Diese Nachrichten, die in die neueste Zeit schon gehören, würden hier nicht mit aufgenommen worden sein, wenn nicht mehre von den Unglücksfällen sich noch jetzt nachweisen ließen. Paulus, der beim Schärfen des Mühlenläufers erblindete, wurde bis jetzt noch von der Wittwe Schwarz in Barden unterhalten, und starb erst im vorigen Jahre. Schwarz kam auf die oben beschriebene Art erst vor 6 Jahren um. —

Der Opferstein war ein länglich runder Block mit einer schräg geebneten Oberfläche, hatte 15 Ellen im Umfange, und maß an der niedrigern Seite gegen 5, an der höhern gegen 9 Fuß, und steckte dabei noch tief in der Erde. Er lag mit der Länge in der Richtung von Norden nach Süden, und mit dem niedrigern Ende gegen diese Gegend zugekehrt, so daß die Sonne die Oberfläche des Steines immer treffen mußte, und war diese polirt, so läßt sich der Wunderschein erklären, der zumal beim Aufgange und Untergange der Sonne durch den Reflex der schräg auf den Stein fallenden Strahlen sich zeigen mochte. Die Masse selbst war harter, rothschwarzer Granit mit Hornblende, und soll dieselbe Steinart sein, aus welcher die große, vor dem neuen Museum errichtete Vase besteht. Ein Schwert in fast diagonaler Richtung in der mittleren Gegend der Oberfläche, darunter ein Zeichen, welches einem Tempel ähnlich war, weiter eine Hand und ein Menschenfuß und eine Menge von Thierfußstapfen waren seine Hieroglyphen. Auf der seit 30 Jahren verödeten Stelle treibt der Flugsand sein ungehindertes Spiel, und nicht einmal eine Scherbe ist vorhanden, die von der vormaligen Existenz dieses so merkwürdigen historischen Denkmals noch zeugen könnte. — Es blieben nach Bearbeitung zweier Mühlenläufer noch viele Stücke unangetastet liegen. Nur erst als der an dem Steine verübte Frevel nach der Meinung der Litthauer durch die vielen Opfer entsühnt war, wurden die Ueberbleibsel noch zu sechs Quirlsteinen

und zu Fundamenten benutzt, oder die kleinen Stücke vielleicht als Haus-Palladium (gleich den Perkuns-Keulen, die auch gegen Gewitter schützen und Wunden heilen sollen, und daher aufs sorgfältigste aufbewahrt werden) so aufgeräumt, daß man vergeblich auch nur nach einem Stückchen sucht. In der Memel liegt noch eine Trümmer, die beim Umwerfen des Wagens hineinrollte, und sich bei niederm Wasserstande durch die an ihm aufgehaltenen kleinen Wellen kenntlich macht. —

Der Platz, auf welchem der Opferstein gelegen, ist nur noch mit der kleineren Hälfte vorhanden, die größere liegt bereits in der Tiefe, und bald wird auch sie nachfolgen. — Wundersam fühlt man sich hier vom Geiste der Vorzeit ergriffen, und an dem innern Auge ziehen seltsame Bilder längst geschwundener Jahrhunderte vorüber, an die jetzt nur zerrissene Sandwälle oder Bergtrümmer erinnern. —

Digitized by Google

II. Naturgeschichte des Elchwildes oder Elens, mit Rücksicht auf die neueren Beobachtungen in den Forsten Ostpreußens.

Von J. G. Bujack.

Von Sagen entstellt gelangte die Kunde vom Elen oder Elch wahrscheinlich durch die germanischen Völker zu dem klassischen Alterthum. Unter den Griechen, die das Elend-Thier ἄλκη nannten, gedenkt Pausanias *) seiner an zwei Stellen, und bemerkt sehr richtig, daß es in Gallien heimisch sei, den Menschen durch sein Geruchsorgan wittere und dann sogleich die Flucht ergreife; falsch aber ist es, daß die Elche, wie er sagt, nicht aufzuspüren seien, sondern daß man nur zufällig beim Jagen anderer Thiere auf sie stoße, und daß sie sich in Höhlen verbergen. Auch weist er ihrem Geweih nicht die richtige Stelle an. Die Römer sahen es zuerst in Germanien, und aus ihrer Mitte gab uns Cäsar die erste Nachricht über dasselbe, aber diese ist weit entstellter, als die Mittheilung des Pausanias. Wenn Cäsar **) es mit der Ziege vergleicht und ihm ein geflecktes Fell zuschreibt, so sollte man glauben, er habe entweder nur ein Elenkalb oder ein anderes Thier vor Augen gehabt; aber selbst dieses ist kaum wahrscheinlich, wenn man die Mährchen berücksichtigt, die er erzählt, daß nämlich die Elene keine Gelenke an den Füßen hätten, daß sie sich weder auf die Erde legen, noch aufstehen könnten, daß sie an Bäumen angelehnt schlafen müßten ꝛc., vielmehr sind die unzuverläßigsten Berichterstatter seine Auktorität gewesen. Von seinen Mittheilungen ist nur die wahr,

*) Pausanias Graeciae descriptio Edit. Siebelis. Vol. IV. Lib. IX. cap. XXI., desgleichen Vol. II. Lib. V. cap. XII.

**) Caesar de bello gallico. Lib. VI. cap. XXVII.

daß die Elche im Herzynischen Walde vorkommen. Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn Pelloutier behauptet, ein alces, wie ihn die Alten beschrieben, habe nie in der Welt existirt, oder wenn Benzelius erklärt, dieser alces der Alten sei wenigstens unser Elch nicht. Plinius *) gedenkt des in Rede stehenden Thieres ebenfalls. Es führt bei ihm den Namen machlis. Da hin und wieder auch achlis gelesen wird, so vermuthet Vossius, Plinius habe selbst so geschrieben, die Verstümmelung sei durch den Buchstaben m des unmittelbar vorhergehenden Wortes „narratam" entstanden, und achlis sei aus Elch gebildet, so daß Plinius unter verschiedenen Namen dasselbe Thier beschrieben hätte. Was er nämlich von achlis erzählt, das paßt alles vortrefflich auf alce. Die Verwandtschaft des Wortes alce, womit die Römer dieses Thier bezeichneten, mit Elch und Achel springt in die Augen, und es lachte schon Harduin über die zahlreichen Wortforscher, die es von dem Griechischen ἀλκή ableiteten. Auf ähnliche Weise wird auch bei Albertus Magnus für alce, alches gelesen, und so wie daher jetzt die Benennung des Thiers bei den slavischen und germanischen Völkern etwas variirt, so konnte auch damals schon das, was das eine Volk Elch aussprach, vom anderen in Echl oder Achel verändert worden sein. Den Mährchenschatz Cäsars vermehrt Plinius durch die fabelhafte Nachricht, das Elen könne seiner sehr großen Oberlippe halber nur rückwärts gehend weiden; selbst die eine Notiz ist nur halb wahr, daß der Norden die Elene (alce) erzeuge, der achlis aber nur in Skandinavien **) vorkomme. Solinus, nach Conrad Geßner der Affe des Plinius, verglich zuerst, obwohl irrig, das Elen mit dem Maulthier. Immer entstellter wird die Kunde unseres

*) Plinius. H. N. L. 8. C. 15.

**) Er sagt: Item natam in Scandinavia insula nec unquam visam in orbe.

Digitized by Google

vaterländischen Thieres, und statt der gründlichen Beobachtungen wissenschaftlicher Männer tritt die Sage hervor. Das Mittelalter trug wenig zur Vervollständigung der Kunde des Elens bei, da bei dem Aufblühen der Wissenschaften das Elen fast aus allen cultivirten Ländern des mittleren Europas verschwunden war. Albertus Magnus sagt angeblich, es sei dem Pferde ähnlich, aber höher, werde behufs des Reitens gezähmt und könne in einem Tage so viel Meilen zurücklegen, als das Pferd in drei Tagen *). Wahrscheinlich hat er das Elen mit dem Rennthier verwechselt, eine Verwechselung, die selbst noch im 17. Jahrhundert nach Hartknoch der Franzose Martiniere sich zu Schulden kommen ließ. Der Gothe Olaus Magnus **) bezeugt,

*) Ich finde in der Jammyschen Ausgabe der Werke des Albertus Magnus, die ich vor mir habe, im 22. Buche Tractat 2. Capitel 1. einen Artikel De equicervo, der vom Elch handelt. Albert sagt: Equicervus est duorum generum: quidam enim est, de quo plura diximus in praehabitis, quem nos lingua germana elent vocamus. Solinus autem dicit equicervum esse animal Orientis et Graeciae, *quod habet cornua mas* non femina, et jubas habet per *collum descendentes* usque post scapulas, et barbam habet *sub mento*, et soleas sicut equus et corpus ad cervi quantitatem.

Von dem equicervus unterscheidet unser Autor zwei andere Thiere. Ueber das eine handelt er in dem Artikel de alce, von dem andern in dem Artikel de alce; in diesem hebt er als charakteristisch heraus die Fabeln Cäsars, nämlich den Mangel der Kniegelenke, das Schlafen mittelst des Anlehnens an Bäumen und die ungemeine Schnelligkeit auf der Flucht, in jenem ist bloß die Aehnlichkeit mit dem Maulthier angedeutet und sein Weiden im Rückwärtsgehen als eigenthümlich bezeichnet. Daß das Elch zur Zeit Alberts des Großen 1193 (nach Andern 1205) bis 1280 in Deutschland noch gelebt habe, ist mit Zuverläßigkeit nicht zu bestimmen, aber nach der vorstehenden Beschreibung ist es im hohen Grade wahrscheinlich, daß er weder ein Elch mit eignen Augen gesehn, noch nach der Anschauung beschrieben habe.

**) Olaus Magnus Gothus de gentibus septentrionalibus. Romae 1555.

Digitized by Google

daß die Elene aus dem Norden stammen und durch Schnelligkeit sich besonders auszeichnen. Erasmus Stella *) sagt von ihnen, sie ständen zwischen den Pferden und Hirschen mitten inne, verlören jährlich ihr Geweih und seien aus Furchtsamkeit gesellig. Mit dem Aufblühen der Wissenschaften im Anfange des 16. Jahrhunderts fängt die Kunde unseres Thieres an sich ein wenig aufzuklären. Conrad Geßner beschränkt sich zwar zum Theil auf das, was vor ihm über dieses Thier geschrieben war, und leidet noch an manchen Irrthümern, besonders an dem Wahne, daß das Elen mit der Epilepsie behaftet sei, und daß es von Anfällen dieser Krankheit nicht eher frei werde, als bis es sich mit den Schalen der Hinterfüße hinter die Ohren kratze **), aber es zeigt sich doch ein besseres Streben. Bald nach Geßner liefert uns Wigand ***) eine Charakteristik des Elchs aus eigner richtiger Anschauung und Beobachtung, die alles bis auf seine Zeit Geleistete weit hinter sich zurückläßt.

Die damals im Schwange gehenden zahlreichen Irrthümer, in denen er auch den vortrefflichen Geßner befangen sah, bestimmten ihn vorzüglich das Ergebniß seiner Beobachtungen und sorgfältigen Erkundigungen niederzuschreiben. Es ist das Beste, was bis auf v. Wangenheims Abhandlung über das Elen vom

---

*) De origine Borussorum.

**) In seiner Historia animal. I. S. 158 heißt es in Beziehung auf sie: In Angermania, ducatu Europae maxime Septentrionali et confini Laponiae in praecipuis feris per sylvas, uros et bisontes venantur, quos patria lingua dicunt elg id est asinos sylvestres tantae proceritatis, ut summo dorso aequent mensuram hominis porrecti in brachia elata.

***) J. Wigandi Historia Alcis Borussici in den Actis Borussicis III. 610. Rosinus hat die physikalischen Schriften Wigands zu Jena 1590 herausgegeben.

Digitized by Google

Jahre 1795 *) erschienen ist. Die Preuß. Regierung hat wesentlich dazu beigetragen, die Naturgeschichte des Elchs zu fördern durch den Schutz, den sie dem Elchstande angedeihen ließ. Längst wären die Elene hier in Preußen ausgerottet, hätte sich die Regierung nicht ins Mittel geschlagen. Durch manche Umstände, besonders aber durch die Russen im 7jährigen Kriege, waren die Elche in Ostpreußen und Litthauen ungemein vermindert **), und sie schien ein ähnliches Schicksal als die Auer zu bedrohen, da schritt Friedrich Wilhelm II. beim Antritt seiner Regierung 1786 zur Zeit ein und wandte dasselbe ab; er erließ nämlich den

*) Naturgeschichte des Preußisch-Litthauischen Elch-, Elen- oder Elend-Thieres von F. A. J. v. Wangenheim. Mit einer nach der Natur entworfenen Abbildung. In den Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. Neue Schriften. Band 1.

**) Nachstehende Verfügung, die ich durch die große Güte des Herrn Professor Ritter Voigt dem Königl. Geh. Archiv verdanke, spricht dafür zur Genüge.

Friedrich, König in Preußen.

Liebe und Getreue. Nach Anzeige Unserer Oberforstmeister ist der Ellends-Wildpretts-Stand während dem Kriege durch öfteres Jagen und geschehene Lieferungen dergestalt geschwächt worden, daß zu besorgen steht, es werden nicht einstens die gewöhnlichen Marksknochen-Lieferungen zu Unserer Hoff-Küche bestritten werden können. Damit nun diesem Wildprett, sich einigermaaßen wieder zu vermehren, Zeit gelassen werde, so habt ihr die Adel. Einsaaßen eures Distrikts, welche mit dergleichen hohen Jagdten privilegiret sind, durch dienlahme Vorstellungen dahin zu bequemen, daß sie zu Ihrem selbsteignen Besten und zur Conservation Ihrer hohen Jagdten den Ellends-Stand bis Michaelis 1767 schonen mögen; als welches uns aus vorbesagter Ursache zum besonders gnädigsten Wohlgefallen gereichen wird.

Königsberg, den 13. Juli 1764.

v. Wallenrodt. v. Tettau. v. Braxein.

An alle Aemter, Justiz-Collegia und Erb-Aemter.

Befehl, daß dieses Wildpret 6 Jahre hindurch geschont und nicht einmal zur Hofküche etwas geliefert werden sollte. Da die zur hohen Jagd berechtigten Personen diese Zeit der Schonung ebenfalls einhielten, so hob sich der Elchstand dermaßen, daß gegenwärtig, selbst bei nachtheiliger Nutzung desselben, die Ausrottung nicht zu befürchten steht.

Dem Preußischen Oberforstmeister v. Wangenheim verdankt die Naturgeschichte des Elens sehr viel. Seine aus sichrer mehrjähriger Beobachtung hervorgegangene Monographie ist die Grundlage aller späteren besseren Beschreibungen geworden. Der ausgezeichnete Pallas lieferte ebenfalls einen trefflichen Beitrag über die Lebensweise und Verbreitung des Elchs in Nordasien in seiner zoographia rossico-asiatica. Schätzbar sind auch die Mittheilungen Nilssons in seiner Fauna. Das Werthvollste über das Nordamerikanische Elchthier liefern die Nordamerikanischen Faunen von Harlan und Richardson, und Hamilton Smith's Beiträge zu Griffith's Animal. Kingdom, der Leistungen Pennants in seiner Naturgeschichte der Polarländer nicht zu vergessen. Auch Wiegmann zeichnet sich durch seine ausführliche Darstellung unter den neueren Zoologen vortheilhaft aus. Ich meinerseits beabsichtige durch gegenwärtige Abhandlung das Sichere und Zuverlässige aus der Naturgeschichte dieses Thieres von dem Unsichern und Fabelhaften zu scheiden und einzelne Angaben früherer Autoren nach den Beobachtungen unserer kundigen Forstbeamten zu berichtigen und zu vervollständigen. Zugleich wünsche ich die wahre Kunde dieses heimischen Thieres in unserer Provinz zu verbreiten und zugleich die resp. Forstmänner, welche dasselbe in unsern Forsten zu beobachten Gelegenheit haben, aufzufordern, zur Ergänzung der Lücken in der Kenntniß unseres vaterländischen Thieres gefälligst mitzuwirken, damit ein treues Bild von seinem Leben und Haushalt in unserer Provinz, welche fortgesetzte Beobachtungen desselben begünstigt, entworfen

Digitized by Google

werden könne. Es sind nämlich noch so manche Parthieen in der Naturgeschichte des Elchs durch sorgfältige Beobachtung, welcher die große Schüchternheit in Verbindung mit der Seltenheit desselben so erschwerend entgegentritt, aufzuhellen.

Unser Thier führt verschiedene Namen. Am passendsten ist wohl der Name Elch, den auch v. Wangenheim allen übrigen vorzieht, weil es in vielen Ländern, wo es jetzt noch heimisch ist, so heißt. Den Namen Elend verwirft er durchaus, obwohl ganz mit Unrecht; er denkt nämlich hier an die Epilepsie, woran das Elen bisweilen leiden soll, und meint, diese Benennung rühre von einem Vorurtheile her. Wangenheim ist hier in einem Irrthume, denn das Elch kann mit demselben Rechte auch Elentthier oder Elent heißen, da der Name wahrscheinlich von dem alten deutschen Wort „Elent," welches wie das griechische ἀλκή, Stärke bedeutet, herstammt. In einer Bibelübersetzung aus dem dreizehnten Jahrhundert findet sich nämlich: der elendhafte (starke) Sampson und der elendhafte Degen Gedeon der Wyse. Auch Jonathan den Wygant machte die Gotteskraft kune und elendhaft. (Donndorf zoolog. Beiträge Thl. 1.) In den Schriften des 15. Jahrhunderts kommt gleichfalls der Name Elend zur Bezeichnung unseres Thieres vor. So sehen wir also die griechische und deutsche Benennung dasselbe bezeichnen, und dürfen es daher nicht sonderbar finden, daß dem ursprünglich celtischen Namen Elk in seiner griechischen Umwandlung gerade das Gegentheil widerfahren sei von dem, was dem slavischen Namen Jelen bei der Umwandlung in Elendthier widerfuhr, da wir nicht die Meinung theilen können, das melancholische Ansehen und die vermeintlichen epileptischen Leiden seien an der Benennung Elendthier Schuld gewesen. Noch weniger glücklich und völlig grundlos ist Bocks Conjectur, nach welcher der Name „Elend" von dem trockenen elenden Fleische, besonders der alten Thiere, sich her-

Digitized by Google

leiten lasse; auch soll, zufolge einer eben so unglücklichen Hypothese, die Stimme, die Bock mit der Stimme eines Menschen vergleicht, der im Wasser oder Schlamm versinken will, zu jener Benennung beigetragen haben. Wigand leitet den Namen vom Slavonischen Yelen oder Jelen, Hirsch, ab, und diesem correspondirt wohl die Form „Elen" am meisten, die aber als bloßer Gattungsname den übrigen Benennungen an Werth nachsteht. Im Litthauischen oder Lettischen heißt das Elk „Breedis," im Polnischen und Russischen „Lös," in Canada „Orignal," in den vereinigten Staaten von Nordamerika „Moose-Deer." Im nördlichen Asien hat es nach Pallas viele Namen. Fast alle Asiatischen Völkerschaften, in deren Ländern es vorkommt, geben ihm eigenthümliche Namen, bald seine Größe, bald seine Stärke, sein Schaufelgeweih, bald seine Läufe in der Bezeichnung besonders hervorhebend.

Die Abbildungen vom Elch anlangend, auf deren Naturtreue es hier mehr als bei einem andern Thiere ankommt, da dasselbe in Europa schon zu den seltenen gehört, und seine charakteristischen Eigenschaften sich nicht so leicht in Worten darstellen, als aus einem Bilde entnehmen lassen, so sind alle früheren bis auf die vom Conducteur Hügel gelieferte, schlecht, und haben nicht einmal die Hauptverhältnisse gehörig berücksichtiget, und auch diese letztere läßt noch so Manches zu wünschen übrig. Schon Klein klagte zu seiner Zeit, daß er „keine aufrichtige Abbildung" vom Elendhirsche habe erhalten können, hingegen habe er eine schöne Zeichnung von einem Elendthier 1755 an Herrn Ridinger nach Augsburg gesandt. In Pennants Arctic Zoology ist, nach Wiegmanns Bemerkung, die grelle Uebertreibung der Schnauze naturwidrig, und in den Abbildungen von F. Cuvier und Hamilton Smith ist die Schnauze weniger hervorgetreten, zumal diese das Moose-Deer darstellen. Mit den Abbildungen in den Arzenei-Thieren von Brandt und Ratzeburg und in der Fauna Prussica von Lorek kann man

im Ganzen zufrieden seln; Wiegmann liefert in seinen Abbildungen und Beschreibungen merkwürdiger Säugethiere zweite Lieferung ebenfalls eine Abbildung, weist aber selbst an ihr Fehler nach. Beim Abpausen ist nämlich der Kopf des stehenden Elchhirsches an den äußerst kurz jedoch stark hervortretenden Nasenbeinen in der Lithographie zu sehr verschmälert. Der geschickte hiesige Thiermaler, Herr Löschin, hat eine, die früheren in mancher Beziehung hinter sich zurücklassende, von Sachkennern mit Anerkennung aufgenommene Abbildung von einer Elchgruppe nach der Natur für unsere Kunstausstellung von 1836 geliefert, und so sehen wir mit Vergnügen, in dem Maaße, wie die Naturgeschichte des Elchs sich mehr und mehr läutert und die Schlacken der Unwahrheit und Sage ausscheidet, auch die bildliche Darstellung immer naturgetreuer werden und zur Harmonie mit dem Urbilde hinanstreben.

Um die dermalige und die frühere Verbreitung des Elchs kennen zu lernen, wird es gerathen sein, die Eigenthümlichkeiten seines jetzigen Aufenthaltortes aufzufassen. Nicht Gebirgswaldungen oder trockene und bruchlose Waldstrecken der Ebenen, wie sie der Edelhirsch gern hat, liebt das Elen, vielmehr ist es für wilde unwegsame Waldgegenden geschaffen. Die Wälder, in denen es haust, liegen in den Niederungen und sind wasserreich. Es dürfen ihnen Moore und Brüche nicht fehlen, denn hier gedeihen nicht nur Birken und Erlen, Saalweiden und Werftsträucher, die den Elchen zur Nahrung dienen, sondern sie lieben besonders in den heißen Tagen des Sommers den Aufenthalt in den Mooren, um der Plage ihnen lästiger Insekten zu entgehen. Solche moorreiche Waldungen sind obendrein schwer zugänglich, und das ist dem menschenscheuen Elch besonders erwünscht. So lange die Kultur in das Dickicht solcher Forsten nicht eindringt, wird das Elch sie nicht verlassen. Sobald aber die Moore seiner Standörter trocken gelegt und in Wiesen verwandelt werden, zieht es sich aus ihnen zurück, und

Digitized by Google

wendet sich solchen Waldungen zu, welche der Trockenlegung unfähige Brüche enthalten, zumal es weniger leicht als der Edelhirsch den Nachstellungen der Menschen zu entgehen vermag. Litthauen und der nördliche Theil des neuen Continents liefern hiezu zahlreiche Beläge. In dem Maaße, wie seit länger als einem halben Jahrhundert in Litthauen die Kultur reißende Fortschritte gemacht, und daselbst viele Moore trocken gelegt und bedeutende Waldstrecken ausgerodet worden, hat das Elch mehre Forsten, z. B. die Schneckensche, Schorellensche, Czulkinnensche ꝛc. Forst ganz verlassen, und der Elchstand dort überhaupt sich vermindert. In noch höherm Grade gilt dieses von dem neuen Continent. In Gegenden, die vor einem Jahrhundert noch reich an Elenen waren, werden sie gegenwärtig ganz vermißt. Hieraus kann man mit Sicherheit schließen, daß das Elch in früheren Jahrhunderten eine weit größere Verbreitung gehabt habe, und sich auch in allen Ländern gefunden, welche die natürliche Beschaffenheit seiner dermaligen Vorkommensbezirke besitzen. In dieser Beziehung zeigt sich manche Aehnlichkeit zwischen dem Elch und Auerochsen. So wie dessen früherhin weit größerer Verbreitungsbezirk, von ähnlicher Beschaffenheit, als der des Elen durch die unaufhaltsam vordringende Kultur immer mehr verkleinert worden und gegenwärtig auf einen einzigen Flächenraum von 22,67 Q. Meilen, nach v. Brinken nämlich auf der Bialowiczer Forst, beschränkt ist, so sehen wir es auch beim Elch, das für Europa vielleicht ebenfalls bald völlig verschwunden sein wird. Als aber Mitteleuropa einen Anblick darbot, wie ein großer Theil des heutigen Asiatischen Rußlands, oder wie der bei weitem größte Theil von Nordamerika, als über dieses Areal von Europa ungeheure moorreiche Waldungen, die nur hie und da von einzelnen Kulturstrecken durchzogen waren, sich ausdehnten, da hauste das Elen und der Auerochs in einem großen Theil von Mitteleuropa. Gallien und Germanien, wie sie

Digitized by Google

zu Cäsars Zeit beschaffen waren, eigneten sich vorzugsweise zum Aufenthalt dieser Thiere. Schon Pausanias nennt das Elch ein Celtisches Thier, und Cäsars Zeitalter sieht es in dem Dickicht des Hercynischen Waldes *), also im Herzen Deutschlands hausen. Gültige Zeugnisse für sein Vorkommen in den westlichen deutschen Gauen, liefert nicht nur das Nibelungenlied, in welchem der heldenmüthige Siegfried auf einer Jagd im Odenwalde 4 Ure, 1 Wisent und 1 Elch erlegt, sondern auch drei Kaiserl. Urkunden aus den Jahren 943, 1006 und 1025 beweisen, daß es noch in jenen Jahren Elche zwischen der Vecht und Ems in der Landschaft Drenthe gegeben habe **). Als aber in Folge der Kultur der Rheingegenden, die durch die Römische Eroberung im ersten Jahrhundert, dann durch das Christenthum im 4ten, und vorzüglich durch die Fränkische Eroberung und Bekehrung im 8. Jahrhundert begonnen, die Menschen sich hier mehrten und ansäßig wurden, da wird es dem Auer, Elk und Rennthier, die bisher hier geschaltet, zu enge, zu warm und zu heiter, und sie werden genöthigt, den neuen Kolonisten zu weichen, und müssen sich mehr gegen Osten und Norden drängen lassen, ja auch das Elch verliert sich endlich bei den Fortschritten der Kultur immer mehr in Deutschland, und ist endlich ganz ausgerottet worden.

Ein ähnliches Schicksal hatte es ebenfalls in Ungarn und Illyrien, welche Länder außer Preußen, Albert der Große zu seiner Zeit als Wohnort des Elchs anführt. In noch früherer Zeit hat es außer Frankreich

---

*) Hercynia sylva, allgemeine Benennung der waldigen Gebirgskette, die sich von der südwestlichen Gränze bis zur nord- und südöstlichen Gränze durch die Mitte Deutschlands zieht, nach Cäsar von den Quellen der Donau bis zu den Anartes, folglich der Schwarzwald und das ganze westlichere Hochland bis nach Dacien ꝛc. Volger vergleichende Darstellung der alten, mittleren und neueren Geographie.

**) Preuß. Prov.-Bl. Februar-Heft 1837 S. 99.

Digitized by Google

vielleicht auch in Italien und England gelebt, weil man daselbst noch fossile Ueberreste von ihm antrifft. Auch hier in Preußen hat es der immer weiter um sich greifenden Kultur halber manche Forsten, in denen es sonsten zahlreich war, ganz aufgegeben, so wie der Elchstand in den frühern Jahrhunderten in unsern Provinzen bei weitem größer und die Verbreitung allgemeiner war. Das Elch trug, wie ich schon ein andermal bemerkt habe, mit dem Auerochsen besonders dazu bei, Preußen in den Ruf eines auch durch seltene Thiere ausgezeichneten Landes zu bringen. Wir sehen dieses besonders aus den zahlreichen Gesuchen um Elche, welche von Königen, Fürsten und Herren an den Markgrafen Albrecht gelangten. Nur einige, die ich der Güte unseres gelehrten Geschichtsforschers, des Herrn Professor Voigt verdanke, will ich hier als eine Beilage mittheilen, da sie uns einzelne charakteristische Züge jener jagdlustigen Zeit vorführen, und den Beweis liefern, daß selbst schon im 16. Jahrhunderte Elche sowohl als Auer ziemlich spärlich über unsere vaterländischen Provinzen verbreitet waren *). Doch ich

*) Ottheinrich, Pfalzgraf v. Baiern, meldet dem Herzog von Preußen, daß die beiden jungen Elendthiere, die er ihm geschickt, auf der Reise gestorben, er daher den Hauptmann zu Pr. Eilau gebeten, ihm ein ander Paar zu besorgen.

„Dieweil wir dann dergleichen vich vnd thier ye gern ein par wolten, So haben wir E. L. Hauptmann zur Preuschen Eilaw, vnsern lieben besondern Fabian von Lehndorf aber vmb zway Junge man vnd weible geschrieben." (13. October 1533.)

Der Herzog v. Preußen entschuldigt sich beim Pfalzgrafen Ottheinrich, daß er ihm die verlangten wilden Thiere nicht schicken könne.

„Aber E. L. mogen vns in der wahrheit glauben, das wir nach berurten seltsamen stucken, als awer Ochsen, wilden pferden vnd elenden, vermog vnsers vorigen schreibens mit allem vleis trachten haben lassen, aber dieses jahr nit eins, auch nit mehr von elenden, dann ein

beschränke mich auf diese Andeutungen, um diejenigen Forsten namhaft zu machen, in denen das Elch sich hier zu Lande gegenwärtig findet. In der Nähe unserer Stadt ist es die Bludausche Forst, und schon das zu derselben gehörige Margensche Revier, 2 Meilen von Königsberg entfernt, giebt uns Gelegenheit, zu allen Jahreszeiten Elche zu beobachten. Zahlreicher als in der genannten Forst dürfte der Elchstand in der Ibenhorster Forst sein. Im Regierungsbezirk Gumbinnen findet sich auch in der Nähe von Angerburg

---

stuck, welches gestorben, dann es ein solch thier, das nit leicht aufzubringen, bekommen konnen." (16. Aug. 1538.)

Der Herzog v. Preußen schreibt dem Herzog Wilhelm von Baiern, daß er ihm die verlangten Thiere, nämlich ein Elend mit einer Elendkuh und einen Auerochsen und Auerkuh nicht schicken könne.

„wir mogen E. L. aber freuntlicher Meinung unangezeigt nicht lassen, das wir nach solchen awren vnd elenden vast vil getrachtet zum theil dieselben fur die hand bekommen vnd solche E. L. vettern vnserm cum titulo Pfalzgraf Othoheinrichen vf seiner L. beger zuschicken wollen so haben wir doch das gelück demselben vnsern gewogenen willen zu vollbringen noch zur zeit niemals bekommen mogen, denn sie allwege wider ehe es mit in so weith komen das man sie wegk schicken hette konnen, gestorben." (22. Januar 1541.)

Anna Sophia, Herzogin v. Meklenburg, geb. Markgräfin von Brandenburg, bittet den Herzog von Preußen um einige Hirsch-, Elend- und Auerkälber zur Vervollständigung ihrer Wildbahn.

„Derwegen so bitten wir fur vnser Person E. G. wollen aus väterlichem gutem willen hochgedachten vnsern geliepten Herrn vnd Gemahel mit etzlichen Hirschkelbern väterlich und freuntlich versehen ꝛc. Desgleichen bitten wir wo E. G. gegen die Zeit von Elendskelbern einige zu bekommen." (30. Juni 1563.)

Georg, Herzog zu Schlesien, bittet den Herzog von Preußen um ein Paar junge Elendthiere.

„Wir auch in erfahrung kommen das E. L. etzliche Junge Elendt hetten die sie an Kühen auferziehen lassen

im Skalischker Revier, ein, wenn gleich geringer, Elchstand. Außerdem aber haben sich, im Revier Gauleden bei Tapiau, im sogenannten Frisching, desgleichen im Revier Guttstadt, Ramuk bei Allenstein, Taberbrück bei Osterode, Fritzen bei Königsberg, Sacklowa bei Bischofsburg ꝛc., auch im Revier Nemonin, im Regierungsbezirk Königsberg, Elchstände gebildet, und es ist anzunehmen, daß in den Königl. Forsten der Regierungsbezirke Königsberg und Gumbinnen der gegenwärtige Bestand etwa 450 Stück Elche beträgt, die sorgsam geschont werden *).

---

darzu wir dann sonderliche Neigung haben, Mit ganz freuntlicher bit, E. L. wollen vns mit etlichen derselben Elendt freundlich vorsehen." (16. Septbr. 1578.)

Georg, Herzog zu Schlesien, bittet den Herzog von Preußen um zwei junge Elendthiere.

„Wir haben E. L. auch vorgangener Zeit vmb zwene junge Elendt geschrieben, darauf auch gute vortrostung bekommen vnd ist noch vnser ganz freuntliche bit E. L. wollen sich soviel möglich hierin gegen vns freuntlich vnd gutwillig erzeigen." (27. Juni 1582.)

Wolfgang Graf v. Eberstein bittet den Herzog von Preußen um ein Paar Elendthiere.

„vnd bey E. F. G. zu erbitten mir aus sonderlichen Gnaden mit ein pahr Elende in berurten Garten gnediglichen verehren wollten." (18. Juli 1582.)

Ottheinrich, Pfalzgraf v. Baiern, bittet den Herzog von Preußen um mehre seltsame Thiere, als einen Auerochsen, zwei Elendthiere, wilde Pferde, Falken ꝛc.

„Dieweil wir dann zu seltzamen Dingen ye ein sonderlich lust, begierd vnd naigung tragen, auch E. L. hie nur von Cracaw vnd hie aus vmb mer Thier vnd gattungen, dann Sy inn Irem schreiben anzaigt, Nehmlich ein Awerochsen, ain Kue, ain wildt Roß ein Stueten ein paar lebendige Ellend vnd Falken, geschrieben so ist nochmals vnser schwagerlichs vnd freuntlichs bit" ꝛc. (15. März 1538.)

*) Vorstehende Angaben beruhen auf einer höchst gefälligen Mittheilung des Königl. Oberlandforstmeisters Herrn v. Burgsdorf. Mit ungemeiner Liberalität war

Zu Bocks Zeiten fanden sich Elche noch in Westpreußen, jetzt aber scheinen sie nur selten dort hinüber zu treten *). Außer Ostpreußen findet es sich im östlichen Theil der Baltischen Niederung, in Curland und in Liefland, in Polen aber soll es nach v. Brinken ganz ausgerottet sein. Finnland und einzelne Provinzen von Schweden und Norwegen haben ebenfalls noch einen Elchstand. Nilsson nennt als seine Standörter Herjedalen und Dalecarlien in Schweden, Osterdalen und Hedemarken in Norwegen. In Gothland und Schonen ist es völlig ausgerottet, wahrscheinlich in Folge des Westgothischen Gesetzbuches, laut welchem es als schädliches Thier dem erlegenden Jäger zufiel. Unsere Zeitungen meldeten uns (10. April 1836), daß von Stockholm aus, jetzt ein wahrer Vertilgungskrieg gegen die Elene geführt werde; denn gerade zu der Zeit, wo die Elene trächtig zu sein pflegen, werden große Jagden darauf veranstaltet, und die Bauern erlegen die schönen Thiere, wo sie dieselben finden. Sollte diese Nachricht sich bestätigen, so wird das Elch in Schweden bald spurlos verschwinden. Auch im Europäischen Rußland hat sich der Elchstand sehr vermindert. Zu Pallas Zeiten scheint das Elch vom weißen Meere bis zum Kaukasus, namentlich in Weiß-Rußland, Nowgorod, Kiew ꝛc., auf beiden Seiten der Wolga und Liefland in beträchtlicher Menge verbreitet gewesen zu sein. Wahrscheinlich hat zu seiner Verminderung sehr viel beigetragen, daß man seit Paul 1., wo man die Haut zu Beinkleidern für die schwere

---

derselbe darauf bedacht, den Verkehr zwischen den Königl. Forstbeamten seines großen Bezirks und mir gefälligst einzuleiten und jenem mit hoher Güte Vorschub zu thun. Dieses mit dem ergebensten Danke öffentlich auszusprechen, ist mir dringendes Bedürfniß, und möge dadurch geneigtest entschuldiget werden.

*) Lenz führt in seiner Naturgeschichte ein in der Gegend von Marienwerder bei Rosenberg vor mehren Jahren geschossenes Elch an.

Digitized by Google

Kavallerie benutzte, den Elchen gewaltig nachstellte. Der Verbreitungsbezirk des Elchs geht in Europa über den nördlichen Polarkreis (66½°), wo der Baumwuchs aufhört, nicht hinaus. Nicht sowohl die Kälte und hohe Schneelage, welche sie, wie v. Wangenheim meint, in dem Hervorsuchen ihrer Hauptnahrung, des Werftstrauches, verhindern sollen, sind die Ursache davon, da sie einen hohen Grad von Kälte ohne allen Nachtheil ertragen können, und die jungen Triebe der Kiefern im Winter sie hinreichend zu nähren im Stande sind, sondern vielmehr der Mangel des Baumwuchses. Nach Süden zu überschreiten sie in Ostpreußen schwerlich den 53sten Grad, in Rußland aber gehen sie südlicher, ohne daß die Grenze ihrer Verbreitung sich genau angeben läßt. In Asien ist die Verbreitung des Elchs aus natürlichen Gründen weit weniger beeinträchtigt worden, und war in früherer Zeit eine sehr beträchtliche, ist es auch wohl wahrscheinlich noch gegenwärtig. Ein unverwerfliches Zeugniß für jene ist Büschings Angabe, daß zu seiner Zeit auf dem Jahrmarkt in Archangel jährlich 5000 Stück Elendshäute, die aus Sibirien kämen, zusammengebracht würden. Nur das Aufhören des Baumwuchses setzt auch hier ihrer Verbreitung im Norden Schranken, namentlich durch Sibirien, wo sie bis zur Lena vorkommen. Natürlich werden sie in den öden Sibirischen Tundras, wie im Lande der Tschutkschen und auch in Kamschatka vermißt. Nach Süden reicht die Verbreitung nicht nur bis zum Altai-, Baikal- und Saganskischen Gebirge, sondern bis in die Mongolei, Tartarei und Tungusien, und zieht sich an der Küste des großen Oceans bis zum Penschinskischen Meerbusen. In den Landstrichen des neuen Continents, welche klimatisch und der Pflanzendecke nach mit den in Rede gestandenen Ländern des alten Continents im Ganzen übereinstimmen, findet sich das Elch ebenfalls, jedoch geht seine Verbreitung auf der Ostseite hier weiter nach Süden, weil das neue Continent unter gleichen Graden der Breite kälter ist als

das

das alkez auch sehen wir das Elch aus demselben Grunde im westlichen Theil von Nordamerika höher hinauf gehn als im östlichen. Dort dringt es bis zum 69° am Gestade des Eismeeres vor, wo des Makenzie wärmere, aus südlichen Breiten strömende, Fluthen früher die Eisdecke sprengen, und wo die Ufer seines Mündungsnetzes mit vielem Weidengebüsch geziert sind, während sein Vordringen im Nordosten, klimatischer Hindernisse halber, nur bis zum 65° reicht. Früher ging das Elch bis zum Ohio hinunter, ohngefähr bis zum 39°, jetzt sucht man es hier aber, so wie in Maine, Neuyork, auf Cap Breton vergebens, wo es noch vor 100 Jahren Elene gab. Schon vor länger als einem Jahrhundert hatte die schrankenlose Jagd in Niedercanada sie beinahe gänzlich ausgerottet, und Charlevoix erhob darüber zu seiner Zeit mit Recht Klagen. Vielleicht ist im Laufe einiger Jahrhunderte sein Verbreitungsbezirk hier mehr beschränkt worden, als im alten Continent; denn heut zu Tage treffen wir es nur noch in Neubraunschweig, in der Umgegend der Fundy-Bay, jenseits der großen Seen in Obercanada und von den Ländern der Hudsonsbai bis zu den Rokky-Mountains (Felsengebirge) in den Waldstrichen der Furt-Country bis zu deren nördlichster Grenze. Im Nordosten setzen die von Espen und Weiden entblößten barren-grounds *), welche ihm die nöthigen Mittel zur Subsistenz versagen, seiner Verbreitung Schranken, im Westen dagegen dringt es bis zum Gestade des Eismeeres vor.

*) Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in Nordamerika nicht dürre, sondern nur waldlose, oder spärlich bewaldete Landstrecken. Wenn man, beim Heraustreten aus den Urwäldern Nordamerikas auf die endlosen Prairien, hier, nur in kleinen Gruppen zerstreut, Holzwuchs bemerkte, so schrieb man dieses fälschlich der Unfruchtbarkeit des Bodens zu, was doch nur Wirkung des angezündeten Prairiegrases war, und nannte solche Striche „barren-grounds."

Das Elch gehört zu dem Hirschgeschlecht, und ist unter den heimischen Arten am größten. Ehemals ließ man dasselbe unter den ausländischen Arten nur von der Giraffe an Größe übertroffen werden, aber dieses, einem wandelnden Thurm vergleichbare, im mittleren und südlichen Afrika lebende Thier ist keine Hirschart, obwohl man es damals glaubte, sondern gehört vielmehr zu einer besondern Abtheilung der Wiederkäuer, nämlich zu den Ungehörnten, da es keine Geweihe, vielmehr blos Stirnzapfen, die mit Haut überzogen sind, besitzt, und ist demnach zu dieser Vergleichung unpassend. Das Elch steht in einem gewissen Contraste zum Edelhirsch, nicht bloß in Hinsicht seines Baues, sondern auch seines Aufenthaltsortes. In dem Maaße, wie Ebenmaaß der Glieder und Schlankheit den Edelhirsch auszeichnen, fällt das Elch durch eine gewisse Plumpheit auf, und erinnert durch seinen Bau, so wie durch seine ducknackige Haltung an die durch Maaßenproduktion sich auszeichnenden Thiere der Urwelt. In der Schnelligkeit aber dürfte es dem Edelhirsch nicht so sehr nachstehen, am allerwenigsten einen Gegensatz zu demselben bilden. Wangenheim hat wohl nicht Unrecht, wenn er meint, der Edelhirsch verhalte sich ungefähr so zum Elen, wie das Pferd zum Esel. Vorzüglich unterscheidend ist die sonderbare Bildung des Schädels, die breite, behaarte, ober- und unterwärts ungleich lange, knorpliche Schnauze, so wie das mit zahlreichen Zinken versehene Schaufelgeweih des Hirsches, die langen schlotternden Ohren, der kurze muskelreiche Hals, der ebenfalls kurze, zumal nach vorne breite Leib, der am Vordertheil den Hintertheil an Höhe übertreffende Rücken, die hohen aber weniger schlanken Läufte, der Mangel der Eckzähne ꝛc. Was das Contrastirende im Aufenthaltsorte betrifft, so liebt der Edelhirsch trockne, hoch gelegene, an ihren Rändern Getreidefelder einschließende Waldungen, und wird eben so wenig durch Menschen, wenn es nicht ihm nachstellende Jäger sind, als durch Viehheerden so sehr

Digitized by Google

beunruhigt, während das Elch niedrig gelegene, nasse, brüchige Waldungen liebt, und durch Menschen und Heerden leicht beunruhigt, ja wohl zum Verlassen seiner Stationen veranlaßt wird.

Nach den Beschreibungen und der Angabe der Größenverhältnisse aus früherer Zeit sollte man glauben, daß das Amerikanische Elch, das Moosdeer *) der Anglo-Amerikaner oder der Orignal der Französischen Ansiedler Canadas, wenn auch nicht eine verschiedene Art, doch eine durch die Natur wohl begründete Varietät wäre; gleichwohl sind an dieser frühern Annahme wahrscheinlich nur die mangelhaften Angaben der Größenverhältnisse und sonstige Uebertreibungen Schuld. Schon v. Wangenheim hat bei seinem mehrjährigen Aufenthalte in Nordamerika, theils aus den Häuten, theils aus den in den Handel gekommenen geräucherten Keulen die Ueberzeugung gewonnen, daß nur eine unbedeutende Differenz zwischen dem Preußischen und Nordamerikanischen Elch obwalte, und Jäger aus Neuschottland bestärkten ihn in dieser Vermuthung. Wahrscheinlich haben Reisende, die dem dortigen Elch eine Höhe von 10—12 Fuß beilegen, nicht von der Spitze der Vorderschalen bis zum Halsknochen, sondern diesen mit bis zur Ohrenspitze gemessen, und da mochten sie wohl bei starken Hirschen eine solche Höhe herausbekommen haben. Eine gute Aesung, die auf dem neuen Continent unfehlbar häufiger ist, als gegenwärtig hier zu Lande, erklärt uns ja genügend diese Abweichung in der Größe des Körpers, und wir haben ja auch noch in unserer Provinz Gelegenheit, hin und wieder starke Hirsche mit kolossalem Geweih zu sehen und zu bewundern. Im Allgemeinen aber darf wohl angenommen werden, daß die vortreffliche Aesung und die geringere Störung dort noch

*) Moosbeere von Musu, welches in der Sprache der Algonkins das Elend bezeichnet. Bei den Cree-Indianern soll die Benennung „Moosoa" üblich sein.

immer vortheilhaft auf den Elchstand einwirken müsse. Das Geweih des Nordamerikanischen Elchs erreicht nach Smith eine Schwere von 50 Pfund, nach Hearne von 60 Pfund. Das größte derartige Geweih, welches Pennant im Hause der Hudsonsbay-Compagnie zu sehen Gelegenheit hatte, wog 75 Pfd., und war 32″ lang und 13½″ breit, während Wangenheim in Litthauen nicht schwerere als von 36 Pfd. sah. Nicht die Stärke und das Gewicht allein unterscheiden beide Geweihe, es hat sich noch ein anderes wichtiges Merkmal durch die Beobachtung herausgestellt. Während nämlich das Europäische Geweih zu ungetheilten zackigen Schaufeln sich gestaltet, trennt sich am Amerikanischen in der Regel der vordere Theil in ein oder mehre Enden ab, die eine entfernte Aehnlichkeit mit Augensprossen zu haben scheinen. Hamilton Smith, der zuerst auf diese Verschiedenheit die Aufmerksamkeit der Naturforscher leitete, hat zu Vol. 4. von Griffith's anim. kingd. eine Abbildung vom Canadischen Schaufler gegeben, welche diese eigenthümliche Bildung gut darstellt. An dem schwächern Geweih, welches Cuvier in seinen Ossements fossiles (IV. Taf. 4. Fig. 26.) abgebildet hat, ist dieselbe Form bemerkbar. Die Bestimmung, ob diese Geweihbildung dem Elch des alten Continents ganz fremde sei, ist gewiß sehr schwierig. Ueberhaupt scheint sich die Differenz zwischen den beiden Elchen auf diese Verschiedenheit der Geweihbildung zu beschränken, übrigens aber in Ansehung der Größe, der Dimensionsverhältnisse, der Farbe ꝛc. der dortigen und unsrigen, keine Verschiedenheit obzuwalten. In der Angabe einzelner Theile zeigen sich bei den Schriftstellern kleine Differenzen. So giebt Harlan die Länge des Schwanzes beim Moosdeer 1″ 6‴ an, aber schwerlich richtig, denn Smith redet von 4″ Länge. Die lichtrothbraune Färbung der Mähne, welche F. Cuvier bei seinem jungen Canadischen Elche darstellt, und deren auch Pennant gedenkt, dürfte individuell sein, da Harlan sie

dunkler nennt, und Hamilton Smith solch auffallender Färbung nirgend Erwähnung thut.

Was die Größe des Elchs betrifft, so sind die Angaben in früherer Zeit oft übertrieben worden. Ich will nur erwähnen, daß Pantoppidan das Elch als ein Thier von so hohen Beinen charakterisirt, daß ein Kerl ganz aufrecht unter seinem Leibe stehen könne. v. Wangenheim hat solchen thörichten Uebertreibungen durch genaue Messung von Litthauischen Elch-Hirschen und Elch-Thieren ein Ende gemacht. Nach ihm ist ein ausgewachsener Elch-Hirsch vorn 6′ 2″, von der Spitze der Schale bis zum Halsknochen gemessen, und, mit Einschluß der aufwärts stehenden 7″ hohen Mähne, 6′ 9″ hoch. Nach hinten zu, von der Spitze der Schalen bis zur Mitte des Zimmers, beträgt die Höhe nur 6′. Die Länge von der Mitte der Brust über die Rippen bis zur Spitze des Schwanzes oder der Blume mißt 6′ 3″ 6‴. Der Hals hat eine Länge von 1′ 11″ 3‴. Die Längen-Dimension des Kopfes bis an das Genick über die Stirn gemessen, beträgt 2′ 6″. Die Breite der Brust endlich 1′ 4″ 6‴. Diese Dimensions-Verhältnisse differiren natürlich mit denen, die das vierjährige Exemplar unseres Museums darbietet. Wir lassen hier eine vergleichende Zusammenstellung folgen:

Ausgewachsener Hirsch nach v. Wangenheim.	Hirsch unseres Museums.
Länge des Kopfes bis zum Genick . 2′ 6″	2′ 2″
Breite der Stirn zwischen den Augen 10″	8″
Länge der Ohren (innen) . . . . . 10″	9″
Länge des Halses bis zum Genick 1′ 11″ 3‴	1′ 6″
Vorderhöhe . . . . . 6′ 2″	5′ 3″
Hinterhöhe . . . . . 6′	4′ 11″
Ganze Länge von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel . . . 7′ — 3‴	6′
Länge des Schwanzes ohne Haar . 3″ 6‴	2″ 6‴
Länge des häutigen Beutels mit herabhängenden Haaren . . . . . 1′ 1″	11″
Die Schnauze ragt über den Unterkiefer vor . . . . . 3″	2″

Digitized by Google

Aus diesen Angaben ergiebt sich eine höchst auffallende Gestalt: das Elch ist nicht nur vorn höher als hinten und erinnert hierdurch an die Giraffe, bei welcher dieses Mißverhältniß noch stärker hervortritt, sondern seine Länge steht auch der Höhe nach. Dieses höchst wichtige Verhältniß ist selbst von den neuern Zoologen nicht beachtet worden. Kaup legt dem Elch eine Länge von 7—8 und eine Höhe von 6′ bei, ohne zu bemerken, ob er Hals und Kopf bis zur Schnauze zur Länge mitgerechnet hat. Seine Abbildung entspricht auch nicht den natürlichen Verhältnissen.

Nach diesen kurzen Umrissen und nach Angabe der Hauptverhältnisse wollen wir zuförderst in das Detail der Beschreibung eingehn und das Elch nach seinen Haupttheilen und nach seinen wichtigsten Beziehungen aufzufassen suchen.

Der Kopf, der dem Elen ein so unförmliches Ansehen giebt, ist unverhältnißmäßig lang. Des Schädels eigne Wucht und des Geweihes Schwere ziehen ihn abwärts, und hierdurch bekommt das Elch das ducknackige Ansehen. Die auffallende Bildung des Kopfes, besonders durch das Maul und die Ohren, hat zuerst Solinus auf die Vergleichung des Elchs mit dem Maulthier geführt, und spätere Schriftsteller haben diese Vergleichung wiederholt. Die Aehnlichkeit ist aber nur eine sehr entfernte, da sie sich bloß auf eine gewisse Uebereinstimmung weniger Theile gründet. Es sind vorzüglich die schlotternden Ohren, welche wegen der Schmalheit des Hinterkopfes sich einander nähern, und in Verbindung mit der höchst sonderbaren Bildung der pferdeähnlichen Schnauze diese entfernte Aehnlichkeit motiviren. Von den äußerst kurzen, jedoch stark vortretenden Nasenbeinen bildet die knorpliche Nase mit der über den Unterkiefer weit hervorragenden, in der Mitte mit einer sehr tiefen Längsfurche versehenen Oberlippe, die stark aufgetriebene bewegliche Schnauze, deren breites, fast vierkantiges Ende zwischen den langgeschlitzten, gewundenen, vorn weiter als hinten geöff-

Digitized by Google

neten Nüstern bis auf einen kleinen dreieckigen Fleck mit kurzen, ziemlich steifen Haaren besetzt ist.

Im Unterkiefer eines vor mir liegenden Schädels vom Elch-Thier zählte ich 8 starke, meißelförmige Schneidezähne, deren äußerste etwas schief stehen. Sie passen genau in die Kerben eines im Oberkiefer befindlichen Fleischwulstes. Die Eckzähne fehlen, nicht minder die Schneidezähne im Oberkiefer. In jedem Kiefer auf jeder Seite stehen 6 schmelzfaltige, höckrige, starke Backenzähne, deren vorderster am kleinsten, der hinterste am größten ist. Der Mangel der Eckzähne, so wie die sehr kleinen Thränengruben unterscheiden das Elch wesentlich vom Edelhirsch. Der Mundwinkel und die Wangen sind auf der Innenfläche behaart. Der Zunge fehlen die hornigen Warzen.

Den Elchhirsch ziert als Auszeichnung vor dem Thier wie den Edelhirsch, ein Geweih. Die Geweihstangen beginnen von den Rosenstöcken, die auf der Stirn gleich über den Augen und noch vor den Ohren als Fortsätze hinaustreten, richten sich seitwärts und sanft nach unten zu, und erheben sich dann ohne Augensprossen und Eissprossen weitbauchig hinterwärts und breiten sich dem Alter nach, mit weniger oder mehr zackigen Enden besetzt, in Schaufelform aus, an welcher eine nach außen und etwas nach hinten gewendete convexe und eine nach vorn und etwas nach innen gewendete concave Fläche sich unterscheiden läßt. Auf dem flachen Theil sind adrig-ästige Furchen erkennbar, in denen die Bildungsgefäße des früher weichen Geweihes ihren Verlauf hatten. Ihre Enden müssen demnach viel weiter auseinanderstehen, als beim Rothhirsch. Bei einem starken Elchhirsche von 16 Enden betrug der Abstand der beiden äußersten Enden des 27 Pfund 12 Loth schweren Geweihes 2′ 9″. Wiewohl ein solches Geweih als ein starkes anzusehen ist, so giebt es doch auch gegenwärtig noch in unserer Provinz hin und wieder Geweihe, die 30 und einige Pfund schwer sein können. Die Stangen zeichnen sich,

Digitized by Google

wenn sie vereckt und gefegt sind, durch größere Festigkeit und Schwere, als bei den übrigen Hirscharten aus, und es ist daher begreiflich, daß ein Paar Elchhirschstangen ein bedeutendes Gewicht haben. Ihre Farbe ist nicht immer dieselbe; einige sind hell-, andere ganz dunkelbraun. Der Abstand der Rosenstöcke von einander und die Breite der Stirn zwischen denselben beträgt bei einem starken Hirsche 8″ 3‴.

Die stark hervortretenden Augenhöhlen, aus welchen das verhältnißmäßig kleine matte Auge mit wagrechter Pupille und schwarzbrauner Iris kaum merklich hervorblickt, geben der Stirn vorn eine bedeutende Breite, während sie nach hinten schmäler werdend, sich zwischen dem Geweih in einen merklichen Buckel erhebt. Die Winkel erscheinen länglich und bogig gespalten, und die Thränengruben sind nicht von Bedeutung. In diesen kleinen Gruben erzeugt sich im Verlauf der Jahre eine schmalzartige Substanz, die mit der Zeit verhärtet. Sie wird im Ganzen so selten gefunden, daß von ihr eben so wenig zu sagen ist, als von den angeblich wunderthätigen Herzknochen; diese sind nichts anderes als eine Verknöcherung der Arterien, welche Anomalie bei ganz alten Thieren vorkommt. Sonst spielte der Herzknochen eine sehr wichtige Rolle in allen Krankheiten, in welchen man das Hirschbein oder Hirschkreuz verordnete, und man verlieh ihm eine sehr große Kraft. Das Elch äugt gut, aber das Auge steht an Schärfe dem Gehör nach. Die Länge der schlotternden, eirund länglich zugespitzten Eselsohren, welche das Elch seitwärts hängen läßt, ist beträchtlich. Das Gehör ist von den Sinnen der schärfste und ausgezeichnet. Das geringste Geräusch wird durch dasselbe vernommen, und hierdurch entzieht sich das Elch hauptsächlich den Nachstellungen seines gefährlichsten Feindes, des Menschen. Das Geruchsorgan soll angeblich gegen den Sinn des Gehörs sehr zurückstehn. Der großen und weiten Nasenlöcher ungeachtet wittert, wie v. Wangenheim glaubt, das Elch schlecht, und

Digitized by Google

der Jäger kann, bei der nöthigen Vorsicht und verdeckt, ihm sehr nahe kommen. Wir werden später sehen, daß diese Annahme nicht sicher begründet ist, und manches im Gegentheil für ein gutes Witterungsvermögen zu sprechen scheint.

Der Hals ist dick, mit starken Muskeln versehen und kürzer als der Kopf. Behufs des Tragens des großen Kopfes und Geweihes zeichnen sich die Halsmuskeln durch bedeutende Stärke aus. Da ihm die Kürze des Halses das Fressen vom Boden erschwert, so wird es schon hierdurch bestimmt, den Genuß der jungen nicht verholzten Triebe, so wie der Knospen und Rinden verschiedener Bäume vorzuziehn. An der Drossel oder Gurgel hat der Elchhirsch vom dritten Jahre ab einen kegelförmigen, zugespitzten Beutel von ziemlicher Länge, woran 6″ lange Haare sitzen. Bei den Thieren findet man ebenfalls zuweilen Spuren davon. Außerdem bilden über den Schulterblättern bis zur Mitte des obern Halses 7″ und 6‴ lange Haare eine Art von Schopf oder Mähne. Wenn der Hirsch brunftet, kämpft oder böse ist, sträubt er diese Mähne und die Haare des vorhin erwähnten Beutels, und bekommt dadurch ein wildes Ansehn.

Der Rücken ist am Vordertheil höher als am Hintertheil, das Widerrüst ist hoch; auch zeichnen sich die Brust durch Breite und die Flanken durch weitbauchige Auftreibung aus, wodurch sie mit der verhältnißmäßigen Schwäche der niedrigen Kruppe contrastiren. Der sonderbarer Weise kurze, feiste Rumpf hat besonders vorn eine merkliche Dicke, und sticht gegen die Höhe der Läuften ungemein ab. Der Schwanz ist nur kurz. Die Brüste liegen in den Weichen und haben 4 Zitzen. Den Hoden dient ein langbehaarter Sack zum Behälter; sie zeichnen sich eben so wenig als die Ruthe durch Stärke aus.

Die hirschartigen nervigen Schenkel, deren vordere länger sind als die hinteren, wenn gleich weniger schlank als beim Edelhirsch, zeichnen sich durch Höhe auffallend

Digitized by Google

aus, und befähigen durch ihre Elasticität das Elch zu einem starken Trabe, den man Trollen nennt. Wiewohl das Elch wegen seiner verhältnißmäßig hohen Läufte und wegen der ungleichen Höhe des Vorder- und Hinterkörpers nicht in solch schnellem Lauf dahin eilen und solche Sätze thun kann, wie der Edelhirsch, so ist es doch schnell genug, um sich den Nachstellungen zu entziehn, und scheint besonders einer großen Ausdauer im Laufe fähig zu sein. Da es mit den Vorderläuften weit ausgreift und mit den Hinterläuften nachschiebt, so kommt es fast eben so geschwind vorwärts, als der Edelhirsch, wenn er flüchtig ist und gesprengt wird. Wiewohl die Bewegung des Elchs nur ein Traben ist, so hält es doch lange aus. Richardson erzählt nämlich, daß 3 jagende Indianer in Nordamerika einem Elch Tage lang nach seiner zuletzt blutigen Fährte folgten, ohne dasselbe ansichtig zu werden, bis es endlich einem von ihnen gelang, es zu tödten, nachdem er ihm noch zwei Tage nachgesetzt hatte.

Aber nicht bloß gute Traber, sondern auch vortreffliche Schwimmer, gleich den Edelhirschen, sind die Elche. Auf der Flucht sieht man sie sich nicht selten durch ihre Schwimmkunst retten, indem sie die größten Flüsse und andere breite Gewässer zum Erstaunen glücklich durchschwimmen. Helwing sah sie häufig nach dem auf dem Angerburgschen See befindlichen Prystangschen Werder hinüberschwimmen; auch sollen sie nach Bock sogar über das 1—2 Meilen breite Frische Haff, aus der Fischhausenschen Heide, nach der Seite von Brandenburg übergesetzt sein. Mit Leichtigkeit setzen sie über den Memelstrom. Vor ein Paar Jahren war sogar ein wahrscheinlich versprengtes Elchkalb aus dem Margenschen Revier durch den Pregel geschwommen, und wurde auf den Pregelwiesen unseres Nassengartens von Bewohnern desselben eingefangen, erwürgte sich aber selbst an dem Tau, mit welchem man dasselbe im Stalle festgebunden hatte. Jedoch übt das Elch die Kunst des Schwimmens nicht nur

im Nothfall, sondern macht auch zum Vergnügen und der Gesundheitspflege halber davon Gebrauch, vorzüglich in der warmen Jahreszeit, wo es ihm großes Behagen gewährt, sich bis an den Kopf ins Wasser zu senken.

Sein schnelles leichtes Fortkommen auf dem schwammigen und wässrigen Boden unserer Moore scheint nicht blos durch die Elasticität seiner Schenkel, sondern auch durch die Beschaffenheit seiner Schalen bedingt zu sein. Die Klauen sind nämlich groß, tiefgespalten und an der Spitze mit dreieckigen braunschwarzen Hufen oder Schalen versehen. Die Afterklauen sind schmaler, kürzer, weniger auswärts stehend und näher am Ballen, als beim Edelhirsch. Gewöhnlich glaubt man, daß die Afterklauen im Lauf den Ballen berühren, wodurch, wie beim Rennthier, ein eigenthümliches Geklapper, das sogenannte Schellen entsteht. Ohne hier ausführlich auf die ganz irrigen Herleitungen des Schellens eingehen zu wollen, erinnere ich nur, daß Gilbert diesen Ton von der geringen Menge Gelenkschmiere herleitete, wodurch eine *stärkere, hörbare Friction* des Fußes entstehe, und daß *Hamilton Smith* dasselbe dem Knacken der Gelenke zuschreibt. Mit der fast durchgängig angenommenen, so eben erwähnten Erklärung sind indeß nicht alle praktischen Forstbeamten, die das Elch zu beobachten Gelegenheit haben, einverstanden. Herr Hegemeister Krause, ein verständiger Mann und guter Beobachter, ist der Meinung, das Klappern höre man nur bei starkem Trabe, wobei das Elch den Huf stark austritt und schnell wieder in die Höhe zieht, und meint, das Schellen rühre davon her, daß die Schalen, die bei solchem Auftreten sich etwa 1″ von einander entfernen, beim schnellen Erheben des Fußes an einander schlagen. Mir scheint diese Erklärung genügender als die gewöhnliche, zumal das Geäfter noch ziemlich entfernt vom Ballen ist und seine Steifheit das Anschlagen erschweren muß, in jedem Fall aber erheischt die Sache eine weitere,

Digitized by Google

genauere Beobachtung, wozu ich hiermit die Königl. Forstbeamten freundlichst aufgefordert haben möchte.

Das Fell des Elchs ist ungemein dick, und die dunkle Farbe seines Körperhaares steigert noch den melancholischen, mit der düstern heimathlichen Kieferwaldung harmonirenden, Eindruck, den seine gesammten Formverhältnisse erzeugen. Auch das Elch hat zweierlei Haar. Das Woll- oder Unterhaar ist kurz, fein und braungrau, das Contur- oder Oberhaar dagegen starr, dick, etwas gedreht, theils ganz schwarzbraun oder gelblich braun, theils graubraun mit schwarzen Spitzen, theils graulich weiß nach den Spitzen braun. Das vor mir liegende graulich weiße oder gefleckte Winterhaar, das ich im Frühjahr 1836 in der Capornschen Heide sammelte, ist so brüchig, daß es bei der geringsten Biegung bricht. Die Färbung richtet sich nach den Jahreszeiten und fällt darnach verschieden aus. Auffallend ist es indeß, daß von diesem Farbenwechsel die hohen Läufte ausgeschlossen sind, welche vom Blatt und von der Keule bis zur Schale eine aschgraue ins gelblichweiße fallende Farbe haben.

Nach v. Wangenheim ist vom Ende Juni bis nach der Brunftzeit im September der Kopf mit kurzen Haaren, die auf der Stirn kleine Wirbel bilden, besetzt, das Maul dagegen bis über die Nasenlöcher überziehen gelbbraune Haare. Ein schmaler Ring um die Lichter und der innere Theil der Ohren ist aschgrau. Die übrigen Theile des Kopfes, des Halses, die Brust und der ganze obere Theil des Körpers, so wie die Haare der Mähne und des Beutels an der Gurgel sind schwarzbraun. Der untere Theil der Keulen und der ganze untere Bauch nehmen an der hellen Farbe der Läufte Theil. Das schwarzbraune Sommerhaar macht im Oktober einem längeren helleren Winterhaare Platz. Die Körpertheile, die schwarzbraun waren, werden hellbraun mit Grau gemischt. Die Frühjahrs-Färbezeit beginnt mit dem April und dauert bis in den Juni. Dann ist das Haar hellbraun, und wird immer dunkler.

Digitized by Google

In dieser Zeit sehen Körpertheile, die ausgehaart haben, gegen andere, deren Haarung noch nicht vollendet ist, dunkler aus, so daß dann verschiedene Theile des Elchs verschieden gefärbt erscheinen, und nach und nach sich vergrößernde, kurzhaarige, dunkelbraune Flecke mit solchen, die das Winterhaar noch tragen, gemengt sind. Bemerkt muß noch werden, daß nach der Aushaarung ein alter Elchhirsch Hinsichts der Farbe vom Thier sich nicht unterscheidet, und daß die Aushaarung nicht bei allen Elchen zu gleicher Zeit eintritt, sondern daß Elche, die sich einer guten Aesung erfreuen, früher aushaaren, als solche, die im Winter und Frühjahr mit schmaler Kost vorlieb zu nehmen hatten.

Die Skeletbildung anlangend, so zeigt der Schädel die größte Abweichung in Vergleich mit verwandten Thieren. Die stark hervortretenden Augenhöhlenränder bewirken, daß der Schädel zwischen denselben eine bedeutendere Breite hat, als beim Edelhirsch, die seitlich nicht gewölbt, sondern flach abfallenden Scheitelbeine dagegen erzeugen hinterwärts eine auffallende Schmalheit desselben. Der vor mir liegende Schädel eines Thieres zeigt auf der Mitte der Stirnbeine neben ihrer Nath eine nicht unbeträchtliche Vertiefung, und der Knochenkamm, der sich von den Rändern der Stirnnath erhebt, ist bedeutender als beim Edelhirsch. Die Oberkiefer haben mehr Aehnlichkeit mit denen der Kuh als des Edelhirsches; sie sind vorn niedriger, in der Mitte höher und treten gewölbter nach außen als beim Edelhirsch. Die Zwischenkiefer sind zwar länger, aber schmaler als beim letzteren, die Nasenbeine dagegen weit kürzer, wenn gleich breiter, und die Thränengruben minder bedeutend. Die Knochenleiste auf der Unterfläche des knöchernen Gehörganges ist, so wie der auf dem Hinterhauptsbein befindliche Knochenkamm, bedeutender als beim Edelhirsch. Die Halswirbel haben nach Gestalt, Größe und Zahl mehr Aehnlichkeit mit denen der Kuh, als mit denen des Edelhirsches. Die übrigen Theile des Skelets gleichen im Ganzen den

Digitized by Google

gleichnamigen des Edelhirsches, ausgenommen, daß die Wirbelkörper überhaupt kürzer, die Knochen stärker und die Schenkelbeine länger sind; auch zeichnen sich die Dornfortsätze der 9 ersten Rückenwirbel durch bedeutende Länge aus.

Die weichen Theile, welche in den Höhlen des Rumpfs enthalten sind, erwarten noch eine gründliche anatomische Betrachtung. Bis dahin müssen wir uns auf das von Pallas in seiner Zoographia rossica und Perrault in seiner Abhandlung zur Naturgeschichte Mitgetheilte beschränken. Im Allgemeinen sind die Weichtheile von denen des Rindes nicht sehr verschieden. Die Hebemuskeln der Oberlippe fallen durch Stärke auf. Die Lunge ist nach Pallas vier-, nach Perrault siebenlappig. An der Leber vermißt man die lappige Form; sie ist flach, platt und sehr stark. Eine Gallenblase ist nicht vorhanden. Der Darmkanal gleicht dem des Rindes. Der Magen sind 4, ähnlich denen des Rindes, und sie enthalten, wie bei diesem, dem Edelhirsch und der Ziege, bisweilen Haarballen. Der Krummdarm hat gegen das Ende die doppelte Dimension des Grimmdarms. Die Zirbeldrüse ist sehr groß und kegelförmig. Besonders merkwürdig sind die Geruchsnervenwurzeln, welche verhältnißmäßig stärker sind, als bei irgend einem andern Thier, obwohl das Elen, wie wir bereits gesehen haben, nicht eben stark wittern soll, wenn sich diese Behauptung Wangenheims auf sichre Beobachtungen stützt, und nicht vielmehr die in Rede stehende anatomische Anomalie das Gegentheil wahrscheinlich macht, besonders, da manche Forstbeamte, namentlich der Hegemeister, Herr Krause und Herr Lafontaine, der seit mehren Jahren das Elch im Margenschen Revier mit Sorgfalt beobachtet, ihm eine vortreffliche Witterung zuschreiben.

Die beiden Geschlechter unterscheiden sich in einigen Beziehungen. Dem Thier mangelt nicht nur das den Hirsch besonders auszeichnende Geweih und der Schopf, sondern es ist auch nicht so stark und so feist als dieser.

Digitized by Google

Zwar soll ihm nach Wangenheim der häutige Kehlsack fehlen, und nur zuweilen bei alten Thieren von jenem eine schwache Spur sich finden; gleichwohl scheint diese Regel manche Ausnahme zu erleiden, denn noch im Frühjahr dieses Jahres hatte ich Gelegenheit, an einem Thiere, das eben nicht zu den alten zu zählen war, vielmehr von einem Forstbeamten für ein Schmalthier angesprochen wurde, einen mit 5—6″ langen Haaren besetzten Kehlzipfel von 3″ Länge, ohne die Haare mit zu rechnen, zu bemerken. Das Thier unterscheidet sich außer der geringern Stärke auch durch weniger beträchtliche Größe und mindere Plumpheit von dem Hirsch, weshalb dieser in jedem Alter gewichtiger ist, als jenes. Die Füße beider Geschlechter bieten ebenfalls Verschiedenheiten dar. Der Fuß des Hirsches ist zwar kürzer, aber breiter, und die Schalen sind stumpfer, als bei den Thieren. Die Afterklauen stehen beim Hirsche mehr auswärts, auch sind die Ballen stärker. Hiernach vermag der kundige Jäger beide Geschlechter an der Fährte leicht von einander zu unterscheiden. Schrank*) und Beitritt**) gleicht übrigens dem des Edelhirsches; auch hinterläßt der Elchhirsch auf gleiche Weise, und macht, wo er durch Dickichte zieht, wie dieser das Himmelszeichen, indem er mit dem Geweih das Laub abstreift und kleine Aeste zerknickt.

Hier gehen wir am Füglichsten zur Lebensweise des Elchs über.

Die wildesten, einsamsten und moorreichsten Waldungen der Niederungen wählt das Elch zu seinem

---

*) „Der Schrank oder das Schränken besteht darin, daß, wenn der Hirsch feist ist, oder im Schnee, Sande und Moder fortzieht, die Tritte des rechten und linken Laufes nie gerade hinter, sondern neben einander kommen.“ Aus dem Winckell.

**) „Den Beitritt macht der Hirsch, indem er mit dem Hinterlauf etwa einen Finger breit neben den vordern tritt.“ Derselbe.

Digitized by Google

Aufenthaltsort. Vom April bis September sehen wir es in sumpfigen oder tiefgründig nassen, waldigen Gegenden sich tummeln. Nach der Brunft aber, vom September bis in den April, vertauscht es die tiefgelegenen Moore mit höher gelegenen Gegenden, die den Ueberschwemmungen nicht ausgesetzt, und daher im Winter nicht mit Eis belegt sind. Bei stillem heiterm Wetter findet man dasselbe im jungen Dickicht von Laub oder gemischten Holzarten; beim Regen, Schnee und Duft dagegen meist im Dickicht des Nadelholzes. Nur der Hirsch wählt lichtere Plätze, bis er fegt. Während des Sommers, und so lange das Wetter warm ist, besonders in den heißen Stunden des Tages, haust das Elch in den Brüchern, um sich seiner lästigen Gäste, der Bremsen und Fliegen zu erwehren, und mag sich gern in jenen suhlen. Beim Mangel an Ruhe und hinreichender Aesung tritt beim Elch leichter als bei seinen übrigen Geschlechtsverwandten Veränderung des Standes und Wechsel ein. Auch in dem, unsrer Stadt so nahe gelegenen, Margenschen Revier der Bludauschen Forst, zieht sich das Elch im April nach den Waldrändern, um den jungen Saaten nahe zu sein, und sodann in die niedrig gelegenen, weniger dicht mit Holz bestandenen Gegenden, tritt auch wohl in die Bludausche Forst theilweise über, wodurch sich hier einstweilen der Elchstand vermehrt, während er sich in jenem Revier vermindert. Im September und Oktober sehen wir es zu seinen Winterstationen zurückkehren, und sich bei großer Kälte im Dickicht enge halten und nur bei Thauwetter sich in die Weite begeben. Was die Ibenhorster Forst anlangt, so steht vom Anfange des Mai bis Anfangs September kein Elchwild in den Nadelholzrevieren, sondern zerstreut in den Elsen- und Weidenbrüchern am Rande des Kurischen Haffes, namentlich in den Revieren Ibenhorst, Liputt, Winkaim, Lökerorth, Wirschupp und Berßin, welche zwischen den Fischerdörfern Skirwith bis Tawe liegen. Im Herbste aber zieht

das

das meiste Elchwild nach der Ibenhorster Kirchheide und den daran gelegenen großen Mooren, theils der Aesung halber, theils um gegen Ueberschwemmungen gesichert zu sein. Allenthalben darf es dem Elch nicht an Wasser fehlen; nur im Winter, wo es Schnee leckt, kann es dasselbe entbehren. — Nach v. Brinken zieht das Elch erst Mitte Juli aus dem Bialowitzer Forst in die Brüche von Pinsk, und kehrt Ende September in jenen Auerforst zurück.

(Fortsetzung folgt.)

III. Bemerkungen über einige einheimische Vögel.

Vom Prediger Löffler zu Gerdauen.

Im Mai-Hefte der Provinzial-Blätter giebt Herr Dr. v. Siebold in Danzig in Bezug auf die vom Herrn Dr. Lorek herausgegebene Fauna Prussica in sehr gründlichen Bemerkungen u. a. auch über mehre einheimische Vögel Auskunft, wozu ich noch einige Bemerkungen beizufügen mir erlaube.

Was zuerst die Fauna Prussica vom Herrn Dr. Lorek betrifft, so besitze und kenne ich dieselbe leider nicht, sondern habe nur vor einem Jahre in Königsberg im Vorbeigehen ein Heft von den Wasservögeln gesehen, und dabei wahrgenommen, daß einige derselben, die ich im Augenblick nicht bezeichnen kann, der Form nach sehr unrichtig abgebildet sind, sicher, weil die Muster dazu schlecht waren. Da es bei dem Königl. zoologischen Museum keineswegs an naturgetreuen, guten Abbildungen fehlen wird, so ist zu wünschen, daß bei einer etwaigen zweiten Auflage dem abgeholfen werde, wodurch dies sehr verdienstliche Werk nur gewinnen kann.

Digitized by Google

Wenn Herr Dr. v. Siebold annehmen zu müssen glaubt, daß der Hamster bei uns nicht vorkomme, so bin ich ganz seiner Meinung. Es scheint nichts gewisser zu sein, als daß dieses Thier weder in Ost- noch in Westpreußen gefunden werde, weil ihm die Beschaffenheit des Bodens sicher zuwider ist. Er lebt zwar auch nur in ebenen, sehr fruchtbaren Gegenden, aber so vielfach ich es als eine Plage des Landmannes kennen gelernt, habe ich doch niemals gefunden, daß es in sandigem, steinigem oder schwerem, zähem Thonboden lebte, sondern der Untergrund bestand immer wenigstens einige Ellen tief aus gelblich braunem Lehm, auch war der Boden der Gegenden stets ganz trocken, so daß ich glaube, der Hamster würde in unserm niedrigen Boden, der langen und durchdringenden Nässe wegen, im Herbste und Frühling nicht aushalten. In Deutschland besaß ich einmal einen ganz weißen lebenden Hamster mit rothen Augen, den ich gezähmt hatte, aber er wurde mir aus Aberglauben entwendet, weil unter dem gemeinen Mann allgemein der Glaube stattfand, daß gegen Krankheit und allerlei Unglücksfälle nichts Besseres könne gefunden werden, als ein weißes Hamsterfell, welches man in seinem Hause habe. Ein weißer Hamster ist höchst selten, und ich habe unter vielen Tausenden gewöhnlichen, nur den einzigen weißen gesehen. — Der Hamster bewohnt in Deutschland nur gewisse Gegenden; ich habe ihn von Magdeburg bis Gotha oft sehr häufig angetroffen. Wenn er jenseits der Elbe um Magdeburg, namentlich bei Schönebeck, auf dem ihm zusagenden Boden, bis dicht an den Fluß angetroffen wird, so kommt er diesseits der Elbe auf leichtem, sandigem Boden, wenigstens bis herunter nach Burg, nicht mehr vor, und scheint deshalb in der Mark, in West- und auch in Ostpreußen nicht mehr heimisch zu sein. Von der Elbe bis gegen den Thüringerwald hin, in dem sehr fruchtbaren Lehmboden, scheint in Deutschland die rechte Heimath des Hamsters zu sein. Jenseits

Digitized by Google

des Thüringerwaldes, von Meiningen an durch Franken bis Baiern, kommt er in den fruchtbarsten, sehr großen Ebenen, namentlich (um nicht zu irren) um Königshofen, bei der Bettenburg, Königsberg in Franken, um Bamberg, wie ich genau weiß, weit und breit nicht vor.

Die von Herrn Dr. v. Siebold angeführte Parus caudatus findet man bei uns zuweilen wohl überall im späten Herbste, wie im ersten Frühling in Gesellschaften streichend, aber brütend oder nur zur Brütezeit habe ich sie hier noch nicht gefunden. Zu dieser Zeit lebt sie sehr einzeln, sie brütet sowohl in Gärten als im Walde. Ihr Nestchen, höher als breit, auf einem Aste, dicht am Stamme des Baumes, ist oben zu und gewölbt wie ein Eichhörnchennest, so daß das kleine Fluglock auf der Seite stattfindet. Diese kleine Meise legt sehr kleine, und wie alle Meisen, sehr zahlreiche Eier.

Parus ater und P. cristatus sind bei uns hier in Tannenwäldern durchweg nicht selten. Anthus campestris und A. arboreus sind bei uns gewiß seltne Vögel, die ich in verschiedenen Gegenden noch nicht angetroffen habe. Der letztere ist da, wo er vorkommt, sehr leicht zu bemerken, da das Männchen, von dem Baume aus, auf dem es zur Brütezeit gewöhnlich sitzt, seinen Gesang stets fliegend absingt und sich dann allemal wieder auf den Baum setzt, auch dies beständig wiederholt. Er findet sich in Wäldern, auf großen trockenen, freien Plätzen, die mit Gras bewachsen sind.

Sylvia atricapilla, die Mönchgrasmücke, ist in Ostpreußen nirgends selten, dabei einer der allervorzüglichsten Singvögel, der in mehren Gegenden von Deutschland hoch geschätzt wird. Er nistet bei uns häufig in Gärten in niedrige, dichte Hecken, wie alle Grasmücken, aber auch häufig in den Wald. Man fängt diesen ausgezeichneten Singvogel auf verschiedene Art. Im Frühling, gleich nach seiner Ankunft, wo er nicht selten noch von rauhem Wetter überfallen wird,

geht er nach einem Mehlwurm, der auf einem Netzchen befestigt ist, welches ganz unter der Erde liegt und durch eine Drahtfeder heraus- und über ihn wegschlägt. In einem solchen Netzchen können die allermeisten und vorsichtigsten Vögel gefangen werden. An Leimruthen fängt er sich nie, ist überhaupt im Frühling sehr vorsichtig. Um Johanni nach der Brütezeit fangen sich alle, besonders aber junge Vögel sehr leicht in gewöhnliche Meisenkasten, von Hollundertrieben gemacht, welche man in dichten Weidenhecken ꝛc. aufstellt und in welche man die um diese Zeit reifen rothen Beeren des Sambucus racemosa legt, der in Deutschland in Laubwäldern häufig wild wächst und bei uns in Gärten gut gedeiht. Zu dieser Zeit fängt man diese Grasmücke unter vielen andern Vögeln auch bei der sogenannten Tränke im Walde, einer Quelle, wo weit umher kein anderes Wasser ist, mit dem runden Zugnetze. In Ermangelung einer Quelle, darf man in einem trockenen Walde nur eine große Schüssel eingraben, und schon lange vorher dieselbe stets voll Wasser erhalten, damit sich die Vögel daran gewöhnen, so kommen sie in der heißen Jahreszeit sehr häufig dahin um zu saufen, wie zu einer Quelle. Das Männchen ist hauptsächlich an dem schwarzen, das Weibchen an dem braunen Oberkopf zu erkennen; junge Vögel beiderlei Geschlechts haben bis zur Mauser braune Köpfe. Um Johanni fangen die Jungen der ersten Brut schon an, sich zu mausern, und die Männchen haben schon schwarze Federchen unter den braunen, oder frisch auswachsende braune, etwas dunkler als die ersten, zeigen die Weibchen; aber die jüngern Vögel der zweiten Brut haben dann alle noch einen braunen, helleren Oberkopf. Diesen rupft man einige Federchen aus, und nach 14 Tagen zeigt sich das Geschlecht. Endlich wenn der schwarze Hollunder zu reifen anfängt, fängt man die schwarzköpfige Grasmücke ziemlich häufig in Sprenkeln, die man nur nicht zu stark machen darf, und woran man reife Hollunder-

Digitized by Google

beeren befestigt. Man stellt sie am besten des Abends in der Dämmerung auf und sieht des Morgens gleich nach, und läßt sie am Tage nicht aufgestellt, weil bei nicht gehöriger Vorsicht und Aufsicht, sich die gefangenen Vögel leicht die Beine zerbrechen oder verrenken. Da dieser Vogel sehr regelmäßig, auch ziemlich frühe wegzieht, so habe ich sonst noch nie Zurückgebliebene im Herbste bemerkt; nur vor einigen Jahren sahe ich hier 2 junge Vögel mit braunen Köpfen, die noch sehr jung waren, und die sich am 25. October in Dohnen gefangen hatten, um welche Zeit dieser Vogel uns sonst längst verlassen hat.

Accentor modularis, ist im mittleren Deutschland ziemlich häufig, kehrt dort im März zu gleicher Zeit wie das Rothkehlchen von der Zugreise zurück und hält sich mit demselben eine kurze Zeit in Hecken der Gartenzäune ꝛc. auf, bleibt fast beständig in dichten, dunkeln, niedrigen Hecken, und geht bei milderer Witterung, wie das Rothkehlchen, in den Wald, um zu brüten, was er in Gärten und Hecken niemals thut. In Ostpreußen ist dieser Vogel selten, aber doch ein Brütevogel. Im Frühling habe ich ihn erst einmal, und zwar hier in Gerdauen, mit dem Rothkehlchen, ganz so wie in Deutschland, gesehen. Zweimal sahe ich ihn im späten Herbste, und davon einmal im hiesigen Schloßgarten in Hecken, noch am 28. October, bei Regen und Schnee. Im mittlern Deutschlande, wo die Zugvögel viel regelmäßiger ziehen und bei weitem nicht so häufig die Zugreise im Herbste versäumen, als bei uns, habe ich diesen Vogel im späten Herbste nie gesehen. Einmal beobachtete ich ihn aber auch an seinem Brüteorte. Als ich nämlich vor mehren Jahren in Kirschnehnen im Samlande Ausgangs Mai in den Wald ging, hörte ich überrascht nach langer Zeit einen solchen Vogel singen, und als ich mich umsahe, saß ein schönes Männchen auf einer jungen, niedrigen Tanne. Das Männchen ist etwas größer als das Weibchen, und zeichnet sich vor diesem durch eine

lebhaftere, dunkelgraubläuliche Farbe an den vordern Theilen des Körpers aus. Der Gesang ist sehr einfach und besteht aus zwei neben einander liegenden Tönen, die in einer ziemlich langen Strophe abwechselnd gehört werden.

Certhia familiaris, der Baumläufer, ist überall bei uns ein ziemlich gemeiner Brütevogel. Wie verschieden aber die Brütezeit unserer kleinen Vögel ist und sich nach der Witterung richtet, sieht man aus Folgendem. Im vorigen Jahre, nach dem so frühe eingetretenen schönen Frühlingswetter, das hernach so verderblich wurde, fing ich schon am 15. Mai im hiesigen Schloßgarten einen daselbst ausgeflogenen jungen Baumläufer, der den übrigen noch nicht recht im Fluge folgen konnte, so wie an demselben Tage in meinem Garten einen ausgeflogenen flüggen Goldammer, der ebenfalls als der kleinste im Neste, weniger als die übrigen Jungen fliegen konnte. Dieses Jahr, eben als ich dies schreibe, am 11. Mai, fängt das erwähnte Goldammerpaar in meinem Garten, nach dem so lange anhaltenden Winter, erst an, sein Nest zu bauen, und zwar zwei Schritte von dem vorjährigen (wie seit vier Jahren, so lange ich es kenne) auf die Erde ins Gras. Am 15. Mai lagen in dem Neste 2 Eier. Dagegen habe ich zu gleicher Zeit einen aus dem Neste genommenen jungen Raben vor mir, der ganz flügge ist und dessen Schwung- und Schwanzfedern beinahe ausgewachsen sind, der auch schon selbst frißt. Der Rabe, der so frühe brütet, läßt sich also durch die Witterung nicht abhalten zu nisten, wenn die Zeit da ist, wenn er gleich auch so erst um Johanni, vollkommen flugbar, es wagt, das Nest zu verlassen.

Da im mittleren Deutschland die Zugvögel, besonders aber die Insectenvögel, fast durchaus regelmäßig ziehen, und im Herbste kaum Beispiele vorkommen, daß einzelne zurückbleiben, wo ich von eigentlichen Zugvögeln nur zuweilen das Rothkehlchen als zurückgeblieben bemerkt habe; da auch dort, sowohl im

Frühling als im Herbste, die Witterung weit regelmäßiger ist, als in nördlicheren Gegenden, und wie die Erfahrung lehrt, kaum jemals verspätete Bruten vorkommen: so möchte ich glauben, daß die vielen Beispiele von zurückgebliebenen Zugvögeln bei uns, die sich auch auf so viele Arten derselben erstrecken, von der unregelmäßigen Brütezeit herrühren, so daß oft die jungen Vögel der zweiten Brut, theils weil diese mitunter nur spät erfolgen kann, theils weil dann nicht mehr die gehörige Wärme der Luft stattfindet, sich bis zur Zugzeit nicht mehr gehörig entwickeln und die Zugreife nicht mit antreten können. Als deutliche Beweise dafür führe ich nur an die Rauchschwalbe und die vorhin erwähnten zwei Spätlinge der schwarzköpfigen Grasmücke. Eine alte Rauchschwalbe wird nie die Zugreife versäumen, und kann es nicht, weil die Vögel ihres Geschlechts sich schon lange vorher versammelt halten; aber nicht selten sieht man einzelne alte Paare, wenn schon alle andere weggezogen sind, spät im October, mit ihren noch geringen Jungen, bei denen weder die Schwung- noch die Schwanzfedern ausgewachsen sind, umherfliegen, die sie nicht verlassen wollen, und noch häufiger Junge, einzeln oder in größern Gesellschaften, die von den Alten verlassen sind, und bei denen ebenfalls die Merkmale der Untüchtigkeit zur Abreise jedesmal bemerkt werden.

Picus medius ist auch in hiesigen Gegenden ein sehr gewöhnlicher Vogel.

So wahr es ist, daß jeder Zugvogel im Frühling genau wieder in seine Gegend, ja oft zu seinem Neste zurückkehrt, eben so merkwürdig ist es auch, daß von dem schwarzen Wasserhuhn (Fulica atra) in diesem Jahre, obgleich jährlich stets 50 bis 60 Paare auf dem hiesigen See brüten, nicht ein einziges Paar angetroffen wird, was gewiß mit dem diesjährigen lange anhaltenden Winter zusammenhängt. Von dem grünfüßigen Rohrhuhn (Gallinula Chloropus) sind ebenfalls nur einige Paare angekommen. So fehlt auch

Digitized by Google

die Sprossernachtigall dieses Jahr, sowohl im Schloßgarten, als am Flüßchen hieselbst gänzlich, obwohl sie bis jetzt niemals im Frühling ausgeblieben ist.

Noch eine Bemerkung über Falco cineraceus. Dieser Raubvogel zieht, wie es scheint, unter allen Raubvögeln im Herbste am letzten weg und kommt am ersten wieder. Im vorigen Herbste, als schon sehr häufig der Schneeaar (Falco Lagopus) auf dem Felde saß oder flog, sahe ich noch am 27. October auf dem Felde unweit der Stadt zuerst ein Männchen und Weibchen und dann wieder ein einzelnes Männchen vom Wiesenweihen (F. ciner.) sehr nahe an der Erde hinfliegen um Nahrung zu suchen, und wunderte mich darüber um so mehr, als es in der nächsten Nacht schon stark schneite und fror. In diesem Frühling bemerkte ich diesen Vogel auch wieder sehr frühe, viel früher als den Gabelweihen, sahe auch, daß er, als es wärmer wurde, Anfangs Mai, bedeutend hoch, so wie der Rohrweihe, hin und her flog, und öfters ein solches Geschrei, wie jener hören ließ, sich auch, wenn er schrie, ein wenig wendete, jedoch weniger als der Rohrweihe. Diese Art und Weise im Frühling scheint den Weihen überhaupt eigen zu sein.

IV. Mittheilungen über das Großherzogthum Posen.

(Fortsetzung.)

Bedeutend ist in diesem Lande die Schweinezucht. Man findet in den kleinen Städten, an den sogenannten Wochenmärkten, deren es in der Regel wöchentlich zwei giebt, 2—300 Stück Schweine zum Verkauf, welche von Schweinehändlern aufgekauft und theuer bezahlt werden. Die Zuzucht dieser in allen Wirthschaften unentbehrlich gewordenen Thiere bringt dem Lande viel Geld ein, denn jährlich werden Tausende von ihnen nach dem Auslande getrieben. Die hiesigen Schweinehändler gehen zum Aufkauf der Schweine bis nach Ostpreußen und haben ihre Vorkäufer bis in Litthauen, die die dort aufgekauften Schweine bis an bestimmte Orte treiben müssen, wo sie von andern dazu bestellten Leuten in Empfang genommen werden und weiter gehen. Ein Schwein, wenn es 6 Monat alt und gut gehalten ist, kostet in der Regel 4 Thlr. Die mehrsten werden in diesem Alter und bis zu einem Jahre verkauft, und finden ihre Käufer. Der hohe Preis der Schweine wird dadurch erhalten, daß die Brennereien größtentheils Schweinemastung treiben, und auch wohl aus Mangel an Heu treiben müssen. Die Landwirthe klagen, daß sie ihre ausgemerzten Ochsen nicht los werden können. Das ist auch wirklich der Fall, aber es kann auch nicht anders sein, denn die Concurrenz ist zu groß für das hier vorhandene Bedürfniß. In der Herrschaft Proczyn fand ich auf dem Vorwerk Rosanno 10 vierspännige Pflüge mit Wechselgespann, dazu sind 80 Stück Ochsen erforderlich. Der Boden ist so leicht, daß man in der Winterung nur Roggen säen kann. Wenn man also eine solche Unzahl von Ochsen hält, so ist es sehr natürlich, daß das Merzvieh bedeutend ist, und nicht Käufer genug findet. Dabei sind sie auf der oft sehr beschränkten und dürf-

Digitized by Google

tigen Weide schlecht genährt, um mit Vortheil zur Mastung angekauft werden zu können.

Die Bienenzucht würde einen guten Fortgang finden, wenn die Diebereien leider nicht so überhand genommen hätten, daß kein Landwirth mehr seines Eigenthums sicher ist. Wie sehr dieses große Uebel um sich gegriffen hat, werde ich dem Leser weiterhin mittheilen. Die Landwirthe versichern, daß es gar nicht lohnt, sich auf die Bienenzucht zu legen, weil sie weder in den Gärten, noch in verschlossenen Gebäuden sicher stehen, sondern gestohlen werden. Das ist leider nur zu wahr und eine gerechte Klage.

An Fischen aller Art ist kein Mangel, nur die Karpfen sind selten und theuer, weil die Karpfenzucht zu unbedeutend ist*), wenngleich in manchen Gegenden die beste Gelegenheit dazu vorhanden ist.

Brennholz ist in manchen Gegenden noch im Ueberfluß vorhanden, nur nicht Bauholz; dieses fängt an selten zu werden und ist theuer. Viele Güter in Kujawien haben gar keine Waldungen, und müssen ihr Bau-, Brenn- und Nutzholz aus entfernten Waldungen kaufen, andere haben große Berechtigung auf Kön. Forsten, welche theilweise mit diesen und mit Weide-Servituten so belastet sind, daß sie den Werth des ganzen Forstgrundes übersteigen. Man ist jetzt damit beschäftigt, die Servitutberechtigten abfinden zu lassen, wobei freilich viele Tausende Morgen Forstland, besonders an die große Anzahl Weideberechtigter abgetreten und ganze Reviere aufgelöst werden müssen, welches aber dennoch für die Forstkultur vom besten Erfolg sein wird. Manche Güter haben das Holz 2 Meilen und auch noch weiter anzufahren, welches eine große Last ist. Solche Landwirthe suchen sich

*) Im Posenschen Regierungsbezirk, besonders gegen die Schlesische Gränze zu, giebt es, und namentlich im Fürstenthum Krotoßyn, viele reichhaltige Karpfenteiche. D. H.

Digitized by Google

die Sache dadurch zu erleichtern, daß sie bei der Getreideausfuhr Holz als Rückfracht laden lassen. Die Anfuhr des Holzes ist für sie das Kostspieligste, das Holz selbst kommt weniger in Betracht; denn in der Regel kostet ein Klafter Kiehnenholz im Walde nicht mehr als 1 Thlr. 5 sgr., ein Klafter Birken, Eichen, 1 Thlr. 15 sgr. Es wird dadurch sehr viel Holz erspart, daß alles in Klafter geschlagen und trocken gebrannt wird. Dies ist ein lobens- und nachahmungswerther Gebrauch, welchen jede Hauswirthin, die ihre Küche selbst besorgt, überall eingeführt wünschen wird. Die arbeitende Klasse des Landvolkes in Kujawien verbraucht wenig Brennholz, weil sie an kalte Stuben gewohnt ist, und zum Nachtheil des Ackerbaues auch zum Stroh ihre Zuflucht nimmt. Wenn gleich die verwüstenden Wirkungen des Orkans, der damals in Ostpreußen an Gebäuden und in den Forsten einen unberechenbaren Schaden anrichtete, sich nicht bis hieher im vollsten Maaße erstreckt haben, so befinden sich die hiesigen Waldungen dennoch in einem größtentheils schlechten Zustande, und beweisen, daß man genöthigt gewesen ist, seine Zuflucht zum Holzverkauf zu nehmen, welcher in neuerer Zeit neben dem Borkenkäfer und dem Orkan, auch das Seine zu den Verwüstungen der Wälder beigetragen hat. Es ist daher auch hier die höchste Zeit, daß in den Privatforsten die größte Aufmerksamkeit auf die Holzkultur verwandt werde, wozu ein jeder Waldbesitzer das Muster in den hiesigen Kön. Forsten finden wird. Zu unserm täglichen Brode gehört auch das Holz, ohne welches wir das Erstere nicht haben können und in unserm kalten Klima verderben müßten.

Das Wasser in Kujawien ist sehr schlecht, und zum Kochen und Waschen wenig brauchbar, am wenigsten zum Trinken. Es enthält eine Menge Salpeter, daher seine Farbe und sein Geschmack widerlich und ekelhaft sind. Die Stadt Inowrazlaw hat daher auch die Kosten, einen artesischen Brunnen bohren zu lassen, nicht gescheut, um diesem Uebelstande

Digitized by Google

abzuhelfen und sich reines und gesundes Wasser zu verschaffen. Salpetersiedereien würden hier einen guten Fortgang finden. In manchen Gegenden, wie z. B. im Inowratzlawer landräthlichen Kreise, ist ein großer Mangel an Feldsteinen, daher man denn auch die Schwellen der auf dem Lande größtentheils in Fachwerk erbauten Gebäude auf die Erde gelegt findet, welche bald verfaulen, und dies um so eher, als sie aus Fichtenholz bestehen, welches hier an sich schlecht ist. Manche Güter in Kujawien haben nicht so viel Lehm in ihren Gränzen, um daraus einen Ofen setzen lassen zu können, und müssen dazu den Lehm aus der Entfernung holen lassen. Dies ist beim Bauen ein großer Uebelstand, indem man sich genöthigt sieht die Fächer in den Gebäuden mit Stecken zu versehn und diese mit der fetten Thonerde auszuschlagen, der man durch geschnittenes Stroh mehr Haltbarkeit zu geben sucht. Diese Arbeit ist von keiner Dauer, und solche Gebäude haben auch ein schlechtes Ansehn.

Einige Palläste der Großen ausgenommen, findet man im Allgemeinen auf den Gütern keine gute herrschaftliche Wohnungen. Oft findet man sie recht schlecht und gar nicht dem Umfange und Werthe des Gutes angemessen. Eine gesunde und bequeme Wohnung gehört mit zu den Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens. Es ist dazu kein Prachtgebäude erforderlich, welches dem Gute zur Last wird. Die schlechten Wohnhäuser stammen noch aus der frühern Zeit her; wo sie in neuerer Zeit erbaut sind, sind sie besser. Dies ist sowohl auf dem Lande, als auch in den Städten der Fall, wo man auch noch die erbärmlichsten Hütten aus der Vorzeit antrifft, und sich leicht einen Begriff davon machen kann, wie es früher hier ausgesehen haben muß. Es giebt aber auch Güter, die sehr gut eingebaut sind, doch aber nur selten, und hier ist vom Allgemeinen die Rede. Die Güter öffentlicher Institute, als der Bank und Wittwenkasse, sind alle mit schönen Gebäuden versehen; dasselbe findet bei den

Digitized by Google

Gütern wohlhabender Gutsbesitzer statt, die aber, wie man mir versichert hat, hier eben so selten zu finden sind, als in andern Provinzen. Man würde Baumaterial und Kosten ersparen, wenn man die Gebäude tiefer bauen würde, als sie es in der Regel sind. Ohnerachtet ein jeder Rauchfang 1 Thlr. 22 sgr. 6 pf. Podymne oder Rauchfangssteuer jährlich zahlen muß, werden noch immer Gebäude auf 2 Familien gebaut. Das ist, auch abgesehen von der Rauchfangssteuer, nicht ökonomisch. Vier Arbeitsfamilien können an einem Rauchfange in einem Hause sehr gut wohnen, wenn es tief genug gebaut ist. Der Kuh- u. Schweinestall gehören nicht in das Wohnhaus, welches in der Regel, aber immer zum Nachtheil desselben, der Fall ist.

Der Anblick eines Kujawienschen Dorfes hat nichts Einladendes; die elenden niedrigen Hütten, deren Dächer das Ansehn haben, als wären sie mit Wirrstroh belegt, machen sich gar sehr schlecht. Wahrlich, sie verdienen es nicht, daß sie auf diesem gesegneten Boden stehen. Wo deutsche Wirthe in den Dörfern wohnen, sieht es ganz anders aus, und man trifft deren hier sehr viele an. So kam ich durch ein Dorf, welches zwischen Strzelno und Pakosć liegt, wo ich die bei weitem größte Anzahl der Bauerhöfe in dem besten Zustande fand; bei diesen waren schöne Obstgärten, gute Zäune, überall Ordnung und Reinlichkeit und die freundlichen Wohnungen der Wirthe. Mehre Bauerhöfe waren aber in dem elendesten Zustande und bildeten gegen die ersteren einen wahren Contrast. Da mir dies auffiel, so fragte ich meinen Poln. Fuhrmann nach der Ursache dieser Verschiedenheit der Bauerhöfe, worauf er mir ganz treuherzig mittheilte, daß in den guten Höfen deutsche Wirthe wohnen, die alle wohlhabend sind; in den schlechten aber polnische Wirthe, welche alles versaufen, so lange sie zu dreschen haben, wenn dies aber aufgehört hat, und sie nichts mehr zu verkaufen haben, dann gehen sie stehlen, statt ihre Wirthschaft in Acht zu nehmen. Leider ist dies sehr

Digitized by Google

oft der Fall, wie ich es weiter unten in diesem Aufsatze mittheilen werde. Diejenigen polnischen bäuerlichen Wirthe, welche nicht dem Trunke ergeben sind und ihren Wirthschaften gut vorstehen, sind, besonders in den Königl. Dörfern, wohlhabende Leute, und dies könnten, unter obiger Voraussetzung, zum Theil auch die adlichen Bauern sein; denn man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß die letzteren von ihren Herren sehr gedrückt werden. Dies konnte nur in frühern Zeiten stattfinden, in den letztern nicht mehr, da der Gutsherr durch die Gesetze beschränkt ist, auch selbst seine Bauern zu conserviren sucht, weil er sie braucht. Die Naturaldienste lasten bei weitem nicht in der Menge und in der Ausdehnung auf einem Bauerhofe, als in manchen der ältern Provinzen. Die mehresten Arbeiten waren gemessen, vorzüglich die mit dem Vieh. Das Maaß war nicht zu groß und wurde selten überschritten. Die Wirthschaftskosten sind in dieser Provinz weit größer als in Ostpreußen, weil das Gesinde- und Tagelohn viel höher als in den alten Provinzen ist. Ein unverheiratheter Knecht, deren es hier nicht viele giebt, dient nicht unter 30 Thlr. Die mehrsten Knechte sind verheirathet, und erhalten alsdann Lohn, freie Wohnung und Deputat. Ein solcher Knecht oder Fornal (so heißt ein verheiratheter Ochsen- oder Pferdeknecht) *) erhält jährlich: 25 Thlr. Lohn, 12 Schfl. Roggen, 3 Schfl. Gerste, 2 Schfl. Erbsen, 8 Metzen Oelsamen, 4 Metzen Salz, eine freie Wohnung, ½ Kulmischen Morgen Gartenland, 2 Klafter Brennholz, freie Weide und Winterfutter für eine Kuh. Dafür ist der Fornal verpflichtet täglich zur Arbeit zu kommen, sein Weib aber nur 15 Tage. Außer diesen thut sie keinen Schritt. Nur mit Mühe lassen sich die Weiber dahin bringen, gegen 5 bis 6 sgr. Taglohn in Arbeit zu kommen. Durch ihre 15 Schaarwerkstage scheinen sie ihre Kräfte erschöpft zu haben.

*) Fornal, Pferdeknecht, — Parobek, Ochsenknecht. D. H.

Ein Komornik ist dasselbe, was in Ostpreußen ein Instmann ist, aber dem Gute nicht so nützlich, wie dieser, weil er nicht verpflichtet ist, täglich in Arbeit zu kommen. Was ein solcher Arbeiter jährlich vom Gutsherrn erhält und dafür zu leisten hat, ist nicht überall gleich. In der Regel aber erhält er: eine freie Wohnung, 1 Morgen Magdeb. Gartenland, Roggen auf dem Halme von 1 Morg. 50 Q.Ruth., Erbsen von 120 Q.R., Gerste von 120 Q.R., Land zur Gerstbeisaat 120 Q.R., Land zur Erbsenbeisaat 120 Q.R., Flachsland 40 Q.R., freie Weide für eine Kuh und einiges Kleinvieh, in natura 4 Schfl. Roggen. Dafür arbeitet der Komornik dem Gutsherrn von Jacobi, als der eintretenden Erndtezeit, wöchentlich 4 Tage bis Michaeli, thut 44 Tage, und von Michaeli bis Jacobi durch 41 Wochen wöchentlich nur 3 Tage, welche zusammen 167 Tage ausmachen. Der Gutsherr hat also nicht einmal in der Erndte über die gesammten Arbeitskräfte seiner Komorniks zu verfügen, und sieht sich genöthigt fremde Arbeiter gegen hohes Tagelohn anzunehmen, wenn er nicht mit der Erndte zurückbleiben will. Das Weib des Komorniks hat, außer ein Paar Tagen in der Erndte, keine Verpflichtung in Arbeit zu gehen, sie hat auch keine Lust dazu. Durch diese im Großherzogthum übliche Einrichtung wird eine Menge Arbeitsfamilien mehr erfordert, als es bei der Einrichtung in andern Provinzen der Fall ist. Sie fällt durch die mehr erforderlichen Gebäude und deren Unterhaltung dem Gute zur Last und führt zum Müßiggange, dem überall, besonders aber hier, mit aller Kraft entgegengewirkt werden sollte. Selten wird es dem Gutsbesitzer gelingen, seinen Komornik auch gegen ansehnliches baares Tagelohn zu mehr als den contractmäßigen Arbeitstagen zu bewegen, welche ihm schon theuer genug zu stehen kommen. Der Komornik, der durch diese für die Landwirthschaft verderbliche Einrichtung bald 3 bald 4 Tage in der Woche für sich hat, geht na zarobek, das heißt: auf Verdienst aus.

Der Ausdruck: na zarobek heißt zwar wörtlich übersetzt: auf Verdienst; da aber die Menschen bei dieser Gelegenheit in der Regel stehlen, so versteht man darunter auch: aufs Stehlengehen ausgehen. Es ist betrübend durch die tägliche Erfahrung bestättigt zu finden, daß gerade diese Klasse von Menschen es ist, welche die bis ins Unglaubliche häufig verübten Diebstähle begeht, dies aber weniger zu thun im Stande wäre, wenn sie dem Gutsherrn täglich zur Arbeit verpflichtet würden. Es liegt ganz in dem Wunsch und dem Willen der Gutsbesitzer, die Komorniks, so wie in Ostpreußen und andern Provinzen, die Instleute gegen ein bestimmtes Tagelohn und gewisse andere Emolumente zur täglichen Arbeit zu verpflichten; aber es liegt außer den Gränzen ihrer Gewalt, und wer damit anfangen wollte, würde seine Wohnungen leer behalten. In der Regel ziehen bei uns die Instleute am liebsten auf ein Gut, wo sie wissen, daß sie tägliche Arbeit finden. Hier verhält sich die Sache anders; je mehr Tage in der Woche dem Komornik übrig bleiben auf seinen sogenannten Verdienst auszugehen, desto lieber ist ihm die Stelle.

Wir werden jetzt bald auf die Hindernisse kommen, welche dem raschen Fortgange einer verbesserten Landeskultur entgegenstehen.

Es giebt in manchen Gegenden des Großherzogthums mehr deutsche als polnische Gutsbesitzer. Viele sind hier geboren und erzogen und an alle Einrichtungen gewöhnt, andere sind aus der Mark, aus Schlesien und andern Provinzen angezogen. Diese hatten Ansichten und Meinungen in die ihnen fremde Provinz mitgebracht, die mit den Gewohnheiten und Einrichtungen zu sehr im Widerspruch standen, als daß sie gleich ausführbar waren. Sie sahen zeitig genug ein, daß eine Schwalbe keinen Sommer macht und gegen den Strom schwer schwimmen ist, daher sie sich in die Zeit fügen mußten, wenn sie bestehen wollten. Andere woll-

wollten aber gegen den Strom schwimmen, überschätzten ihre Kräfte und gingen zu Grunde, wovon mir mehre Beispiele von geachteten und glaubwürdigen Männern angeführt sind.

Ich habe schon früher die Bemerkung gemacht, daß mit Ausschluß der Netzgegend (die Wiesen an der Warthe kommen nicht in Betracht) im Großherzogthum im Allgemeinen ein Mangel an Heu ist; daß dadurch die Consumtion des Getreides durch die Pferde bedeutend vermehrt, die Schaafe möglichst gut, das Vieh aber schlecht und größtentheils mit Stroh gefuttert wird. Wenn in einer Landwirthschaft kein richtiges Verhältniß zwischen Futterbau und Viehhaltung stattfindet, das Vieh wie im Winter so im Sommer nur kümmerlich ernährt werden kann, so wird der Ackerbau dabei immer leiden. Die Natur hat die Erzeugung thierischer und vegetabilischer Substanzen dadurch von einander abhängig gemacht, daß sie die höhere Produktion der einen auf die höhere Production der andern begründet, daher ein kraftvoller Viehstamm durch gutes Futter und dieses durch den vermehrten und bessern Dünger erzeugt wird. Unerschöpflich sind die schaffenden Kräfte der Natur, die aber der Mensch zu seinem Heil anzuwenden lernen muß. Der von reinem Stroh erzeugte Dünger kann nie die Wirkung im Boden hervorbringen, die ein Dünger von fetten und nahrhaften Vegetabilien hervorbringt, und wenn auch der vieljährigen Erfahrung zum Trotz in der neuesten Zeit ein in jeder Hinsicht unterrichteter Mann und praktischer Landwirth die paradoxe Idee aufstellte, daß sich dies umgekehrt verhalte, weil das magere Futter länger im Magen des Thieres bleibe, und also mehr Zeit gewinne sich zu animalisiren, worauf es am mehrsten ankomme: so wird dies hoffentlich kein denkender Landwirth mehr glauben. Daß eine Quantität Futter durch thierische Verdauung in Dünger verwandelt, im Acker weit wirksamer sei, als wenn sie ohne diese dazu verwandt wird, daß ferner diese vermehrte Kraft

Digitized by Google

nur durch die Verdauung und Animalisation bewirkt wird, ist uns allen lange bekannt; daß aber durch den Prozeß, der im thierischen Körper mit dem genossenen Futter vorgeht, die befruchtende Wirkung auf das magere Strohfutter größer, als auf das fette Futter sein soll, ist eine unverdaute Idee, die keiner Widerlegung mehr bedarf, da die vielen comparativen Versuche keine Zweifel in der Sache zu heben übrig gelassen haben. Wir leben auch nicht mehr in der Zeit, in der man Grundsätze der Techniker und ökonomischen Schriftsteller ohne sorgfältige Prüfung als Axiome und ökonomische Glaubensartikel annahm.

Der Mehrtheil der Gutsbesitzer im Großherzogthum Posen ist mit den Grundsätzen der neuern Wirthschaftssysteme, die durch vieljährige Erfahrung erprobt sind, vertraut. Er fühlt das Bedürfniß die Dreifelderwirthschaft aufzuheben, er sieht das Mißverhältniß des Futtergewinnes zur Viehhaltung und zu dem Umfange des Ackerbaues ein, und sucht sich dadurch zu helfen, daß er Erbsen und Wicken in der Brache säet, um Futter für die Schaafe und Grünfutter für die Stallpferde zu gewinnen. Er ist ein geborner Landwirth, den Niemand an der Gabe übertrifft, Ideen schnell aufzufassen, sie zu verarbeiten und mit Kraft ins Leben zu rufen. Warum sollte er dies nicht bei dem ehrwürdigen Gewerbe der Landwirthschaft thun, von deren Gedeihen sein eigenes Wohl abhängt? Tief in die Sache einzudringen ist nicht die Absicht dieses Aufsatzes, daher werde ich mich nur auf die Darstellung des wichtigsten aller obwaltenden Hindernisse, welche der Verbesserung der Wirthschaften entgegen stehen, beschränken.

Jede Landwirthschaft begreift in sich mehre Bestandtheile, und diese sind: Grund und Boden, Arbeit und Kapital, so wie dazu noch die Intelligenz des Landwirthes mitgerechnet werden muß. Einer dieser Bestandtheile ist für den Zweck der Landwirthschaft von größter Wichtigkeit, und dies ist die Arbeit. Ist

diese schlecht, oder geschieht sie nicht zur rechten Zeit, so ist der Zweck alles landwirthschaftlichen Bestrebens, eine gute Erndte, unerreichbar. Bei der Dreifelderwirthschaft treten Perioden ein, in der der Landwirth keine besondern Nachtheile zu befürchten hat, wenn die Arbeit auch nicht rasch vor sich geht. Dieses ist die Zeit der Brachzubereitung zur Wintersaat. Wenn er die Frühjahrssaat beendet hat, so behält er wenigstens 8 Wochen Zeit übrig zur Düngerfuhr und Bestellung der Brache, von der er, wenn er nicht besondere Weiden hat, wenigstens einen Theil zur Erhaltung seiner Heerden, bis zur Stoppelweide, unberührt liegen lassen muß. Der Dreifelderwirth wird daher hier auch dann zur Noth mit der Arbeit fertig, wenn ihm seine Leute wöchentlich nur 3 Tage bis zur Erndte zu Gebot stehen. In der Erndte sucht er den Ausfall an Arbeitstagen bei seinen Leuten durch fremde Tagelöhner zu ersetzen, mit deren Hilfe er, freilich nicht ohne Geldopfer, seine Erndte beendigt. Ganz anders verhält sich die Sache in einer Wechselwirthschaft, sie möge nach ihrem besondern Zwecke 7, 9, oder mehr, oder weniger Schläge haben. Hier ist es eine Conditio sine qua non, daß der Landwirth zu jeder Zeit über eine bestimmte Masse Arbeitskräfte zu disponiren und es nicht nöthig hat 3 bis 4 Tage in der Woche fremde Arbeiter zu suchen; hier dürfen die Weiber nicht müßig zu Hause liegen, sondern müssen mit Hand an das Werk legen; denn in einer solchen Wirthschaft bietet eine Arbeit der andern die Hand, keine darf und kann aufgeschoben werden, ohne Nachtheil für das Ganze. Es ist mit einer der Vorzüge dieser Wirthschaft, daß die Leute den ganzen Sommer hindurch ihre Beschäftigung finden, welches bei einer Dreifelderwirthschaft selten der Fall sein kann. In andern Provinzen verläßt eine Arbeitsfamilie das Gut, auf dem sie für sich nicht hinreichend Arbeit findet, sie zieht dahin, wo sie solche zu finden hofft. Hier aber macht sie es sich zur Bedingung nur 3 Tage in der Woche und in der Erndte

höchstens 4 Tage in die Arbeit zu kommen, und die Weiber wollen gar nichts thun. Wo zum Nachtheil des Ackerbaues eine solche Einrichtung stattfindet und tief eingewurzelt ist, wie kann da der Gutsbesitzer eine bessere Einrichtung seiner Wirthschaft unternehmen! Das ist nicht leicht möglich, oder er müßte alles durch einen großen Kostenaufwand ins Werk stellen lassen, welches in finanzieller Hinsicht gefährlich ist, und wodurch auch die Sache aufhört nützlich zu sein. Er sieht sich daher genöthigt bei seinem alten gewohnten Leisten zu verbleiben, einsehend, daß er dabei, unter den obwaltenden Umständen, am besten fortkommt, und er thut sehr wohl daran, daß er dabei verbleibt. Zu diesem Uebelstande kommt noch das dazu, daß die katholischen Christen viele Feiertage haben, zu denen auch diejenigen gerechnet werden müssen, die, wenngleich nicht von der Kirche geboten, durch ein langes Herkommen und die Macht der Gewohnheit gefeiert werden. An solchen Tagen besucht man zwar nicht die Kirche, es ist aber Sünde zu arbeiten, weil sonst dies oder jenes Unglück bestimmt über den Arbeiter kommen würde, z. B. Gewitterschaden u. dgl. Es wird aber in den Krug gegangen, unmäßig getrunken, dann entstehen die wildesten Schlägereien, und wenn diese ohne lebensgefährliche Verletzungen abgelaufen sind, so ist doch der folgende Tag für die Feldarbeit wenigstens halb verloren. Auf diese Weise wird auch der Sonntag begangen, auf welchen es, wegen des unmäßigen Trinkens, mindestens einen halben sogenannten blauen Montag giebt. Dazu kam nun noch früher, daß in der großen Anzahl kleiner Städte, in vielen derselben alle 4 Wochen ein Jahrmarkt war. Der gemeine Mann ist davon nicht zurückzuhalten, er versäumt lieber die Wirthschaft, als daß er den Jahrmarkt unbesucht lassen sollte. Diesem Uebelstande ist dadurch abgeholfen, daß nicht mehr als 4 Jahrmärkte in einer solchen Stadt gehalten werden, welche Einrichtung zum wahren Heil des Volkes dient.

Digitized by Google

Ich hatte mir von der arbeitenden Klasse des Volkes eine ganz andere Vorstellung gemacht, als ich es gefunden habe. Ich glaubte in ihnen folgsame, fleißige und ihrer Herrschaft ergebene Leute zu finden, weil sie früher bei harter Behandlung, an sklavische Unterwürfigkeit gewohnt waren; aber ich habe mich sehr geirrt. Sie sind in der Regel träge und unzuverläßig, bald kriechend, bald brutal, je nachdem es ihr Zweck erfordert und großentheils dem Trunke und dem Laster des Diebstahls so ergeben, daß hier Niemand wegen seines beweglichen Eigenthums in Sicherheit lebt.

Wenn der Gutsherr einen Knecht mit Wagen und Pferden zu verschicken sich genöthigt sieht, so lebt er lange in Besorgniß, bis er ihn zurückkehren sieht, denn jedesmal setzt er sich der Gefahr aus, daß er ihm mit Allem davon geht, welches sich schon öfters ereignet hat. Aus dem bis jetzt Gesagten kann sich Jeder überzeugen, daß es ein großes Uebel ist mit solchen Leuten wirthschaften zu müssen, und daß an keine Verbesserung der Landwirthschaft zu denken ist, so lange das Volk bei dieser Lebensweise verbleibt. Das weibliche Gesinde ist zu häuslichen Verrichtungen und zur Feldarbeit, wie man sie bei uns von ihnen fordert, wenig brauchbar. Keine ist im Stande ein Fuder Getreide oder Heu zu laden, das scheint für sie eben so unmöglich zu sein, als es ihnen unbegreiflich ist, daß es zweckmäßiger sei, die Kartoffeln mit der Forke und nicht mit dem Spaten auszugraben. Dem Leser dieser Zeilen wird es nicht unbekannt sein, welche Beschreibung Friedrich der Große in einem seiner Briefe, den er bei seiner Anwesenheit in Litthauen von Trakehnen an den gelehrten Jourdan schrieb, von einer Litthauerin macht. In diesem Briefe sagt der König, er finde zwischen einer seiner edlen Stuten und einer Litthauerin keinen andern Unterschied, als daß die erstere auf 4, die letztere auf 2 Füßen einhergehe. Würde der unsterbliche König von Kujawien aus seinen Brief an

Jourdan geschrieben und darin eine Kujawierin mit einem Thiere der Schöpfung verglichen haben, so bin ich keinen Augenblick im Zweifel, daß seine Wahl zu Vergleiche auf ein anderes Geschöpf, als es dort geschehen war, gefallen wäre.

Die Klagen über die wenige Brauchbarkeit, über die Untreue, Trunkenheit und Nachläßigkeit des Gesindes sind hier allgemein. In den Berliner Beiträgen zur Landwirthschafts-Wissenschaft aus dem J. 1780 sagt der Verfasser: daß der Wohlstand des Landwirthes hauptsächlich von dem Fleiß, der Treue und dem Gehorsam seines Gesindes abhänge; dabei klagt er über die Abnahme dieser guten Eigenschaften und sagt endlich: „Was würden doch unsere Väter sagen, wenn sie die Zügellosigkeit unseres jetzigen Gesindes kannten, wie sehr würden sie uns doch bedauern" ꝛc. Dies schrieb der Mann vor 54 Jahren, was würde er jetzt dazu sagen, wenn er hier das Treiben des Gesindes sähe. Der verehrte Krause sagt in einem Theile seines Werkes über Staatswirthschaft: wir bedürften eher eine Herren-Ordnung, als eine Gesinde-Ordnung, weil die Herren sich besser Recht zu verschaffen wissen. Damals herrschte noch die Erbunterthänigkeit, und es kann wohl Fälle gegeben haben, wo das, was er unter Herren-Ordnung verstand, nöthig war, wiewohl die Gesinde-Ordnung auch zugleich eine Herren-Ordnung ist. Ich glaube wohl, daß wenn er sein Werk nach aufgehobener Erbunterthänigkeit geschrieben, und die daraus sich nun gebildeten Verhältnisse zwischen Herrschaften und Gesinde kennen gelernt, er an die Herren-Ordnung nicht gedacht hätte. Ohne Zucht und Ordnung ist an kein wahres Gedeihen, noch weniger aber an ein Fortschreiten der Landwirthschaft zu denken. Der Ackerbau ist das wichtigste und nützlichste aller Gewerbe, ohne ihr kann kein Staat, kann das ganze Menschengeschlecht nicht bestehen, daher alle Hindernisse, die seinem Fortschreiten entgegenstreben, gehoben werden müssen. (Beschluß folgt.)

Digitized by Google

V. Die Statue König Friedrich Wilhelm I. auf dem Altstädtschen Markt.

Ohnlängst fiel mir ein Aktenstück ins Auge, welches sich mit der hier bezeichneten Bildsäule beschäftigt, und mir ward solches in zweierlei Beziehung interessant: einmal weil es die Genesis eines der wenigen Denkmäler der Bildhauerkunst enthält, welche meine Vaterstadt Königsberg aufzuweisen hat (denn die Kunst geht leider bei uns nach Brod, und will als üppige Pflanze auf dürrem Boden nicht gedeihen), — vorzüglich aber deshalb, weil diese Acte uns eine Rathsversammlung versinnlicht, wie solche vor 100 Jahren bei uns gehalten wurde. Zur Sache.

Actum Königsberg Rathhaus den 13. Januar 1730.

Der Herr Hof- und Stadtrath, Camerarius N. N. stellt dem Collegio vor: Es hätten des Herrn würklich geheimbten Etats-Ministers, des Herrn Präsidenten v. N. N. Excellenz, den Herrn Kriegsraht v. N. N. an den Herrn Tribunalsraht und dirigirenden Bürgermeister Dr. N. N. abgeschickt, Ihnen den Riß und das Dessein, zusamt den Anschlag von den Kosten des auf dem Altstädtschen markt nahe dem Königl. Posthauß zu erbauenden Packhauses, vorzeigen lassen, mit dem Ansinnen, da zu dem vorhabenden Bau, mehreres nicht, alß etwas über 700 Thlr. vorhanden wäre, die hiesige Stadt-Cämmerey zur Ehre und Gloire des Königes die erforderten Kosten zu der in dem Riß befindlichen Königl. Statue und übrigen Decorationen, die in circa auf dreizehn hundert Thlr. sich belauffen dürften, auf sich nehmen und fourniren möchte. Wie nun wolbesagter Hr. Tribunalsraht diesen Antrag an den Magistrat gelangen zu lassen promittiret: so hätte derselbe das letztere durch Ihn Hrn. Hof-R. N. N. bewerkstelligen wollen und ist Er hierüber einer Erklärung gewärtig. Magistratus votirte hierüber nachfolgendermaßen:

Digitized by Google

Hr. Stadtraht A. wil gar nicht contrair sein und wird dieses werk zur Zierde der Stadt gereichen, nur stehet Er bei den Zwey Fontainen in Sorgen, es dürfte durch das Waßer der markt incomodiret und ins besondere zur Winterszeit die Straße alda impracticabel gemacht werden; möchte also vorgeschlagen werden, daß die eingegangene Linnen-Fabrique das schuldige Capital und Interesse unaußgesetzt entrichten und von den letzteren das geforderte Quantum genommen werden möge.

Hr. St.R. B. kanns geschehen lassen, wenn es die Cämmerey vermag. Es gereichet zur Gloire des Königs, und zum Embellissement der Stadt, das Rahthauß wird einen gnädigen Herren haben, auch in puncto der Linnen-Fabrique beßer fahren; diese Kosten würden viel beßer verwendet, alß da Jahr jährlich ein so ansehnliches an privatos die der Stadt nicht die geringste Dienste thun, außgezahlet werden muß.

Hr. St.R. C. adstipuliret; das Geld wird dem Publico so viel nicht importiren, der König wird es gnädig ansehen, nur müße gesorgt werden, daß durch das Waßer die dasige Passage nicht noht leide; der Wind würde es vorbey schlagen, und so denn im Winter durch das Eiß die Straße impracticabel gemacht werden. Doch wil er präsupponiren, die Baumeister das Werk dergestalt faßen werden, daß nichts dabey wird zu besorgen sein.

Hr. St.R. D. Das Publicum ist dieser gelder benötiget zum Stadtbau, doch würde das Zumuthen nicht zu depreciren sein.

Hr. St.R. E. Das Geld kan gegeben, dabey an die arme, nohtleidende Emeritos gedacht werden.

Hr. St.R. F. Magistratus wird alles thun, doch auch die merite und gnade beim König hievon davon zu tragen suchen.

Hr. St.R. G. Wenn geld übrig, können 2000 Thlr. accordiret werden.

Digitized by Google

Hr. St.R. H. Fiat. Es gereichet zur Gloire des Königs und zur Zierde der Stadt.

Hr. Hof-R. J. Adstipuliret Hr. St.R. F. und so könte Sie von Metal gegoßen werden.

Hr. St.R. K. Das Packhauß ist nöthig, nur bey dem dessein siehet er nicht ab, wo das Waßer den Abfluß gewinnen wird. Sonsten notiret Er ratione formalis, da die damalige Stadt Löbenicht zu jener Zeit dem König das Dorf Ponart schenken wollte, legte es damit keine Ehre ein, hielte ers also vor sicherer sein, wenn etwas schriftliches an den Magistrat gelangen möchte, welches denn der Bürgerschaft communiciret werden könte; Magistratus könne nichts wegschenken, allenfalß müße an den König von dem letzteren dieserwegen ein Compliment gemachet werden. An sich ist vor so eine große Stadt das desiderirte Quantum ein weniges.

Hr. Dr. R. D. L. Die Sache müße zuvorher mit der Bürgerschaft durchgenommen, und so dann immediate an den König von dem Magistrat gebracht werden, doch möchte man sich nicht weiter alß nur auf die Statue auslaßen, wobey denn die Königl. Gnade wegen der Linnen-Fabrique und des Scharwerkens auf der Freyheit außgebeten werden kann.

Hr. Hof-R. M. fällt Hrn. St.R. K. bey.

Hr. St.R. N. adstipuliret Hrn. Dr. R. D. L.

Hr. St.R. O. Es müße der Bürgerschaft communiciret, bey dem König von dem Magistrat selbst die Offerte gethan, und da keine Ehrenpforten erbauet, und hierdurch ein vieles ersparet worden, die Statue von Metal gegoßen werden.

Hr. Bürgermeister P. Das Quantum könne accordiret und so dann die desiderata an die Herrschaft gebracht werden.

Actum Königsberg Rahthaus den 16. Januar 1730.

Der Hr. Tribunalsraht und dirigirende Bürgermeister Dr. N. N. notiret in seinem anheuten einge-

Digitized by Google

schickten memoriali. Da E. Magistratus resolviret, die Statue auf dem neuen Packhaus machen zu laßen, würde Ich ohnmasgeblich anrathen, daß man die Offerte nicht halb, sondern gantz thun und daß Magistratus und die Bürgerschaft zu Bezeugung Ihrer Allerunterthänigsten Submission Ihnen die gnade außbitte, das gantze gebäude nach dem communicirten Anschlag und Abriß zu Ehren S. K. M. auszubauen. Es müße auch von Seiten Magistrats nichts specieller gebethen werden, sondern nur in genere, daß S. K. M. die Städte mit dem ungewöhnlichen Scharwerke und auflagen, so denen Freyheiten obliegen, allergnädigst zu verschonen verordnen möchten; (3) Muß die Offerte nicht immediate nach Hofe geschicket, sondern durch die Kr. u. Dom.-Kammer angebracht werden, Sonsten bekomt Magistratus in puncto subordinationis neues Lerm. Der Hof weiß noch zur Zeit von dem Vorschlag nicht und möchte unsere Offerte an die Kr. u. Dom.-Kammer remittiren. Inde querela!

Nachdem E. Magistrat dieses gutachten vorgetragen worden, votirte annoch Hr. Ober R. N. N. E. Magistrat möchte die Unkosten zur Statue über sich nehmen, doch ein mehreres alß gefordert wird, nicht offeriren; wohin denn auch Magistratus nochmalen geschloßen, auch der Bürgerschaft en general hievon Nachricht gegeben worden.

Actum Königsberg Rahthaus den 18. Januar 1730.

Hr. Tribunalsraht Dr. N. N. moniret in seinem heuten eingeschickten memoriali, nachfolgendes:

Ich werde von oben urgiret E. Magistrats Resolution wegen Erbauung des packhauses vorgängig zu eröfnen, weil die Kr. u. Dom.-Kammer nach Hofe dieserhalb berichten wil. Nun habe meine gedanken vor einigen Tagen von mir gegeben, daß es beßer sey, eine zum Dienst und Ehren des Königes angemuthete Sache lieber gantz alß halb zu thun; Sonsten es doch heißen würde, daß nicht die Stadt, sondern Fiscus

das hauß gebauet, wozu jene doch, wenn gleich nur die Statue von Ihr bezahlet wird, das meiste contribuiret.

Vor allen Dingen ist zu verhüten, daß die Offerte nicht immediate nach Hofe gehe. Was vor Beschuldigungen, Ungnade und Ungunst wieder den Magistrat bey Hofe aufgetrieben worden, läßet sich in allen Umbständen nicht berühren. Wir müßen besorget sein, die aufgeschwolne Wellen in Ruhe zu bringen, wozu das Packhauß eine Occasion giebet. — Man säume nicht!

Hierauf wurde und nachdem dieses verlesen worden, herumb votiret.

Hr. A. wil die Erbauung des gantzen Packhauses durchaus nicht anrathen. Es würde dieses und der Unterhalt der alda befindlichen Röhren ein gar zu vieles kosten; man accordire also der Kr. u. Dom.-Kammer das postulatum.

Hr. B. adstipuliret simpliciter.

Hr. C. accordiret die geforderten 1300 Thlr.

Hr. D. und Hr. E. fallen Hrn. St.R. C. bey.

Hr. F. Man accordire der Kr. u. Dom.-Cammer das desiderirte Quantum, ein mehreres nicht, doch daß die Bürgerschaft gehöret und alles hierauff an die Kr. u. D.K. referiret werde. Das gantze Hauß würde ein großes kosten und insonderheit der Unterhalt, der E. Magistrat unfehlbar würde aufgebürdet werden.

Hr. G. Man accordire waß prätendiret wird, und berichte es an die Kr. und Dom.-Kammer.

Hr. H. adstipuliret.

Hr. J. Des Hrn. Tribunals-R. gedanken haben eine so gute Absicht, so würde so dennoch die Erbau- und Unterhaltung des gantzen Werkes der Cämmerey zu beschwerlich sein, bey dem Bau würde Baudirektor das Commando über Unß und unsere Casse haben, der Unterhalt ein vieles kosten und denn stünde dahin, wie die Offerte zum mehreren werde aufgenommen werden, wir können nicht liberales ex alieno sein, es wäre

Digitized by Google

bekant, wie ehemalen dergleichen Offerten angesehen worden. Doch müße die Bürgerschaft vernommen werden.

Hr. K. adstipuliret Hrn. G.

Hr. L. wolte zwar vor die Cämmerey sorgen, doch accordiret er das geforderte und daß die Bürgerschaft vernommen werde, doliret daß zu dem Polizeywesen nichts gewilliget werde. In dieser Sach würde ein und anderer vor sich profitiren.

Hr. M. Hr. L. hat recht, allein man muß sich in die Zeit schicken, williget das geforderte Quantum mit Vorbewust der Bürgerschaft.

Hr. R. adstipuliret dem letzteren.

Hr. O. Man accordire nicht mehr, alß petiret worden, doch daß die Bürgerschaft zuvorher gehöret werde, und berichte an die Kr. u. Dom.-Kammer.

Hr. Bürgermeister P. Rathet zum gantzen Bau, fiat waß gefordert wird, morgen wird die Bürgerschaft einkommen.

Actum Königsberg Rahthaus den 25. Januar 1730.

Der Hr. Schöppen: Hr. N. N. trit in dato mit der gantzen gemeine ein und danket vor E. gerichts und der gantzen Bürgerschaft, daß Magistratus Ihro das Anmuthen der hochverordneten Königl. Kr. u. Dom.-Kammer wegen Beyschaffung der Königl. Statue an das zu erbauende Packhauß auf dem altstädtschen markt, auß den mittlen der Stadt-Cämmerey zu communiciren, hochgeneigt geruhen wollen. Und gleich wie Sie gar nicht zweiflen S. Königl. Maj. diese Ihre allerunterthänigste und auß treuem hertzen herrührende Offerte, mit Königl. gnädigen Augen ansehen werde; dieses Werk auch zur Gloire Deroselben und zum Embellissement der Stadt gereichet, so sind Sie zufrieden, daß das geforderte Quantum der 1300 Thlr. aus der Cämmerey hiezu fourniret werde.

Wogegen Sie, wegen der dem Herrn K.R. N.N. auß der Cämmerey jährlich außzuzahlenden 200 Thlr. mit einem besonderen Vorstellen einkommen werden.

* * *

Digitized by Google

Referent folgt nur seiner Ueberzeugung, wenn er den Wunsch ausspricht, alle ämtliche Verhandlungen wichtiger Art möchten bei unsern Behörden in dieser Form verfaßt und niedergeschrieben werden, denn der Gedanke: „Litera scripta manet" dürfte seine heilsame Wirkung nicht verfehlen, und, einem Talisman gleich, manche Zunge binden oder lösen.

Eben diese Acte enthält die Königl. Cabinets-Ordre vom 25. Februar 1730, worin der Monarch es approbirt:

daß das beym Posthause zu Königsberg am Fuß des Schloßberges gleich dem Altstädtschen Markt über, zu erbauende Packhauß, nach dem hiebey zurückkommenden Riß mit Seiner Statue wie auch mit einer Fontaine und anderen Zierathen versehen werde, gestalt denn auch die dazu erforderten Einkausendt Fünfhundert drey und dreyßig Thlr. aus der Königsbergischen Cämmerey genommen werden und bey derselben in Ausgabe passiren sollen ꝛc.

Auf Ueberraschung war es folglich bei diesem Monument wenigstens nicht abgesehen. Serenissimus sollte erfahren, daß die gute Stadt Königsberg sich zu seiner Gloire ein gut Stück Geld wolle kosten lassen.

Die Bildsäule selbst ist nebst den behörigen Fratzen nach beiliegendem Anschlage aus Gothländischem Sandstein für eine Summe von 292 Thlr. 60 gr. durch den Bildhauer Johann Heinrich Meißner zu Danzig gefertiget. Der arme Schelm hatte sich indeß arg verrechnet, deshalb wurde ihm auf seine wehmüthige Bitte später noch ein Gratial von 50 Thlr. aus dem Stadtseckel gereicht. Er war freilich kein Canova, indeß hat er geleistet, was er vermochte, und wir wollen vorlieb nehmen.

Wohl hast Du, guter hausväterlicher König, dieses Denkmal um uns verdient, denn viel, — sehr viel hast Du für Dein Preußenland gethan. Aber wüßtest Du nur, Du frugaler Mann, dem eine Schüssel Preußischer Erbsen und derbe Hausmannskost über alles ging,

Digitized by Google

was jetzt hinter Deinem Rücken vorgeht, seitdem Dein Preußisches Packhaus in ein Welsches Backhaus durch Herrn Pomatti umgewandelt ist! Ein kräftiges quos ego — und Dein allezeit fertiger Commandostab würden, zum Nutz und Frommen unserer Börsen, und namentlich der Altstädtschen Schuljugend, dem Unwesen bald ein Ende machen.

* * *

Mit dem Bildhauer aus Danzig, Herrn Johann Heinrich Meißner, ist wegen des am Altstädtschen Markte neu zu erbauenden Packhauses Folgendes verdungen, nämlich:

100 Thlr.	— gr.	Vor die Königl. Statue in Lebensgröße von 72 Zoll hoch auf eine Weldtkugel, so 2 Fuß reinländisch im Diameter und rund umb mit Armaturen umbgeben aus Gottländischen Sandstein in Curas und mit einem Mantau Royal umbgeben woll und zierlich ausgehauen.
4 "	— "	Vor die beyde Waßerspringende Frazzenköpfe.
66 "	60 "	Vor die zwey sitzende Sclaven oder Figuren an das fronte spis.
60 "	— "	Vor das Wapen mit der Crohne und darumbliegenden Armaturen.
50 "	— "	Transports-Kosten und Diäten dem Bildhauer beym Aufsetzen der Arbeit.
280 Thlr.	60 gr.	inclusive des Steines.
12 "	— "	Vor Eisen und Bley die Bildhauer-Arbeit zu befestigen und zu vergießen.
292 Thlr.	60 gr.	Summa.

Wann nun nach vorbeschriebener Arth diesen Sommer nicht allein die Königl. Statue nach dem Maaße in gehöriger Größe auf einer Weldkugel und darum liegende Armaturen geharnischt in Manteau

Digitized by Google

royal stehende, sondern auch das Königl. Wapen mit der gantzen Crohne und deßen Armaturen samt dabey sitzenden beyden Sclaven in Lebensgröße und zwei Fratzenköpfe aus Gotländischen Sandstein, so er selbst auf seine Kosten fourniret sauber auszuhauen aufzusetzen, zu vergießen und mit nöthigen Eisen zu bevestigen umb und vor zweyhundert zwey und neuntzig Thlr. 60 gr. inclusive seiner Diäten und Transportkosten zu übernehmen und zu liefern, sich mit eigenhändiger *Unterschrift* wohlbedächtig anheischig gemachet ꝛc.

VI. Elegie.

Auf dem Lager eines Großen
Fand sich eine Wanze ein,
Und beschloß, als fromme Schwester
Sich der Buße hier zu weihn.

Ach es ging ihr junges Leben
Unter Saus und Braus dahin,
Und nun fand sie Alles eitel,
Recht nach Salomonis Sinn.

Betet gegen die Philister
Aus dem Psalter Tag für Tag;
Ueber angeerbte Sünde
Grübelt sie in Demuth nach.

Aber wenn die Nacht gekommen,
Rings umher nun alles ruht,
Schwelget sie auf seidnem Polster
In des reichen Mannes Blut.

Schwelget bis der Morgen grauet,
Schleichet dann mit trübem Blick,
Mit gesenkter Kupfernase
In die stille Zell' zurück.

Digitized by Google

Einstens kam ein Floh gesprungen
Noch bei hellem Tagesschein,
Klopfet leise an die Pforte
Und die Wanze ruft: herein!

Bin verirret, liebe Schwester,
Bat der muntre Springinsfeld,
Und du weißt, wie uns verfolget
Immerdar die arge Welt.

Sei willkommen Sohn! sprach jene,
Ruhe hier in Frieden aus!
Nehme dich, sobald es dunkelt,
Mit zu meinem Abendschmaus.

Und es hat sich kaum der Reiche
Auf das Lager hingestreckt,
Als der Floh mit scharfem Stachel
Ihn aus süßem Schlummer weckt.

Eilig zündet er die Lampe,
Holt herbei sein Augenglas,
Und durchspähet alle Falten,
Machet schon die Finger naß.

Doch der Weltmann war entsprungen,
Nur die Schleicherin zu sehn;
Mußte jämmerlich versinken
Und in Fluthen untergehn.

Aus dem dunklen Schwefelpfuhle
Seufzt noch einmal sie empor:
Leihet nimmer, meine Schwestern,
Schwarzen Heuchlern euer Ohr!

n.

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

D. W. L. Richter,

Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Achtzehnter Band.

August-Heft.

Königsberg, 1837.

Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.

In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Diese Zeitschrift zerfällt dem Inhalte nach in folgende Haupt-Abtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Bericht über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch über den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlthätige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtungen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und deren Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätze, Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegriff der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelner Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten ꝛc. e) Ueber Handel und Gewerbe. f) Einwirkung der Staatsverwalt. u. neuen Gesetzgebung. g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobachtungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte. h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dieser Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen, Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werden hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubiläen. — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und großer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfälle. g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegebenen Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher. Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker werden hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruckten Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben zu sorgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehrenwerthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über ihre Schriften.

Der Jahrgang von 12 Monats-Heften kostet, wenn die Zeitschrift direkte von der Expedition bezogen wird, 2 Thlr., auf dem Wege des Buchhandels 2 Thlr. 15 sgr. Einzelne Hefte werden nicht abgelassen.

Aufsätze, Gelder, Notizen ꝛc. außerhalb Königsberg sind unmittelbar an den Verein zur Rettung verwahrloster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein" zu senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der Post wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze in der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24., abgeben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden sehr willkommen sein; es wird um dieselben angelegentlichst und ergebenst gebeten. Dieselbe kann nur bestehen und nur dadurch ihren Zweck erfüllen, wenn ihr Werth von Gelehrten und Vaterlandsfreunden der Provinz durch Original-Beiträge immer mehr und mehr erhöht wird.

Die früher angekündigten Kupferstiche ausgezeichneter Preußen werden im October d. J. versendet werden.

Richter.

Corrigenda.

(Juli-Heft.)

S. 42 Z. 11 v. u. statt der l. die
S. 42 Z. 12 v. u. tilge man das Komma bei Meilen und setze es nach Brinken
S. 53 Z. 5 v. o. statt Pantoppidan l. Pontoppidan.

Inhalt.

Seit

Zum 3. August 1837. Von W. v. C.

I. Auszug aus der Schrift: „Geschichte der Mäßigkeits-Gesellschaft in den vereinigten Staaten Nordamerikas," von R. Baird. Berlin 1837. 97

II. Naturgeschichte des Elchwildes oder Elens, mit Rücksicht auf die neueren Beobachtungen in den Forsten Ostpreußens. Von J. G. Bujack. (Forts. u. Beschl.) 126

III. Mittheilungen über das Großherzogth. Posen. (Schl.) 166

IV. Das Musikfest zu Königsberg im Jahre 1837. Von F. A. Gotthold. 181

V. Färbe-Kräuter-Bau in Preußen. 189

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 3. August.

Zum 3. August 1837.

Hoch am dritten August
Schwellt die Preußische Brust.
Liebe des Königs, den Gott uns erkoren,
Liebe zum Herrn, dem wir Treue geschworen,
Heute zum Segen des Volkes geboren,
Sie hebt die Brust
Uns so voll inniger Lust.

Ringsum glückliches Land!
Dank der sorglichen Hand.
Schaut, wie auf Fluren sich wollige Heerden,
Wie sich die kräftigen Füllen geberden,
Knaben sich tummeln, um Männer zu werden,
Königlich Land,
Hat dich die Vorzeit genannt *).

*) Pytheas, der massilische Schiffer, nannte die von ihm gefundene Ostseeküste, die er für eine Insel hielt, Basileia, die Königliche. (Um 333 v. Chr.)

Digitized by Google

Blicket stolz um Euch her!
Rüstig in Waffen und Wehr
Uebt sich die Jugend der Preußischen Gauen,
Während die Väter stets schaffen und bauen,
Häuslicher Tugend still leben die Frauen.
Königlich Heer,
Bleibe Borussia's Wehr!

Baukunst herrlich erblüht,
Straßen ebnet und zieht,
Und wie im großen Reich der Gedanken,
Fallen des Handels hemmende Schranken,
Nirgends ein Eilen, nirgends ein Schwanken,
Kunstsinn erglüht
Frei in der Preußen Gebiet.

Gott, du Urquell der Macht,
Hast uns gnädig bedacht!
Wollest den Vater uns lange erhalten,
Ueber den Seinen auch fernerhin walten,
Laß in der Treue uns bleiben die Alten!
Halte du Wacht,
Vater der Liebe und Macht!

W. v. C.

Digitized by Google

I. Auszug aus der Schrift: „Geschichte der Mäßigkeits-Gesellschaft in den vereinigten Staaten Nordamerika's," von R. Baird. Berlin 1837.

Der Verfasser dieser Schrift, Herr Baird, ein Amerikaner, bringt uns in ihr die Geschichte des im neuen Welttheil so segensreichen Gedeihens der dortigen sogenannten Mäßigkeits-Gesellschaften entgegen, und zwar mit dem ächtchristlich gemeinten und von wahrer Menschenliebe durchglühten Wunsche, daß die heilbringenden Mäßigkeitsvereine mit ihren Erstaunen-erregenden Wirkungen und außerordentlich erfreulichen Folgen auch in Europa, wo sie in einzelnen Ländern bereits begonnen und Wurzel gefaßt haben, allgemein verbreitet, durch sie ein Gift vernichtet und die Menschheit von einem Laster befreit werden möge, durch welches bisher die menschliche Würde oft bis unter die Thierheit herabgewürdigt worden ist und Menschenbildung und christliche Erziehung ihre unübersteiglichsten Hinderniße gefunden hat.

Das Hochwichtige und Hochedle des Zweckes, den der Verfasser dieser Schrift vor Augen hat, die von reinster Wahrheitsliebe durchdrungene und nur für die Wohlfahrt und das Glück seiner Mitmenschen in allen Welttheilen rege Gesinnung, welche, wie man sieht, durch eine wahrhaft christliche Frömmigkeit belebt wird, hat ihn bewogen, diese seine Schrift Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Preußen zuzueignen. Schon dieser Umstand dürfte eine Aufforderung mehr sein, den wesentlichen Inhalt der Schrift, die, will es Gott, vielleicht für die Europäische Menschheit zu ihrer sittlichen Reinigung und Veredlung ein

wahres Evangelium werden könnte, unserem Volke näher zu bringen und Land und Städte unseres Königreiches mit den außerordentlich segensreichen Folgen der Nordamerikanischen Mäßigkeits-Gesellschaften bekannter zu machen.

Das Berauschende in geistigen Getränken, welches eigentlich die Trunkenheit erzeugt, ist an sich selbst weder ein Produkt der Schöpfung Gottes, noch überhaupt ein Erzeugniß der lebenden Natur, sondern etwas aus den Substanzen des Pflanzenreichs, welche Zuckerstoff enthalten, nach Erlöschung ihres organischen Lebens künstlich Hervorgebrachtes. Die gewonnene berauschende Substanz nennt man Alkohol, der in seiner chemischen Zersetzung anerkannt eine giftige Substanz in sich trägt, welche ursprüglich und vor dem Zersetzungsprozesse in den Substanzen des Pflanzenreichs, woraus der Alkohol gewonnen wird, als Gift nicht vorhanden ist, sondern erst durch den Zersetzungsprozeß entsteht; denn an sich enthält keine lebende Pflanze auf der Erde, nach allen darüber angestellten Versuchen, auch nur eine Spur von dem, was Alkohol genannt wird. Er muß folglich immer erst auf eine oder die andere Weise, am gewöhnlichsten auf dem Wege der Destillation, gewonnen werden.

Im Mittelalter scheint man vor dem 9ten oder 10ten Jahrh. die Art und Weise, wie Alkohol aus gegohrenen Flüssigkeiten gezogen werden kann, noch nicht gekannt zu haben. In Arabien tritt sie zuerst auf, ohne daß man wußte, was dieses Produkt der Destillation eigentlich sei. Man nannte es dort Alkohol, ein Name, den es auch bis jetzt behalten hat, womit man aber damals bei den Arabern ein feines Pulver bezeichnete, dessen sich die Frauen als Schminke zur Wiederherstellung ihrer verlornen Schönheit bedienten, denn man schrieb auch dieser Substanz dieselbige schönmachende Kraft zu und nannte sie deshalb ebenfalls Alkohol. Sie als ein gewöhnliches Getränk zu gebrauchen, daran dachte damals gewiß noch niemand;

man benutzte sie lange Zeit nur in chemischen Laboratorien. Späterhin empfahl sie ein Arzt im südlichen Europa in einigen Krankheiten als Medizin, und als solche verbreitete sie sich bald in ganz Europa. Nach seinen unmittelbaren Wirkungen urtheilend glaubte man, daß der Alkohol die Kraft habe, das Leben zu verlängern, weshalb er auch Lebenswasser, aqua vitae, genannt wurde. Abergläubische Schriftsteller legten ihm allerlei wunderbare Heilkräfte bei, woher auch die Meinung entstand, die sich bald weit verbreitete: der Alkohol müsse wegen der ihm zugeschriebenen medizinischen Eigenschaften auch gesunden Menschen sehr dienlich sein, besonders wenn sie schädlichen Einflüssen ausgesetzt und schweren Arbeiten und Strapazen unterworfen seien, wie bei Bergwerksarbeiten oder im Kriegsdienste u. s. w. Wie aber irriger Wahn, der den Menschen umgaukelt und umschleiert, gewöhnlich mächtiger wirkt als schlichte und reine Wahrheit, so auch in dieser Sache. Obgleich es bald nicht an einsichtsvollen Männern fehlte, die das Höchstnachtheilige und Grundverderbliche des Alkohols, oder, wie wir es jetzt gewöhnlich nennen, des Branntweins für die menschliche Gesundheit bewiesen, so blieb er doch bald ein gewöhnliches Getränk von Menschen niedern Standes und wurde es von Tag zu Tag noch mehr. Sein Verbrauch, von einem Jahr zum andern immer mehr zunehmend, ging endlich so weit, daß er im Jahr 1827 in England schon die Höhe von 48 Millionen Quart erreicht hatte.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika nahm die Sache denselben Weg. In den ersten Niederlassungen Englischer Kolonisten blieb dort Anfangs der Verbrauch des Branntweins noch sehr beschränkt. Aber auch dort gab der unglückliche Irrthum, daß der Branntwein dem gesunden Menschen sehr dienlich sei, während der Amerikanischen Revolution und ihres langen und schweren Kampfes Anlaß, das Getränk zur Ertragung der außerordentlichen Beschwerden und Mühseligkeiten des Krieges auch in die Armee einzu-

führen, indem täglich den Soldaten eine gewisse Ration desselben dargereicht wurde. Der vermehrte Verbrauch des Branntweins, auf diese Weise zuerst unter dem Militair veranlaßt, ging nach dem Kriege auch auf den Bürgerstand über, und kaum hatte das Uebel hier Wurzel gefaßt, als es auf die fürchterlichste Weise zu wuchern anfing. Es wurden bald (was allerdings die Vermehrung des schädlichen Giftes eben so beförderte, als es den vermehrten Verbrauch ausweist) sehr bedeutende Quantitäten geistiger Getränke in die vereinigten Staaten eingeführt. Vom Jahre 1790 bis 1832 betrug diese Einfuhr nicht weniger als 857 Mill. 737,368 Quart, und zwar meist von den Antillen aus. Eine wesentliche Ursache der starken Verbrauchsvermehrung der geistigen Getränke in den vereinigten Staaten lag vorzüglich auch mit in dem Ueberfluß an den Materialien, aus denen sie gewonnen werden, nämlich Korn und Mais, wozu denn auch die Wohlfeilheit des Getränkes selbst kam.

Die Quantität der bis zum Jahr 1828 in den vereinigten Staaten verbrauchten geistigen Getränke hatte bereits alle Erwartungen überstiegen und war noch immer im Steigen begriffen. Genau hat man dieselbe durch Zahlen nicht angeben können, jedoch den jährlichen Verbrauch vom Jahre 1828 auf 240 Mill. Quart geschätzt, Andere ihn sogar auf 288 Millionen Quart berechnet. Von dieser Gesammtmasse war nur ein geringer Theil aus andern Ländern eingeführt, der ganze übrige Rest von Wachholderbranntwein, Whisky, Rum und gewöhnlichen Branntwein in den vereinigten Staaten selbst fabricirt. Auf jeden Kopf der damals 12 Millionen betragenden Bevölkerung der vereinigten Staaten würde somit nach der letzten Berechnung 24 Quart kommen, und wenn Frauen und Kinder abgerechnet und nur die älteren Männer und erwachsenen jungen Leute in Betracht gezogen werden, so steigt die Masse der verbrauchten Getränke ungeheuer hoch. Die Folge war eine erschreckliche Anzahl von

Digitized by Google

Säufer. Die Trunksucht verbreitete sich mit reißenden Fortschritten über das ganze Land, und in jedem Jahr fielen Tausende von Opfern. Es ist durch unwiderlegbare Thatsachen nachgewiesen, daß es in den verein. Staaten, als die Maaßregeln gegen die Unmäßigkeit ins Leben traten, mehr als 300,000 Säufer gegeben habe, und daß deren jährlich als Opfer ihres Lasters mehr als 30,000 starben. Ueberdieß war Trunksucht auch die häufigste Ursache der Geisteszerrüttung, und mehr als zwei Drittheile haben diesem Laster ihr Elend zuzuschreiben.

Um zu zeigen, welche Summen der Genuß der spirituösen Getränke in den letzten fünf Jahren vor der Errichtung der Mäßigkeits-Gesellschaften dem Staate jährlich gekostet hat, stellte ein Herr Cranch im Jahre 1829 eine Berechnung darüber an. Sind auch einige seiner Angaben vielleicht etwas zu hoch angeschlagen, so betrachtet man sie doch im Allgemeinen als sehr genau und hat sie auch größtentheils durch spätere, genauere Untersuchungen bestätigt gefunden. Nach ihnen kostete

1) der jährliche Verbrauch von spirituösen Getränken in den verein. Staaten vor dem Jahr 1827 den sämmtlichen Consumenten wenigstens 72 Millionen Preuß. Thaler.

2) Es starben jährlich 37,500 Säufer, deren Leben, die mittlere Lebensdauer genommen, durch die Unmäßigkeit um 10 Jahre verkürzt wurde. Der für den Staat hieraus erwachsende Verlust, wenn man den jährlichen Gewinn von ihrer Arbeit nach Abzug ihrer Lebensbedürfnisse auf 75 Preuß. Thaler anschlägt, betrug 28,125,000 Preuß. Thaler.

3) Die Zahl der Säufer auf 375,000 veranschlagt (was nicht übertrieben ist), und jährlich wenigstens 100 von ihren Arbeitstagen für den Staat für verloren gehalten, bringt, wenn man den täglichen Arbeitslohn zu 9 Silbergroschen rechnet, die Summe von 11,200,000 Preuß. Thaler.

Digitized by Google

4) Wenn man dazu die Gerichtskosten bei Untersuchungen in Folge der Trunksucht, die Unterhaltungskosten der durch den Trunk erzeugten Armen, den jährlichen Betrag der Privatunterstützungen an solche Arme und endlich den verlorenen Arbeitsertrag von jährlich 12,000 Verbrechern, die in den verschiedenen Gefängnissen der verein. Staaten saßen, hinzurechnet, so giebt dies einen Gesammtbetrag von 141 Mill. 637,500 Preuß. Thaler, welche der Gebrauch der starken Getränke dem Staate jährlich kostete, wobei noch vieles nicht gerechnet ist, was durch Schiffbrüche, Feuersbrünste, Krankheiten entstand und aus allen den Unglücksfällen entsprang, deren Ursache die Unmäßigkeit war.

Noch viel wichtiger aber ist es, die Sache von dem moralischen Standpunkte aus zu würdigen. Die Uebel, die in dieser Beziehung aus dem Genuß der geistigen Getränke erwachsen, sind bei weitem die größeren und mit Geldverlusten gar nicht zu vergleichen. Der Verlust des guten Namens, die Zerrüttung der edelsten Geistesfähigkeiten und zuweilen des Geistes selbst, die Selbstsucht, die Verzweiflung, die sich der Unglücklichen bemächtigt, welche der Unmäßigkeit ergeben sind, der Zustand von Elend und Noth, der für alle, die Sklaven der Trunksucht sind, daraus erwächst, haben über die physischen Uebel bei weitem noch das Uebergewicht.

Nachdem der Verfasser durch diese allgemeinen Bemerkungen die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch genommen, geht er auf den Hauptgegenstand, die Geschichte der Mäßigkeits-Gesellschaft in den verein. Staaten selbst ein.

Die Zunahme und Ausdehnung des heillosen Uebels der Trunksucht mußte nothwendig bald bei den Gebildeten und Bessergesinnten die größten Besorgnisse erregen. Es traten im Februar 1813 zuerst zu Boston eine Anzahl wohlgesinnter Männer zusammen und gründeten da die erste Gesellschaft von Massachusetts zur Unterdrückung der Unmäßigkeit. Ihr Zweck war:

Digitized by Google

„den Mißbrauch spirituöser Getränke, so wie die daraus entstehenden Laster, als Spiel, Liederlichkeit u. s. w. abzuschaffen, hingegen zur Mäßigkeit und öffentlichen Sittlichkeit durch alle möglichen Mittel aufzumuntern.“ Weil diese Gesellschaft indeß nur halbe Mittel brauchte, und wenig Energie zeigte, so förderte sie wenig Gutes. Weil man bald einsah, daß, um das Uebel wo möglich gänzlich zu tilgen, nicht nur der Mißbrauch, sondern überhaupt aller Gebrauch der spirituösen Getränke zu bekämpfen sei, so faßte man auch bald den Grundsatz der völligen Enthaltsamkeit auf. Es dauerte jedoch noch dreizehn Jahre, ehe es möglich wurde, ihn ins Leben einzuführen. Geistliche waren es, die zuerst gegen die Unschicklichkeit des Genusses berauschender Getränke bei Leichenbegängnissen öffentlich auftraten, die ferner die damals allgemein verbreitete Sitte bekämpften, Gästen, besonders Dienern des Evangeliums, mit geistigen Getränken aufzuwarten, die überdieß Unglücksfälle, durch Trunksucht entstanden, als Anlaß nahmen, in Predigten die Schrecklichkeit dieses Lasters und ihm gegenüber die Tugend der Nüchternheit ihren Gemeinden aufs nachdrücklichste ans Herz zu legen.

Man kam bald allgemein zu der Ueberzeugung, daß nur die vollständige Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken das einzige Mittel sei, das Uebel mit seinen heillosen Folgen von Grund aus zu vertilgen. Dies schien Vielen Anfangs seltsam und erregte große Sensation; allein je mehr die Sache besprochen wurde, je allgemeiner wurde die Ueberzeugung von der Richtigkeit des aufgestellten Grundsatzes. Es wurden hie und da Versuche in kleinern Kreisen unternommen, die glückliche Resultate lieferten, und diese Resultate wurden durch Schriften überall bekannt gemacht, indem man darin zugleich auch die Vortheile der Enthaltsamkeit für den Gutsbesitzer, so wie überhaupt für alle Stände auseinandersetzte. Ausgezeichnete Aerzte sprachen sich ebenfalls in Versammlungen und wo sie konnten wiederholt und aufs nachdrücklichste über die

schrecklichen Nachtheile und traurigen Folgen der Unmäßigkeit für die Gesundheit aus. So kam es, daß man an vielen Orten immer mehr die Nothwendigkeit und zugleich die Aufforderung fühlte, systematischere, allgemeinere und durchgreifendere Maaßregeln in Beziehung auf diesen Gegenstand zu treffen. Es traten nun mehr und mehr ganze Gesellschaften zusammen, deren Mitglieder sich verpflichteten, sowohl selbst für immer auf den Genuß des zerstörenden Giftes zu verzichten, als auch Anderen nichts davon zu reichen. Diese einzelnen Versuche stifteten an einzelnen Orten schon manches Gute; allein es fehlte noch an einem umfassenden Plane, der für die Gesammtmasse des Volks berechnet gewesen wäre. Um sich darüber zu berathen und um über die Hauptfrage sich zu verständigen: Was zu thun sei, um die Unmäßigkeit aus den vereinigten Staaten gänzlich zu verbannen? fand am 10. Januar 1826 zu Boston eine Zusammenkunft mehrer einflußreicher Männer statt, welche nach reiflicher Berathschlagung beschlossen, zweckmäßigere Maaßregeln zu ergreifen, um dem unmäßigen Genuß berauschender Getränke Einhalt zu thun. Man kam in der Wahl eines kenntnißreichen, thätigen und einsichtsvollen Mannes überein, der seine ganze Zeit und Geschicklichkeit und alle seine Kräfte der Ausführung dieses edlen Zweckes widmen sollte. Es wurde außerdem ein Ausschuß zur Entwerfung der nöthigen Statuten ernannt, die auch schon im nächsten Monat bei einer neuen Versammlung der Gesellschaft vorgelegt wurden. Hier wurden auch die Mitglieder erwählt, welche den Kern der Gesellschaft bilden sollten.

In den Statuten der Gesellschaft wurde nach einer vorausgeschickten Einleitung über die verderblichen Folgen der Unmäßigkeit und über die Nothwendigkeit kräftiger Maaßregeln zur Vertilgung des Uebels im Wesentlichen Folgendes bestimmt: Die Gesellschaft, den Namen Amerikanische Mäßigkeits-Gesellschaft führend, wählt von Zeit zu Zeit neue Mitglieder, die

in ihren Gesinnungen mit der Bestimmung der Gesellschaft im vollkommensten Einklange stehen. Sie strebt dahin, sich zu einem Nationalinstitut zu machen und den möglichst größten Einfluß zu verschaffen. Jeder, der zum Fond der Gesellschaft jährlich 5 Dollars (7½ Preuß. Thaler) oder ein- für allemal 30 Dollars beiträgt, wird Mitglied der Gesellschaft, in so fern er sich zur gänzlichen Enthaltung von spirituösen Getränken verpflichtet. Jeder, der über 30 Dollars zahlt, ist Ehrenmitglied. Die Gesellschaft hält jährlich eine Generalversammlung zur Wahl eines Präsidenten, Vicepräsidenten, mehrer anderer Beamten und eines Verwaltungsausschusses von fünf Mitgliedern. Der Präsident oder der Vicepräsident führen bei den Versammlungen den Vorsitz und können Specialversammlungen berufen. Der Verwaltungsausschuß ist verpflichtet, alle Beschlüsse und Verordnungen der Gesellschaft in Ausführung zu bringen, und geeignete Maaßregeln zu ergreifen, um die zur Erreichung ihrer wohlgemeinten Absichten nöthigen Fonds zu erhalten, ferner in verschiedenen Theilen des Landes Agenten zu ernennen, wie es dem Zwecke der Gesellschaft am förderlichsten ist; jährlich den Bestand der Kasse zu revidiren u. s. w. Er muß jährlich der Gesellschaft einen Bericht über seine Wirksamkeit abstatten. Am Schlusse der Statuten werden dann auch dem correspondirenden Sekretair seine Pflichten näher bestimmt; er wird z. B. verpflichtet, unter Leitung des Vollziehungsausschusses durch Flugschriften, Briefe und persönliche Zusammenkünfte zweckmäßige Mittheilungen an Geistliche, Aerzte und andere Personen von Einfluß zu machen und mit ihnen gemeinschaftlich zu berathschlagen und dahin zu arbeiten, daß alle unter ihrem Einflusse stehenden Personen vor dem Uebel der Unmäßigkeit bewahrt werden. Endlich heißt es am Schlusse der Statuten: „Stets müssen aber der Sekretair und der Vollziehungsausschuß den Grundsatz festhalten und zur Grundlage aller ihrer Maaßregeln nehmen, daß, während sie aus allen

Digitized by Google

ihren Kräften und durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel dahin streben, diejenigen, bei denen die Unmäßigkeit bereits mehr oder weniger zur Gewohnheit geworden ist, zur Mäßigkeit zurückzuführen, der vorzüglichste Zweck dieses Instituts der ist, diejenigen vor Gefahr zu bewahren, welche noch frei sind von diesem scheußlichen und verderblichen Laster."

Zunächst nach Entwerfung dieser Statuten waren es vorzüglich mehre Geistliche, die in ihren Umkreisen für die Zwecke der Gesellschaft segensreich zu wirken strebten. Schon im September desselben Jahres bildete sich in einer Stadt in Massachusetts ein Verein von wenigstens 50 Familienvätern und mehr als 150 jungen Leuten, dessen Zweck nach ihrem eignen entworfenen Statut die gänzliche Enthaltsamkeit von geistigen Getränken war.

Während des Jahres 1827 zeigte die Gesellschaft eine große Thätigkeit theils durch Sammlung eines Fonds von 12,000 Preuß. Thalern zur Bestreitung der Besoldung eines permanenten Sekretairs oder Agenten und anderer Ausgaben, theils durch Stiftung mehrer Mäßigkeitsvereine in Städten und Flecken, theils durch Verbreitung mehrer vorzüglichen Schriften über die Unmäßigkeit, theils auch durch Sammlung einer großen Anzahl von Thatsachen, welche zur Genüge darthaten, daß der Mensch selbst bei mühsamen und schweren Arbeiten und unter einem rauhen Klima der spirituösen Getränke nicht bedürfe. Dabei wirkte auch die medizinische Gesellschaft in Massachusetts, aus den ausgezeichnetsten Männern ihres Faches bestehend, zu Gunsten der Enthaltsamkeit durch ihr Gutachten bedeutend mit.

Im Jahre 1828 engagirte die Gesellschaft außer ihrem Sekretair noch zwei andere Agenten, mit dem Auftrage die Staaten im Osten und Westen von New-York zu bereisen. Andere Mäßigkeits-Gesellschaften erwählten zu ihrer Unterstützung gleichfalls besoldete Agenten, und viele edle Männer arbeiteten ganz umsonst

Digitized by Google

Wochen und Monate lang für die Fortschritte des gemeinnützigen Werkes. Dies hatte die Folge, daß sich bereits zu Ende dieses Jahres in Amerika 222 Mäßigkeits-Gesellschaften gebildet hatten. Schon damals hatten sich mehr als 30,000 Menschen die gänzliche Enthaltung von geistigen Getränken zur Pflicht gemacht. Mehr als 20 Compagnien Soldaten, 10 medizinische Gesellschaften und der größte Theil der Geistlichen aller Confessionen hatten den Grundsatz gänzlicher Enthaltsamkeit angenommen. Eine große Zahl von Brennereien war geschlossen worden und mehr als 100 Kaufleute hatten auf den Handel mit spirituösen Getränken verzichtet; Schiffe zu weiten Reisen bestimmt, nahmen kein solches Getränk an Bord.

Die Sache, so einmal begonnen, nahm nun reißenden Fortschritt, so daß bereits am Schlusse des Jahres 1829 mehr als 1000 Mäßigkeits-Gesellschaften und unter diesen eilf Staatsgesellschaften existirten. Der einzige Staat von New-York hatte in dem genannten Jahr solcher Gesellschaften bereits 300. Sämmtliche Gesellschaften aber zählten schon mehr als 100,000 Mitglieder. Die Zahl der geschlossenen Brennereien belief sich schon auf mehr als 50, die der Kaufleute, welche den Handel mit geistigen Getränken aufgegeben hatten, auf mehr als 400, und mehr als 12,000 Säufer hatten ihrem Lieblingsgetränke gänzlich entsagt. Leute, früher als Trunkenbolde und Vagabunden bekannt, wurden in nüchterne, ordentliche Menschen umgewandelt, die von ihrer Händearbeit ihre Familien zu ernähren suchten. Es gab mehre Districte, wo man gar keine spirituösen Getränke mehr verkaufte und solche gar nicht mehr zu finden waren, selbst nicht in Wirthshäusern. In manchen anderen wurden alle diejenigen, welche, von den Nachtheilen dieser Getränke unterrichtet, sich dennoch dem Genuß derselben ergaben oder den Betrieb mit denselben fortsetzten, jeder christlichen Gemeinschaft für unwürdig gehalten. Die Sterblichkeit in den Districten, wo solche Mäßigkeits-

Digitized by Google

Gesellschaften wirkten, hatte seit mehren Jahren auffallend abgenommen.

Das Jahr 1829 sollte aber in dieser Beziehung auch für Europa eine wichtige Epoche bilden. Es entstand nämlich in ihm für diesen Welttheil die erste Mäßigkeitsreform. Der Prediger Professor Edgar in Belfast in Irland ließ in einigen Journalen einen Aufruf an seine Mitbürger in Beziehung auf die Mäßigkeit ergehen, der so glückliche Wirkungen herbeiführte, daß noch vor dem Schlusse des genannten Jahres eine bedeutende Zahl solcher Gesellschaften, sowohl in Irland, als in Schottland entstanden. Auch England beschäftigte sich bereits mit diesem Gegenstande. Noch günstiger war für die Fortschritte der neuen Reform das Jahr 1830. In Amerika stieg die Zahl der Staatsgesellschaften bis auf 18, so daß von den 24 Staaten der Union nur noch 6 waren, die deren ermangelten. In Europa wurde zugleich die Sache der Mäßigkeit auch in Schweden Gegenstand der Aufmerksamkeit. Man wandte sich von Stockholm aus in einem Schreiben an die verein. Staaten mit dem Wunsche, eine genaue Beschreibung der sittlichen Umwandelung in Amerika zu erhalten. Man erhielt von dorther die verschiedenen Berichte der Amerikanischen Mäßigkeits-Gesellschaften, und es entstanden nun auch in mehren Städten Schwedens ähnliche Vereine.

Auch im Jahr 1831 schritt die Sache der Mäßigkeit in den verein. Staaten in ihrer Entwickelung immer weiter vorwärts. Die Agenten der verschiedenen Gesellschaften waren unabläßig thätig, um in öffentlichen Versammlungen dem Volke die traurigen Resultate der Unmäßigkeit auseinanderzusetzen. Es wurden Preise ausgesetzt und Schriften aller Art zu diesem Zweck verbreitet. Im Mai dieses Jahres wurden auch die ersten Versuche gemacht, den Gebrauch der spirituösen Getränke in der Amerikanischen Armee abzuschaffen. Diese Maaßregel, durch den Wunsch vieler ausgezeichneten Offiziere veranlaßt, ging mit

Digitized by Google

Bestätigung des Präsidenten von dem Kriegsminister aus, denn die meisten bei der Armee vorgefallenen Desertionen waren durch den Mißbrauch spirituöser Getränke, welche einen Theil der täglichen Rationen der Soldaten ausmachten, veranlaßt worden.

Aus dem im Mai d. J. erfolgten Jahresberichte ergab sich, daß man im Ganzen schon über 2200 Gesellschaften und mehr als 170,000 Mitglieder zählte, und da aus einigen Staaten die Berichte nicht vollständig eingeliefert waren, so durfte man annehmen, daß in den verein. Staaten überhaupt schon mehr als 3000 Mäßigkeits-Gesellschaften bestanden, welche mehr als 300,000 Mitglieder in sich schlossen.

Was die Wirkungen der Bemühungen zur Verbreitung der Mäßigkeit in Europa anlangt, so wurde im Mai d. J. die Mäßigkeits-Gesellschaft in London gegründet, und zwar unter dem Titel: „Britische und ausländische Mäßigkeits-Gesellschaft." Die ausgezeichnetsten Männer Englands, sowohl in der Kirche als im Staate, nahmen an den Versammlungen Theil, in denen die Bildung der Gesellschaft vorbereitet wurde. Sie zählte unter ihren Mitgliedern mehre einflußreiche Bischöfe der anglicanischen Kirche, so wie eine große Zahl von Mitgliedern aus beiden Parlaments-Häusern, von gelehrten und andern angesehenen Menschenfreunden. Der Bischof von London wurde ihr Präsident. Es wurden für diese Gesellschaft Statuten entworfen, nach welchen jedes Mitglied sich verpflichten mußte, sich nicht nur selbst der spirituösen Getränke zu enthalten, sondern auch seinen ganzen Einfluß anzuwenden, um die Ursachen und die Gewohnheiten der Unmäßigkeit zu unterdrücken. Ueberdies verpflichteten sich die Mitglieder dieser Gesellschaft sich nach allen Kräften zu bemühen, solche Schriften in Umlauf zu setzen, die, von dem Verwaltungsausschuß genehmigt, ausschließlich dazu bestimmt waren, die Grundsätze der Mäßigkeit überall zu verbreiten.

Digitized by Google

Während des Jahres 1832 machte die Mäßigkeitsreform in den verein. Staaten wahrhaft überraschende Fortschritte. Dazu trug theils die Bekanntmachung der Berichte der Mäßigkeits-Gesellschaft bei, in welchen mit zahlreichen wichtigen Thatsachen die glücklichen Erfolge der Bemühungen der einzelnen Gesellschaften allgemein kund gethan wurden, theils sprachen sich fast alle geistliche Corporationen laut und entschieden zu Gunsten der Reform aus, theils wirkten dafür auch die in verschiedenen Staaten gehaltenen öffentlichen Versammlungen, worin sich angesehene, ehrenwerthe Männer frei und offen über die Erfolge der bisherigen Bemühungen vernehmen ließen. Auch die fast einstimmig von allen Aerzten in den verein. Staaten ausgesprochene Ansicht, daß der Genuß der spirituösen Getränke unter allen Umständen höchst nachtheilig sei, hatte auf den öffentlichen Geist einen sehr heilsamen Eindruck gemacht. Ueberhaupt hat keine Klasse der Gesellschaft für die Sache der Mäßigkeit mehr gethan, als die Aerzte. Was aber am meisten zu den Fortschritten der Mäßigkeit in diesem Jahr mit beitrug, war die Verbreitung einer von der Amerikanischen Mäßigkeits-Gesellschaft herausgegebenen National-Circulairs, welches, an alle Familienväter in den verein. Staaten gerichtet, den Zweck hatte, sie zur Bildung von sogenannten Familien-Mäßigkeits-Gesellschaften anzuregen. Es brachte außerordentliche Wirkungen hervor. Es wurde darin zuerst öffentlich bekannt gemacht, daß bereits mehr als eine Million Menschen in den verein. Staaten dem Genusse der spirituösen Getränke für immer entsagt habe, daß mehr als 1000 Brennereien geschlossen seien, über 3000 Kaufleute den Handel mit diesem Artikel aufgegeben und mehr als 3000 Säufer aufgehört hätten, berauschende Getränke zu genießen. Es wurde ferner auf die wohlthätigen Folgen hingewiesen, welche die Enthaltsamkeit für das menschliche Glück, für Gesundheit, für Industrie und Sparsamkeit gehabt habe. Es wurde nach-

Digitized by Google

gewiesen, daß in dem einzigen Staate von New-York in dem letzten Jahre durch die Enthaltsamkeit von spirituösen Getränken mehr als 3 Millionen Thaler erspart seien. Nach Darlegung dieser wichtigen Wirkungen wurden alle Familienväter aufgefordert, sich nicht nur selbst des Genusses von berauschenden Getränken zu enthalten, sondern auch um des Wohles ihrer Mitmenschen wegen sich zu einer Mäßigkeits-Gesellschaft zu vereinigen und zu dem Zweck eine Verpflichtungsformel zu unterschreiben, welche dem Circulair beigefügt war. Diese Verpflichtung lautete also: „Wir Unterzeichnete, überzeugt, daß der Gebrauch spirituöser Getränke nicht nur unnöthig, sondern für alle gesellschaftlichen, bürgerlichen und religiösen Interessen des Menschen sogar schädlich ist, daß er zu unmäßigen Neigungen und Gewohnheiten führt, und daß, so lange er fortdauert, die Uebel, welche durch die Unmäßigkeit entstehen, nicht beseitigt werden können, haben beschlossen, auf den Genuß dieser Getränke, so wie auf den Handel mit denselben zu verzichten, auch sie keinem Gaste als eine Erfrischung anzubieten, noch auch unseren Dienstleuten zu verabreichen; endlich alle geeigneten Mittel anzuwenden, um den Gebrauch derselben ganz aus der Gesellschaft zu verbannen." — Daraus geht schon hervor, daß es nicht auf bloße Formalitäten abgesehen war, die man durch diese Mäßigkeitsvereine geltend machen wollte, sondern daß man moralische Grundsätze und moralische Ueberzeugung unter dem Volke verbreiten wollte. Von diesem Circulair wurden in den verschiedenen Staaten viele Hunderttausende abgedruckt und vertheilt, und die Wirkungen desselben waren sehr bedeutend. Es veranlaßte (was Formalitäten nie vermögen, wohl aber Grundsätze und moralische Ueberzeugungen) viele Tausende von Familien zu dem Entschlusse der gänzlichen Enthaltsamkeit von spirituösen Getränken. Nach dem Berichte der Staatsgesellschaft von New-York waren in einem Jahre mehr als 50,000 Personen dieses

Staates seinen verschiedenen Mäßigkeits-Gesellschaften beigetreten; von 764 Gemeinden dieses Staates besaßen bereits 565 organisirte Mäßigkeits-Gesellschaften. Die Gesammtzahl der letzteren in eben diesem Staate betrug 1112 und die ihrer Mitglieder ungefähr 177,000. Es gab 50 Gastwirthschaften, wo man keine spirituösen Getränke mehr verkaufte, über 1000 Kaufleute, welche den Handel mit denselben aufgegeben, und über 2000 Trinker, die dem Genusse aller berauschenden Getränke entsagt hatten, und ähnlich waren die Erfolge verhältnißmäßig auch in den andern Staaten. Schon darin zeigte sich, daß die Ermahnungen und Belehrungen, welche die Mäßigkeitsvereine über die schädlichen Folgen des Genusses der geistigen Getränke an ihre Mitmenschen hatten ergehen lassen, kein „unfruchtbares Geplärre" und keineswegs nutzlos gewesen oder „bald in den Ohren derer verhallt waren, die in der Schenke das Jammern ihrer Frauen und Kinder übertäubten und im Glase die Erinnerung an Drohungen und Züchtigungen ersäuften."

Einer der aufmunterndsten Beweise von den Fortschritten der Mäßigkeit und eins der sichersten Zeichen für den endlichen vollständigen Sieg der guten Sache war die Bildung von Mäßigkeits-Gesellschaften unter jungen Männern in diesem Jahr. Aus ihrer Zahl traten solche Gesellschaften fast in allen Städten und Burgflecken hervor.

Dies alles zusammengenommen hatte den Erfolg, daß nach den genauesten vorhandenen Berichten es in diesem Jahr schon mehr als 1,500,000 Personen in den verein. Staaten gab, die sich sowohl selbst der spirituösen Getränke enthielten, als auch andern sie nicht verabreichten, und mehr als 4000 Mäßigkeits-Gesellschaften, die über 500,000 Mitglieder umfaßten, daß ferner mehr als 1500 Brennereien eingegangen waren und über 1000 Kaufleute den Handel mit diesen Getränken aufgegeben hatten. Oder sind dies alles nur, wie eine gegen die Mäßigkeitsreform laut gewordene

Stimme

Stimme behauptet, geringe Folgen ihrer Wirksamkeit in Amerika und England? Sind das alles nur Wirkungen eines practisch-werthlosen Instituts, welches, wie man gemeint hat, sich hinter einem Schein von Philanthropie verbirgt?

Die Fortschritte der Mäßigkeit in Europa, namentlich in Großbritanien und Schweden, dauerten auch in diesem Jahre fort. Nun entstand eine Mäßigkeits-Gesellschaft in Stockholm und eine andere zu Dresden unter dem Schutze des Prinzen Johann von Sachsen. Selbst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, unter den neubekehrten Hottentotten und auf den Sandwichs-Inseln fand die Sache vielen Anklang, und es traten auch hier schon in dem genannten Jahre zahlreiche Mäßigkeits-Gesellschaften zusammen. Eben so entstand eine solche in Calcutta und auch in Bombay, Madras und andern Städten Ostindiens erregte die Sache schon Aufmerksamkeit.

Auch im Jahr 1833 waren in den verein. Staaten die Fortschritte der Mäßigkeits-Reform höchst aufmunternd und erfreulich. Sie verbreitete sich ununterbrochen durchs ganze Land. Es wirkten dabei theils die fortgesetzten Bemühungen der dafür sich interessirenden Menschenfreunde, theils auch jetzt die Bekanntmachung der Jahresberichte der Amerikanischen Mäßigkeits-Gesellschaft über die Erfolge der beiden vorhergehenden Jahre, die in außerordentlich großer Zahl überall verbreitet wurden, theils endlich brachte auch ein gegen das Ende des Jahres 1832 bekannt gemachter Befehl des Kriegsministers in dem Amerikanischen Heere die glücklichsten Resultate hervor. Hiernach sollten den Truppen der verein. Staaten künftig keine spirituösen Getränke als ein Bestandtheil ihrer Rationen mehr verabreicht, noch auch in Geld vergütet werden. Jede Einfuhr von spirituösen Getränken in eine Festung, Garnison oder ein Lager, so wie der Verkauf derselben an die Soldaten von Seiten der Marketender wurde untersagt. Statt der spirituösen Getränke

sollten fortan den Soldaten auf je 100 Rationen acht Pfund Zucker und vier Pfund Kaffee verabreicht oder statt dessen zehn Pfund Reis gegeben werden. Der Befehl erregte bei den ausgezeichnetsten Officieren der Armee große Freude und brachte die glücklichsten Erfolge. Bei der Marine war eine ähnliche Verfügung zwar noch nicht getroffen, jedoch stand es jedem Matrosen frei, für seine tägliche Ration an spirituösen Getränken den Gleichbetrag an Geld zu nehmen, was auch auf den meisten Seestationen der größere Theil der Matrosen und Officiere thaten.

Nach einer Anordnung des Comité der Amerikanischen Mäßigkeits-Gesellschaft fanden am 26. Febr. 1833 in den verschiedenen Städten, Burgflecken und Dörfern der verein. Staaten gleichzeitig Versammlungen der Mäßigkeits-Gesellschaften statt, um sich über die ferneren Mittel und Maaßregeln zu berathen, wie der Nationalzweck, zu dem man sich vereinigt hatte, nämlich gänzliche Verbannung der Unmäßigkeit aus dem Lande erreicht werden könne, und überall hatten diese Versammlungen, in tausenden von Ortschaften gehalten, die wohlthätigsten Wirkungen. Ueberall faßte man zweckdienliche Beschlüsse. Vorzüglich machte der Umstand großen Eindruck, daß man überall die angesehensten Männer der Staaten mit an der Spitze dieser Gesellschaften fand. In Washington z. B. wurde eine Versammlung im Congreß-Saal der Repräsentanten-Kammer gehalten, bei welcher der Kriegsminister den Vorsitz führte und mehre ausgezeichnete Mitglieder des Congresses öffentliche Reden hielten. Im Staate Massachusetts trat eine ähnliche Gesellschaft unter dem Regierungspersonal zusammen, zu deren Präsidenten der Gouverneur dieses Staates ernannt wurde; im Staate Ohio organisirte sich aus dem gesetzgebenden Körper ebenfalls ein Mäßigkeitsverein. Dieses edle Beispiel der Häupter der Nation hatte einen sehr heilsamen Einfluß und fand besonders bei dem jüngern Geschlecht im Lande große Nach-

Digitized by Google

ahmung. Es streitet daher wider alle Beweise der Erfahrung, wenn behauptet wird, daß Beispiele gebildeter, wohlhabender Leute, die Mäßigkeitsvereine bilden, nur einen geringen oder gar keinen Einfluß auf rohe, in ärmlichen Lebensverhältnissen sich befindende Menschen haben könnten. Sie haben in Amerika auf alle Stände, selbst auch auf die niedrigsten, die größte Wirkung gehabt, und werden und müssen ihn immer haben. In allen diesen Versammlungen wurde insbesondere auch die Unsittlichkeit des Handels mit spirituösen Getränken anerkannt und ausgesprochen, und es wurden zugleich zweckmäßige Maaßregeln getroffen, um auch in dieser Beziehung die Sache der Mäßigkeit in den verschiedenen Staaten so viel als möglich zu befördern.

Eine höchst erfreuliche Erscheinung war, daß sich häufig auch schon in der arbeitenden Klasse der öffentliche Geist sehr günstig über die Sache aussprach. Bürger in den Städten gaben den Handel mit spirituösen Getränken, weil sie ihn für unchristlich und schimpflich ansahen und als eine Sache der Sündhaftigkeit und Strafbarkeit betrachteten, von selbst auf. Ein Maschinenbauer z. B. weigerte sich, an den Röhren einer Brennerei die nöthigen Reparaturen zu besorgen, weil es, wie er sagte, wider sein Gewissen sei, seine Hand zur Fabrikation eines Artikels zu bieten, der so schreckliche Verwüstungen unter den Menschen anrichte. Ein anderer Handwerksmann schlug es ab, ein Schild zu malen, welches den Reisenden den Ort anzeigen sollte, wo das Gift des Branntweins zu haben sei. Eben so weigerte sich ein Müller, das Mahlen des aus einer Brennerei ihm zugebrachten Getreides zu besorgen, indem er erklärte: er wolle seine Mühle zu einem so schimpflichen Zwecke nicht hergeben und er könne das Geschäft ohne Verletzung seiner Pflicht gegen Gott nicht übernehmen.

Diese unter dem Volke sich immer mehr verbreitende Ansicht der Sache gewann von selbst auch mehr

und mehr Einfluß auf die den Handel mit spirituösen Getränken betreffenden Gesetze. Es war natürlich, daß nichts die Aufmerksamkeit der Freunde des guten Werkes mehr auf sich lenken und fesseln mußte, als die Gesetze der verschiedenen Staaten in Bezug auf den freien Handel mit spirituösen Getränken. Die Freunde der Mäßigkeit konnten unmöglich mit Gleichgültigkeit die Gesetze betrachten, welche jeden Gastwirth, Material-Händler und jeden anderen Verkäufer dieser Getränke zum Verkauf derselben auctorisirten. Mit Gewaltschritten ließ sich indeß hiebei nichts thun, und von Zwangsmaßregeln, durch welche dem Trunke gesteuert werden sollte, war hier gar nicht die Rede; es kam nur darauf an, eine Abänderung in den Gesetzen dadurch zu bewirken, daß man vor Allem den Gesetzgebern die Unnützlichkeit, Schädlichkeit und Unsittlichkeit dieser Gesetze darzuthun suchte. Man mußte sich ferner bemühen, denen, welche mit der Vollziehung dieser Gesetze beauftragt waren, die Verantwortlichkeit zu zeigen, die sie auf sich laden, und sie zu bewegen, so lange diese Gesetze in Kraft standen, wenigstens die Zahl der Concessionen zu diesem Handel so viel als möglich zu beschränken. Die im Volk sich verbreitende öffentliche Meinung aber über das Heilsame der Mäßigkeits-Reform kam diesen Bemühungen sehr zu Statten. In vielen Gemeinden der sechs nördlichen, gewöhnlich mit dem Namen Neu-England bezeichneten Staaten, in denen dem Volke das Recht zusteht, die Erlaubniß zum Detailhandel spirituöser Getränke zu ertheilen, verweigerte dieses bald jedem, wer er auch sein mochte, die Erlaubniß zum Verkaufe derselben. In mehren Grafschaften des Staates Massachusetts fand man bald keine einzige Gastwirthschaft, keinen einzigen Laden und kein einziges Privathaus mehr, wo diese Getränke zu haben waren, bloß in Apotheken wurden sie aufbewahrt und die Säufer mußten mehre Meilen gehen, wenn sie ihren Hang befriedigen wollten. Dasselbe fand in mehren Grafschaften der mittleren,

Digitized by Google

südlichen und westlichen Staaten statt. Großen Einfluß hatte es auch, daß in dem Jahresberichte der Amerikanischen Mäßigkeits-Gesellschaft vom J. 1833 die Frage über die Gesetze in Betreff des freien Handels mit spirituösen Getränken vom moralischen Gesichtspunkte aus betrachtet und mit großer Geschicklichkeit und Gründlichkeit erwiesen wurde, wie stark die Gesetze, die den Handel mit spirituösen Getränken erlauben, im Widerspruch mit der Sittlichkeit ständen. Es wurde von allen Seiten erwogen und bewiesen, daß nicht nur der Genuß, sondern auch der Verkauf dieser Getränke mit einem rein sittlichen und wahrhaft christlichen Lebenswandel unvereinbar seien. Diese Schrift erhielt die größte Publicität; sie wurde an alle Mitglieder des Congresses und fast an alle Mitglieder der verschiedenen gesetzgebenden Körper der Union gesandt, und sie gewann überall ungetheilten Beifall bei allen vernünftigern und wohlgesinnten Männern aus allen Ständen, und hat daher auch in den verein. Staaten zu den günstigsten Resultaten geführt. Die Ausführung der gefaßten Principe hatte also klar gezeigt, daß sie in der Wirklichkeit ausführbar und keineswegs hinter dem Schreibtische aufgegriffene philanthropische Träumereien seien, wie man behauptet hat. Es beweiset überhaupt wenig Vertrauen auf die, wenn auch nicht in allen, doch immer in vielen auch nicht gerade hochgebildeten Menschen möglicher Weise erweckbare moralische Ueberwindungskraft, wenn man es für unmöglich erklärt, eine Leidenschaft oder irgend eine Neigung zu etwas durch moralische Selbstüberwindung zu bezwingen.

Was den Fortgang der Mäßigkeits-Reform im Jahre 1833 außerhalb Amerika anlangt, so waren die Fortschritte derselben überall, wo die Sache begonnen hatte, immer aufmunternder und erfreulicher. In England gewann die Britische und ausländische Mäßigkeits-Gesellschaft auch in diesem Jahre immer mehr an Ausdehnung und Kraft. Auch hier waren die am

26. Februar gehaltenen gleichzeitigen Versammlungen von sehr glücklichen Erfolgen begleitet. Aus einem bei einer späteren Versammlung vorgelesenen Berichte geht hervor, daß die Zahl der Mäßigkeits-Gesellschaften in England von 95 auf 301 gestiegen war und daß diese damals 53,433 Mitglieder zählten. In Schottland gab es 392 Gesellschaften mit 53,878 Mitgliedern, und in Irland in der einzigen Provinz Ulster allein 170 Gesellschaften. In Schweden schritt die Sache der Mäßigkeit unter den Auspicien des Kronprinzen und unter dem Schutze des Königs gleichfalls vorwärts, wenn auch nicht mit solcher Schnelligkeit, als in andern Ländern. Es erschien in diesem Jahre in Schweden eine Schrift, worin der Verfasser nachweist, daß es in diesem Reiche auf eine Bevölkerung von ungefähr 3 Millionen 170,000 Destillationen gebe, deren jährlicher Bedarf sich auf 60,104,570 Kannen belaufe (eine Kanne zu drei Quart), so daß also im Durchschnitt auf jedes Individuum jährlich über 20 Kannen oder 60 Quart kommen und den Konsumenten ihr Bedarf jährlich 97,500,000 Preuß. Thaler koste. „Diese ungeheure Summe, sagt der Verfasser, jagen die Schweden jährlich für ein Getränk durch die Gurgel, welches nach der Erklärung der vorzüglichsten Aerzte und Physiologen aller Länder nicht den geringsten Theil einer nährenden Substanz enthält."

Auf gleiche Weise schritt auch im Jahre 1834 die Mäßigkeits-Reform in den verein. Staaten Amerikas ununterbrochen fort. Man wirkte unermüdlich mit denselben Mitteln, wie in den vorhergehenden Jahren, theils durch Mäßigkeits-Agenten, Flugschriften, Journale u. s. w., theils durch zahlreiche Versammlungen, die von Zeit zu Zeit in den verschiedenen Staaten gehalten wurden. Vor Allem aber bemühte sich jetzt die Amerikanische Mäßigkeits-Gesellschaft, von einer großen Anzahl von Kaufleuten, Schiffsherren und Kapitainen Zeugnisse einzusammeln, aus welchen hervorging, daß Schiffe in den verschiedensten Meeren

Digitized by Google

und unter allen klimatischen und Witterungs-Veränderungen ihre Reisen viel glücklicher und schneller zurücklegen, wenn ihre Mannschaften die Grundsätze der Mäßigkeit befolgen, als wenn dies nicht der Fall ist. Diese wichtigen Thatsachen, so wie der Bericht dieser Gesellschaft wurde in England durch den Druck öffentlich bekannt gemacht, und auch diese Bemühung hatte sehr glücklichen Erfolg, denn in einem Berichte der Amerikanischen Mäßigkeits-Gesellschaft vom Jahr 1834 heißt es schon: „über tausend Schiffe durchkreuzen jetzt das Meer, die keine geistigen Getränke mehr an Bord führen, und die Sicherheit der Fracht und Mannschaft ist auf ihnen viel größer als auf andern Schiffen, ein Umstand, der auch die Aufmerksamkeit der Assecuranz-Gesellschaften auf sich gezogen hat." Die Folgen davon zeigten sich schon im nächsten Jahre, denn man war in der Handelswelt von dem innigen Zusammenhange, in welchem die meisten Schiffbrüche und der Genuß geistiger Getränke stehen, bald so fest überzeugt worden, daß nicht nur die Assecuranz-Gesellschaft von Boston, sondern bald darauf auch die zehn Gesellschaften von New-York die Versicherungs-Prämie für solche Schiffe, die dergleichen Getränke nicht an Bord führten, um 5 Prozent herabsetzten. Unter 186 Schiffen, die von New-Bedford im Staat Massachusetts auf den Wallfischfang ausgesandt wurden, gab es 168, an deren Bord die Mannschaft keine Art von geistigen Getränken empfing, und die Eigenthümer und Führer dieser Schiffe waren einstimmig der Meinung, daß diese schwierigen und gefährlichen Fahrten jetzt viel glücklicher und schneller zurückgelegt würden, als es sonst der Fall war, weil die Matrosen ohne den Genuß dieser Getränke viel ordentlicher und pünktlicher in ihrem Dienste seien. Daraus aber geht zugleich hervor, wie unrichtig es ist, wenn man behauptet hat, die Mäßigkeitsvereine in Nordamerika seien ursprünglich nur aus bloß egoistischen Absichten hervorgegangen, denn man habe damit

Digitized by Google

nur bezweckt, die Trunksucht unter den niedern Volksklassen der Seefahrer, Hafenarbeiter und Lastträger, die so leicht zu Excessen und Ruhestörungen geneigt seien, zu bekämpfen, weil der ruhige, mäßige, alles berechnende Nordamerikaner jeden die Ordnung und den Vortheil seines Handels störenden Excess fürchte, und also um seines eigenen Vortheils willen den arbeitenden Klassen den Genuß geistiger Getränke habe entziehen wollen. Diese Angabe über die Entstehung der Mäßigkeits-Gesellschaften und dieser niedrige Gesichtspunkt ihrer ursprünglichen Wirksamkeit ist offenbar nur aus der Luft gegriffen und widerspricht der ganzen geschichtlichen Bildung der Mäßigkeits-Reform in den verein. Staaten.

Was die Fortschritte der Mäßigkeits-Reform im Verlaufe des Jahres 1834 in anderen Ländern betrifft, so waren sie besonders bemerkbar in Canada, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, New-Foundland, auf den Bermudes- und den Britischen Inseln, in Westindien, in Ostindien, Neu-Süd-Wales und in Van-Diemens-Land. In England stieg schon die Zahl der Mäßigkeits-Gesellschaften auf 443 und die Zahl ihrer Mitglieder auf 87,471. Es bildete sich in diesem Jahre auch schon eine Mäßigkeits-Gesellschaft unter den Seeleuten, unter deren Vicepräsidenten man 11 Admiräle der Königlich Britischen Marine und mehre Mitglieder des Parlaments zählte. Auch in Gibraltar trat eine solche Gesellschaft zusammen.

Im folgenden Jahre 1835 schritt die Sache in ihren glücklichen Erfolgen immer weiter fort. Unter keiner Klasse der Bevölkerung Amerikas faßte die Reform tiefere Wurzeln, als unter der Jugend. Es gab bald fast kein Collegium, keine Universität oder Akademie, wo sich nicht unter den jungen Leuten eine Mäßigkeits-Gesellschaft gebildet hätte; eben so gab es fast keine Stadt, keinen Burgflecken, wo nicht die Jünglinge zu solchen Gesellschaften zusammengetreten wären. Aus dem Berichte der Amerikan. Mäßigkeits-

Gesellschaft für dieses Jahr ergab sich, daß bereits zwei Millionen Menschen auf jeden Genuß geistiger Getränke verzichtet hatten, daß über 8000 Mäßigkeits-Gesellschaften existirten, welche mehr als anderthalb Millionen Mitglieder zählten und unter denen 23 Staats-Gesellschaften waren, so daß mit Ausnahme eines einzigen, jeder Staat der Union nun eine Staats-Gesellschaft besaß; es ergab sich ferner, daß gegen 4000 Brennereien eingegangen waren, über 8000 Kaufleute den Handel mit geistigen Getränken aufgegeben hatten, und im letzten Jahre über 1200 Schiffe aus den verschiedenen Häfen der verein. Staaten ausgelaufen waren, die nicht die geringste Quantität von diesen Getränken an Bord führten; daß endlich mehr als 12,000 ehemalige Säufer jedem Genusse berauschender Getränke für immer entsagt hatten.

Diese Thatsachen müssen in Wahrheit wunderbar erscheinen, wenn man bedenkt, welche ungeheure Ausdehnung das Uebel früher erreicht und wie hartnäckig es allen dagegen angewandten Mitteln widerstanden hatte, ferner welche Menge von Vorurtheilen man bekämpfen, wie viele Privatinteressen man beschwichtigen mußte, und welche kurze Zeit verflossen war, seitdem die Reform ins Leben getreten. Vor dem Beginne der Mäßigkeits-Reform war die Gewohnheit des Genusses geistiger Getränke so allgemein, daß es kein Haus gab, wo man nicht stets eine größere oder geringere Quantität derselben vorfand. Man hielt es für eine Verletzung der Gastfreundschaft, wenn man nicht jedem Fremden, der das Haus betrat, irgend eins dieser Getränke anbot, und es herrschte dieser Gebrauch nicht nur unter den unbemittelten Klassen, sondern auch unter den ärmsten Leuten. So oft jemand seinen Nachbar besuchte, wurde er fast ohne Ausnahme mit einem Glase Branntwein oder einem ähnlichen Getränke bewirthet. Sie gehörten zu den nothwendigsten Bestandtheilen eines Mahles nicht nur in Hotels und anderen Restaurationen, sondern fast in jedem Privathause. Die reichbesetzten Tafeln der

Digitized by Google

Dampfboote und anderer Schiffe fand man mit zierlich gearbeiteten Kryſtallflaſchen geſchmückt, voll der verſchiedenartigſten geiſtigen Getränke, und wenig Paſſagiere ließen dieſe ungenoſſen. Während die Reichern bei den Weinen und Liqueuren, beim Rum, Gin u. ſ. w. ſich gütlich thaten, trank die Maſſe des Volks ihren Whisky. Dieſes letztere Getränk war namentlich in dem mittleren und öſtlichen Theil des Landes bei allen Volksklaſſen allgemein im Gebrauche.

Im Jahre 1835 fand man dies alles ſchon ganz anders. Im ganzen Gebiete der Union hatte der Genuß geiſtiger Getränke bei dem größten Theile der gebildeten und wohlhabenden Stände ganz aufgehört und großentheils auch bei den ärmeren Klaſſen. In den meiſten Häuſern fand man dergleichen Getränke gar nicht mehr oder nur ausnahmsweiſe hie und da auf den Tafeln der reichſten Familien. Auf den 500 Dampfbooten, welche damals die verſchiedenen Meerbuſen, Ströme und Seen des Gebiets der Union befuhren, ſah man dieſe Getränke nur noch zuweilen bei einzelnen Reiſenden, eben ſo auch in Gaſthöfen und Reſtaurationen. Ein anderer bemerkenswerther Umſtand war, daß faſt alle Kanäle und Eiſenbahnen, die in den letzten 5 Jahren angelegt wurden, ohne den Genuß geiſtiger Getränke von Seiten der Arbeiter vollendet worden waren. Daſſelbige war der Fall faſt ohne Ausnahme bei andern zahlreichen öffentlichen Werken, welche in den verſchiedenen Theilen des Landes ausgeführt wurden. Vor dem Beginn der Mäßigkeits-Reform glaubten die meiſten Pächter und Gutsbeſitzer, ihre Erndten nicht glücklich vollbringen zu können, wenn ſie nicht täglich einige Quart Branntwein unter die Arbeiter vertheilten, und dieſe Behauptung hören wir ja auch in Rede und Schrift noch heut zu Tage. Später von der Irrthümlichkeit dieſes Glaubens überzeugt, ſtellten Tauſende von ihnen dieſen Gebrauch ohne weiteres ein. Eben ſo gewannen faſt alle Handwerker und ſonſtigen Arbeiter die Ueberzeugung, daß ſie jede auch noch ſo mühſame Arbeit unter allen

Digitized by Google

Witterungseinflüssen ohne den Genuß geistiger Getränke viel leichter und schneller auszuführen im Stande seien. Nichts zeigte aber die Fortschritte der neuen Reform so auffallend, als das Eingehen so vieler Brennereien, welches zugleich zum Beweis diente, welche große Veränderung in dem öffentlichen Geiste vorgegangen war. In einer einzigen Grafschaft z. B. war in dem kurzen Zeitraum von 18 Monaten die Zahl der Brennereien von 168 auf 62 reducirt, und eben so verhältnißmäßig in den übrigen Grafschaften. Obgleich die Bevölkerung der verein. Staaten seit dem Beginne der Reform um mehr als zwei Millionen Menschen gestiegen war, so hatte sich doch, nach den genauesten darüber eingegangenen Berichten, seit dieser Zeit die Consumtion der geistigen Getränke in den 6 östlichen Staaten um mehr als zwei Drittel und in den übrigen um mehr als um die Hälfte vermindert.

Wer möchte bei solchen Thatsachen daran noch zweifeln, daß, wenn die Bemühungen für eine so gute Sache, wie in Amerika, so auch in andern Ländern mit solchem Eifer begonnen und mit solcher Beharrlichkeit fortgesetzt wird, sie auch anderwärts gelingen und den vollständigsten Sieg davon tragen müssen!

Dies ist im Wesentlichen der Gang der Mäßigkeits-Reform, über den uns der Verfasser in dem vorliegenden Buche in Beziehung auf Amerika und einige Europäische Länder belehrt. Aber es ist ihm nicht blos um eine Geschichte der Mäßigkeits-Gesellschaft in Amerika zu thun gewesen, sondern er hatte dabei allgemein-menschliche Rücksichten im Auge. Er sagt daher in der Vorrede:

Diese Blätter haben den Zweck, das deutsche Volk zum erstenmal vollständig mit der Geschichte und den Arbeiten der in Nordamerika gestifteten Mäßigkeits-Gesellschaften bekannt zu machen. Der Name derselben verleitet uns anfangs, ihre Absichten mißzuverstehen und zu glauben, daß sie nur die Mäßigkeit im Genusse spirituöser Getränke zu befördern suchten. Allerdings waren ihre Bemühungen anfänglich auch

Digitized by Google

blos darauf gerichtet, dem unmäßigen Genuß dieses Giftes Schranken zu setzen. Gegenüber einer fast eben so entsetzlichen Verheerung ihrer Nation durch den Trunk, als wir sie im Norden Europas, namentlich auch in dem nördlichen Deutschland wahrnehmen, lag es ihnen nahe, sich zunächst nur die Zurückführung der Menschen auf einen mäßigen Genuß jener Getränke zur Aufgabe zu machen, und es zu vergessen, nicht blos daß man es mit dem Genusse eines Giftes zu thun hat, welches allein in der Hand des Arztes, gegen einen spezifischen Krankheitszustand angewandt, von Nutzen sein könnte, sonst aber, noch so mäßig genossen, immer schädlich wirken muß, sondern auch, daß alle unmäßigen Trinker zuvor mäßige gewesen, und daß es nicht möglich ist, dafür einzugestehen, daß ein mäßiger Trinker kein unmäßiger werde. Die geringe Wirksamkeit der Gesellschaft in der ersten Zeit ihrer Entstehung war eine Folge dieses Irrthums. Dies drängte sich den Vereinen mit schlagender Gewißheit auf, und sie überzeugten sich, daß, wenn sie einen größeren und bleibenderen Einfluß üben wollten, sie den bisherigen Weg verlassen und sich zu einem strengeren Prinzip bekennen müßten. Bei der erlangten Einsicht, daß wir durch jeden Genuß spirituöser Getränke uns und Anderen an Leib und Seele schaden, konnte dasselbe kein anderes als das der gänzlichen Enthaltsamkeit von jenen Getränken sein. Die Menschen durch das Mittel der freien Ueberzeugung zu diesem Entschluß zu bewegen, das war fortan die Aufgabe aller Mäßigkeits-Gesellschaften, und sie behielten ihren alten Namen nur bei, weil die ersten Stifter denselben ehrwürdig gemacht, und immerhin auch jeder Genuß des Schädlichen als qualitative Unmäßigkeit betrachtet werden muß.

Die Mittheilungen, welche dieses Buch sowohl über die grauenerregenden Folgen der Trunkenheit als über die segensreiche Wirksamkeit der Mäßigkeits-Gesellschaften, vornämlich in Nordamerika und in England, enthält, können nicht gelesen werden, ohne in den Seelen derer, die gutes Willens sind, eine Frucht

Digitized by Google

zu hinterlassen. Aber wir fordern das deutsche Volk ausdrücklich auf, den großen Kampf in Gottes Namen zu beginnen und einem Siege nachzustreben, der unter den vielen Siegen, welche Deutschland groß gemacht, am hellsten glänzen wird. Denn dieser Kampf gegen Gewohnheit und Rohheit, gegen Leichtfertigkeit, Stumpfheit des Gewissens, Trägheit und Bosheit, zugleich gegen so viele Interessen, gegen ganze Gewerbzweige, die bis dahin für ehrbar galten, gegen eine unsittliche Richtung der Landökonomie, die in Verbindung mit jenen Gewerbzweigen aus dem Ruin ihrer Mitmenschen den möglichst größten Gewinn zu ziehen sucht, dieser Kampf, für welchen dennoch jedem Einzelnen das Schlachtfeld allein in seiner eigenen Seele angewiesen wird, ist der größte und schwerste, der den strengsten Ernst, die pünktlichste Wachsamkeit und unermüdliche Beharrlichkeit fordert.

Es wird in dieser Beziehung in Deutschland nicht anders sein, als in Nordamerika: es ist derselbe Feind, der zu bekämpfen ist, er wird auch mit denselben Mitteln bekämpft werden müssen. Das vorliegende Buch belehrt uns hinreichend über die Macht und das Ansehen des Feindes, über die Natur des Kampfes, über gegenseitige Waffen und Taktik. Es wird den Deutschen zeigen, daß, wenn ihre Gewohnheiten und Einrichtungen auch manche Mittel nicht gestatten, deren wir uns in Amerika bedienen, doch bei ihnen, wie bei uns, das Hauptmittel immer dieses ist, an allen Orten Mäßigkeits-Gesellschaften in möglichst großer Menge zu bilden, und durch diese, ohne Aufrufung eigentlich legislativer Maaßregeln, in immer größeren Kreisen auf die Ueberzeugung der Menschen zu wirken. Die Theilnahme der öffentlichen Blätter sowohl und der Presse überhaupt, als die Versammlungen der Gemeinden, der Stadtverordneten und der Stände, werden dieses Werk in einem Lande, das den Ruhm des Ernstes und der Ehrbarkeit vor allen trägt, gewiß aufs kräftigste unterstützen.

Digitized by Google

II. Naturgeschichte des Elchwildes oder Elens, mit Rücksicht auf die neueren Beobachtungen in den Forsten Ostpreußens.

Von J. G. Bujack.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Die Aesung des Elchs ist nach den Jahreszeiten verschieden, und besteht in Knospen, jungen Trieben, Blättern und Rinden verschiedener Bäume und Sträucher, besonders seines Lieblingsgesträuchs, der Werftweide (Salix incubacea L.), deren junge Schößlinge nach allen Seiten hin abgebissen werden, wodurch das Gesträuch in Gegenden, wo der Elchstand zahlreich ist, das Ansehen bekommt, als ob es geschoren wäre; ferner der Pappeln (Populus tremula L.), Linden (Tilia europaea L.), Ebereschen (Sorbus aucuparia L.), Hainbuchen (Carpinus Betulus L.), Birken (Betula alba L.), Ahorn (Acer platanoides L.), Eschen (Fraxinus excelsior L.), Eichen (Quercus Robur u. Q. pedunculata L.), Fichten (Pinus silvestris L.), Ellern (Alnus glutinosa L.) ꝛc. Im Februar und März schälen die Elche die Rinde der Nadelhölzer, die der weichen Laubhölzer aber vorzüglich im Frühjahr, wo diese leicht lösbar ist, indem sie dieselbe mit ihren Schneidezähnen wie mit einem Meißel durchstoßen und durch Aufwärtsziehn vom Stamme trennen. Im Winter sind die Knospen der Laubhölzer und die jungen Triebe der Nadelhölzer die Hauptnahrung, und es ist irrig, wenn Bock die Elche im Winter Rennthiermoos unter dem Schnee hervorwühlen und sich davon nähren läßt.

Wenn gleich das Elch im Frühlinge die abgeschälte Rinde und den Bast der vorgenannten im vollen Safte stehenden Laubhölzer nicht verschmäht, so wendet es sich dann doch großentheils zu andern Nahrungsmitteln,

wie wir es auch im Margenschen Revier sehn, wo es sich schon mit Frühlings Anfang nach den Waldrändern zieht, um den Saaten nahe zu sein, nicht weniger in der Ibenhorster Forst.

Das Elch nimmt fast alle Getreidearten an, doch nur in der Zeit, wo sie im Schossen stehn, nicht minder allerlei andere Gräser *), besonders den Schwaden (*Poa fluitans L.*) nach Pallas. Das Abweiden des jungen Getreides und der übrigen niedrigen Gräser wird ihm durch seine hohen Läufften und den kurzen Hals erschwert; es muß nämlich beim Weiden die Vorderläufften gegen die Hinterläufften zurückziehn, und so dem Vorderleib eine mehr gesenkte Stellung als der Edelhirsch geben. Thöricht ist daher die Sage, daß das Elch der Kürze des Halses und der Höhe der Läufften halber gar nicht weiden könne. Nach einigen Schriftstellern soll es der überhängenden Oberlippe wegen beim Weiden rückwärts gehen, weil ihm diese sonst zwischen die Zähne kommen und hinderlich sein würde. Berichterstatter der Art schöpften aus Plinius, welcher in dieser Beziehung vom Elch sagt: „Labrum

*) Damit harmoniren nicht völlig die Mittheilungen aus der Ibenhorster Forst. Hier heißt es ausdrücklich: „gewöhnliches Gras oder Heu, auch alle Getreidearten äset es niemals, und nur Hungersnoth könnte es dazu treiben.“ In Bezug auf diese Differenz entscheiden zwar nichts die Beschwerden, welche öfters bei der hiesigen Königl. Regierung eingehen, und den Schaden betreffen, den die Elche auf den Saatfeldern der Gutsbesitzer angerichtet haben, in Folge deren Abschätzungen und Entschädigungen eintreten: denn der Schade könnte lediglich durch das Zertrampeln angerichtet sein, aber abgesehen davon, daß die Elche des Zertrampelns halber schwerlich die Felder besuchen werden, sind auch die Erfahrungen in dem Margenschen Revier und Auktoritäten wie Pallas und Wangenheim ganz dagegen. Uebrigens geht das Elch das reifende Getreide nicht an, nur die junge Saat, und wahrscheinlich sind in jener Mittheilung reifende Saaten gemeint.

Digitized by Google

ei superius pergrando, ob id retrograditur in pascendo, ne in priora tendens involvatur.“ Auf den Getreidefeldern richtet es größern Schaden an durch das Zertrampeln, als durch Aesung. Die Gutsbesitzer in der Nähe der Bludauer Forst müssen daher im Frühjahr zur Nachtzeit eigends Leute anstellen, um die Elche von den Getreidefeldern abzuhalten, weil es diese zum Theil verwüstet, und doch soll es schwer sein, jene zurückzuhalten, weil die Nacht sie dreist macht. Das Elch kniet sich auch wohl auf den Vorderläufken nieder, um desto bequemer zur jungen Saat zu gelangen. Lein- und Erbsenfelder besucht es ebenfalls, und Buchweizen soll ihm, wenn es dessen habhaft werden kann, so wie die Erbsen, eine Lieblingsäsung sein. Nach v. Wangenheims Angabe ist die Kuhblume (Caltha palustris L.) dem Elch die liebste Aesung. Mir aber scheint die Richtigkeit dieser Behauptung zweifelhaft, da sie mit einer andern Fiction des würdigen Mannes zusammenhängt, ich meine die Rutschparthie, welche wir später zu betrachten Gelegenheit haben werden, die er das Elch auf ganz ungangbaren Parthieen der Moore machen läßt, zumal im Margenschen Revier nicht eine Thatsache für diese Annahme, selbst nur auf entfernte Weise, sondern Alles fürs Gegentheil spricht. Man sieht nämlich hier im Frühjahr fast täglich das Elch über ein an Kuhblumen reiches Moor ziehn, ohne daß man eine sichtliche Abnahme derselben bemerken kann, vielmehr verblühen ihrer sehr viele und tragen reifen Saamen. Mögen praktische Forstmänner den fraglichen Gegenstand durch wiederholte sichere Beobachtungen endlich aufs Reine bringen!

Heidekraut (Calluna vulgaris Salisbury) und Porsch (Ledum palustre L.) sollen nur Nothhilfen abgeben, und jenes nur, wenn es blüht, dieser aber in der Brunft von ihm genossen werden. Letzteres ist gewiß ganz unrichtig, da die Beobachter in der Ibenhorster und Bludauer Forst es geradezu leugnen, und man daselbst nirgend benagten Porsch, wie es bei der Werftweide

der

der Fall ist, antrifft. Völlig irrig, ja absurd ist endlich die Behauptung derjenigen, welche die Wuth des Hirsches in der Brunftzeit von dem Genusse des Porsches ableiten. Dem Heidekraut sind auch Faulbaum (Rhamnus Frangula L.) und die Moosbeere (Vaccinium Oxycoccus L.) hinzuzufügen.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß die Elche dreist genug sind, im Herbste aus der Heide in die Margenschen Gärten zu kommen, und sich daselbst an Kohl- und Kirschblättern zu delectiren; auch in der Ibenhorster Forst ist eine ähnliche Beobachtung gemacht worden.

Die Moosbeere Nordamerikas haben gewiß viel Uebereinstimmendes in den Nahrungsmitteln mit unsern Elchen, da die Terrain- und klimatischen Verhältnisse dortiger Landstriche mit unsern Gegenden manche Analogie haben; gleichwohl wird, wie natürlich, hier und dort auch manche Verschiedenheit stattfinden. So will ich beispielsweise nur erwähnen, daß die Moosbeere nach Sarrasin den Stinkbaum (Anagyris foetida L.) so sehr lieben, daß sie ihn mit ihren Füßen sogar unter dem Schnee hervorkratzen.

Zur Aesung gehört auch noch die Betrachtung der Art und Weise, welche das Elch in Dickichten anwendet, in welchen es die Wipfel der Stangen nicht mehr erreichen kann, wenn deren untere Aeste zu dick und holzig geworden sind. Es hebt nämlich den Kopf, so weit es kann, an einem jungen Stamm in die Höhe, biegt dessen Wipfel um, zieht diesen mit dem Halse herunter, bricht die Krone ab, und genießt nun die Schößlinge. Die Operation muß natürlich die äußeren Theile der Kinnbacken und des angrenzenden Halses von Haaren entblößen, und nur deshalb sehen diese Stellen nackt aus. Winkel läßt das Elch zwar auf den Hinterfüßen sich erheben und mittelst des Geweihes und Halses durch Druck und Biegung die Krone abbrechen; ich muß aber dem kundigsten unserer Jagdschriftsteller widersprechen, denn ich habe mich selbst davon über-

zeugt, daß das Elch hohe Stangen nicht abbricht, und da die abgebrochenen, deren ich hunderte mit Rücksicht auf diese Angabe in Augenschein genommen, ohne die abgebrochene Krone etwa 5′ messen, so bedarf dasselbe dieser unbequemen und beschwerlichen Operation nicht, sondern kommt bequemer und leichter, auf die angedeutete Art stehend, zu seinem Zweck. Im Spätherbst und Winter, wo es vorzugsweise diese Methode anzuwenden gedrungen ist, wird sie ihm auch dadurch erleichtert, daß die Kronen wegen des Mangels an Saft dann leicht brüchig sind.

Am liebsten sucht das Elch seine Nahrung an seinem Standorte, ungern zieht es auf fern gelegene Weideplätze, kehrt aber in diesem Fall wieder nach seiner eigentlichen Station zurück. Von Hunden oder andern wilden Thieren versprengt, sehen wir indeß dasselbe seinen Standort völlig verlassen, besonders wenn ihm der neue auch Hinsichts der Nahrung genügt. Daß in Folge der immer weiter vorschreitenden, die Wälder lichtenden und die Moore entwässernden Cultur die Ruhe des Elchs gestört, und sein Verbreitungsbezirk in dem jetzigen Europa immer mehr beschränkt werden muß, bedarf keines Beweises, und hat sich auch im Zeitraum von 40 Jahren in Litthauen mehrseitig bestätigt; denn die Mehrzahl der Forsten Litthauens, welche v. Wangenheim als dauernde Stationen für das Elch 1795 namhaft machte, sind von demselben bereits ganz verlassen, und nur solche hat es sich reservirt, die, den Menschen schwer zugänglich, durch ihre Lokalität das Eindringen der Cultur ungemein erschweren. Zu den verlassenen gehören namentlich die Forsten Schnecken, Schorellen, Czullkinnen, Skalischen ꝛc., ja die meisten Litthauischen: denn vor 42 Jahren, als Wangenheim seine Abhandlung schrieb, war das Elch fast über das ganze Preußische Litthauen, welches auch seinem starken Elchstande sonst einen gewissen Ruhm verdankte, obwohl nicht gleichmäßig verbreitet, jetzt aber findet es sich auch hier nur in sehr

Digitized by Google

wenigen Forsten. Wo das Elch sich für sicher hält, zieht es zu jeder Zeit, Tag und Nacht, auf Aesung, wenn der Appetit sich einstellt, an Standorten hingegen, wo es sich am Tage durch Menschen und Vieh, die seinen Stand durchziehen, beunruhigt sieht, geht es vorzugsweise von Untergang bis Aufgang der Sonne seiner Nahrung nach, und zieht sich die übrige Zeit ins Dickicht oder die Moore zurück. Nach der Sättigung sieht man das Elch wie die Rinder ruhen und wiederkäuen. Mit derselben Leichtigkeit, als der Edelhirsch, legt sich das Elch nieder, und steht auch wieder auf.

Im Allgemeinen friedfertig und gesellig, halten, wie es beim Edelwilde der Fall ist, zu gewissen Jahreszeiten junge Hirsche, Thiere nebst Kälbern und Schmalthieren in Trupps zusammen; eben so alte Hirsche von jenen abgeschieden. Zu gewissen Zeiten trennen sich die Hirsche von den Thieren. Nach der Setzzeit besteht eine Familie aus einem alten Thiere, zwei fertigen Thieren, die den Herbst brunften werden, zwei Schmalthieren und zwei Kälbern. Gegen die Brunftzeit sieht man nach der Stärke des Wildstandes mehre Familien sich zusammenthun. Selten wächst jedoch ein solches Rudel zu mehr als 15 bis 20 Stück an. Die Kälber und Schmalthiere, die noch brunften, verlassen alsdann die gemeinschaftliche Mutter, bleiben aber in der Nähe, und sobald die Brunft zu Ende ist, schlägt sich das Thier vom Rudel ab, um seine Kinder wieder aufzusuchen.

Im 3ten Jahr beim Herannahen der Setzzeit verlassen die Spießer die Mutter, so wie die starken Hirsche bis gegen die Brunftzeit allein, und nicht in Gesellschaft der Thiere sich halten. Nach der Brunft und bis gegen die Setzzeit bleiben die Rudel gemischt.

Richardson fand die Elche im höheren Norden Amerikas außer der Brunftzeit einzeln.

Die Zeit der Brunft ist nicht im ganzen Verbreitungsbezirk des Elchs dieselbe. Hier und in Litthauen geht die Brunft gegen Ende August oder Anfang

Digitized by Google

September an, und dauert bis gegen Ende September; im Asiatischen Rußland findet die Brunst im Septbr. und Oktober statt. Als Anfang der Brunstzeit des Amerikanischen Elchs wird von Smith der Anfang des September-Monats angegeben. Die Setzzeit fängt in der Mitte des Mai an, und dauert bis gegen Mitte des Juni. Das Elchthier geht daher 40 Wochen hochbeschlagen.

Gegen Ende August sucht der Hirsch die Thiere und treibt ihrer mehre zusammen. Bei geringem Wildstande erstreben mehre Hirsche ein und dasselbe Thier. Die nothwendige Folge davon ist ein heftiger Kampf *) der Hirsche unter einander. Sie stoßen sich gegenseitig mit den Stangen, suchen einander zurückzuschieben, und wenn der Verlierende nicht eiligst das Weite sucht, so bekommt er wohl gar einen heftigen Stoß in die Seite. Auch werden in dem hitzigen Kampfe die Stangen bisweilen abgebrochen, oder wohl gar ausgedreht. Der am Leibe stärkste Elchhirsch bleibt gewöhnlich der Sieger. Da an das Aesen während der Brunstzeit nicht gedacht wird, so magern die Hirsche derweilen sehr ab. Die abgetriebenen Hirsche suchen nun noch nicht versagte Thiere auf, und durchschwimmen dann Behufs der Erlangung derselben im eifrigen Verfolgen die breitesten Flüsse. Fehlt es an solchen Thieren, so werden die zurückgewiesenen Hirsche gleichsam in eine Art von Saamenkoller versetzt. Wüthend trollen sie unaufhörlich in der Nähe und Ferne, laufen wohl gar wider ihre Gewohnheit in die bewohnten Gegenden, die sie sonst meiden, und kommen in Folge dieses Hin- und Herlaufens so von Fleisch, als die wirklich brunftenden Hirsche. Während der Brunstzeit schreit der Elchhirsch in kurzen Sätzen zuweilen so auf, wie der Dammhirsch, nur in tiefern Tönen.

*) Eine wichtige Folge des Kampfes der Männchen um die Weibchen ist in der Thierwelt, daß die Art durch die kräftigsten und gesundesten Individuen fortgepflanzt wird.

Man kann den Ton auch füglich mit dem eines schwindsüchtigen Greises vergleichen. Sonst ist weder von einem Schreckens- noch Klagelaut des Elens irgend etwas bekannt. Ist das Wetter in der Brunftzeit schön, so wird nach v. Wangenheim der eigenthümliche Ton nicht vernommen. Diese Angabe bedarf der Bestätigung, da gar nicht abzusehen ist, wie die Witterung darauf Einfluß haben soll, zu geschweigen, daß die Beobachter in dem Margenschen Revier nichts davon zu wissen versichern. Die Brunft, wobei das Elch sich wie das Rind benimmt, wird schnell vollzogen, und in kurzer Zeit oft wiederholt, in einer Stunde wohl 2—3 mal. Nie steigt nach deren Beendigung der Hirsch vom Thiere ab, sondern das Thier rückt unter ihm hinweg. Wahrscheinlich beschlägt der Hirsch das Thier zur Abendzeit, des Nachts oder Frühmorgens, seltener wohl am Tage. Merkwürdig sind an den Plätzen des Beschlagens 1½—2′ im Durchmesser haltende und 1′ tiefe kesselförmige Gruben, die man im Margenschen Revier und der Ibenhorster Forst hin und wieder bemerkt, ohne über ihre Beziehung zum Beschlagen völlig im Klaren zu sein. Wahrscheinlich macht sie der Hirsch und zwängt das Thier hinein, vielleicht um, wegen der hierdurch verminderten Höhe desselben, bequemer zum Zweck zu gelangen. Fortgesetzte sorgsame Beobachtung thut hier Noth, damit die Lücken in der Naturgeschichte des vaterländischen Thieres endlich ausgefüllt werden können. Im Margenschen Revier hat man diese Löcher sogar in den Gärten, die des Nachts von Elchen besucht wurden, bemerkt, und daher darf man vielleicht mit einigem Grunde vermuthen, daß die Thiere sogar hier beschlagen werden. Da der Elchhirsch sehr hitzig ist und während der Brunft nur der Wohllust nachhängt, um Nahrung sich wenig kümmernd, so magert er dann natürlich sehr ab, und bedarf zu der nöthigen Abkühlung Wasser.

Das beschlagene Thier zieht sich gegen Ende der Trächtigkeit in einsame brüchige Gegenden zurück.

Das Elchthier setzt zum ersten Male ein Kalb, nachher aber beständig, bis es alt und schwach wird, zwei Kälber. Wangenheim und nach ihm aus dem Winkel lassen sehr starke Thiere auch drei Kälber, wiewohl selten setzen, und letzterer fügt hinzu, daß diese Schwächlichkeit halber meist zu Grunde gehn. Da der kundige v. Wangenheim erklärt, daß dergleichen Mütter in den Litthauischen Forsten zu seiner Zeit gezeigt werden konnten, so möchte ich die Thatsache nicht geradezu bestreiten. Gleichwohl gewinnt der Zweifel gegen den trefflichen Beobachter mehr Raum, wenn wir die Erfahrungen in der Ibenhorster Forst vergleichen. In einer bedeutenden Reihe von Jahren hat man hier nie beobachtet, daß ein Thier drei Kälber *) gesetzt habe. Eben so wenig ist diese Beobachtung jemals in der Bludauer Forst gemacht worden, und schwerlich läßt sich ihr Mangel dadurch erklären, daß jene Forst den Elchen nicht solch treffliche Aesung gewähre, daher die Thiere hier nicht so stark werden können. Dann müßte v. Wangenheims Beobachtung auch durch die Ibenhorster Forst bestätigt werden. Durch Erfahrung hat sich ferner ermittelt, daß die Mehrzahl der Thiere liegend, einige aber auch stehend Kälber bekommen. Das Setzen erfolgt theils ächzend, theils lautlos; der Ton ist pfeifend. Das geborne Kalb ist nicht gefleckt wie unsere Edel-, Dam- und Rehkälber, — es trägt, um mit dem Jäger zu reden, keine Livree — sondern ist einfarbig rothbraun, und wird von der Mutter trocken geleckt. Mittlerweile bekommt sie das zweite und verfährt mit ihm auf gleiche Weise. Hat die Mutter im Liegen gesetzt, so springt sie nach vollbrachter Geburt auf. Die trocken geleckten Kälber

*) Interessant wäre es zu wissen, ob die Moosdeere in Nordamerika immer nur zwei, oder bisweilen auch drei Kälber setzen. Ich finde darüber leider keine sichere Angaben, obwohl schon Rajus gegen Ende des 17. Jahrh. von ihnen in seiner Synopsis sagt: „tres una vice foetus parere dicitur.“

sind außer Stande zu gehen, versuchen aber eine halbe Stunde nach der Geburt mit dem Kopf verschiedene Wendungen, und bemühen sich, auf die Beine zu kommen. Mit der Erreichung dieses Zweckes ist die Möglichkeit des Gehens doch noch nicht vorhanden, sondern die Mutter leitet das Kalb erst zum Gehen an, indem sie es mit dem Maule fortschiebt. In den ersten 24 Stunden geht die Mutter selten aus, hält sich vielmehr zu den Kindern, die stehend an ihren Zitzen saugen. Nach 3—4 Tagen sind die Kälber so weit, daß sie der Mutter folgen können.

Das Zwillingssetzen des Elchs ist ein auffallendes und scheinbar regelwidriges Phänomen. Die Regel der Natur ist nämlich, daß größere Thiere nur eines, kleinere aber mehre Junge zu gebären pflegen, und es ist beim Hirschgeschlecht um so beachtenswerther, daß, wie schon aus dem Winkel bemerkt hat, gerade die größte und kleinste heimische Art, das Elchthier und die Rehgeis, mehre Kälber, die dazwischen stehenden Edel-, Dam-, Renn- und Axisthiere, seltene Ausnahmen abgerechnet, dagegen nur immer ein Kalb setzen. Erinnert diese Erscheinung vielleicht an die Urzeit, an den Reichthum derselben, Hinsichts der Massenproduction und der Individuen, zumal das Elch durch seine Plumpheit und Ducknackigkeit an urweltliche Formen unwillkührlich mahnt, und die Jetztwelt mit der Urwelt zu verknüpfen scheint.

Daß ein Thier in der Regel ein Hirsch- und ein Wildkalb, doch seltener zwei Hirsch- oder zwei Wildkälber setzt, darf hier nicht übergangen werden. Gewöhnlich werden mehr Hirschkälber gesetzt, da ein Hirsch mehre Thiere beschlägt, und deshalb werden auch meistens mehr Hirsche geschossen.

Die Kälber saugen an der Mutter bis zur Brunft, auch wohl später lange über die Brunftzeit hinaus, bis in die Mitte des Herbstes hinein, so lange der Milchzufluß fortdauert. Es wachsen die Kälber so schnell, daß sie wegen des langen Säugens zuletzt,

Digitized by Google

um saugen zu können, sich, wie v. Wangenheim behauptet, niederknieen, wohl gar auf den Rücken legen müssen. Die Erfahrungen in der Ibenhorster und Bludauer Forst, welchen gemäß, sie stehend, wie die Kälber unseres Rindes saugen, sind der einen, wie der andern Behauptung entgegen.

Die Mutter besitzt große Sorgfalt für die Jungen, und diese hängen mit inniger Liebe an ihr. Bei einem Geräusch oder bei Annäherung eines Feindes drücken die Jungen sich an die Mutter und werden von ihr in Schutz genommen. Wird die Mutter angeschossen, so soll man das Kalb nichts desto weniger auf der Stelle bleiben und auf diese Weise eine Beute des Jägers werden sehn. Schwerlich hat diese Angabe ihre Richtigkeit, da Schüchternheit ein Grundzug im Charakter des Elchs ist, aber so viel ist gewiß, daß Thier oder Kalb, wenn das Eine angeschossen oder getödtet ist, eine Zeit lang in der Nähe der unheilvollen Stelle recognoscirend verweilt. An einem jungen, auf ein Feld versprengten, Kalbe hat man im Margenschen Revier beobachtet, daß es dem Beobachter willig nach der Forst folgte, und in derselben angelangt, nur mit Mühe zum Zurückbleiben genöthiget werden konnte.

In demselben Alter, wie die Edelwildkälber, werden die Elchkälber, Spießer und Schmalthiere benannt. Letzteren bleibt dieser Name, bis sie meistens in der Brunftzeit des dritten Lebensjahres hochbeschlagen werden. Im dreijährigen Alter wird daher das weibliche Elch als fertig Thier, und über dieses hinaus als altes Thier angesprochen. Ist reichliche Aesung vorhanden, so brunftet ein Schmalthier auch wohl im Alter von 1 Jahr 4 Monaten, ist die Aesung dagegen schlecht, so tritt die Brunft auch wohl erst nach vier Jahren ein. Es giebt auch gelte oder güste Thiere. Man versteht darunter solche, die 4 Jahr alt werden, ehe sie brunften, oder es sind alte Thiere, welche ein Jahr übergehen lassen, oder bald nach der Brunft abortiren, oder aus Mangel an Hirschen nicht be-

Digitized by Google

schlagen wurden, oder endlich wegen eines Fehlers an den Geschlechtstheilen an Unfruchtbarkeit leiden. Geltthiere werden vorzüglich feist.

Bei einem Elch-Wildkalbe kommen bald nach der Geburt über den Augen Kolben oder Buckel hervor, die bis zum Ende Septembers die Höhe eines Zolles erreichen. Aus diesen Kolben bilden sich die Rosenstöcke. Im zweiten Jahre wird das Wildkalb ein Spießer, und bei guter Aesung erreichen die Spieße wohl gar die Höhe eines Fußes. Diese haben, wie jedes künftige Geweih, einen schwarzgrauen häutigen Ueberzug, den man Bast nennt, und werden nach der Vereckung im September gefegt. Ausgangs April oder Anfangs Mai im dritten Jahre erfolgt das erste Abwerfen und sodann das Wiederaufsetzen zweier längerer und stärkerer Spieße oder Gabelstangen, die im August vereckt und hierauf gefegt werden. In Folge dieser Veränderung des Gehörns heißt der Hirsch Gabler. Nach zurückgelegtem dritten Jahre beginnt auch der vorhin erwähnte spitzige Kehlsack hervorzuwachsen, der beim alten Schaufler zur Länge von 7″ sich ausdehnt *). Im vierten Jahre entwickelt sich das Anfangs April abgeworfene Geweih entweder in stärkern Gabeln, oder es legen sich die kurzen Enden, deren Zahl auf 6 steigen kann, oben mehr in die Breite aus, als daß sie sich abrunden, bis zur Mitte August vollkommen, und wird sofort gefegt, den Hirsch spricht man nun aber als geringen Hirsch an.

Im 5ten Jahre, wo das Wachsthum des Elchs als vollendet angesehen werden kann, tritt das Ab-

*) v. Brinken sagt (Memoire descriptif sur la forêt de Bialowicza, Varsovie 1828, p. 73): daß er ihn unter mehren 5—8 Jahr alten Hirschen nur bei einem gefunden habe. Das ist wohl irrig, weniger unrichtig dürfte es vielleicht sein, wenn Hamilton Smith ihn auch dem jungen Elchhirsch zuschreibt. Vielleicht bindet sich die Natur hier an keine feste Regel, sondern variirt, und davon mag sich die Differenz der Ansichten herschreiben.

Digitized by Google

werfen im März, das Verecken und Fegen des nun schaufelförmig sich ausbreitenden Geweihs im Anfange August ein, und der Hirsch heißt nunmehr geringer Schaufler.

Im 6ten Jahre erfolgt das Abwerfen im Februar, das Verecken und Fegen des Gehörns mit seinen 4—6 endenartigen Fortsätzen an jeder Schaufel im Juli. Nun bekommt der Hirsch den Namen eines guten Schauflers. Bei zunehmendem Alter, Leibesstärke, Geweihausbildung hinsichts des Schaufeltheils und Endenzahl aber wird er Capital-Schaufler genannt. Diese werfen oft schon zu Anfange Decembers oder zu Anfange Januars ab. Die völlige Erneuerung und das Fegen des nun 30—40pfündigen Geweihes kommt dann bis zum Juni zu Stande.

Auf die Zeit des Abwerfens des Geweihs haben nicht nur die Constitution und die Aesung, sondern auch klimatische Verhältnisse großen Einfluß. In Amerika sehen wir das Abwerfen später eintreten. Hamilton Smith und Harlan sagen von den alten Amerikanischen Schauflern, daß sie das Gehörn im Januar und Februar abwerfen, ja in strengen Wintern soll dieses erst im März erfolgen. Bei unsern starken Schauflern ist das neue Geweih schon bis Juni, bei den Amerikanischen dagegen erst bis Juli oder August vereckt. Die Stärke, Endenzahl und das Gewicht des Gehörns ist selbst bei gleichaltrigen Capital-Schauflern nicht gleich. Wangenheim sah nie ein stärkeres als 28endige und 36pfündige Geweihe in Litthauen. In Nordamerika sind sie aber, wie wir gesehen haben, stärker, obwohl ein mehr als starker Glaube dazu gehört, anzunehmen, es habe nach La Hontan in Amerika einst Elche gegeben, deren Gehörn 300—400 Pfd. Gewicht hielt; auch unterscheidet es sich dadurch von dem Gehörn unseres Elchs, daß, wie bereits bemerkt ist, gewöhnlich der vordere Theil in ein, oder mehre, fast wie Augensprossen sich ausnehmende Enden gesondert ist. In der Ibenhorster Forst

kommen hin und wieder auch noch Schaufeln von 10—14 Enden und von 18—20 Pfd. Gewicht vor. In der Bludauer Forst stehen die größten Geweihe eben nicht nach. Wenn hin und wieder behauptet worden ist, die Größe und die Endenzahl des Geweihs sei seit einigen Jahren in der Bludauer Forst im Abnehmen, so ist diese Behauptung durch die Erfahrung nicht gerechtfertiget, und vielleicht darauf basirt, daß laut Erfahrung die Geweihstärke und Endenzahl des nächstfolgenden Jahres nicht immer beträchtlicher ist, als im nächstvergangenen Jahre, eine Erfahrung, die an sich richtig ist, und in der ungleichen Beschaffenheit der Jahre ihre Erklärung findet *).

---

*) Ich füge hier die Maße von ein Paar schönen Schaufeln, die sich zwar nicht durch beträchtliches Gewicht (denn dieses beträgt nur 27 Pfd.), aber durch bedeutende Größe und Endenzahl auszeichnen, hinzu. Sie sind im Besitze des hiesigen Kaufmanns Herrn Appelbaum, und stammen aus dem Russischen Polen, woher wir jährlich nicht unbeträchtliche Quantitäten Elends- und Hirschgeweihe durch den Handel beziehn. So wurden 1836 aus Russisch Polen hier eingebracht 12 Centner Elends- und 20 Centner Hirschgeweihe.

Rechte Schaufel.

Größte Länge auf der convexen Fläche gemessen 3′ 7½″
Größte Breite 2′ 5″
Mittlere Breite 11″
Dicke am obern Rande ¼″
Dicke am untern Rande 1¼″
Umfang der Stange 7″
Endenzahl 13.

Linke Schaufel.

Größte Länge auf der convexen Fläche gemessen 3′ 5″
Größte Breite 2′ ½″
Mittlere Breite 11½″
Dicke am obern Rande gegen ¼″
Dicke am untern Rande 1″
Umfang der Stange 7″
Endenzahl 13, das 8te Ende zweispaltig.

Jede Schaufel besteht aus zwei Abtheilungen, deren kleinere 3 Enden enthält.

Digitized by Google

Das gefegte Geweih der jungen Hirsche ist hellbraun, das der älteren dagegen mehr oder weniger dunkelbraun.

Bis zum völligen Auswachsen ist das Geweih mit dem grauen ins schwärzliche fallenden Baste überzogen. Die Elche weilen bis zu diesem Zeitraum am liebsten in Werftbrüchen, wo es hohes Gras und lichte Plätze giebt. Behufs des Fegens suchen sie junge, vorzüglich kienene Stangenhölzer, und in wenigen Stunden ist das Geweih vom Baste frei. Der abgeschlagene Bast heißt das Gefege, wird aber nicht vom Elch geäst, wie es der Rothhirsch thut.

Einer sehr curiosen und leider ganz falschen Ansicht Bocks haben wir hier noch zu gedenken. Er meint, der Hirsch werde um die Zeit des Abwerfens des Geweihs unruhig, und dieses rühre von dem peinlichen Jucken her, welches ihm die unter der Haut der Geweihe sich erzeugenden weißen Maden verursachen. Um diese Zeit kratzen sie sich mit den Hinterläufen hinter den Ohren blutig. v. Wangenheim gedenkt des letzteren Umstandes nicht mit einer Sylbe; auch diese Hypothese Bocks hat schwerlich Beifall gefunden.

Im 5ten Jahre, wo das Elch-Wildpret seinen Wuchs vollendet hat, wird es fett oder feist, wenn es sich einer guten Aesung zu erfreuen hatte. Beim Hirsch tritt die Zeit, wo er am feistesten wird, kurz vor der Brunst ein, in der Mitte des August. Bei den Thieren hingegen fällt diese Zeit in den Oktober. Das Elchwildpret wird verhältnißmäßig nicht so feist, als der Edel- und Damhirsch, und das Elch muß schon ungemein feist sein, wenn es 20—25 Pfund Talg geben soll.

So wie die Höhe des Elchs sehr verschieden von den Schriftstellern angegeben worden, so auch die Schwere. v. Wangenheim hat auch hier die Resultate einer sorgfältigen Untersuchung gegeben. Nach ihm beträgt das mittlere Durchschnittsgewicht nach sechs ausgewachsenen Elchhirschen bestimmt 529½ Pfund.

Digitized by Google

Bestimmter nach sechs alten ausgewachsenen Thieren in der guten Zeit 446½ Pfd., nach sechs Spießern, Schmal- oder fertigen Thieren, die 2 Jahr u. 6 Monat alt und noch nicht völlig ausgewachsen waren, kurz nach der Brunft 327⅔ Pfd.

Die Schwere eines eben gesetzten Elchkalbes hängt von dem Zustande der Mutter ab, von einem guten alten Thier wiegt es 20—25 Pfd. Hat das Thier nach dem Setzen gute Aesung, so wiegt ein Kalb nach 5 Wochen 50 Pfd., und nimmt verhältnißmäßig zu, so daß sein Gewicht bei einjährigem Alter zwischen 120—140 Pfd. beträgt.

Bei jenen Angaben sind Schweiß*), Gescheide**) und Geräusch***) nicht mitgerechnet. Rechnet man aber diese dazu und schlägt den Aufbruch auf ¼ des angegebenen Gewichts an, so hat man für einen ausgewachsenen Hirsch, wie er geschossen worden, 661⅞ Pfd., für ein ausgewachsenes Elchthier, wie es auf der Haut liegt, 558⅛ Pfd., für einen Spießhirsch oder Schmalthier mit dem Aufbruch 409⁷/₁₂ Pfd.

Nach genauen Beobachtungen soll sich das Alter des Elchs nur auf 16—18 Jahre erstrecken. Es kann auch wohl beträchtlicher sein, denn in der Ibenhorster Forst will man Elchwild beobachtet haben, welches ganz krumm ging, und am Kopfe grau war. Schwerlich aber geht es, wie Bock behauptet, über die Funfziger hinaus, obwohl er noch hinzu setzt, man habe Beispiele, daß einige Elendthiere älter als 80 Jahre geworden sind: denn er führt keine Thatsachen weiter an, als die Endenzahl der Geweihe, woraus dieses ermittelt sein soll (!!).

Wo der Elchstand stark ist, hat man nach v. Wangenheim Gelegenheit zu bemerken, daß mehre jährlich

---

*) Blut in der Jägersprache.

**) Die vom Netz umschlossenen Gedärme mit dem Magen.

***) Lunge, Herz und Leber.

Digitized by Google

eines natürlichen Todes sterben. In der Ibenhorster Forst ist diese Beobachtung nicht gemacht worden, wohl aber im Margenschen Revier, woselbst man ein durch Krümmung und Haarfarbe sich als hochaltrig kund gebendes Thier bemerkte, das sich nur auf einem kleinen Terrain hielt und bald verendete. Seuchen, wie sie beim Rindvieh vorkommen, wirken auch auf Verminderung der Elche ein, und scheinen gleichzeitig auch das Elchwild zu ergreifen. So hat die starke Rindviehseuche des Jahres 1752 sich auch auf die Elche erstreckt, wie es in Liefland nach Fischer beobachtet worden ist. Die Lungenfäule soll auch viele dahin raffen. Die erwähnte kurze Lebensdauer scheint eine merkwürdige Ausnahme von der für die meisten Säugethiere gültigen Regel zu sein, nach welcher diese 7mal länger leben, als wachsen. Deutet diese auffallende Anomalie vielleicht darauf hin, daß das in so vieler Hinsicht sonderbare Thier in der Itensität der Lebenskraft in der historischen Zeit abgenommen hat, und daß eine gemach eingetretene Abnahme derselben auf ein allmähliges Erlöschen dieser Kraft und vielleicht aufs Aussterben des Elchs hinweiset? Wünschenswerth dürften sichre, auf wiederholten Beobachtungen gegründete Angaben über das Alter der Asiatischen und Amerikanischen Elche sein.

Nicht bloß seuchenartige Krankheiten, die das Elch von Zeit zu Zeit ergreifen, scheinen an dieser kurzen Lebensdauer Schuld zu sein, sondern, wie Wangenheim meint, das beim Elch im früheren Alter, als bei andern Säugethieren, nämlich wie bei unsern Rindern bisweilen erfolgende Ausfallen der Vorderzähne, und dieses dürfte durch Eigenthümlichkeit der Organisation bedingt sein. Diese Behauptung scheint jedoch problematisch und bedarf sichrer Beobachtungen zu ihrer Begründung, da man in der Ibenhorster Forst eben so wenig als in der Bludauer jemals Elche ohne oder mit sehr wenigen Vorderzähnen beobachtet hat. In

Beziehung auf Krankheiten erwähne ich noch die Beobachtungen in der Ibenhorster Forst *).

Mancherlei Waffen stehn dem Elch zu Gebote. Nicht nur seine Stärke, Schnelligkeit und sein mächtiges Geweih leisten ihm treffliche Dienste, sondern in seinem überaus scharfen Gehör verlieh ihm der Schöpfer einen Hüter, der nahende Gefahren ihm sofort kund thut; nicht minder in seinem wahrscheinlich recht guten Witterungsvermögen, wofür schon die großen und weiten Nasenlöcher zu zeugen scheinen.

---

*) „Bei anhaltender Ueberschwemmung, heißt es, ist das Elchwild hier auf Aesung der Kiefernbestände beschränkt. Durch die Nadeln verharzt es sich den Magen, so daß es zuletzt den Durchfall bekommt, wodurch im Jahre 1825 viel Elchwild verloren ging. Außerdem hat es sich ereignet, daß das Elchwild im Vergleich zu zahmen Thieren eine Art Steinkropf bekam, stark hustete, vom Drosselkopf bis zwischen den Kinnladen eine starke Geschwulst sich bildete, welche aufbrach und die Ursache wurde, daß einige verendeten." —

In Beziehung auf die Verharzung des Magens durch den Genuß der Nadeln, drängen sich mir unwillkührlich Zweifel auf, um deren Lösung ich bitte. Es scheint mir nämlich etwas gewagt, an eine Verharzung zu glauben, da die jungen Triebe die von der Natur dem Elch für den Spätherbst und Winter angewiesene Nahrung sind, und das Elch in seinem Organismus Kraft genug besitzt, die harzigen Stoffe zu assimiliren; auch müßten sich, die Richtigkeit jener Hypothese vorausgesetzt, alljährlich im Frühjahr Durchfälle zeigen und Elche hinraffen, was die Erfahrung in der Bludauer Forst durchaus nicht lehrt. Es scheinen die vorgekommenen epidemischen Diarrhöen demnach eine andere Ursache gehabt zu haben, vielleicht Stockung und Austrocknung der Brücher in Folge trockner und heißer Sommer; doch submittire ich gern mein Urtheil dem höhern Ermessen kunstverständiger Aerzte. Uebrigens geht der große Nachtheil anhaltender Ueberschwemmungen auch daraus hinreichend hervor, daß der schneereiche kalte Winter des Jahres 18²⁴/₂₅ in Verbindung mit der im Frühjahr eingetretenen Ueberschwemmung den Elchstand in der Ibenhorster Forst um etwa 80 Stück verringerte.

Auffallend genug schreiben ihm die alten Schriftsteller, namentlich Pausanias, eine gute Witterung zu. Die unmerklichste Bewegung des Laubes wird von ihm sogleich vernommen. Wenn ein Rudel Elche sich niedergethan hat, und das geringste Geräusch vernimmt, so fährt es zwar gleich in die Höhe, ergreift aber nicht sofort die Flucht, sondern steht und sucht erst seinen Feind mit den Augen zu gewahren, oder durch Schnüffeln mit der Nase zu wittern. Sieht es Jemand zu Fuß auf sich zukommen oder schleichen, so wird es flüchtig, und trabt so lange, bis es außer Gefahr zu sein glaubt, und man kann sich im Frühjahr oder Sommer in dem Margenschen Revier ganze Tage umtreiben, ohne auch nur ein Elch zu Gesicht zu bekommen. Die ihm von Natur eigenthümliche Schüchternheit ist größer im Winter und Frühjahr, als im Sommer und Herbste; auch macht diese es unbesonnen, und in Folge dessen kommt es versprengt sogar in die Städte. So kam 1597 den 16. August ein großes Elch über den Nassengarten unserer Stadt, und wurde von seinen zahlreichen Verfolgern aus dem Volk bis auf die Hospitalswiese bei St. Georgen und hierauf über die Holzwiese in den Pregel getrieben. Hier schwamm es lange umher, bis es endlich ganz müde wieder ans Land kam und nun gefangen wurde. Im Jahre 1656 und im Juli 1681 hat sich gleichfalls ein Elch in den Vorstädten Königsbergs eingefunden. Noch vor ein paar Jahren sah man ein versprengtes Elch in Fischhausen, ein anderes kam sogar auf eine Tenne des Dorfes Bärwalde. Zu Pferde, zu Schlitten oder zu Wagen kann man ihm viel leichter in die Nähe kommen, als zu Fuße, besonders im Herbste. Da das Elch mehr gewohnt ist, Wagen und Schlitten zu sehen, so wartet es einen Jäger, der zu Pferde oder zu Schlitten ist, weit eher ab, und dieser kann ihm dann einen Schuß beibringen. Ein Fehlschuß erschreckt das Elch lange nicht so sehr wie andere Thiere, vielmehr trabt es alsdann langsam fort, und der Jäger hat nur nöthig,

vor-

vorzugreifen und seinem Pferde, wie Wangenheim sagt, nach Art der Bauern zuzurufen, so kommt er ihm oft noch einmal so nahe, und kann einen zweiten Schuß thun. Solch ein Mangel an Klugheit ist wohl die Ursache, daß fast Jeder sich zum Wilddiebe für dieses Wildpret qualificirt und häufig leider zu seinem Zwecke gelangt. Wenn gleich ein Verfahren der Art eher von Dummheit *) als Klugheit zu zeugen, und der schwankende Tritt nebst der ganzen Tracht des Elchs Phlegma zu verrathen scheint, so sind doch beide Geschlechter ungemein reizbar, wenn es auf Selbstvertheidigung ankommt, besonders nach einer Schußwunde, oder nach dem Raube des Kalbes. Dann nimmt das Elch ohne weiteres Menschen und Hunde an, die sich unvorsichtig nähern, und versetzt ihnen mit seinen kraftvollen Vorderläuften nachdrückliche, selbst tödliche Schläge. Wird es erwachsen in einen engen Raum gezwängt, so geräth es gleichsam in Wuth, so daß es Alles um sich her zerschlägt und zerstört; selbst anderes Wild, auch reißende Thiere, die mit ihm in eine Grube gefallen sind, werden in solcher Wuth zermalmt. Daß das Geweih ihm in solchen Fällen eine treffliche Waffe sein werde, liegt am Tage, und es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß das Elen auch bei andern Gelegenheiten, als im Kampfe mit seinen Nebenbuhlern, davon Gebrauch macht. Es forkelt (spießt) damit gewaltig, und zeigt hierbei eben so viel

*) Wigand sagt a. a. O. in dieser Beziehung: „Ingenium huic animali valde simplex et paene stolidum est. D. J. Morlinus, Episcopus Sambiensis, Regiomonti Borussiae pullum cicuravit, qui in hyeme ante foramen fornacis calefacti consistens, tamdiu ibi calorem ignis excipiebat, donec cutis laederetur atque combureretur, qua quidem ex laesione tandem exspiravit."

Dieses Verfahren möchte ich nicht sowohl von Dummheit als vielmehr von Blödsinn ableiten, in den auch Thiere bisweilen verfallen. In diesem Zustande handeln sie ihrem instinktartigen intuitiven Wissen, welches sie sonst so sicher leitet, ganz entgegen.

Digitized by Google

Gewandtheit als Ausdauer. Nicht bloß gegen die Menschen tritt der Gebrauch seiner natürlichen Waffen ein, sondern auch gegen verschiedene ihm nachstellende Thiere. Wir können feindliche lebensgefährliche Thiere und bloß peinigende Thiere unterscheiden. Zu den ersteren gehören: der Bär, Luchs, Wolf und Hund, zu den letzteren allerlei Insekten, besonders Bremsen. Wenn gleich die Bären in Preußen nicht mehr vorhanden sind, und als Ueberläufer aus Polen sehr selten sein mögen, so wollen wir doch noch der Angriffe des Bären auf das Elch gedenken, da sie sich aus früherer Zeit durch Tradition auf unsere Generation vererbt haben und aufbewahrt zu werden verdienen. Wir legen hierbei v. Wangenheims Mittheilungen zum Grunde. Nicht an Rudel, sondern nur an einzelne Elche macht sich der Bär und sucht sie zu beschleichen. Gelingt ihm der Sprung oder Schlag, so ist er bemüht, das Elch eiligst am Halse oder hinten am Kopfe zu verwunden und ihm den Schweiß auszusaugen, und das ist ein Werk einiger Minuten. Nun stürzt das Elch, und der Bär schlägt es mit den Tatzen vollends todt. Gewöhnlich schneidet der Bär das Elch nun gleich hinter dem Schulterblatte an, und verzehrt Herz, Lunge und Eingeweide. Den Ueberrest der Mahlzeit bedeckt er mit Reisig und Moos, um an den folgenden Tagen, wenn der Hunger sich einstellt und ihm frische Beute mangelt, sich darüber her zu machen. Auch offen macht der Bär seine Angriffe auf das einzelne Elch. Dieses ist dumm genug, den Bär zu erwarten, sich vor ihn hinzustellen, und mit den Vorderläuften nach ihm zu schlagen. Der Bär ist nicht nur darauf bedacht, diesen Hieben auszuweichen, sondern die Seite des Elchs zu gewinnen, was aber oft schwer zu erreichen ist, und viel Zeit kostet. Es geht dem Bären dabei oft schlecht, das Elch schlägt nämlich nach ihm, wenn er es ansieht, mit den nervigen Vorderläuften, oder schnellt nach ihm mit den Hinterläuften, daß er ganz von ihm ablassen muß. Wenn es aber

Digitized by Google

dem Bären gelingt, die Seite des Elchs zu gewinnen, so versetzt er demselben einen kräftigen Schlag nach dem Kopfe, so daß es taumelt, oder er bemeistert sich seiner durch einen Sprung. Ist der Schlag oder Sprung dem Bären mißlungen, oder hat er das Elch nur in die Keulen gefaßt, so ist dieses ihn am Holze abzustreifen beflissen. Beim Fortschleifen muß der Bär das Elch fahren lassen, und thut nun durch heftiges Brummen seinen Unwillen kund. Gewahren mehre Elche oder Rudel den Bären, so gehen sie auf ihn los. Einige hauen mit den Vorderläuften, andere schnellen mit den Hinterläuften nach ihm, und er würde unfehlbar verloren sein, wenn er nicht eiligst die Flucht ergriffe. Aus diesen Andeutungen ergiebt sich zur Genüge, daß ein Elchstand von Bären keine beträchtlichen Nachtheile zu befürchten hat.

Weit gefährlicher ist der Wolf, deren es in unsern Forsten, besonders in denen Litthauens, mehre giebt. Bock will zwar davon nichts wissen, daß die Wölfe den Elchen gefährlich werden können, gleichwohl hat er bisweilen das Unglück, wenn er etwas Eigenes giebt, nicht das Rechte zu treffen, so wie er auch ganz gegen alle Erfahrung meint: die Elche könnten auf dem Eise gut fortkommen. Sowohl offen als heimlich stellt der Wolf unserm Elen nach.

Ein einzelner Wolf wagt es freilich nicht, einen Elchhirsch oder ein Thier anzugreifen; denn diese stellen sich sofort, und gehen in die Offensive über. Die kräftigen Schläge mit den Vorder- und Hinterläuften, an denen sie es nicht fehlen lassen, würden dem Wolf verderblich sein, wenn er nicht ausrisse. Wangenheim führt einen Fall in der Schorellenschen Forst an, in welcher ein Forstbeamter bei einem gerissenen Kalbe die Mutter fand, welche den würgerischen Wolf vertrieben hatte. Sollte es ihm auch gelingen, durch unvermerktes Anschleichen den ersten Griff in die Keule anzubringen, so würde ihm das wenig helfen: denn das weit stärkere Elch würde mit ihm davon eilen

und ihn sich im Dickicht abstreifen. Die Wölfe suchen daher im Sommer nur junge Kälber, die von der Mutter abgekommen sind, zu beschleichen, und thun auf diese Weise dem Elchstande Eintrag. Im Winter aber war früher, als die Wölfe hier ziemlich zahlreich waren, die Gefahr von Seiten dieser Raubthiere für die Elche bei Weitem größer. Rottenweise formirten die Wölfe im Winter ihren Angriff, und suchten die Elche aufs Eis zu treiben *). Hier stürzen sie bald und versuchen sofort durch Vorwärtsgreifen mit den Hinterläuften wieder auf die Beine zu kommen, werden aber dabei ohne Weiteres die Beute der Wölfe. Ist das Eis blank, so laufen sie sogar Gefahr, beim Stürzen auseinander gerissen zu werden; auch diesen Unfall hat man in der Ibenhorster und Bludauer Forst erlebt. Gewöhnlich gehen die Wölfe einzelne Elche an; nur von Hunger gepeinigt, wagen sie sich an ganze Rudel, machen jedoch immer erst den Versuch, sie auseinander zu sprengen. Sobald ein Rudel Elche beisammen ist, geben sie sich durch ein kraftvolles Schellen, starkes Schnauben und Sträuben der Haare ein furchtbares Ansehn, und stellen sich gegen den Angriff der Wölfe mit den Hintertheilen zusammen und schlagen mit ihren kräftigen Läuften von vorne die Angriffe der Wölfe zurück. Weil das Elch, so meint man, beim Bemühen, wenn es plötzlich gestürzt ist, schnell wieder auf die Beine zu kommen, mit den Läuften arbeitet und schlägt, so kann hierdurch wohl die Volkssage von der Epilepsie entstanden sein. Die Behauptung, daß das Elch beim

*) Sebastian Münster sagt schon in seiner Cosmographia universalis Seite 1369: „In Hoch-Schweden gewehnt man die Elend, daß sie zu Winterszeiten die Schlitten über den Schnee ziehen: denn dies Thier läuft über die maas schnäl. Sie rotten sich im Winter zusammen wieder die Wölff, die da unterstehen sie anzugreifen und zu fällen, besonders auf dem Eis." Nur dieses bezieht sich aufs Elch, jenes aufs Rennthier.

Digitized by Google

beschleunigten Lauf den Boden nicht sehe, öfter strauchle und leicht falle, weil es Kopf und Nase in die Höhe halte und das Geweih fast wagrecht trage, stützt sich nicht auf Erfahrung, sondern hat in dem Bestreben ihren Grund, die Entstehung der Sage von der Epilepsie zu erklären. Unmöglich ist es nicht, in so fern man das Arbeiten für ein Zucken gehalten. Die Beobachter wissen es aber, daß das Elch rasch sich erhebt, ohne mit den Läuften lange zu arbeiten. Vom angeblichen Stolpern ist auch nichts bekannt. Beim Vorwärtsgreifen mit den Hinterläuften mag es das Ansehn gewinnen, als ob es sich hinter den Ohren kratze, und dieser Schein hat den Schalen die vermeintliche Wirksamkeit gegen die Epilepsie verliehn, und sie zu einem Wundermittel gestempelt, welches um das Elen einen gewissen Nimbus verbreitet, der das Thier mehr in Ruf gebracht hat, als die schlichte Wahrheit je vermocht hätte *). Man hat sogar sich dem lächerlichen Wahn hingegeben, daß die Schalen, welche während des Beschlagens dem lebenden Thiere abgehauen würden, mehr Wunderkräfte hätten. Sonderbarer Weise herrscht in Amerika bei den Indianern derselbe Wahnglaube, und hat sich, auffallend genug, unfehlbar ganz unabhängig von dem Europäischen Einfluß, dort selbstständig gebildet.

*) Kundige Männer haben schon vor länger als einem Jahrhunderte darüber ganz richtig geurtheilt. Ich beschränke mich auf den wackern Döbel, der in seiner Jäger-Practica in der Mitte des vorigen Jahrhunderts also sich äußert: „Bekannt ist es, wer die schwere Noth oder das böse Wesen hat, und liegt eben im Paroxysmo, derselbe kann ja gar nicht aufkommen, ist außer Verstand, und bleibt liegen, wo er lieget. Wenn nun die Elende mit dergleichen angefallen wären, so würde gar öfters manches todt geschlagen, oder von den Raubthieren zerrissen werden. Dieweil ich aber dergleichen niemals gesehn, und in Erfahrung habe, daß dergleichen Thier eben im wehrenden Paroxysmo umgekommen: so kann ich auch demselben keinen Glauben beimessen, daß es die schwere Noth bekäme."

Digitized by Google

Da der Wolf zu wissen scheint, daß das Elch auf dem Eise auf den Beinen sich nicht gut erhalten kann, so greift er rottenweis im Winter ganze Rudel Elche an, und giebt ihnen eine solche Richtung, daß sie aufs Eis müssen, hier niederstürzen und seine Beute werden. Bei mißlungenen Versuchen werden die Angriffe wiederholt, bis einer ihnen günstig ist, und die Elche entgehen solchen nur durch die schleunigste Flucht, die sie in weite Fernen von ihrem Standorte fortführt. Auch schneereiche Winter, in denen beim Eintritt des Thauwetters gegen das Frühjahr der schmelzende Schnee wieder von oben gefriert, sind für die Elche ebenfalls sehr gefährlich. Sie sinken dann in die dünne Eiskruste des Schnees, die den Wolf ganz gut zu tragen im Stande ist, ein. Aufgescheucht von den Wölfen und von ihnen verfolgt, brechen sie ein, und werden bald die Beute ihrer im Fortkommen und Angriff gar nicht behinderten Feinde, da sie sich wegen des Einsinkens mit den Läufen nicht vertheidigen können. Werden zu solchen Zeiten mehre Elche ein Opfer der Wölfe, und können diese nicht auf einmal mit dem reichen Mahle fertig werden, so kehren sie in den nächsten Tagen zurück, um den Ueberrest völlig zu verzehren.

Der dritte Feind des Elchs, der Luchs, ist nicht mehr in unsern Forsten vorhanden, war es aber noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, und deshalb müssen wir Einiges über ihn nach der Sage mittheilen. Das alte Elch hat vom Luchs nichts zu befürchten, nur den Kälbern ist er gefährlich, wenn sie sich von der Mutter entfernt haben. Er sucht sie zu beschleichen, und, an der Luft- und Speiseröhre ihnen einen Biß beibringend, sie zu tödten. Sodann schneidet er sie vorne zwischen der Brust und dem Schulterblatt an, und genießt selten mehr als den Kehlbraten, das Herz, Schweiß und Eingeweide. Zwingt er nicht Alles, so zieht er ab, ohne jedoch in den folgenden Tagen zu dem Ueberrest, wie der Bär und Wolf es thun, zurückzukehren.

Digitized by Google

Der Vielfraß wird ebenfalls unter den Feinden des Elchs aufgeführt, und stellt ihm im höheren Norden nach; er soll ihm auf Bäumen auflauern und ins Genick springen. Auch soll er trotz der größten Anstrengung des Elchs nicht abzuschütteln sein, und dies stürzt, von dem durch die Bisse entstandenen Blutverlust erschöpft, bald zusammen.

Der fabelreiche Pontoppidan nennt auch das Hermelin als Feind des Elchs und erzählt von ihm, es krieche demselben ins Ohr, und beiße sich darin mit seinen scharfen Zähnen fest, wodurch das Elch so in Wuth gesetzt wird, daß es sich vor Schmerz den Kopf zerstoße. Offenbar ist das Histörchen nichts als Erdichtung.

Die Hunde fügen dem Elch ebenfalls großen Schaden zu, und bleiben in dieser Beziehung hinter den übrigen Raubthieren nicht zurück. Jeder Bauernhund nimmt die Fährte eines Elchs auf. Vor einen Hund stellt sich das Elch, bei mehrmaliger Beunruhigung aber ändert es seinen Stand. Kommen mehre Hunde auf dasselbe zu, so wird es flüchtig, sind es nun obendrein Jagdhunde, oder solche, die eine gute Nase haben, so wird es wie der Edelhirsch zuletzt forcirt.

Der langen dichten Haare halber wird das Elch mehr als irgend eine andere Art des Hirschgeschlechts von einer großen Zahl Insekten und besonders von einer eignen Art Bremsen, Oestrus alces nach Pallas, gepeinigt, und darin liegt ein Hauptgrund, warum es zu seinem Aufenthalt in der heißen Jahreszeit moorige und wasserreiche Gegenden wählen muß. Ohne sie würde es von seinen Peinigern umgebracht werden. Bei großer Hitze und Plage von Seiten des Ungeziefers schnaubt das Elch stark. In den heißen Stunden des Tages begiebt es sich daher, um den Quälgeistern zu entgehen, sobald sie sich zeigen, in die Brücher, und verbirgt sich hier bis auf Kopf und Nase im Schlamm. Hat es sich in denselben recht gesuhlt, so

Digitized by Google

sucht es die schattigsten Dickichte, in welche die Sonnenstrahlen nicht eindringen, und wohin nur wenige seiner lästigen Gäste ihm folgen können, und findet auch selbst dann gegen diese in dem Schlammpanzer, mit dem es sich umhüllte, eine sichere Schutzwehr. Sind die heißesten Stunden des Tages vorüber, so sucht das Elch Flüsse und andere Gewässer, eines Theils um sich abzukühlen, andern Theils um sich von dem Schlamme zu reinigen. Die Haut scheint von dem Ungeziefer wenig oder gar nicht zu leiden, denn in einer Mittheilung aus der Ibenhorster Forst heißt es ausdrücklich: „Obgleich ich vor vielen Jahren mehre starke Elene zur Königlichen Küche nach Memel in den Monaten Mai und Juni geliefert, so habe ich doch niemals eine Brut von irgend einer Bremse oder Fliege an irgend einem Körpertheil gefunden. Eben so bei der ausgearbeiteten als rohen Elenhaut, habe ich vom Ungeziefer nicht die geringste Verletzung entdeckt."

Bei dem Aufenthalt des Elchs auf den Mooren müssen wir auch einer fabelhaften Erzählung der Art und Weise seines Fortkommens auf unwegsamen Parthien derselben gedenken, die sich zum großen Befremden bei v. Wangenheim findet. Nach ihm soll das Elch sich mit den Hinterläuften auf die Hessen setzen, die Vorderläufte horizontal vor sich hinstrecken, alsdann mit den Vorderläuften eingreifen, mit den Hinterläuften nachschieben, und auf diese Weise, ohne einzusinken, fortrutschen. Ganz anders stellt sich aber das, was er nun weiter erzählt. Er läßt nämlich da, wo Stellen auf den Mooren vorhanden sind, an welchen der Mensch einsinkt, und wo die angedeutete Art der Fortbewegung auch das Einsinken des Elchs herbeiführen würde, das Elch sich ganz auf die Seite legen, die Läufte zusammenziehn, damit schnellen, und sich über solche Strecken, die weder einen Wolf noch Hund tragen können, mit der größten Geschwindigkeit gleichsam hinwegrudern, welches ihm freilich die größte Anstrengung kostet. Er fügt noch hinzu:

Digitized by Google

„Da der innere Theil des Fußes hohl gebaut und die Schalen scharf sind, so leisten sie ihm als Ruder vortreffliche Dienste, so wie die elastischen Haare auch das ihrige beitragen, daß es nicht versinke.“ Das klingt in der That fabelhaft! Credat Judaeus Apella, non ego. Oft zieht eine Fabel die andere nach sich. So auch bei unserm wackern v. Wangenheim. Dergleichen Reisen unternimmt das Elch nur, wie er sagt, bei Verfolgungen oder aus Leckerei. Die Kuhblume, die auf solchen Stellen besonders gedeiht, soll mit ihren Blättern eine Delikatesse des Elchs sein. Zu geschweigen, daß diese Pflanze auf Moorwiesen überhaupt zahlreich ist, und keineswegs sich bloß an Parthien, die nicht einmal den Wolf und Hund tragen können, findet, ist diese Lieblingsäsung als solche unsern praktischen Forstbeamten eben nicht bekannt. Schon Hartig (I. p. 159) widerspricht der Erzählung von der komischen Rutschparthie mit Recht, da dieses kein Preußischer Jäger jemals gesehen habe, im Gegentheil der Fall sehr oft vorgekommen sei, daß Elchwild in den Brüchen stecken geblieben, so daß es durch Menschen habe herausgezogen werden müssen. Nach ihm arbeitet es sich nur auf gewöhnliche Weise durch die tiefen Moore durch. Im Margenschen Revier ist nichts bemerkt worden, was auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit der genannten, schon durch die Schwere des Elchs unmöglich gemachten Rutschparthie hätte, vielmehr hat man in Torfgräben Elche versunken gefunden, die nur mit großer Mühe herausgeschafft werden konnten. Kommt es bisweilen an sumpfige Orte, wo es mit den Läufen keinen Grund finden kann, so schlägt es sich wie andere wilde oder zahme Thiere unter verschiedenen Stellungen durch. Es hat sich jedoch ereignet, daß die Kraft bei solchen Unfällen nicht ausreichte, und dann wurde es auch in der Ibenhorster Forst von Menschen durch Taue aus dem sumpfigen Terrain herausgezogen und trollte, auf diese Weise frei gemacht, dann frisch und gesund weiter.

Digitized by Google

Die Kälte scheint wenig oder gar keinen Einfluß auf das Elch zu haben, man sieht es durch dieselbe nicht im mindesten incommodirt werden. Bei scharfem Froste und schönem Wetter sieht man es auf lichten Plätzen, oder in hohem Holze in der Nähe von Dickichten. Ohne weiteres legt es sich auf den Schnee nieder *).

Mit Recht ist das Elch ein Waldverwüster gescholten worden. Es braucht nicht nur viele Nahrung, sondern verwüstet noch weit mehr, als es verzehrt, zumal seine Nahrung hauptsächlich aus Schößlingen, jungen Trieben der Bäume, der Rinden und Knospen besteht; auch äst unser Waldbewohner die jungen ausgeschossenen Wurzeln oder Saamenloden der Holzarten in den Schlägen ab; ja es werden von ihm junge Kiefern- und Birken-Bestände in ganzen Morgen und Hufen total vernichtet. Wenn dieser Nachtheil sich keinesweges in Abrede stellen läßt, so ist doch bei uns sobald kein Holzmangel zu befürchten, denn unser Wald-Boden hat so viel Productionskraft in sich, daß er ohne besondere Aussaat sich selbst reproducirt, und so den Schaden, den der mäßige Elchstand hin und wieder erzeugt, hinreichend ersetzt. Die Preuß. Staatsregierung, welche des Elchs sich bisher so großmüthig angenommen hat, und ohne deren hohen Schutz und zweckmäßige Verordnungen wir wahrscheinlich um die Monographie von Wangenheim und um die Naturgeschichte des Europäischen Elchs völlig gekommen wären, wird ihm auch ferner seinen hohen Schutz angedeihen lassen.

---

*) Die Losung ist nach den Jahreszeiten und nach der Aesung verschieden. Im Frühjahr und Sommer, wo junges Laub, Kräuter und Gräser die Aesung bilden, ist sie dreiartig und mit einem scheinbar fettigen Häutchen überzogen, im Spätherbst und Winter dagegen bei magerer Aesung ist sie consistenter und besteht aus Körnern, die an Größe bald kleinen Pfeffernüssen, bald Oliven gleichen. Im Sommer ist die Farbe heller, im Winter dunkler.

Digitized by Google

Wir wenden uns zum Nutzen des Elchs, der ein mehrfacher ist. Das Elchwild giebt nämlich in der ganzen Zeit eine gesunde und wohlschmeckende Nahrung für den Menschen, und das Fleisch kommt im Geschmack dem des Edelhirsches am nächsten. Es hat in der besten Zeit auch das hohe Rückenfett wie der Rothhirsch. Die Indianer Nordamerikas behaupten, sie können nach einem Mahle von Mussfleisch dreimal so weit reisen, als nach jedem andern thierischen Nahrungsmittel. Das Fleisch der alten Hirsche und Thiere ist Zähigkeit halber weniger gut, das der jungen Kälber, Schmalthiere, junger Hirsche und Thiere trifft dieser Tadel nicht, und es wird daher von vielen dem des Rothhirsches vorgezogen, jedoch versteht es sich von selbst, daß das Wildpret in der günstigen Zeit geschossen sein muß. Denn während der Brunftzeit ist das Fleisch des Hirsches wegen seines bocksartigen Geruchs und Geschmackes ungenießbar. Gleich nach der Brunft ist das Wildpret eben so wenig brauchbar, denn die Hirsche sind nicht nur abgemagert, sondern die besten Säfte werden dann zur Geweihbildung verwendet, und deshalb kann das Fleisch der Hirsche nur vom Juni bis Mitte August als eine gute Speise angesehen werden. Der Mißkredit, in welchem das Elchwildpret steht, rührt davon her, daß die Mehrzahl der Elche im Winter geschossen wird, wo man ihnen am leichtesten beikommen kann, ihr Wildpret aber dann seiner Trockenheit, Zähigkeit und Unverdaulichkeit halber sich nicht empfiehlt.

Die Elchthiere haben das beste Fleisch im August, September, October bis Mitte November, denn im Winter nehmen sie ab, und im Frühjahr nach der Setzzeit stillen sie ja die Kälber.

Kälber haben das beste Fleisch in den Monaten, in denen sie noch saugen, also im Juni, Juli und August.

Vom Mai bis November sind Schmalthiere am vorzüglichsten, die übrigen Monate aber schlecht.

Digitized by Google

Das Wildpret von Thieren ist zarter, als von Hirschen.

Das Elchwildpret gestattet alle die Zubereitungen, zu denen das Rothwildpret sich eignet. Man kann es auch einsalzen, in Essig legen und räuchern. In der Luft gedörrt oder geräuchert wird es recht brauchbar. Auf diese Weise werden besonders die Keulen, aus denen man die Knochen löst und das Wildpret in schmale Streifen schneidet, behandelt. Solch gedörrtes Elchwildpret ist in Amerika ein Gegenstand des Handels, wird von den Wilden in die Kolonien gebracht, und soll nach Wangenheim selbst nach England verführt werden.

Das abgebrühete Maul, die Ohren so wie die Kolben geben vortreffliche Ragouts. Die Hauptdelikatesse aber ist das Mark der Markröhren; dieses Mark ist consistenter, nicht so fett, übertrifft aber an Geschmack das Rindermark. Nach Pennant sollen die Zungen vortrefflich schmecken, und die Nase völlig wie Mark sein, und in ganz Canada für den größten Leckerbissen gehalten werden.

Das Fett ist weiß und wird für heilkräftig gehalten. Man bereitet daraus Salben und schöne Lichte.

Die vom Mark entleerten Knochen dienen zu Drechslerarbeiten und stehen ihrer Feinheit und Weiße halber, da sie nicht gelb werden, dem Elfenbein nahe. Das Horn oder die Schalen der Füße wurden sonst zu Ringen und Amuletten gegen die Epilepsie verarbeitet; auch ist ehemals ein Pulver daraus gebrannt worden. Man nannte es präparirte Elendsklauen. Die Indianer benutzen den Huf ebenfalls gegen die Epilepsie; sie legen ihn dem Kranken aufs Herz, lassen ihn in der linken Hand halten und reiben seine Ohren damit. Gegen eine Menge Krankheiten geben sie die pulverisirte Schale mit Wasser ein. Die Algonkins behaupten sogar, schon der Genuß des Fleisches verscheuche die Epilepsie. Die Füße, welche man mit der

Haut bis zum Knie ablösen läßt, werden als Tischfüße benutzt.

Die Sehnen werden von den Indianern Nordamerikas als Zwirn angewendet.

Die Haare werden zum Auspolstern gebraucht, und sind besser als Kuh- und Hirschhaare.

Das Geweih wird geraspelt und auf ähnliche Weise wie Hirschhorn benutzt. Auch werden daraus Griffe an Messer und Hirschfänger gefertigt. Die Drechsler drehen auch mancherlei daraus, da es weißer und fester ist als Hirschhorn. Der schaufelförmige Theil des Geweihs wird von den Indianern nach Pennant noch mehr ausgehöhlt, und dadurch zu großen Löffeln umgebildet, welche wohl eine Pinte halten.

Die Haut des Elchs, welche das Vorzüglichste für den Handel ist, zeichnet sich durch ungemeine Stärke aus. Im Sommer ist sie vorzüglich gut. In Rußland hat man sie sonst zu Beinkleidern für die schwere Kavallerie benutzt und daher seit Paul I. die Elche schonungslos verfolgt. v. Brinken schreibt sogar diesem Umstande die völlige Ausrottung des Elchs in Polen zu. Theils aus Amerika, theils aus Asien kommt eine beträchtliche Menge Häute nach Europa. Jene sind bald roh, bald auf eine eigne Weise von den Wilden zubereitet. Sie bedienen sich zum Gerben derselben des Hirns, Marks und Unraths der Därme; auch räuchern sie dieselben nach der Enthaarung.

Mannigfaltig ist ihre Anwendung in Kanada. Zum Bedecken der Hütten, zu Kleidungsstücken, zu Schnee- und andern Schuhen ꝛc., sogar zu Canoes, auf welchen sich die Indianer nach geendeter Jagd Behufs der Heimfahrt mit ihrer Jagdbeute einschiffen, wird sie gebraucht und läßt sich ihrer Dicke ungeachtet so präpariren, daß sie sehr geschmeidig wird. Den Namen „Polowinki" führen die in Sibirien am besten zubereiteten. Ja, einige Russisch-Asiatische Völkerschaften entrichten nach Pallas (Reise II. 258, III. S. 12) Elenhäute als Abgabe. In Europa präpariren

sie die Gerber sämisch oder weißgar; je feister das Thier ist, desto stärker und besser die Haut. Ihrer Elasticität halber eignet sie sich außer vielem andern Gebrauch vorzüglich als Unterlage bei schweren anhaltenden Krankheiten, zur Verhütung des Durchliegens.

Das Elen wurde von den alten heidnischen Preußen göttlich verehrt. Nach Erasmus Stella sahen sie dasselbe als Götterboten an. Es spielte also nur die Rolle der Zwischengötter, und daher ist es erklärlich, weshalb sie dasselbe der göttlichen Verehrung ungeachtet tödteten. Eine ähnliche Verehrung wird ihm noch heut zu Tage bei manchen Asiatischen und Amerikanischen Völkern zu Theil; letztere reden nach Pennant von einem großen unverwundbaren Elenthiere. Ihr wilder Aberglauben hat sich dieses Elch gigantisch gebildet und läßt es gemächlich durch 8′ hohen Schnee waden und einen Arm auf der Schulter haben, der ihm die Dienste eines menschlichen leistet; auch soll dieses Wunderthier einen Hofstaat von andern Musthieren zur Aufwartung und Pracht mit sich führen.

Das Elch überhaupt sehen die Wilden für glückbringend an und halten das häufige Träumen von Moosbeeren für ein Zeichen eines langen Lebens.

Auch in Europa verfolgen Irrthümer unser vaterländisches Thier noch bis auf die neuesten Zeiten. Man läßt es nicht nur beim Anblick seines eignen Blutes ohne tödtliche Verletzung sterben, sondern sich nur noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in Preußen finden und dann als argen Waldverwüster ausgerottet werden. Eben so soll es, wie man fabelt, gern knieen und das erstemal zwei Kälber verschiedenen Geschlechts setzen *).

Wegen der großen Vortheile, die das Elch gewährt, würde es sehr zweckmäßig sein, dasselbe zum Hausthier zu machen. Schon im vorigen Jahrhundert

*) Das Thierreich von Cuvier, übersetzt von F. S. Voigt, I. S. 297.

sind in den Königl. Gestüten Litthauens mancherlei sorgfältige Versuche mit Elchkälbern, die nur einige Tage alt eingefangen waren, angestellt worden. Die Kälber sogen nicht nur an Kühen, die Mutterstelle vertraten, sondern gingen auch mit auf die Weide und wuchsen heran. Auf der Weide hielten sie aus, bis die Sonne stark zu brennen und die Bremsen sie zu plagen anfingen: dann eilten sie nach den Ställen zurück. Bis in den Herbst sogen die Kälber nicht allein, sondern sie genossen auch Gras und junges Werftstrauch, so wie die Loden anderer Laubhölzer. Man gewöhnte sie in den Ställen sich mit einem Halfter anbinden zu lassen, und sie fraßen auch Heu und Hafer, wovon sie sehr feist wurden. Der Graf Mellin erzählt, er habe einige Elchkälber gesehn, die 3jährig und doch so zahm waren, daß sie sich geduldig an einem Halfter von Moscau nach Deutschland führen ließen. Die Versuche, sie zum Reiten, Ziehen und Tragen zu gebrauchen, schlugen sämmtlich fehl, so wie auch die, Bastarde von ihnen zu ziehn. Die Mehrzahl der Kälber überlebte leider nicht das 2te Jahr, nur wenige hielten sich bis ins 3te Jahr. Auch unser Königliche Oberlandforstmeister Herr v. Burgsdorf hat mehre Kälber aufziehen lassen, die aber kaum das 2te Jahr erreichten. Die Angabe Blumenbachs, daß das Elch sich zähmen und heerdenweis auf die Weide treiben lasse, ist also zu berichtigen. Es hat auch nicht an Uebersiedlungsversuchen mit dem Elch gefehlt. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm ließ 1680 einige Thiere beiderlei Geschlechts nach der Kurmark bringen, sie im Berliner Thiergarten aufbewahren, und hierauf in die Wildnisse der Kur- und Neumärkschen Forsten entlaufen, damit sie sich daselbst vermehren möchten. Mittelst Patent vom 24. Mai 1681 verbietet er das Beschädigen oder Tödten dieser Thiere und verlangt, daß man ihnen einen sichern Stand bei einer Strafe von 500 Thlr. angedeihen lassen solle. Auch wurden 1717 auf Königl. Befehl 20 Elchkälber aus unserer

Digitized by Google

Provinz nach Potsdam gesandt. v. Mellin meint, der Forstfrevel halber seien sie dort ausgerottet worden; denn gewiß würden sie sonst bei ihrer Fruchtbarkeit und dem ihnen sehr angemessenen Aufenthalt in den Oder-, Netze- und Wartebrüchen eben so gut gediehen sein, wie das damals aus England dorthin versetzte Damwildpret. In Sachsen, wohin König August II. Elchwild aus Polen bringen ließ, das noch zu Döbels Zeit in einigen dortigen Forsten stand und sich auch wohl vermehrte, ist schon längst keine Spur davon. Hier wurde nach Kaup 1746 das letzte geschossen.

Was die Jagd auf das Elen in unsrer Provinz anlangt, so besteht sie jetzt nur entweder im Pirschen, bei welchem der Jäger theils zu Fuß, theils zu Pferd, theils in einem kleinen einspännigen Schlitten heranzuschleichen und seinen Schuß anzubringen sucht; oder der Jäger stellt sich vor und harret des Elchs, das durch Hunde oder Menschen ihm entgegengetrieben wird; oder es stellt auch wohl ein Hund das Elch, und der Jäger sucht sich heranzuschleichen, und ihm eine Ladung beizubringen.

Vor dem Regierungsantritte Friedrich II., der von der Jagd nichts hielt, waren unsere Landesherren große Liebhaber derselben, besonders der Elch-Jagd, und der Elchstand war damals ungemein stark, da das Land weit weniger kultivirt, und die Wälder weit weniger gelichtet waren, als gegenwärtig. Wir legen auch hier die Mittheilungen Wangenheims zum Grunde. Man wandte damals bei der Elch-Jagd Leit-Schweißhunde an und hatte viele eingerichtete Jagen. Von der Zeit her schreibt sich die Beobachtung, daß das Elch die Lappen halte und des Nachts die Feuer respectire. Werden die Treiben enger, so ist größere Vorsicht nöthig; die Menschen müssen enger gestellt, und in Stelle der Lappen Tücher genommen werden, sonst bricht das Elch durch. Das Zeug im Jagen selbst ist daher zu tripliren, und zwar doppelt mit Tüchern, denn diese respectirt es mehr als die Netze.

So-

Sobald das Elch merkt, daß es eingeschlossen ist, begehrt es oft das Zeug, und damals ist es mehrmals vorgekommen, daß es des Tripliren des Zeuges ungeachtet, dennoch durchgebrochen ist. Wo das Abjagen gehalten wird, muß Wasser in reicher Fülle vorhanden sein. Die großen, hier in Preußen üblichen, Jagen wurden im August abgehalten. Ich will nur einige der bedeutendsten erwähnen. Ein solches Jagen war in der Johannisburger Heide 1698 bei Gelegenheit der Unterredung zwischen dem Kurfürsten Friedrich III. und dem Könige von Polen. Friedrich I. veranstaltete dem Czar Peter zu Ehren ein ähnliches großes Jagen in der Capornschen und Fischhausenschen Forst. Klein erwähnt dessen in seiner vermehrten Historie der Säugethiere, und sagt, daß er sich deutlich daran erinnere. Viele hundert Elene wurden bei diesem Jagen mit Pfeilen erlegt. Im Jahr 1718 ließ König Friedrich Wilhelm I. bei einem großen Jagen in derselben Waldung gegen 40 dieser Thiere, und 1731 abermals 56 erlegen. Im J. 1772 wurden in derselben Forst einige 20 erlegt.

In früheren Zeiten sind auch die Elche zuweilen parforce gejagt worden. Der Urgroßvater des jetzigen regierenden Herzogs von Anhalt-Dessau jagte so, wie aus dem Winkel erzählt, auf seinen Gütern in Litthauen. Die Meute soll den Elenhirsch zwar sehr feurig gejagt haben, die Jagd aber mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein, weil der Hirsch viele Retouren und Absprünge macht, sich dann gleich drückt und hierdurch die Hunde irre leitet. Noch leichter kann dieses zu Fehljagden Veranlassung geben, wenn der Hirsch den Absprung in ein Gewässer macht, in diesem fortzieht, an der entgegengesetzten Seite aussteigt, Retour- und Absprung wiederholt und dann eilend sich davon macht. Parforce-Jagden wurden auch ehedem in Polen, als das Elch dorten noch nicht ausgerottet war, veranstaltet, und Hunde zu dieser Jagd eigends abgerichtet. Mehre der damaligen Preuß. Forstbeamten

Digitized by Google

sind darüber gekommen, als die Hunde über die Gränze gejagt und das Elch gestellt und forcirt hatten. v. Wangenheim ist der Meinung, daß das Elch von mehren Hunden gejagt, immer geradeaus gehe, ohne einen Wiedergang zu machen. Beim Müde- und Warmwerden läßt er dasselbe sich anfänglich einigemal vor den Hunden stellen, alsdann Wasser suchen, und wenn es von den Hunden herausgetrieben worden, bald mit ihm vorbei sein, und meint nun, da es keine Wiedergänge mache und eine starke Witterung zurücklasse, so können die Hunde die Fährte nicht verlieren, und das Elch sei verloren, wenn es nicht gleich anfänglich, da es noch einen starken Vorsprung hat, durch Seen oder Flüsse schwimmt. Die Ansichten der beiden angeführten achtungswürdigen Gewährsmänner stimmen also nicht ganz mit einander überein. Wangenheim hält mit Recht das Pirschen der Elche mit der Büchse für hinlänglich, um zu verhindern, daß sie sich auf einem Revier zu stark vermehren, und Wäldern und Feldern zu großen Schaden zufügen *).

Ehemals wurden auch vorzüglich starke Schaufler lebendig eingefangen, und nach Königsberg in den damaligen Hetzgarten, der einen Theil unseres jetzigen Königsgartens einnahm, abgeliefert, wo sie mit Auern, Bären, Wölfen ꝛc. Behufs der Veranstaltung von Kampfhetzen bei der Anwesenheit des Landesherrn oder sonstiger feierlicher Gelegenheiten, aufbewahrt wurden.

*) Es ist wohl ganz natürlich, daß das vom Schuß fallende Elch im Todeskampfe bei den letzten Zuckungen mit den Vorderläufen heftig schlägt, und was ihm dann nahe kommt, zu Boden streckt. Die Jäger nähern sich daher dem niedergestreckten Thiere von hinten, mit großer Vorsicht, um nicht durch die letzten heftigen Schläge beschädigt zu werden. „Ein verwundeter Hirsch geht gerade auf den Schützen zu, überwirft ihn und tritt so lange auf ihm herum, bis er ihn todt glaubt. Man hat Beispiele, daß ein solcher Hirsch einen Reiter vom Pferde geworfen und gefährlich verletzt habe.“ So erzählt Schinz, ob mit Grund, ist eine andere Frage.

Digitized by Google

Das Fangen des Elchs unterliegt keinen großen Schwierigkeiten. Da, wo ein starker Wechsel ist, würde man sie nicht bloß in den gewöhnlichen Saufängen mit Fallthüren fangen können, sondern Wolfsgräben und Gruben würden zu demselben Zweck brauchbar sein.

In Nordamerika suchen die Wilden, während die Elche bei großer Hitze nach Inseln schwimmen, sich ihrer zu bemächtigen; dann sind sie nämlich ganz wehrlos. Hearne sah' einen Wilden im Canot ein Elchkalb einholen und an den Kopf fassen: es ließ ihn gewähren und schwamm so ruhig, als ob es neben der Mutter schwämme. Bisweilen vereinigen sich viele Wilde zur Jagd, und bilden auf den Flüssen einen Halbkreis mit ihren Kähnen; andere kreisen ein Stück Wald ein und treiben die Elche durch Hunde mit großem Geschrei zum Ufer. Sie stürzen sich ins Wasser und werden mit Keulen und Speeren erlegt; auch auf andere Art stellen sie ihnen nach.

Von dem Jäger wird es natürlich abhängen, bei dem zu erlegenden Wildpret eine zweckmäßige Auswahl zu treffen, und hierdurch die Stärke des Elchstandes selbst zu bestimmen. Versetzen wir uns unter die unkultivirten Völker, in deren Bereich Elche zahlreich sind, und deren planloses Jagen keinen andern Zweck hat, als in den Besitz eines Stückes, es sei alt oder jung, zu gelangen, so werden hier alle Kräfte zu diesem Zweck, nämlich zur Ausrottung des Elchstandes verwandt, und wo das Jagen frei ist, sehen wir auch bei steigender Bevölkerung das Elch bald ausgerottet. Selbst in kultivirten Ländern ist dieses der Fall, wenn man einseitig den etwaigen Schaden zu hoch anschlägt, und dem Elch deshalb Untergang schwört. So soll gegen unser treffliches nordisches Hochwild, wie wir bereits sahen, in Schweden ein wahrer Vertilgungskrieg geführt werden: denn gerade zu der Zeit, wo die Elene trächtig zu sein pflegen, veranstaltet man

auf sie große Jagden, und erlegt dort die Elche, wo sie sich finden.

Anders ist es hier in Preußen, wo der Elchstand durch Sorgfalt und große Aufmerksamkeit Seitens der hohen und niedern Forstbeamten sich zu einigen hundert Häuptern gehoben hat, und seine Dauer für die Zukunft verbürgt sieht. Ruhe hat sich auch hier als das Hauptmittel, den Elchstand in Aufnahme zu bringen, gezeigt. Jedoch hebt sich derselbe in einigen unserer Forsten, namentlich in der Ibenhorster, nur langsam, und es werden noch manche Jahre dahin gehn, bis der Bestand vor 1829 dort erreicht sein wird. Uebrigens muß der richtige Bestand mehr Thiere als Hirsche enthalten.

Zum Schlusse müssen wir noch der Beziehung des Elchs zu dem Riesenhirsch der Vorwelt gedenken. Graf v. Mellin erklärte nämlich unser Elch mit dem Riesenhirsch der Vorwelt für identisch. Ich habe in den Preuß. Provinzial-Blättern *) die Nichtidentität zu beweisen gesucht. Hier beschränke ich mich auf folgende Andeutungen.

Die Geweihe des Riesenhirsches und unseres Elchs sind auf den ersten Blick so verschieden, daß sie fast nur die schaufelförmige Ausbreitung mit einander gemein haben. Goldfuß meint, das Elenthiergeweih sei gleichsam das Umgekehrte des Riesenhirschgeweihs, und habe dann eine größere Aehnlichkeit, wenn man die rechte Stange an den linken Rosenstock ansetzt und sie so in die Höhe richtet, daß ihr unterer innerer Rand zum vordern wird. Eine nicht minder bedeutende Verschiedenheit waltet auch Hinsichts der Schädel ob. Der Schädel des Elens hat eine um ½ geringere Breite, als der des Riesenhirsches, aber einen weit zarteren und schwächeren Bau. Die Vergleichung der Geweihe, der Schädel und besonders der Skelete beider Thiere, wozu der Fund eines Riesenhirsch-Skeletes auf

*) Februar-Heft 1837.

der Insel Man die willkommene Veranlassung gab, hat zu dem Ergebniß geführt, daß der Riesenhirsch, der Schädel- und Skeletbildung nach, dem Edelhirsch, und nur der Geweihbildung nach dem Elch verwandt war, daher das Elch selbst nicht gewesen sein kann.

Deshalb wurde eine andere Beziehung von mir versucht, wie es den Lesern der Preuß. Provinzial-Blätter noch erinnerlich sein wird. Mir scheint der so verschieden gedeutete, grimme Schelch der Nibelungen nichts weiter als unser Elchhirsch zu sein. Die Gründe hierzu sind summarisch folgende.

Die sprachliche Verwandtschaft zwischen Elch und Schelch oder Schelk, so wie zwischen Elo und Schelo, wovon das eine nur eine verstärkte Form des andern ist, scheint auf denselben Begriff hinzuweisen, besonders da in den oben erwähnten Urkunden ausdrücklich gesagt wird, daß die dort gemeinten Thiere im Deutschen Elo oder Schelo, Elch oder Schelch genannt werden. Beiderlei Namen, wie das griechische ἀλκή, allgemeine Benennungen für große Thiere, sprachlich und begrifflich identisch, sind wahrscheinlich mit dem Altdeutschen „Elen," Stärke, aus einer Wurzel entsprossen, zumal im Holländischen das Elen wie bei uns eine junge Kuh „Stärke" genannt wird. Ferner scheint die sprachliche Verwandtschaft zwischen Schäler, Beschäler, Schelch und Schelk auf das männliche Elen oder den Hirsch hinzudeuten, der sich durch größere Wildheit, durch Grimm besonders in der Brunftzeit vom Thiere unterscheidet, um so mehr da die Elche auch zu manchen Zeiten gesellig in Rudeln leben, und der Dichter der Nibelungen auch den Edelhirsch in beiden Geschlechtern auftreten läßt.

Digitized by Google

III. Mittheilungen über das Großherzogthum Posen.

(Beschluß.)

Ich habe schon zu Anfange dieses Aufsatzes die Bemerkung gemacht, daß ich bei meinem Eintritt in das Großherzogthum die Koronower Frohnfeste mit Verbrechern überfüllt fand. Späterhin hatte ich Gelegenheit an verschiedenen Orten der Provinz bekannt zu werden und während meines Aufenthalts Erfahrungen zu sammeln. Mehre Gutsbesitzer, die ich kennen gelernt hatte, versicherten mir, daß sie es als ein Glück ansehen müssen, wenn sie ein Jahr von Diebstahl verschont bleiben, dem der gemeine Mann so sehr ergeben ist. In den Städten klagten die Menschen dasselbe, mit dem Bemerken, daß die Dieberei immer mehr zunehme. Die Gutsbesitzer beklagten sich darüber, daß sie es nicht wagen dürften, ihre Pferde in Koppeln zu bringen, ohne Gefahr zu laufen, sie zu verlieren, indem sie sich auf ihre eigenen Wächter nicht verlassen können, und ihnen die Pferde selbst im Stalle nicht sicher sind. Ich hatte auch bald Gelegenheit mich selbst davon zu überzeugen. Es war in der Mitte des November, als in einer dunkeln stürmischen Nacht, in den Gütern, wo ich mich eine Zeit lang aufhielt, auf dem vom Gutsherrn bewohnten Vorwerk eine Kuh und mehre Schafe, dem Pächter auf dem einen Vorwerk 2 schöne Pferde und dem Pächter auf einem andern Vorwerk die Speisekammer ausgeleert und der Speicher erbrochen wurde. Zu eben derselben Zeit wurden auf dem benachbarten Gute O. dem Hrn. v. G. gehörig, auf dem einen Vorwerk 20 edle Mutterschafe, auf einem zweiten Vorwerk 3 Ochsen und auf einem dritten Vorwerk das kupferne Brenngeräthe aus dem Brandhause ausgebrochen und gestohlen. Schon in der nächstfolgenden Nacht nach verübtem Pferdediebstahl, wurde ein Einbruch in den Schafstall versucht,

Digitized by Google

der glücklicherweise verhindert wurde. Auf dem Gute B., dem Herrn v. T. gehörig, hat der Besitzer einen massiven Schafstall erbauen lassen, bei welchem Bau besonders auf Sicherheit gegen Einbruch gerücksichtigt war, so daß der Besitzer selbst während des Baues zu seinen Freunden äußerte, daß er jetzt wohl hoffe, in diesem Gebäude seine Schafe vor den Dieben sicher gestellt zu haben. Er hatte sich aber sehr geirrt, denn da die Diebe die sehr festen Thüren nicht öffnen konnten, so untergruben sie in einer Nacht das Fundament und stahlen 17 edle Schafe. In Inowraclaw wurde in der Zeit täglich gestohlen. Der Friedensrichter daselbst hielt sich einen Nachtwächter auf dem Hofe, der 2 Mastschweine und einige Gänse bewachen mußte, damit sie nicht gestohlen wurden. Ein aus der Koronower Frohnveste eben entlassener Sträfling war kaum in Inowraclaw angekommen, als er gleich in der ersten Nacht einen Einbruch beging. Er wurde ergriffen und nach Koronowo zurückgeschickt, worüber er sich nicht betrübte, vielmehr äußerte, er wüßte nicht, wo er den Winter über hätte bleiben sollen. In derselben Zeit wurde in dem Städtchen Gniwkowo bei Inowraclaw einem Landmanne, den seine Geschäfte dort hingeführt hatten, Wagen und Pferde gestohlen. Am 2. December kam ich nach Strzelno, welches nur 1½ Meilen von der Poln. Gränze und 3 Meilen von Inowraclaw liegt. Hier fand ich die Sache noch schlimmer, es verging auch nicht eine Nacht, in der nicht gewaltsame Diebstähle verübt wurden; mir wurde am Ende ganz bange. Kam ich in Gesellschaft, so freuten sich die Menschen, daß sie in der vergangenen Nacht so gut davon gekommen waren, und unterhielten sich von den in voriger Nacht verübten Diebstählen. Der eine Fleischhauer hatte ein Stück Vieh, der andere ein Mastschwein gestohlen, es geschlachtet und verkauft; dem K. Domainenbeamten hatte man eine Menge Schafe gestohlen, einem dritten die Kartoffeln aus der Kaule gegraben, kurz gesagt, es ging in das Unglaubliche,

Digitized by Google

und ich müßte mehre Bogen beschreiben, wenn ich alle die Diebstähle benennen sollte, die sich während meiner kurzen Anwesenheit hier zutrugen. In der ersten Zeit war ich auf solche Erzählungen aufmerksam, späterhin, daran gewöhnt, hörte ich nicht mehr darauf. An einem Wochenmarkttage, an dem eine große Zahl Landvolk in der Stadt ist, von welchem sich in der Regel Alles betrinkt, fielen vier Kerle über einen Menschen mit Knitteln und Stöcken her und schlugen ihn zu Boden. Der herbeigerufene Arzt erklärte die Verletzungen lebensgefährlich; die vier Kerle wurden arretirt, in Fesseln gelegt und nach dem Gefängniß abgeführt. Der verletzte Kujawier lag 2 Tage ohne Bewußtsein, und der Arzt gab ihn auf. Ein Kaufmann aus Strzelno, gegen den ich mein Bedauern über diesen traurigen Vorfall aussprach, erwiederte mir: so lange er nicht den Kopf vom Rumpf getrennt siehet, so lange hält er keinen Kujawier für unheilbar; ich könne glauben, daß auch dieser noch zu sich kommen werde, da sein Kopf noch nicht ganz zerschlagen sei. Mich verdroß dieser unzeitige Scherz und die Gleichgültigkeit, mit der über den Verwundeten gesprochen wurde. Der Mann hatte aber recht; am dritten Tage erhielt der Mensch sein Bewußtsein wieder und ging seiner Genesung so rasch entgegen, daß die Inculpaten schon am 4ten Tage ihrer Haft entlassen werden konnten. Am 7. Febr. kam ein Poln. Krüger durch Strzelno, ein Einwohner von Strzelno eilt ihm nach, um sich mit ihm wegen seines Antheils an einen gemeinschaftlich verübten Diebstahl zu einigen. Sie gerathen bei dieser Gelegenheit an einander und der Krüger verlor dabei sein Leben. Der Todtschläger gewann noch so viel Zeit, sich aus dem Staube zu machen, wozu die nahe Gränze die beste Gelegenheit darbietet. Man bedauerte den Getödteten nicht, sagte: es wäre ein Schelm weniger, und dies wäre wie ein Tropfen Wasser im Meere. An diesem Tage wurde mir auch von einem Polizeibeamten die Warnung gegeben, mich an den Markt- und Sonntagen, an denen viel Volk

Digitized by Google

vom Lande ankommt, des Abends spät auf der Straße nicht zu sicher zu glauben. Ich hatte bis dahin auch nicht einmal an die Möglichkeit gedacht, in einer kleinen Stadt am Abend ausgeplündert werden zu können, sahe es aber ein, daß der Mann recht hatte, und bin seit der Zeit nicht ohne Besorgniß an solchen Tagen Abends ausgegangen. Nicht lange darauf verlor in Krußwic, eine Meile von Strzelno, ein Mensch bei einer Prügelei sein Leben. Es wäre Zeit, daß ich dies betrübende Thema verlasse, indessen will ich noch zur mehren Ueberzeugung derjenigen, die diese Gegend nicht kennen, einige Thatsachen anführen, die sich in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes ereigneten, aus denen jeder erkennen wird, wie unsicher man hier, besonders auf dem Lande, lebt. In der Nacht vom 15ten zum 16. März c. wurde die Fahrpost von Inowrazlaw nach Bromberg, zwischen der erstgenannten Stadt und der Stadt Pakosé, von 7 Räuber überfallen und beraubt. 1800 Thlr., größtentheils von den Domainen-Rentämtern an die Regierungs-Hauptkasse nach Bromberg gesendet, gingen verloren; der Postillon war schwer verwundet und geknebelt, ein Passagier, der allein im Wagen saß, und an dem nichts zu rauben gewesen sein soll, blieb unverletzt, und mußte nur so lange den Kopf in das Felleisen stecken, bis die Räuber ihr Geschäft beendigt hatten. In derselben Zeit drangen mehre Räuber mit offener Gewalt in das Haus des Propinations-Pächters N. N. zu Winiec, der ein wohlhabender Mann ist. Sie knebelten den Mann, der hochschwangern Frau wurde das Deckbette über den Kopf gelegt, und einer der Räuber hielt sie so lange fest, bis seine Genossen alle Spinde, Komoden und Schränke erbrochen und ausgeleert hatten. Ueber 1300 Thlr. baar und alles, was die Bösewichte an Uhren, Ringen, Gold, Silber und andern Sachen von Werth vorfanden, wurde geraubt. Der Beraubte wurde dabei noch obenein sehr gemißhandelt. In der Stadt Mogilno, 2 Meilen von Strzelno, in deren

Digitized by Google

Nähe der Raub in Winiec verübt war, wurde ein ähnlicher Einbruch bei einem in der Vorstadt wohnenden Gastwirth in derselben Nacht verübt. Man hörte zuletzt von nichts mehr, als von Rauben, Stehlen, Todtschlagen, und ich erkannte daran in welchem Lande ich war. Unterdessen wurden unzählige andere, aber kleinere Diebstähle verübt, die zur Tagesordnung gehören, und von denen man, als von gewöhnlichen Ereignissen, nicht einmal viel spricht. Die Gensd'armerie war in der Zeit sehr thätig den Räubern auf die Spur zu kommen; am 23. März traf ein Commando von 14 Mann Gensd'armen unter Anführung eines Wachtmeisters in Strzelno ein. Gegen Abend verließen sie die Stadt, um die Umgegend zu durchsuchen. Es war eine mondhelle Nacht, und der erste Streifzug dieses Commandos war von dem besten Erfolge. Sie stießen in der Nähe eines Waldes auf 4 Kerle, die nach dem Walde zurückeilen wollten. Die Gensd'armen zu Pferde übereilten sie, schnitten sie vom Walde ab, worauf sie die Flucht nach einer Gegend ergriffen, die durch einen See begränzt sein soll. Hier ereilt, setzen sich die vier Kerle gegen 7 Gensd'armen zur Wehr, verwunden den einen an der Hand und schlagen auf die Pferde los. Die Gensd'armen sehen sich genöthigt entweder ihre Degen zu ziehen und einzuhauen, oder den Canibalen das Feld zu räumen. Natürlich mußte das erstere geschehen; nachdem 2 der Kerle an Kopf und Armen schwer verwundet waren, wurden sie gefangen genommen. Den 24. März des Morgens wurden sie auf Wagen unter Escorte der Gensd'armen in Strzelno eingebracht und vom Oberarzte B. verbunden. In kurzer Zeit hatten sich eine große Anzahl Menschen aus allen Klassen versammelt, aber nicht Einer bewies den Verwundeten Theilnahme, die einen erbärmlichen Anblick gewährten. Viele wünschten, daß sie gleich niedergehauen wären, damit sie nie mehr Gelegenheit hätten das Leben und Eigenthum ihrer Mitmenschen zu bedrohen. Der eine, nach dem Signalement ein

Digitized by Google

Raubmörder, hatte mehre schwere Wunden am Kopf, die, wenn gleich nicht absolut tödtlich, doch für ihn schon am dritten Tage den Tod zur Folge hatten.

Vor meiner Ankunft in Strzelno war der lutherische Prediger daselbst, der außerhalb der Stadt in der Vorstadt wohnt, von 8 Dieben in der Nacht überfallen. Die Räuber hatten solche Anstalten getroffen, daß weder er selbst, noch eines seiner Leute aus der Stube kommen konnte. Er mußte eingesperrt in seinem Schlafzimmer, vor dessen Thür einer der Diebe die Wache hielt, und ihm ruhig zu sein befahl, es geschehen lassen, daß er rein ausgeplündert wurde, ohne die Nachbarn um Hilfe rufen zu können. Nachdem sie alles, was sie von Werth gefunden, geraubt hatten, verließen sie das Haus und machten sich davon. Jetzt eilt der Prediger in die Stadt, zeigt den Vorfall dem Gensd'armen an, und ersucht ihn den Dieben nachzusetzen, wozu dieser gleich bereit ist, und den Kutscher des Predigers zu seiner Hilfe mitnimmt. Es gelingt ihm sogleich die Spur der Diebe und sie noch in derselben Nacht in einem Kruge 1½ Meilen von Strzelno zu finden. Durch das Fenster, an welches er sich geschlichen hatte, um sie zu beobachten, bemerkt er, daß sie eben im Begriff waren, wieder aufzubrechen. Es war keine Zeit zu verlieren, und er mußte sich entschließen allein gegen 8 Kerle aufzutreten, und seinem Begleiter die Bewachung der Pferde zu überlassen. Als er die Thüre öffnet und sie den Gensd'arm erblicken, wird das Licht ausgelöscht, und der eine Dieb giebt seinen Genossen Befehl zum Einhauen. Der Gensd'arm, der die Thür nicht verläßt, um den Rücken frei zu behalten, wehrt sich mit gezogenem Degen, und haut in der Dunkelheit dem einen Diebe das Ohr ab, und es gelingt ihm 3 Kerle gefangen zu nehmen, die übrigen waren aber entwischt. Der Prediger war so glücklich einen großen Theil des ihm Geraubten wieder zu bekommen, lebt aber täglich in Besorgniß, bald wieder einen solchen Besuch zu bekommen.

Digitized by Google

Es soll unterdessen der Wachsamkeit der Polizei-Officianten gelungen sein, die Räuber von Wimee, die den Propinations-Pächter geknebelt und beraubt haben, gefangen zu nehmen. Sie sollen, schon 5 Meilen von dem Orte des verübten Raubes, in einem Kruge angesprochen gewesen sein, in der Gegend von Gnesen. Der ehrliche Krüger — (es ist nöthig dieses Beiwort bei dieser Klasse der Gewerbtreibenden vorzusetzen, weil ein großer Theil derselben es nicht sein soll) — hört bei dem einen Diebe eine Uhr in der Tasche repetiren. Dieses erregt bei ihm Verdacht, und nachdem sich die Bande entfernt hatte, welches er seiner eigenen Sicherheit wegen abwarten mußte, zeigte er die Sache dem Woyt-Amte an, dem es gelungen sein soll, sie zu ereilen und zu verhaften.

Wie gefährlich es für Gastwirthe auf dem Lande ist, bei denen sich oftmals die Schelme versammeln, um zu Rathe zu sitzen, der Polizeibehörde davon Anzeige zu machen, wird aus dem Nachfolgenden hervorgehen. Ein hier bekannter ordentlicher Mann, der seit mehren Jahren eine Krugnahrung auf dem Lande betreibt, und den ich auch kennen lernte, erzählte mir auf meine Veranlassung, daß er keine Nacht sicher sei, ausgeplündert zu werden, und daß man ihm längst schon das Haus über dem Kopfe angezündet, oder ihn todtgeschlagen hätte, wenn er nicht die Diebe, die sich zuweilen im Kruge versammeln, ignoriren würde. So sagte er mir, wären vor wenigen Tagen 10 solcher Schelme am späten Abend nach dem Kruge gekommen, hätten 2 Quart Branntwein genommen und sich bei dem Genuß desselben lebhaft unterhalten. Er habe gleich bei ihrem Eintritt in die Stube mehre als bekannte Diebe erkannt, die Uebrigen wären aber aus Polen gewesen, dessen Gränze nur 1½ Meilen entfernt sei. In der Angst von ihnen beraubt zu werden, habe er seine Doppelflinte in Bereitschaft gestellt, und als dies von ihnen bemerkt wurde, hatte der eine die Bemerkung gemacht: der Wirth sehe ihm ganz so aus,

Digitized by Google

als wäre er im Stande einem von ihnen vor den Kopf zu schießen. Hierauf habe einer der Gauner erwiedert: der Wirth wäre ein treuer guter Mann, der ihnen noch nie geschadet hätte, und man müsse ihm auch nichts zu Leide thun. Der Wirth war unterdessen in den Stall gegangen, um zu sehn, ob seine Pferde und sein Vieh noch vorhanden wären. Als er wieder in die Stube zurück kam, sind ihm mehre der Kerle freundlich entgegen gekommen, und haben ihn gebeten unbesorgt zu sein, es soll ihm kein Unrecht geschehen, worauf der Wirth erwiedert, daß er sie für ehrliche Leute halte, und es ihm nicht einmal eingefallen sei, daran zu denken, sie könnten ihm Unrecht zufügen. Mit dieser Erklärung sehr zufrieden gewesen, hätten sie mehr Branntwein gefordert, und sich über ihre gelungenen und mißlungenen Diebstähle unterhalten. So z. B. hätte der eine gesagt: Pan Jezus łaskawy był — heißt: mir ist der Herr Jesus gnädig gewesen, — und nun hätte er seinen Spießgesellen mitgetheilt, daß es ihm unter seinem Beistande gelungen sei, einen Ochsen zu stehlen, worauf ein anderer erwiedert hat: Pan Bog mię chochał — auch mich hat unser Herr Gott lieb gehabt, weil es ihm gelungen sei, einem Reisenden einen Bettsack abzuschneiden. Nachdem sie sich eine lange Zeit über ihre Schandthaten unter gotteslästerlichen Reden unterhalten hatten, haben sie sich ruhig verhaltend, entfernt und ihre Zeche bezahlt. Der Krüger sagte mir, wenn er sich nicht immer passiv verhalten und es ein einziges Mal gewagt hätte, sie zu denunciiren, so wäre sein Verderben unausbleiblich gewesen. Er könne als Familienvater, seiner Frau und seiner Kinder wegen, nicht anders handeln, und nur in seinem Herzen die Böseswichte verabscheuen, die in ihrer groben Unwissenheit und Verblendung ihre Diebereien unter dem Schutz einer höhern Hand zu begehen glauben.

Ich könnte noch eine große Menge Beispiele gleicher Art anführen; indessen werden die oben ange-

Digitized by Google

führten Thatsachen den Leser vollkommen von dem jetzigen Zustande der Provinz überzeugen, welches der Zweck dieser Zeilen ist. Alle hier dargestellten Ereignisse fanden gewissermaßen unter meinen Augen statt, und zwar in einem Zeitraum von ein Paar Monaten und in einem Umkreise von 3 Meilen. Was sich weiterhin zugetragen, darum habe ich mich um so weniger bekümmert, als ich an den, jeden rechtlichen Menschen betrübenden Ereignissen in meiner Nähe mehr als zu viel hatte *).

*) Das Bild scheint mit zu grellen Farben gezeichnet. Die angeführten Thatsachen mögen sich wohl in einer bestimmten Gegend und Zeit einmal zusammengehäuft haben; aber im Allgemeinen ist die Sache keineswegs so arg. Die zur öffentlichen Kunde gelangenden Zusammenstellungen der im Preuß. Staate verübten Verbrechen sind der Provinz Posen nicht so ungünstig, als hier geschildert wird. Auch giebt man im Posenschen dem Polnischen Gesinde allgemein den Vorzug vor dem Deutschen. Dieses macht bei weitem mehr Ansprüche an die Herrschaft und ist bei weitem nicht so folgsam und willig als das Polnische. Hin und wieder angestellte Versuche haben dies erwiesen. — Eben so wenig ist die Indolenz der niedern Volksklasse so allgemein. Dies beweisen die vielen, so erfreulich gedeihenden, regulirten Bauern in den Kön. Domainen, wo sie, nach richtigen staatswirthschaftlichen Grundsätzen, günstiger, als in den adel. Gütern gestellt worden; dies beweiset die Betrachtung, mit welchen im Ganzen geringen Mitteln im Posenschen die Armenpflege besorgt wird. Erschreckend ist der Kostenaufwand, den z. B. in Ostpreußen dieser Zweig erheischt; obgleich nicht zu verkennen ist, daß hier die zu rege Sorge für die Armen mitunter arrogante Ansprüche hervorruft, Selbstthätigkeit lähmt und demoralisirt. — Die allerdings häufigen Klagen der Posenschen Gutsbesitzer über die Schlechtigkeit der dortigen niedern Volksklasse sind gewiß großentheils dem Verdruß über die Emancipation derselben zuzuschreiben. Ueberhaupt scheinen die Folgerungen des Verfassers auf einer zu engen Basis — einer beschränkten Gegend in Kujawien — zu beruhen, können mithin nicht so allgemein gelten. — Die Erzählung des Krügers von der Räuberbande scheint ohne Bedenken für ein Mährchen gehalten werden zu können. D. H.

Digitized by Google

Auf die Frage: ob hier die Hoffnung für eine bessere Zukunft ist? sage ich aus Ueberzeugung: ja! Was unter der väterlichen Regierung unseres, nur für das Glück seiner treuen Unterthanen lebenden, von uns angebeteten Königes, für Volksbildung geschehen ist und unablässig geschieht, ist der Welt bekannt. Selbst das stolze England und eingebildete Frankreich stellen Preußen in Hinsicht seiner Volksbildung als Muster für Europa dar. Ueberall hat die Regierung für Schulen und zum Lehramte ausgebildete Lehrer gesorgt, überall wird diesen ein gutes Auskommen gesichert, damit sie fern von Nahrungssorgen, mit Treue und Fleiß nur ihrem wichtigen Berufe sich widmen können. Eine so herrliche Saat wird segensreiche Früchte bringen, und der Geist der Finsterniß und des Aberglaubens wird, wie die Nacht vor der anbrechenden Morgenröthe fliehen. Es werden freilich noch Jahre vergehen, ehe das beginnende fremde Licht die heimische Finsterniß verdrängen wird; denn nur sparsam kann es seine Strahlen durch so dicke Nebel verbreiten, aber unfehlbar wird auch hier ein freundlicher Tag auf die lange Nacht erfolgen; die Bahn für ihn ist gebrochen, die Zeit wird sie ebnen, zu Glück und Heil der Menschheit.

Die Wege findet man mitunter noch in schlechtem Zustande, besonders in Kujawien; aber es ist auch eine höchst schwierige Sache Landstraßen in gutem Zustande zu erhalten, wo das Material dazu fehlt, wie dies in Kujawien der Fall ist. Hier kann eigentlich nichts mehr geschehen, als daß die Graben immer offen erhalten und die Wege durch die ausgeworfene Erde erhöht werden, da es an Grand zum Befahren der Wege fehlt. Die große Poststraße von Posen nach Thorn geht auf Gnesen, Strzelno, Inowraclaw; zwischen den beiden letztgenannten Städten ist der Weg im Herbst und Frühjahr beinahe unfahrbar, wie es dieses Jahr der Fall war, wo der große Postwagen nicht fortkommen konnte. Es wird aber jetzt sehr thätig an der Instandsetzung und Bepflanzung der

Wege gearbeitet, und man lebt auch in der Hoffnung, daß von Posen nach Thorn eine Kunststraße gebaut werden wird, welches für die Provinz sehr wohlthätig sein würde. Diese Hoffnung gründet man auf den Umstand, daß Thorn eine Festung ist, und Posen bald eine Festung ersten Ranges sein wird, und diese Festungen zu ihrer Communication eine gute Straße brauchen.

Es ist nicht zu billigen, daß in dieser Provinz noch so viele verschiedenartige Maaße im Gebrauch sind. Es giebt Posener, Strzelnoer, Gembicer und noch andere Scheffel neben dem Berliner Maaß. Es giebt Garniec und Polnische Quart, eine kurze und lange Elle. Der Strzelnoer Scheffel soll 1½ Berliner enthalten, da es aber keine gestempelte Strzelnoer Scheffel giebt, wiewohl daselbst alles auf dieses Maaß verkauft wird: so tappt der Verkäufer immer im Dunkeln, wenn ihm der Käufer seinen Scheffel vorsetzt, den er sich bei dem ersten, dem besten Böttcher hat machen lassen, und der wohl immer ein Paar Metzen größer, als 1½ Berliner Scheffel ist. Dann giebt es auch sogenannte Viertel, die 18 Metzen Berliner Maaß enthalten sollen. Diesem Uebelstande wird hoffentlich durch die Polizeibehörden, denen noch ein weites Feld für ihre Thätigkeit offen steht, und die daher sehr viel zu thun haben, abgeholfen werden. Wenn dem Menschen erst Unregelmäßigkeit und Unordnung durch lange Gewohnheit zur andern Natur geworden sind, dann will er in seinem Elemente fortleben und widerstrebt aller bessern Ordnung. Es geht ihm so, wie man vom Wolfe zu sagen pflegt, der von seinen Haaren, nur nicht von seinen Nicken abläßt. Der Handel in den kleinen Städten befindet sich größtentheils in den Händen der Juden, unter denen es recht wohlhabende, mitunter auch gebildete Leute giebt; die mehrsten sind arm und dürftig und leben vom Schachern, doch findet man unter ihnen auch Handwerker, als Schneider, Schuhmacher, Kürschner, Leineweber u. dgl. Ein jüdischer Kaufmann, in dessen Hause alle mosaischen

Re-

Religionsgebräuche streng befolgt werden, der aber ein Deutscher und ein recht gebildeter Mann ist, gab mir Veranlassung mit ihm über den Zustand der Juden zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit sagte er mir, daß so lange sie bei ihren Religionsgebräuchen verbleiben müssen, an keine Verbesserung ihres Zustandes zu denken sei, dabei überreichte er mir Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele, von Mendelson, mit dem Bemerken, daß wenn sie solche gebildete und aufgeklärte Oberrabbiner hätten, als der Verfasser dieses Werkes war, sich das ganze Judenthum bald umgestalten würde. Er wünschte, daß jeder Oberrabbiner und Rabbiner, wie die lutherischen Religionslehrer, ihre wissenschaftliche Ausbildung auf einer Universität erhalten möchten; dort, meinte er, würde ihr Verstand erleuchtet werden, und sie einsehen lernen, daß die mehrsten ihrer Religionsgebräuche sich nicht auf göttlichen, sondern menschlichen Gesetzen gründen. Er nannte den Oberrabbiner den jüdischen Pabst, der es nur gut heißen dürfe, so würden die Juden ihren Sabbath auf den Sonntag verlegen und ihn mit den Christen feiern, so wie alles essen, was Gott zur Nahrung des Menschen gegeben hat, das Koscher und Treif würde bald auf- und nur noch der Geschichte angehören*). Auf diese Weise würden sich die Juden allmälig der christlichen Religion nähern, und mit der Zeit würden sie dann auch erkennen, daß der Stifter derselben auch ihr wahrer Messias sei, den Gott zu ihrem Heil gesandt habe. Es war mir sehr unerwartet in einer kleinen Polnischen Stadt einen so aufgeklärten Juden zu finden, der wohl nicht unrecht hat, daß gelehrte und aufgeklärte Religionslehrer zur Aufklärung der Juden viel beitragen würden. Seine gründliche Kenntniß in den Lehren des Christenthums hätten in mir Zweifel erregen können, daß es ein Jude sei, wenn ich ihn nicht als solchen kennen gelernt hätte. Diese Erscheinung in Polen, fand ihrer

*) Wir zweifeln an der Richtigkeit dieses Ausspruchs. D. H.

Digitized by Google

Seltenheit wegen eine Bemerkung in meinem Tagebuch, und daher auch in diesem Aufsatz.

Jetzt will ich noch zum Schlusse dieses Aufsatzes das, was ich über den Geschäftsbetrieb der Königl. General-Commission in Posen und der unter ihr stehenden Special-Commission in Erfahrung gebracht, mittheilen.

Die Regulirungen, Separationen, Dienst- und Zehentablösungen gehen in dieser Provinz raschen Schrittes vorwärts. Es ist daher die Zeit nicht mehr fern, in der die jungen Juristen dem Studio der agrarischen Gesetzgebung ihre besondere Aufmerksamkeit werden widmen müssen; denn wenn die General-Commissionen die Geschäfte, für die sie organisirt wurden, beendigt haben und aufgelöst sein werden, wird ein großer Theil der Rechtsangelegenheiten, die aus den landwirthschaftlichen Verhältnissen entspringen, auf die Gerichtshöfe übergehen, wodurch das Studium der agrarischen Gesetze für junge Geschäftsmänner ein Bedürfniß wird.

Die General-Commission in Posen zählt außer ihrem rechtsgelehrten Präsidenten und zwei Justitiaren, einen Ober-Commissarius, zwei Oeconomie-Räthe und drei andere technische Mitglieder. Die unter ihr stehenden Special-Commissionen bilden zum Theil bedeutende Bureaux. So besteht die Special-Commission in Strzelno, welche den Inowraclawer und Mogilnoer landräthlichen Kreis umfaßt, aus 9 Mitgliedern: dem Oeconomie-Commissarius als Dirigenten, drei Oec.-Commiss.-Gehilfen, dem Actuarius und vier Geometern, welche alle sehr beschäftigt sind, dabei arbeiten noch zwei Gehilfen in der Kanzellei. Durch diese Behörde wurden in einem Jahre 105 Regulirungen, Separationen, Dienst- und Naturalfeld-Zehentablösungen bewirkt. Wem die Hindernisse bekannt sind, welche sich oft dem Fortgange des Geschäfts entgegenstellen und dasselbe Wochen und Monate unterbrechen, wird sich überzeugen, daß nur außerordentliche Thätigkeit, verbunden mit Geschäftserfahrung,

Digitized by Google

ein solches Resultat hervorzubringen im Stande war. Andere Special-Commissionen haben, im Verhältniß ihres Umfanges, gleiche Resultate geliefert. Es wird ewig wahr bleiben, daß die Erfahrung die beste Lehrmeisterin ist. Bei Organisation der General-Commission in Ostpreußen fehlte es uns an Oeconomie-Commissarien, die mit diesem eigenthümlichen und schwierigen Geschäfte vertraut waren; sie mußten sich dazu erst ausbilden. Dieses ist nicht so leicht, als es Manchem scheint, der das Geschäfte näher kennen zu lernen nicht Gelegenheit gehabt hat. Damals fehlte es noch an Krätschmers Anleitung zum Geschäftsbetriebe für Oecon.-Commiss., an dessen Oeconomia Forensis und seiner Concordanz der agrarischen Gesetze, welche für den Geschäftsmann von so großem Nutzen sind, und durch die sich der Verfasser ein bleibendes Verdienst erworben. Es war daher sehr natürlich, daß die Geschäfte nicht einen so raschen Fortgang haben konnten; damals bildeten die Special-Commissionen auch nicht solche Bureaux, wie es im Großherzogthum der Fall ist. Es ist daher zu erwarten, daß hier in wenigen Jahren die Absicht des Gesetzes: durch Aufhebung der Gemeinheiten, Ablösung der Servituten und anderer Dienst- und Natural-Leistungen, welche der Kultur und dem Aufschwunge der ländlichen Gewerbe behindernd entgegen standen, erreicht sein wird. Dies ist um so mehr zu hoffen, als hier die Grundeigenthümer im Allgemeinen die Aufhebung der benannten Hindernisse selbst wünschen, und deshalb viele Anträge bei den Behörden eingehen.

Das Gesetz vom 8. April 1823 ist vom Gesetz vom 14. Sept. 1811 wesentlich verschieden, denn man hat in demselben keine Normal-Abfindung von ⅓ und ½, sondern die gegenseitigen Leistungen, als Grundlage bei der herrschaftlichen Entschädigung angenommen. Dadurch wird das Verfahren über die höhere, oder niedere, als die Normal-Entschädigung, vermieden, und ein richtigerer Maaßstab zur Abfindung der gutsherrlichen Berechtigungen gefunden, durch welches

Digitized by Google

Verfahren das ganze Geschäft erleichtert wird. Es macht ferner die Regulirungsfähigkeit einer bäuerlichen Stelle nicht von der Eintragung in das Steuer-Catastrum abhängig, sondern bestimmt, daß alle bäuerlichen Stellen, welche nicht vor dem 6. Mai 1819 zu den Vorwerken eingezogen gewesen sind, wieder besetzt werden müssen.

Die nach dem Gesetz vom 8. April 1823 verordneten Kreis-Vermittelungs-Behörden, welche die Geschäfte im Wege des Vergleiches unter den Interessenten abmachen sollten, haben von selbst aufgehört, weil die Absicht des Gesetzes durch sie nicht erreicht wurde. Sie brachten keine Regulirung zu Stande, vermehrten die Kosten, und die Zeit ging, ohne den erwünschten Erfolg, verloren; dagegen werden durch die Special-Commissionen eine große Anzahl Regulirungen im Wege des Vergleiches abgemacht. Wenn daher keine Vermessung der Grundstücke erforderlich ist, so sind die Kosten nicht bedeutend. In der Regel muß sie aber veranlaßt werden, weil mit den Regulirungen auch die Gemeinheitstheilung verbunden wird, und viele Grundstücke bis jetzt theils gar nicht vermessen sind, theils es sich auch bei der Revision der vorhandenen Karten ergeben hat, daß sie so unrichtig sind, daß darnach weder eine Bonitirung noch Planberechnung erfolgen kann. In solchen Fällen muß eine neue Vermessung erfolgen, welche das Geschäfte kostspielig macht, wie überhaupt der Geometer bei dem ganzen Geschäft der theuerste Arbeiter ist. Die Kosten werden aber durch die Gnade des Königs den Interessenten nicht nur auf eine Reihe von Jahren gestundet, und in ganz kleinen Raten eingezogen, sondern auch bei hilfsbedürftigen Interessenten niedergeschlagen, worauf auch Diejenigen Ansprüche haben, die sich durch Bereitwilligkeit, der guten Sache die Hand zu bieten, empfohlen haben.

Wenn die Grundbesitzer im Großherzogthum bei ihrer Neigung, alle Gemeinheiten und Dienstbarkeitsberechtigungen aufzuheben, verbleiben, und das Geschäft

von den Separationsbehörden mit dem bis jetzt stattgefundenen Eifer betrieben werden wird: so glaube ich, daß, wenn auch in dieser Provinz das Separationsgeschäft am spätesten angefangen hat, es dennoch früher, als in andern Provinzen, beendigt sein wird. Ueber die Grundsätze, welche bei den technischen Berechnungen angewendet werden, behalte ich mir vor in einem besondern Aufsatze meine dort gemachten Erfahrungen und Ansichten mitzutheilen.

IV. Das Musikfest zu Königsberg im Jahre 1837 *).

Einer an ihn ergangenen Aufforderung gemäß erstattet Unterzeichneter hiermit Bericht über das am 17., 18. und 19. Mai d. J. zu Königsberg gefeierte Musikfest.

Der das Unternehmen leitende Ausschuß bestand aus folgenden Männern, Sr. Excell. dem Hrn. Kanzler v. Wegnern, dem Hrn. Major v. Auerswald, dem Hrn. Geheimen Medicinalrath Burdach, dem Hrn. Justizrath Mertens, dem Hrn. Militär-Intendanten De Rège, dem Hrn. Musikdirektor Sämann und dem Hrn. Kantor Sobolewski. Die beiden zuletzt genannten Männer, die auch dem auswärtigen Publikum längst als tüchtige Tonsetzer bekannt sind, und die sich schon vor zwei Jahren bei dem ersten hiesigen Musikfeste als vorzügliche Dirigenten gezeigt hatten, entsprachen auch diesmal den nicht geringen Erwartungen der Musikfreunde. An der Elbe und am Rhein hat ein Musikfest keine besondere Schwierigkeit, wohl aber in Ostpreußen, wo der bedeutenden Städte, der Theater und der Gesangvereine nur wenige, die Ortsentfernungen aber ziemlich groß sind. Dennoch

*) Verspätet eingegangen. D. H.

Digitized by Google

hatten sich auch aus anderen Städten Ost- und Westpreußens und Litthauens, und namentlich aus Danzig, Marienwerder, Gumbinnen, Elbing, Tilsit, Marienburg, Pillau und Insterburg Männer und Frauen freundlich eingefunden um das Unternehmen durch ihre Stimme oder ihr Instrument zu unterstützen, und man hatte zu ihrem Empfange und ihrer Bewirthung sorgfältige Vorkehrungen getroffen. Das ganze Personal bestand nur aus 239 Personen; denn von der Bereitwilligkeit mehrer Sänger, Sängerinnen und Instrumentisten konnte nur bei erweitertem Orgelchore der zu Kirchenmusiken in akustischer Beziehung ausgezeichneten Domkirche Gebrauch gemacht werden, und die Erweiterung war leider aus Gründen, die der Unterzeichnete nicht erörtern mag, versagt worden. Die Aufgabe eines Musikfestes theils selten gehörte bedeutende Werke älterer Meister, theils lebender, besonders einheimischer Tonsetzer Kompositionen zur Aufführung zu bringen, hatte man sich auch diesmal gestellt, und sich zugleich bemüht auch den Theil des Publikums zu befriedigen, welchem Mannichfaltigkeit und Abwechselung willkommen sind.

Am ersten Tage führte Hr. Sämann Händels Judas Makkabäus auf. Händels Oratorien gehören zu dem Größten, was die Tonkunst hervorgebracht hat, und der Judas nimmt keinen geringen Platz unter ihnen ein. Die beiden ersten Chöre, so wie die Chöre: „Dringst ein in die Feinde;" „Hör uns, o Herr!" „Fall ward sein Loos;" „Du sinkst, ach armes Israel;" „Uns weckt der schrecklich süße Schall;" „Noch niemals beugten wir das Knie;" und der Schlußchor sind von so eindringlicher Kraft, daß sie den Hörer durch alle Empfindungen der Trauer, der feurigen Kampflust, des brünstigen Gebets, der Siegeslust, der halbstummen Verzweiflung, des elegischen Schwankens zwischen Hoffnung und Furcht, der Verachtung des Götzendienstes und des Vertrauens auf Jehova, endlich des frohlockenden Jubels im Preise

Digitized by Google

des höchsten Retters eben so unwiderstehlich mit sich fortreißen, als dies bei den Chören des Alexandersfestes der Fall ist. Doch Referent enthält sich aller weiteren Beurtheilung Händels, die hier am unrechten Ort stände, und berichtet lieber, daß sämmtliche Chöre an diesem wie an den beiden folgenden Tagen trefflich exekutirt wurden. So hat man auch Ursach mit dem Orchester zufrieden zu sein; nur ist zu bedauern, daß man die Anzahl der Violinen aus Mangel an Raum auf 24 beschränken mußte, zumal da die jetzige Führung des Bogens sehr von dem kräftigen Striche der früheren Zeit abweicht, wie es auch zu bedauern ist, daß uns keine Auswahl aus zahlreichen Solostimmen gestattet ist, sondern wir sie nehmen müssen, wie wir sie haben. Damit ist natürlich Niemand getadelt, und das um so weniger, als wohl die Solosingenden sich nicht aufgedrängt, sondern vielmehr der Aufforderung nachgegeben haben, so daß auch sie, gleich allen Uebrigen, welche ihr Talent dem Feste widmeten, aufrichtigen Dank verdienen. Uebrigens zeichnete sich unter den Solosingenden Fräulein F. aus Danzig als erster Diskant durch eine gute Stimme, Fertigkeit und einen angemessenen Vortrag aus.

Der zweite Tag wurde, ebenfalls in der Domkirche, mit Lotti's achtstimmigem Chorgesange Crucifixus ohne Instrumente durch Hrn. Sämann eröffnet. Referent hatte das Crucifixus oftmals in einem Singsaale gehört, und war, wenn ihm auch die Schönheit dieses Meisterwerks einleuchtete, dennoch niemals von demselben befriedigt worden, weil sich die Stimmen im engen Raume verwirrten und gewöhnlich, zumal gegen das Ende, auch sanken. In den weiten Räumen des Domes aber, wo jede Stimme sich ausbreiten konnte, ward alles klar und die Stimmen blieben rein, was in besonderem Maaße Anerkennung verdient und Unermüdlichkeit in den Proben voraussetzt. Die Wirkung war nicht blos für den Kenner eine tief ergreifende. Hierauf folgte „die Auferweckung des

Digitized by Google

Lazarus" von Herder und Sobolewski. Hr. Sobolewski, der mehrere Jahre die Oper zu Königsberg dirigirt hat und so gewissermaßen mit Gewalt in den neuen Operngeschmack hineingezogen ist, auch selber einige Opern komponirt hat, zeigte durch dies Oratorium, daß er auch Sinn für den Oratorienstyl besitzt, wenn auch vielleicht nicht für den Händelschen, so doch für den neueren, welcher sich des Beifalls der Mehrzahl erfreut. Schade, daß der Lazarus wohl eine von Herders schwächsten Arbeiten ist, aus der Händel selber nichts Großes geschaffen hätte; er vermochte daher trotz der guten Arbeit des Komponisten keinen tiefen Eindruck zu hinterlassen. Der Behandlung des Chorals: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," wäre wohl größere Einfachheit zu wünschen gewesen. Es ist freilich ein Unterschied zwischen Chorälen, welche die Gemeinde singt, und Chorälen in einem Oratorium zu statuiren und nichts dagegen einzuwenden, wenn einzelne Strophen als Solos mit oder ohne Begleitung behandelt werden, aber innerhalb einer und derselben Tuttistrophe bald Piano bald Forte oder Crescendo, bald schweigende, bald hörbare Instrumentalbegleitung und ähnliche Mittel des freien Styls anzuwenden, wie man es schon öfters bei Chorälen vernommen hat, das wird kaum anders als auf Kosten der Einfachheit und der ruhigen Andacht geschehen können. In Dingen der Art sollte man dem Geschmacke der Menge nicht zu viel nachgeben. Auf den Lazarus folgte die Psalmodie: „Heil dem Manne, der rechtschaffen lebet," von Karl Fasch. Der gefeierte Stifter der Singakademie in Berlin schrieb eine Anzahl Singekompositionen für dieselbe und zum Theil für bestimmte Mitglieder. Referent hat sie als ehemaliges Mitglied der Akademie oft gesungen und die Verbindung von Schwierigkeiten mit der größten Reinheit des Satzes, vollkommener Singbarkeit und der größten Eleganz stets bewundert, ohne ein gewisses Gefühl ganz beseitigen zu können, daß diese schönen Gesänge, besonders die

Digitized by Google

Solos, sich einigermaßen dem Wesen und der Weise der Solfeggi nähern. Referent möchte dem theuern Verstorbenen nicht gern Unrecht, noch seinen unbedingten Verehrern wehe thun und wählt daher eine andere minder anstößige Ausdrucksweise. Wer den Demosthenes und den Isokrates kennt, der wird den Referenten verstehn, wenn derselbe mit jenem Händel, mit diesem Fasch vergleicht. Der Charakter der Faschischen Kompositionen eignet sie aber ihrer Natur nach wenig zur Instrumentalbegleitung, da sie an sich vollständig sind und die Begleitung gewissermaßen schon in sich tragen. Wenn daher Hr. S. eine Begleitung von Saiten- und Holzblasinstrumenten hinzugefügt hat, so mag das, zumal da er durchaus discret verfahren ist und meistens den Gesang nur verstärkt hat, durch Ort und individuelle Umstände gerechtfertigt sein, an sich aber gewinnt Fasch dadurch nicht. Die Exekution der genannten Psalmodie konnte man in Ansehung der Chöre gelungen, in Ansehung der Sologesänge wenigstens nicht mißlungen nennen. Demnächst wurde das Publikum auf eine erfreuliche Weise überrascht; denn Hr. Sämann trug zuerst J. S. Bachs sogenannte Namens-Fuge (b. a. c. h.) auf der Orgel vor. Hr. S. hatte sie sammt ihrem kurzen Präludium, einem Andante maestoso für Orgel, Pauken, Trompeten, Hörner und Posaunen eingerichtet und die Partien in flüchtigen Noten der Orgel zugetheilt. Am Schluß der Fuge trat die Choralmelodie: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!" ein, und zwar ohne Worte, bloß von gedämpften Saiteninstrumenten vorgetragen, worauf die erste Strophe des von Hrn. Professor v. Lengerke gedichteten Textes piano ohne Begleitung und dann die zweite fortissimo mit Begleitung der genannten Instrumente gesungen wurde. Bachische Fugen, auf der Orgel vorgetragen, sind ein Genuß, der in Deutschland nicht zu den gewöhnlichen, hier zu Lande aber zu den höchst seltenen gehört, und vollends in einem Arrangement wie das obige. Der

Digitized by Google

Eindruck des Ganzen war höchst imposant, zumal da Hr. S. das volle Werk anwendete. Daß Unterzeichnetem dennoch der Gang der Stimmen hin und wieder verdunkelt wurde, rührt zum Theil wohl daher, daß er zu wenig Gelegenheit gehabt hat Fugen in solchem Arrangement zu hören, zum Theil aber auch von zu geringer Mäßigung der vier Posaunen, der vier Hörner und der beiden Trompeten. Den Schluß des zweiten Tages machte Beethovens Gloria aus der Missa, Op. 123. Referent verhehlt nicht, daß bei aller Bewunderung, die er auch diesem Werke des unsterblichen B. zollt, dasselbe dennoch nicht den Eindruck auf ihn machte, den er von einem Gloria erwartet; er erwartet aber ein zwar aus voller Brust und Kehle gesungenes Lob Gottes, aber immer ein Lob Gottes, kein bacchantisches, das alle Kunstmittel aufbietet den Hörer in einen wilden Taumel zu versetzen. In einer Opera seria dürfte dies Gloria einen ausgezeichneten Platz einnehmen, der Kirche aber gehört es nicht an, wenigstens nicht der evangelischen. Die Execution unter Hrn. Sobolewski's Leitung war befriedigend.

Der dritte Tag bot im Schauspielhause, und zwar zu allgemeinem Ergötzen Beethovens Symphonie in A-dur, welche gut executirt wurde. Dann folgte Kosegartens Untergehende Sonne, von Hrn. Sämann in Musik gesetzt. Der Text ist eigentlich eine Reihe von Variationen des Gedanken: Segensreiche Sonne, du gehst unter, und gewährt dem Komponisten daher weder große noch mannichfaltige Motive. Die sanfte und gefühlvolle Musik, der übrigens Posaunen nicht fehlen, besteht aus zwei Chören, einem Tenor- und einem Diskant-Solo, einem vierstimmigen Satze mit Chor und einem Satze, worin Soli mit dem Chore wechseln. Alle Theile verbinden sich zu einem angenehmen Ganzen, das mit Recht an der Spitze der Vokalkompositionen stand, wo es allein wirken konnte. Den dritten Platz nahm

das Finale des zweiten Aktes aus Marschner's Oper: „Der Templer und die Jüdin" ein. Diese Arbeit gehört gewiß zu den vorzüglichen im neusten Geschmack, nur daß der neuste Geschmack selber dem früheren nachsteht. Gegen die Execution war wohl nichts einzuwenden. Es füllte aber dieses Finale die Ohren so gewaltig, daß die nun folgende Scene mit Chören aus Glucks Orpheus nicht ganz den erwarteten Eindruck zu machen vermochte. Unsere heutigen Tonsetzer begleiten auch unbedeutende Gedanken nicht selten mit Posaunen, im Orpheus aber singen sogar die Höllengeister ihr: „Entsetzen, Todesangst ergreife wild sein Herz!" ohne Posaunenbegleitung. Es wäre daher gerathener gewesen den Orpheus dem Templer vorangehn zu lassen. Glucks Opern werden selten mehr gegeben, und der Orpheus (wenn überall) noch seltener als die andern; von dieser Seite ist daher die getroffene Wahl sehr zu billigen, ob aber nicht eine Scene aus der in Königsberg niemals gegebenen Iphigenia in Aulis den Vorzug verdiente, das bleibe dahingestellt. Referent kann die Scene aus dem Orpheus nicht zu Glucks gelungensten rechnen. Der Chor der Höllengeister ist ein Moderato im Dreivierteltakt, in zweitaktige Rhythmen zerschnitten, und die Melodie in kleinen Intervallen ohne große und frappante Sprünge dahinschleichend. Sein „Nein" auf die Bitten des Orpheus wiederholt er so oft, daß es alle Kraft verliert: die Hölle sagt nur Einmal Nein, das zweite ist schon vom Uebel; hier ist nicht nur die Hälfte, sondern selbst das Zehntel mehr als das Ganze. Unpsychologisch ist es auch, daß die Höllengeister, nachdem sie besänftigt sind, in dem vorigen Takt, dem vorigen Rhythmus und überhaupt in der vorigen Weise und ziemlich einförmig fortfahren, indem der erste Takt jedes Rhythmus stets aus drei einzelnen Vierteln, der zweite aus einem punktirten Viertel, einem Achtel und einem Viertel besteht. Referent kennt Glucks Orpheus nicht, und der Augenschein

Digitized by Google

lehrt, daß er nicht mehr der Italieniſchen Periode angehört, ſondern daß Gluck bei der Kompoſition deſſelben dem leeren Geklingel und bloßen Ohrenkitzel bereits entſagt hatte; aber Orpheus, ſchon 1765, alſo zehn Jahre vor der Iphigenie en Aulide, und funfzehn Jahre vor der Iphigenie en Tauride, geſchrieben, ſcheint doch nur den Uebergang aus der früheren in die ſpätere Periode zu bezeichnen und daher mit Glucks ſpäteren Werken kaum einen Vergleich auszuhalten. Weit mehr als der Chor der Höllengeiſter, auf den man vorzugsweiſe geſpannt war, ſprach der Chor der Seligen das Gefühl an. Die Exekution befriedigte. Auf den Orpheus folgte das erſte Finale aus Cherubini's Waſſerträger. Die Ausführung von Seiten des ſingenden Perſonale war zwar nicht glänzend, aber auch nicht mißlungen. Den Schluß machte ein aus fünf Strophen beſtehender Feſtgeſang, von Hrn. Profeſſor v. Lengerke gedichtet und von Hrn. Sämann komponirt. Nach einer langen und glänzenden Introduktion in einem Allegro maestoso und in einem feſtmäßigen Marſche folgte der Geſang ſelbſt. Jede Strophe wurde von vier Soloſtimmen vorgetragen, und der Chor wiederholte die Schlußzeilen; die Begleitung variirte bei jeder Strophe. Der Eindruck war feſtlich heiter. Die an allen drei Tagen zahlreichen, doch keinesweges gedrängten Zuhörer ſchienen befriedigt zu ſein und den Unternehmern überhaupt und insbeſondere den beiden Dirigenten, aber auch allen übrigen thätigen Theilnehmern am Muſikfeſte aufrichtigen Dank zu wiſſen. Und ſo möge denn dies erfreuliche Feſt auch hier zu Lande recht oft wiederkehren.

Königsberg, den 28. Mai 1837.

F. A. Gotthold.

Digitized by Google

V. Färbe-Kräuter-Bau in Preußen.

Im Jahr 1736 führten die Königsberger Schön-Färber (?) die bitterste Klage bei der Obrigkeit wider die hiesigen Kaufleute darüber, daß selbige sie dadurch ganz außer Brod setzen, daß keine Färbe-Kräuter weiter hier zu Markt kämen, weil die Kaufleute weit und breit im Lande umher reiseten, alle Färbe-Kräuter wegkauften und in großen Massen ins Ausland schickten.

Das war nun für die armen Schönfärber allerdings ein um so schlimmerer Umstand, als sie in ruhiger Behaglichkeit auf den Kräutermann aus der Provinz warteten, der ihnen indeß behaglich im Rohr sitzend, ganz ruhig ein Rübchen schabte. Für den armen Landmann dagegen war dieser Zustand der Dinge um so erfreulicher. Dies werden die wenigen glücklichen unter ihren Nachfolgern — die Ritter vom goldenen Vließ erkennen, und ihre behagliche Lage preisen, wenn ein Woll-Speculant nach dem andern auf ihren Höfen einwandert, freudig nach ihren Schaafen blickt, und einer den andern überbietet. Daß die Preise in etwas gesunken sind, kommt hiebei nicht in Betracht. Den übrigen weniger glücklichen Standesgenossen, die als Ackerbauer im Schweiß des Angesichts ihr Brod essen, kommt ein Gast jener Art nur höchst selten und nur in den (gottlob oder leider) seltenen Fällen zu Gesicht, wenn die Plagen des Kirchengebets die Getreide-Speculanten in Galopp setzen.

Ob unsere Preußische Färbekräuter der blaufärbende Weid, der rothfärbende Krapp oder der gelbfärbende Saflor gewesen, oder nicht gewesen, darüber könnte ich nun freilich gar gelehrt aussehende, sinnreiche, kritische Forschungen zur Ergötzung oder Einschläferung meiner Leser anstellen; allein ich will lieber ehrlich bekennen, ich weiß es nicht, kann auch die guten längst nicht mehr färbenden Färber nicht mehr darum befragen,

Digitized by Google

denn ihren Mund schloß die kühle Erde, und bei Leibesleben haben sie die Kräuter nicht benannt, auch deren provinziellen oder gar botanischen Namen wahrscheinlich selbst nicht gewußt, denn damals gab es noch keine höhere Bürgerschulen.

Kurz, so viel ist Thatsache, heut reiset kein Kaufmann mehr umher im Lande, aus dem sehr vernünftigen Grunde, weil er weiß, er sei sicher auch keine Spur davon zu finden; denn unsere vier Getreide-Species, vorzüglich der Hafer (das Ambrosia der Gaule) haben sie verdrängt, und unsre guten Landsleute, die doch hoffentlich wohl zu rechnen verstehen, müssen doch dabei sich wohl befinden. Mit dem Handel ist es also nichts, denn wer ginge wohl ins Hospital nach Braten?

Aber was fangen denn die armen Schönfärber an? Denn gefärbt muß doch des lieben Brodes wegen immer werden. Nun die wohlhabendern beziehen ihren Färbekräuter-Bedarf aus Magdeburg, vom Rhein, oder ganz aus dem Auslande; kurz von Landwirthen, die nach andern Ansätzen rechnen, als unsere guten Ostpreußen, und sich dabei auch recht wohl befinden sollen.

Aber die Aermern? Nun für die sorgt Gott doch recht wunderbar; er sendet ihnen Schwärme alter Weiber gleich den Medizin-Apothekern, welche ihnen die Färbekräuter in Massen zutragen, die sie von Palwen, Brachen, Graben, Ufern und wilden Wiesen gesammelt haben. Abermals ein unerkannter Nutzen unserer Brach- und Palwe-Wirthschaft, denn sie beleben den Kunstfleiß. Vivant Palwen und Brachen!

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Achtzehnter Band.
September-Heft.

Königsberg, 1837.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Diese Zeitschrift zerfällt dem Inhalte nach in folgende Haupt-Abtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Berichte über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch über den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlthätige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtungen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und deren Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen, als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätze; Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegriff der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelner Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten ꝛc. e) Ueber Handel und Gewerbe. f) Einwirkung der Staatsverwalt. u. neuen Gesetzgebung. g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobachtungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte. h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dieser Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder, und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen, Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werden hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubiläen. — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und großer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfälle. g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegebenen Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher. Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker werden hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruckten Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben zu sorgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehrenwerthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über ihre Schriften.

Der Jahrgang von 12 Monats-Heften kostet, wenn die Zeitschrift direkte von der Expedition bezogen wird, 2 Thlr., auf dem Wege des Buchhandels 2 Thlr. 15 sgr. Einzelne Hefte werden nicht abgelassen.

Aufsätze, Gelder, Notizen ꝛc. außerhalb Königsberg sind unmittelbar an den Verein zur Rettung verwahrloster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein" zu senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der Post wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze in der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24., abgeben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden sehr willkommen sein; es wird um dieselben angelegentlichst und ergebenst gebeten. Dieselbe kann nur bestehen und nur dadurch ihren Zweck erfüllen, wenn ihr Werth von Gelehrten und Vaterlandsfreunden der Provinz durch Original-Beiträge immer mehr und mehr erhöht wird.

Die früher angekündigten Kupferstiche ausgezeichneter Preußen werden im October d. J. versendet werden. Bestellungen auf dieselben werden in der Hartungschen Hofbuchdruckerei und bei Hrn. Trib.-Sekretair Beckherrn angenommen.

Der Aufsatz von Hrn. Dr. Hendewerk hat für das folgende Heft zurückgelegt werden müssen.

Richter.

Inhalt.

Se

I. Die Erhebung der Gebirge. Ein Vortrag, gehalten in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg den 11. Mai 1837 vom Major v. Madeweiß. 19

II. Einige historische Nachrichten von den Evangel. Reformirten und Simultan-Kirchen zu Samrodt und Quittainen im Ostpreußischen Oberlande, nebst einem Wort über Union. Von Dr. H. F. Elsner, Licentiaten der Heil. Schrift und Prediger genannter Kirchen. 22

III. Freundliche Entgegnung und einige Vorschläge (pia vota), veranlaßt durch Herrn Dr. Jacobson's Andeutungen über das Verhältniß des Arztes zu dem ungebildeten Publikum in der Land- u. Stadtarmenpraxis. Vom Pfr. Bruno zu Grünhayn 28

IV. Drei kleine, fromme Wünsche, nebst einer Anmerkung, ausgesprochen vom Pfr. Weissemmel in Allenburg. 29

V. Bemerkungen über den Seidenbau. Vom Prediger Löffler zu Gerdauen. 29

VI. Erklärung der Redaktion. 30

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 1. September.

I. Die Erhebung der Gebirge.

Ein Vortrag, gehalten in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg den 11. Mai 1837 vom Major v. Madeweiß.

Eine eigene Erscheinung ist es in der Geschichte des menschlichen Geistes, daß er die Erde und alle die interessanten Erscheinungen, welche sie seitdem erschloß, erst so spät einer besonderen Betrachtung werth gehalten hat, während er weit früher schon alle Planeten des Sonnen-Systems kennen zu lernen, den ganzen Himmel auf das sorgfältigste zu beobachten bemüht gewesen ist. Nur als Himmelskörper zum Planeten-System gehörig, wurde der Erde Aufmerksamkeit gewidmet; eine gründliche Beobachtung aber ihres physischen Zustandes fehlte gänzlich und lag außer dem Kreise dessen, was zur geistigen Ausbildung des Menschen gehörte. Man begnügte sich Hypothesen über ihre Entstehung hinzustellen, denen aber jeder feste Grund mangelte. Alte Sagen, in die religiösen Culten verwebt, durch Priester fortgepflanzt, waren größtentheils das, worauf die Hypothesen gegründet wurden; bis Werner waren sie alle, selbst die, die man oft mit dem pomphaften Namen „Theorie der Erde" ankündigte, lediglich Geburten der Einbildungskraft.

Feuer und Wasser sind die Grundkräfte, auf welche alle geologischen Systeme gegründet sind, wenn auch durch ihre offenbare Wirkung nicht alles erklärt wird, da jedenfalls zu vielen Veränderungen die Länge der Zeit ein bedeutendes Erforderniß ist.

Die früheren Systeme stützen sich fast allein auf diese Grundkräfte, und je nachdem der Kreis von Beobachtungen, den die Urheber derselben ihren theoretischen Ansichten zum Grunde legten, in einem Landstrich lagen,

Digitized by Google

welcher mehr oder minder Spuren von der frühern Thätigkeit des Feuers oder des Wassers wahrnehmen ließ, desto mehr waren sie geneigt, einer dieser Grundkräfte vorzugsweise eine wirksame Rolle in der Geschichte der Erde spielen zu lassen, wohl gar eine Kraft allein als die herrschende, und die andere als völlig unwirksam bei der Reihe der erregenden Ursachen im größeren Maßstabe darzustellen. So entstand schon frühe eine Spaltung aller geologischen Systeme in zwei Hauptrichtungen, in solche von vorherrschend vulkanischen und in solche von mehr oder minder reinen neptunischen Charakter, und dieser Streit dauert noch bis heute fort, wenn gleich die letztere Ansicht mehr und mehr in den Hintergrund getreten ist, und leuchtet stets die Beschreibung des Beobachtungs-Gebietes seiner Wortführer daraus hervor.

Schon die ältesten Sagen der Völker deuten auf solche verschiedenen Grundansichten und ihre Motive. Die Weisen des Orients, die die großen Erscheinungen der Erdbeben in Syrien und Palästina, am todten und caspischen Meere, die vulkanischen Erscheinungen am Ararat vor Augen hatten, ließen die Erde aus Feuer entstehen, die Aegypter, denen der Nil so segenspendend war, aus Wasser; auch Moses läßt, wohl unbezweifelt nach Ansicht der ägyptischen Priester, die Erde aus Wasser hervorgehen und ihre Bildung durch Wasser, die Sündfluth, vollenden.

Unter den Neueren waren Italiener und Franzosen Vertheidiger der vulkanischen Bildung, da dort Spuren vulkanischer Thätigkeit sich in sehr großer Ausdehnung zeigen; Engländer und Deutsche Neptunisten, da hier die vulkanische Thätigkeit weniger beobachtet werden konnte.

Die Systeme der griechischen Philosophen über die Entstehung der Erde, deren fast jede Schule eins hinstellte, übergehe ich, weil sie eben alle aus der Idee gebildet und auf keine Beobachtung gegründet waren.

Digitized by Google

Nachdem mit dem Verfall des römischen Reichs auch die Wissenschaften gesunken und im Abendlande fast ganz verschwunden waren, fing zuerst bei den Arabern, ohngefähr in der Mitte des achten Jahrhunderts, der Sinn für dieselben wieder an aufzuleben, und ganz besonders wendeten sie sich den Naturwissenschaften zu. Von ihren geologischen Systemen ist fast nichts auf uns gekommen, und nur von Einem derselben, von Omar mit dem Beinamen „der Gelehrte," welcher im zehnten Jahrhundert lebte, kennen wir ein solches. Er nahm ein allgemeines Sinken des Meeres an, aus welchem alsdann das Land hervorgetreten sei. Da er in Samarkand, also in der Nähe des kaspischen Meeres wohnte, so läßt sich seine Ansicht hieraus erklären und beweist, daß er ein aufmerksamer und vorurtheilsfreier Beobachter war; denn die Abnahme des kaspischen Meeres in früherer Zeit steht nicht allein fest, sondern auch durch die neuesten Beobachtungen ist es erwiesen, daß sie noch fortdauert.

Es tritt wiederum eine Periode von fünf Jahrhunderten ein, wo sich alle Wissenschaften, ganz besonders aber die Naturwissenschaften, in Dunkel hüllten, und erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begannen geologische Erscheinungen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Muschelversteinerungen erregten sie zuerst und zugleich einen heftigen Streit über ihre Entstehung, indem die meisten sie für Naturspiele, durch eine angenommene plastische Kraft der Erde hervorgebracht, hielten, bis ein Italiener, Fracostoro, mit der Ansicht auftrat, daß die verschiedenen Muscheln alle früher lebenden und sich fortpflanzenden Thieren angehört hätten, deren Schaalen man nur jetzt fände; aber erst nach 3 Jahrhunderten erkannte man die Richtigkeit seiner Ansicht.

Es fangen nun an mehr und mehr Systeme über die Entstehung der Erde an das Licht zu treten, aber alle bemühten sich nicht das zu ergründen, was wir eigentlich blos wissen können, die Bildung der Erdrinde,

Digitized by Google

sondern alle gingen darauf aus, die Entstehung unseres Weltkörpers und des ganzen Weltsystems zu erklären. Aber noch bis jetzt hat die Wissenschaft den Ursprung der Erde nicht erreicht. Es war der feste Glaube der christlichen Welt, daß das Dasein der Planeten erst von wenigen Tausend Jahren an zu rechnen und daß seit der Schöpfung die Sündfluth die einzige große Katastrophe gewesen sei, durch welche an der Oberfläche bedeutende Veränderungen vorgegangen sind. Dieser Glaube, auf die Bibel gegründet, war lange allein so herrschend, daß jede Abweichung davon für Ketzerei gehalten wurde, und selbst bis in die neueste Zeit hat diese Ansicht, namentlich in England, noch immer ihre Vertheidiger gefunden, die, selbst mit allen neuern Beobachtungen und Erfahrungen vertraut, diese zur Begründung jener Ansicht zu drehen und zu modeln suchten. Fast eben so allgemein war die Meinung, daß die Auflösung unseres Systems nicht gar zu entfernt sei, und häufig ist das Nahen des tausendjährigen Reichs, wie diese Zerstörung benennt wird, verkündet worden; ja noch in neuester Zeit hat man uns darauf vorbereiten wollen, es in wenigen Jahren, 1840, zu erleben.

Es würde zu weitläuftig und zu ermüdend sein, alle die verschiedenen Hypothesen, die bis Werner aufgestellt sind, auch selbst in der größten Kürze durchzugehen, da der bei weitem größte Theil sich nur um die mosaische Schöpfungsgeschichte dreht, mit mehr oder weniger wunderlichen und völlig aus der Luft gegriffenen Ideen, von denen ich nur die eine anführen will, daß der Garten, in dem die ersten Menschen lebten, nicht auf der Erde selbst, sondern über den Wolken in der mittleren Region zwischen unsern Planeten und dem Monde befindlich gewesen sei. Dreier muß ich indeß ihrer Urheber wegen Erwähnung thun, dies ist der von Leibnitz, der die Erde für eine ausgebrannte Sonne, Whiston, der sie für einen ausgebrannten Kometen, und Büffon, der sie für ein Stück der Sonne

Digitized by Google

hielt, welches ein Komet abgestoßen habe. Wie sehr man gewohnt war, bei den Theorien der Erde stets die Religion mit ins Auge zu fassen, beweist Whiston; dieser, der Nachfolger Newtons auf dem mathematischen Lehrstuhle, wollte dabei zugleich eins der schwierigsten theologischen Probleme lösen, und zwar das: wie die Sünde in die Welt gekommen sei. Er läßt, wie bemerkt, die Erdkugel aus der Atmosphäre eines Kometen entstehen, ein anderer Komet überfluthet sie und erzeugt dadurch die Sündfluth. Die von Anbeginn in der Erde zurückbehaltene Hitze entzündete nun die ungeregelten Leidenschaften des Menschen und brachte so das ganze Menschengeschlecht zum Sündigen.

Zuerst und vor allen ist Werner zu nennen, der die wissenschaftliche Entwickelung der Geognosie gründete; strenger Neptunist bekehrte er sogar Italiener und Franzosen, und erklärte Laven und Basalte, vulkanische Gläser und Schlaken als aus dem Wasser entstanden; aus einem kleinen Theil seines Vaterlandes schloß er auf die ganze Erde. Werner gegenüber trat Hutton für die Vulkanisten in die Schranken. So wie jener alles durch Wasser, ließ dieser alles durch Feuer entstehen; beide hatten in einem gewissen Umfange recht, da jede der Ursachen, für welche sie kämpften, bei Hervorbringung der die Erde betreffenden Erscheinungen thätig gewesen waren. Beide irrten aber, indem sie übereilte Schlüsse aus beschränkten Beobachtungen machten und in ihren alles in sich begreifenden Generalisationen.

Werner war, wie schon bemerkt, der Gründer der Geognosie, oder, wie sie bei Franzosen und Engländer noch heißt, Geologie; er lehrte zuerst, was zu beobachten sei, und brachte Licht in das bis zu ihm herrschende Chaos. Daher ist sein Verdienst um die Wissenschaft so groß, und wenn seine Ansichten nicht frei von Irrthümern waren, wenn er sich in spätern Jahren von den früher gefaßten Ideen seiner Jugend nicht losreißen konnte, wohl mit deshalb, weil er selbst

Digitized by Google

keine anderweiten Beobachtungen machte und denen seiner zahlreichen Schüler nicht traute, so wird doch stets sein Name hoch gefeiert werden, weil er den ersten Anstoß gab, weil er die Aufmerksamkeit seiner Schüler auf das Wichtigste, auf die constanten Verhältnisse gewisser Mineralgruppen und auf ihre regelmäßige Lagerungsfolge richtete, weil er es verstand, ihnen das regste Interesse für die Wissenschaft einzuflößen, wodurch wir allein auf den jetzigen Standpunkt gelangt sind. Die Wichtigkeit dieses ersten wissenschaftlich begründeten Systems mag es entschuldigen, wenn ich dasselbe kurz hier auseinandersetze.

Alle Steinlagen entstanden nach Werner durch den Niederschlag aus einer Flüssigkeit, welche die Stoffe dazu aufgelöst enthielt und die Erde umgab. Aus ihr bildete sich zuerst der Granit. Seine krystallinische Bildung, die körnige Zusammenhäufung seines Gesteins und seine meistens horizontale Richtung in mächtigen Lagern, sprechen dafür. Nach dem Granit schlug sich aus dem Meere Gneis, Glimmerschiefer, Thonschiefer nieder, zugleich mit ihnen Urkalk und Urporphyr in untergeordneten Lagern. Auf den Thonschiefer folgt zuerst wieder neuer Granit und Weißstein, eine Abart desselben; durch diese Niederschläge verminderte sich nach und nach die Flüssigkeit, daher sind die Granitberge die höchsten, und Gneis, Glimmerschiefer, Thonschiefer, erreichen nicht mehr die Höhe jener Gebirge. Die geneigte Lagen ihrer Schichten entstanden ebenfalls von der schnellen Abnahme der Schichten durch die Niederschläge. Nach der Bildung des Thonschiefers erhob sich das Meer wiederum plötzlich zu einer bedeutenden Höhe und setzte den Urporphyr der zweiten Formation, den Synnit und Synnitporphyr ab. Die Lagerung dieser Felsarten ist abweichend und übergreifend, d. h. ihre Schichten sind nicht mit den darunter liegenden ältern Schichten parallel, und lagern sich über das Ausgehende derselben hin. Sie enthalten oft Stücke älterer Gebirgsarten eingeschlossen, als Folge

des plötzlichen Aufschwellens der Flüssigkeit. Die Flüssigkeit sank schnell wieder und bildete theils chemisch, wie vorher, theils mechanisch durch Herbeischwemmen beim Sinken, das Uebergangsgebirge, aus wechselnden Lagen von Thonschiefer und Grawacke mit Lagern von dichten Kalkstein und mit Spuren der ältesten Versteinerungen von Zoophyten und Korallen. Hierauf folgte eine zerstörende Fluth und die Bildung neuer Gebirgslagen des Flözgebirges. Die Vegetation an den Abhängen der früheren Berge wurde abgerissen, mit den Trümmern jener Berge und den Ueberbleibseln von Seethieren bedeckt; es erzeugte sich Sandstein, Kalkstein und Gyps. Die abgerundeten Kiesel des todt liegenden, gelagert am Fuße und an den mittlern Abhängen des Ur- und Uebergangs-Gebirges zeugen von einer solchen Zerstörung. Auf diesen groben Sandstein folgen der ältere Kalkstein oder der Alpen-Kalkstein, der ältere Flöz-Gyps, der zweite Flöz-Sandstein oder bunte Sandstein, der Muschel-Kalkstein, der Quader-Sandstein, der jüngere Kalk und die Kreide, der jüngere Gyps und endlich das aufgeschwemmte Land. Jünger als alle diese Gebilde ist der Basalt mit seinen untergeordneten Steinarten, er kann nur durch ein ähnliches Steigen des Meeres, wie das, welches den Urporphyr erzeugte, entstanden sein.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich diese Theorie ganz genau an Thatsachen hält; nur ist zu erinnern, daß in manchen Gegenden das Granitgebirge auf seinen höchsten Gipfeln nicht frei, sondern mit andern geschichteten Steinarten des Urgebirges bedeckt ist, wie z. B. in der Schweiz, im Riesengebirge u. s. w. Es ist hier blos von der Erhebung der Gebirge über die Oberfläche der Erde die Rede, nicht von dem Ursprung der Steine in denselben, es ist hier also gleichgiltig, ob man den Granit für einen chemischen Niederschlag oder für einen mechanischen Bodensatz aus dem Wasser oder für Erzeugniß des Feuers halte, indeß will ich doch bemerken, daß es kein Beispiel giebt, wie

Digitized by Google

solche zusammengesetzte Steine sich aus dem Wasser niederschlagen konnten, wohl aber Beispiele von der Bildung ähnlicher Gemenge durch Feuer. Wenn wir daher die Ursachen untersuchen, welche die Berge nach Werner empor hoben, so finden wir dafür nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Es wird kein Grund angegeben von dem plötzlichen Steigen des Wassers, eben so wenig von dem Fallen desselben, denn die Flüssigkeit nimmt durch den Niederschlag der chemisch aufgelösten Körper allein nicht ab. Die Schwierigkeit also, eine Wassermasse aufzufinden, welche zureichend gewesen wäre, den festen Erdkörper im Zustande der Auflösung zu erhalten und nicht weniger ein Mittel zu entdecken, wodurch diese nach dem System der Neptunisten erforderliche Masse wieder einen Abzug fände, mußte die schon früher ausgesprochenen Ideen von der Flüssigkeit des Erdballs durch Feuer, von Neuem in Anregung bringen.

Es trat nun als entschiedener Gegner Werner's und seines Systems, welches besonders in England zahlreiche Anhänger gefunden hatte, wie bemerkt, Hutton auf. Nach ihm ist die bewohnte Erde weder so einfach, noch so beschaffen, wie sie es bei ihrem Ursprunge war. Es war, bevor diese äußeren Lagen vorhanden waren, eine andere Welt vorhergegangen. Daß die Erde ursprünglich flüssig gewesen sei, wäre durch ihre Gestalt außer allen Zweifel gesetzt; das Wasser indeß würde nur solche Lagen haben verdichten können, welche aus Substanzen bestehen, die es auflösen kann; man sieht aber verdichtete Lagen, die aus verschiedenen Substanzen bestehen, mit denen dies nicht der Fall gewesen sein kann, woraus man schließen muß, daß sie nicht durch wässrige Auflösung haben verdichtet werden können. Die Hitze und das Schmelzen scheine vollkommen fähig diesen Erfolg zu bewirken, denn alle Substanzen können erweicht und zum Schmelzen gebracht werden. Die Hitze aber, durch welche die verschiedenen mineralischen Substanzen geschmolzen sind,

Digitized by Google

kann auch eine Ausdehnung hervorgebracht haben, welche fähig war das Land von dem Grunde des Meeres auf die Stelle, welche es auf der Fläche desselben einnimmt, zu erheben.

Es werden nun ferner die jetzt vorhandenen Festländer durch die Einwirkung der Luft, der Schwere und der strömenden Wasser zerstört. Die Stoffe, woraus sie bestehen, werden durch die Gewässer in die weiten Abgründe des Meeres geführt, auf dessen Boden sie durch die Bewegung der Wogen, der Ebbe und Fluth und der Strömungen auf eine gleiche Weise vertheilt werden. Eine heftige innere Hitze verhärtet diese durch das Gewicht des Wassers zusammengepreßten Materialien, und so bilden sich Substanzen, welche denen, woraus unsere Festländer bestehen, ähnlich sind. Wenn nun die bisher vorhandenen Kontinente, auf diese Weise verwittert, zerstört und bis zum Spiegel des Meeres erniedrigt sind, so erhebt dieselbe Hitze, welche die auf dem Meeresgrunde gelagerten Schichten erhärtete, diese empor, und zwingt solchergestalt die Masse des Wassers sich über die zerstörten Festländer zu ergießen. Dann entstehen neue Kontinente, welche auch ihrerseits wieder der Einwirkung der Luft, der Schwere, der fließenden Wasser und des Meeres selbst ausgesetzt sind, das auf seinen Boden die ihnen entzogenen Materialien vertheilt und so neue Schichten bereitet, die, wenn ihre Zeit gekommen sein wird, auch wieder empor gehoben werden. Wenn nicht zu leugnen ist, daß diese Theorie eine ziemlich leichte Erklärung mehrerer geologischer Erscheinungen, als z. B. die der Bildung der Steinschichten und ihres Fallens darbietet, so stehen ihrer Annahme doch auch anderer Seits eine Menge bedeutender Schwierigkeiten entgegen. Der wichtigste Einwand dagegen möchte wohl der sein, daß, wenn alle von ihm so benannten Primären- und Secundären-Schichten aus Stoffen, welche in das Meer geführt werden, und einer früheren Welt angehört hätten, gebildet, dann auch

Digitized by Google

alle Schichten auf eine gleiche Weise Ueberbleibsel oder Abdrücke organischer Körper enthalten müßten. Woher kommt es denn, daß man keine Spur von ihnen in Gneis, Granit und Glimmerschiefer entdeckt, während in den secundären Gebirgsarten so viele derselben enthalten sind? Ferner wird dem Dasein einer sehr heftigen Hitze im Grunde des Meeres durch alle bisherigen Beobachtungen widersprochen. Nimmt man aber auch eine solche Centralwärme an, welche die dem Meeresgrunde zugeführten unzusammenhängenden erdigen Stoffe zu Schichten zu verhärten im Stande war, so bleibt noch stets die Frage zu beantworten übrig, auf welche Art die also geschmolzenen Schichten empor gehoben werden konnten. Man muß also die Einwirkung einer andern Ursache zu Hilfe rufen, und so wird man denn gezwungen sein, zu einer ausdehnbaren Flüssigkeit, deren Kraft als gänzlich unbestimmbar angesehen werden muß, seine Zuflucht zu nehmen. Aber wie kann sich diese Flüssigkeit unter der Masse der geschmolzenen Schichten entwickeln? Waren ihre Elemente bereits unter dem Boden des Meeres vorhanden, so hätte, da die Centralwärme beständig vorhanden war, die Elasticität dieser Dämpfe die Bildung der Schichten verhindern müssen. Aber auch dieses zugegeben, würde es wieder sehr schwierig sein, zu erklären, wie die Erscheinung dieser Phänomene regelmäßig sein konnte, und weswegen sie nicht früher stattfand, als wenn die auf dem Grunde des Meeres geschwemmten Materialien durch das Wasser gleichmäßig vertheilt und zu Schichten geordnet waren; denn das ist gewiß, daß durch die Wirkung früher erfolgender Explosionen alles unter einander geworfen und verwirrt worden wäre, so daß in den Schichten gar keine Regelmäßigkeit zu erkennen sein würde. Was nun die Ausfüllung des Meeres durch die von der Erde abgespülten Theile betrifft, so ist zu bemerken, daß in der langen Reihe von Jahrhunderten, während welcher die Regenwasser von den Gebirgen herunterströmen, sie doch

Digitized by Google

nicht im Stande gewesen sind, die am Ausgange derselben, wo die Wirkung der Wasser ungleich stärker als in der von ihnen fernen Ebene ist, befindlichen Seen, als z. B. den Bodensee, den Genfer- und Neufchateller-See, auszufüllen; welcher unendliche Zeitraum wäre also erforderlich, dieses bei dem Ocean nur einigermaßen zu bewirken.

Der Streit zwischen Neptunisten und Vulkanisten entzündete sich immer mehr, und wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung, besonders in England, geführt. Die Vulkanisten wurden hier mit Vorwürfen der niedrigsten Art angegriffen, so daß es für eines Mannes gute Aufnahme in der Gesellschaft besser war, daß sein moralischer Charakter verläumdet wurde, als daß er sich zu dieser Ansicht bekannte. Hiezu trug wesentlich bei, daß dort viele Geistliche sich mit geologischen Theorien beschäftigten, die es, um die Bibel und das Lehrgebäude der christlichen Religion aufrecht zu erhalten, für unumgänglich nöthig zu halten schienen, die Gültigkeit der mosaischen Schöpfungsgeschichte, also die Entstehung der Erde aus Wasser, auf alle Weise zu unterstützen. Aber nicht blos Geistliche, sondern selbst Männer wie Williams, ein sonst tüchtiger Mineraloge, und Kirwan, verdammten diese Ansicht als zum Atheismus und zum Unglauben führend. Sagt doch sogar de Luc in der Vorrede zu seinem Lehrbuch der Geologie: die Waffen, durch welche die geoffenbarte Religion angegriffen worden ist, haben sich verändert; sie ist nun durch die Geologie angegriffen, und diese Wissenschaft ist den Theologen wesentlich geworden.

In Deutschland wurde dieser Streit ebenfalls heftig geführt, jedoch weniger von theologischen Ansichten ausgehend; hier war es besonders die Entstehung des Basalts, welche ihn unterhielt und fortführte.

Beide Partheien waren mehr bemüht, Gründe aufzusuchen, die zur Unterstützung ihrer eigenen Ansicht oder zur Beunruhigung ihrer Gegner dienen konnte,

Digitized by Google

als die Wahrheit zu erforschen. Endlich entstand eine neue Schule, welche ganz neutral blieb, sich keinem der beiden Systeme anschloß, und nur der Beobachtung befleißigte. Die Leidenschaftlichkeit der Partheien verursachte ein Bestreben zu außerordentlicher Vorsicht; theoretische Ansichten wurden nicht geduldet, und obwohl hierdurch der Widerwille gegen die Theorien zu weit getrieben wurde, so ist doch nicht zu leugnen, daß diese Maßregel für die Wissenschaft höchst zuträglich war. Wenn wir die Resultate der Beobachtungen in den letzten 30 Jahren mit denen der vorhergehenden 3 Jahrhunderte vergleichen, so können wir nur mit den zuversichtlichsten Erwartungen von dem hohen Grade der Vorzüglichkeit, zu welcher die Geologie durch die Arbeiten der jetzigen Generation gebracht werden wird, vorwärts schauen. Niemals hat vielleicht irgend eine Wissenschaft in einer gleich kurzen Periode so viel neue und unerwartete Wahrheiten entwickelt und so manche vorgefaßte Meinungen umgestoßen.

Es trat nun in Italien Breislack auf, welcher durch gründliches und eifriges Studium der dortigen Verhältnisse, und die Beobachtungen anderer Geologen benutzend, es wagte, ein System im Sinne der Vulkanisten hinzustellen. Nach ihm hatte der Wärmestoff die Erde ursprünglich flüssig erhalten; in ihrer ersten Bildungsperiode war sie eine Zusammenhäufung verworrener mit diesem vermengter Elemente. Wie sich allmählig der Wärmestoff mit denjenigen Grundstoffen vereinigte, welche eine größere Verwandtschaft mit ihm hatten, und er also gebunden ward, verminderte sich die empfindbare Wärme der ganzen Masse, und diese kühlte sich fortschreitend ab. So lange der Wärmestoff so zu sagen in einem vorübergehenden Zustand war, und er durch das Spiel der Wahlverwandtschaften von einer Verbindung in die andere übertrat, blieb der Planet im chaotischen Zustand. Nur eine flüssige Masse, eine in ihr begriffene Welt war vorhanden.

Digitized by Google

Wir sind nun zu dem Zeitpunkt gekommen, wo es deutschem Fleiß und deutscher Beharrlichkeit, verbunden mit großem Scharfsinn und einer ausgezeichneten Beobachtungsgabe, gelang, Licht und Klarheit in die noch immer große Verwirrung zu bringen. Leopold v. Buch ist der Mann, dem die Wissenschaft das zu danken hat, und der besonders über den Gegenstand, der eigentlich der Vorwurf dieser Vorlesung ist, zunächst Licht verbreitete. Wenn zwar schon Strabo von Erhebung der Gebirge aus der Tiefe spricht, wenn in der historischen Zeit sich dergleichen Erhebungen mehrfach ereigneten, so gab es doch später wenig Geologen, die die Entstehung der Gebirge durch Erhebung annahmen, und alle diese Thatsachen blieben unberücksichtigt.

Unter den Alten sprach sich, wie bemerkt, Strabo bereits über die Erhebung des Landes aus dem Meere aus. Die in Afrika gefundenen Meermuscheln hatte man als aus einem See zurückgeblieben betrachtet, der abgelaufen sei; diese Ansicht verwirft er, und sagt es sei damit zu erklären, daß ein Land zuweilen gehoben, zuweilen wieder gesunken sei. Denn es würden überhaupt nicht blos kleinere Inseln, sondern auch große, ja sogar ganze Festländer über das Meer erhoben, wie in andern Gegenden auch wieder versänken. Diese Ansicht blieb später ganz unbeachtet, und erst der Engländer Hooke, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte, stellte wieder die Ansicht von Erhebung der Berge und zwar durch Erdbeben auf, wodurch allein zu erklären wäre, wie Versteinerungen auf so hohe Punkte hätten kommen können. Zu gleicher Zeit trat in Italien Lazaro Moro mit der allgemeinen Ansicht auf: daß alle Inseln, alle Berge, auch die im festen Lande, auch alles Land, durch unterirdisches Feuer aus dem Schooße des Erdballs in die offene Luft empor getrieben sei. Zur Bestätigung dessen verweist er mit großer Einsicht auf die Rücken und Verrückungen der Straten in den alten und andern

Digitized by Google

Gebirgsketten. Man kann in der That sagen, daß Moro zuerst die jetzt durch eine Menge neuer Thatsachen bestätigten Theorie von der Erhebung der Inseln, Berge und alles trockenen Landes ausgesprochen hat. Dem Geiste seiner Zeit gemäß suchte er indeß auch diese Ansicht mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte in Uebereinstimmung zu bringen. Am 3ten Tage, sagte er, war die Erde gleich tief mit süßem Wasser bedeckt, und wenn trocknes Land erscheinen sollte, so brachen vulkanische Explosionen die obere und regelmäßige Oberfläche der Erde, die aus primitiven Gebirgsarten bestand, auf; diese stiegen in Gebirgsmassen über die Wogen und nöthigten geschmolzene Metalle und Salze durch Spalten aufwärts zu dringen. Das Meer nahm nach und nach durch vulkanische Ausdünstungen seinen Salzgehalt an, und da es geringer an Ausdehnung wurde, an Tiefe zu. Sand und Asche, welche von den Vulkanen ausgeworfen worden waren, wurden regelmäßig auf dem Boden des Meeres abgesetzt und bildeten die sekundären Straten, die ihrerseits durch Erdbeben auch empor gehoben wurden.

Mit dem Begriff der Flözgebirge ist der Begriff des Horizontalen so natürlich verbunden, daß es schon Aufsehen erregen mußte, Flöze in vertikaler oder fast vertikaler Richtung zu finden. Ein Engländer, Stenon, hatte bereits im Jahr 1667 ausgesprochen, daß alle geneigten Flözschichten aufgerichtete wären, und nach den Beobachtungen Saussures an den Puddingen in Vallorsina in Savoyen wurde allgemein angenommen, daß Flözschichten, welche unter großen Winkeln geneigt oder vertikal vorkommen, nicht in dieser Stellung gebildet sein können, sondern durch Phänomene in diese Lage gebracht sein müssen, die sich längere oder kürzere Zeit nach der Epoche ihrer ursprünglichen Bildung ereignet haben; allein was dies für Phänomene gewesen sein müßten, darüber waren die Meinungen verschieden. Die Neptunisten, die die Thatsache nicht leugnen konnten, gaben Wasserströme, besonders die

Digitized by Google

Sündfluth, die Vulkanisten Erdbeben als Ursache der Erscheinung an. Daß bei Erhebungen ganzer Gebirge heftige Erschütterungen stattfinden mußten, ist wohl natürlich, dieses Erbeben kann man aber wohl nicht als Ursache der Erhebung ansehen, sondern nur als Folge der großen Erscheinung.

Es sei mir erlaubt, jetzt diejenigen Erhebungen größerer oder kleinerer Inseln und ganzer Länderstrecken anzuführen, die sich in der historischen Zeit ereignet haben.

Am merkwürdigsten ist in der Hinsicht ein Punkt im Archipelagus, von dem wir die ersten sichern Data über dergleichen Phänomene haben, die sich daselbst von Zeit zu Zeit bis auf unsere Tage erneuert haben; es ist dieses die Insel Santorin und ihre Umgebung. Die erste bestimmte Nachricht betrifft die Erhebung der Insel Therasia, welche 233 vor Christi Geburt stattfand; darauf erhob sich zwischen dieser und Santorin im Jahre 196 vor Christo die Insel Hiera; im Jahre 19 unserer Zeitrechnung erschien Thia über der Oberfläche des Wassers und wurde dann mit Hiera durch neue Erhebung verbunden; beide wurden 726 und 1427 vergrößert; 1573 stieg die kleine Insel Mika-Kaimenie mehre hundert Fuß hoch aus dem Wasser. Endlich im Jahre 1707 und 1709 trat Nea-Kaimenie aus der Tiefe des Meeres, ursprünglich aus 2 Theilen bestehend, welche durch neue Hebungen im Jahre 1711 und 12 vereinigt wurden, wodurch die Insel eine Höhe von 300 Fuß erreichte. Seit ungefähr 20 Jahren bemerkt man ein neues Aufsteigen eines Felsens an der Küste von Santorin; damals hatte das Meer dort noch eine Tiefe von 15 Faden; im Jahre 1830 waren es nur noch 7, und der französische Oberst Virlet fand vor 3 Jahren nur noch 4 Faden, so daß in einigen Jahren ohnfehlbar der Fels über den Wasserspiegel hervortreten wird. Da bei der jetzigen Erscheinung sich durchaus kein heftiges Phänomen bis jetzt bemerkbar gemacht hatte, so wird dadurch Leopold v. Buchs

Digitized by Google

höchst wichtige Theorie der Erhebungs-Krater auf das Glänzendste vor unsern Augen bestätigt werden.

Es fehlen nun lange Zeit alle Nachrichten über dergleichen Erscheinungen, und erst im 16. Jahrhundert finden wir einer solchen wieder erwähnt; im J. 1538 wurde in den letzten Tagen des Septembers in der Gegend von Neapel in 2 Tagen ein Berg, der Monte nuovo, welcher jetzt noch eine Höhe von 413 Fuß und einen Umfang von 8000 Fuß hat, erhoben. Ein zweiter wichtiger Punkt, wo sich Erhebungen von Inseln häufiger wiederholt haben, sind die Azoren. Im Anfange des Juli 1628 oder 38 entstanden bei St. Miguel einige kleine Inseln, die aber wieder verschwanden; darauf den 20. November 1720 zwischen Terceira und St. Miguel eine Insel, welche aber 1723 bereits auch wieder verschwunden war. Im Jahr 1757 erhoben sich bei der Insel St. Georg 18 kleinere, welche aber ebenfalls nach kurzer Zeit wieder in das Meer zurücksanken. Die letzte Erscheinung dieser Art in jener Gegend fand im Jahr 1811 statt, wo bei St. Miguel die Insel Sabrina bis zu einer Höhe von 300 Fuß bei einem Umfange von 900 Toisen aus dem Meere stieg. Eine der großartigsten Erscheinungen dieser Art ereignete sich in Neuspanien: im Jahre 1759 in der Nacht vom 28. zum 29. September erhob sich ein fruchtbarer 3—4 □Meilen großer Landstrich, bei dem keine Spur von früheren vulkanischen Erscheinungen zu bemerken gewesen war, über die übrige Ebene empor, an dem Rande zwar nur 36, in der Mitte aber über 1500 Fuß hoch, und bildete den Xorullo, der noch fortwährend in Thätigkeit ist. Eine Menge kleiner Hügel von 6 bis 9 Fuß Höhe, aus denen ebenfalls Feuer und Asche hervorbrach, bedeckten die ganze erhobene Fläche; diese sind indeß jetzt fast alle beruhigt; nur wenige stoßen noch Rauch aus. Ueber das Nähere muß ich auf Alexander v. Humbold's treffliche Schilderung dieses Ereignisses verweisen. Im Jahre 1796 erhob sich zwischen Unalaschka und Umnak in den Aleuten

Digitized by Google

Aleuten unter heftigen Erschütterungen eine Insel, welche im Jahr 1806 eine Höhe von vielleicht 2000 Fuß und einen Umfang von mehren Stunden erreicht hat; der Vulkan in ihrer Mitte brennt noch. Im Jahre 1814 stieg in derselben Gegend eine andere Insel bis auf 3000 Fuß Höhe aus dem Meere. 1831 erhob sich bei Sicilien die Insel Ferdinandea aus dem Meer, die aber nach kurzer Zeit wieder verschwand. Bei allen diesen bisher angeführten Erscheinungen spielten vulkanische Kräfte eine sehr thätige Rolle, bei allen waren Ausbrüche von Flammen, Aschenregen und Lava.

Es haben aber auch Erhebungen stattgefunden, wobei dergleichen nicht bemerkt wurden; so entstand 1803 in dem Plöner-See eine Insel, welche sich 3 bis 4 Fuß über das Wasser erhob, aus Sand und Torf bestand, nach und nach durch das abspülende Wasser aber wieder vernichtet wurde. 1807 erhob sich in der Havel bei Pichelsdorf ebenfalls eine Insel, aus Flußsand mit los darauf liegenden Wasserpflanzen bestehend, die bis jetzt, wo sie als Wiese benutzt wird, noch vorhanden ist. Beide Erscheinungen sind auf das sorgfältigste untersucht worden, und von beiden kann nur angenommen werden, daß eine Erhebung von unten auf stattgefunden hat. Wichtiger und bedeutender sind aber Erhebungen in andern Welttheilen; so wurde 1819 in Ostindien in dem Lande Kutsch der Ulla-Bund oder Damm Gottes, wie die Einwohner ihn nannten, erhoben, ein Landstrich von 50 englischen Meilen lang, 16 englischen Meilen breit, dessen Erhebung über 10 Fuß in der Höhe beträgt. Noch großartiger ist die Erscheinung, welche Chile im Jahr 1822 darbot, wo die ganze Küste in einer Länge von 100 Meilen mehrere Fuß hoch empor gehoben wurde; die Zweifel, die anfangs dagegen erregt wurden, sind durch spätere Untersuchungen unbegründet befunden, und die Thatsache noch mehr festgestellt durch die Erhebung der Küste, welche ganz unbezweifelt im Jahr 1835 in jener Gegend stattgefunden hat. Den 20. Febr. 1835

Digitized by Google

Vormittags 11 Uhr 40 Minuten nämlich war in Chile ein Erdbeben, welches sich besonders stark bei der Stadt la Conception äußerte; die vor dem Hafen dieser Stadt liegende Insel St. Maria wurde 10 Fuß gehoben, so wie die ganze Küstenstrecke zwischen dem Rio Itala und Cap Rumena. Durch mehrfache sorgfältige Messungen, durch die Bänke todter Muscheln, das an den Felsen hängen gebliebene Seegras, welche von der Fluth nicht mehr erreicht werden, die Erhöhung des Ankergrundes um jene Insel, ist dies Factum außer allen Zweifel gestellt. Eine Insel, welche in dem See bei Dreetz bei Neustadt an der Dosse im Regierungs-Bezirk Potsdam in der Nacht vom 25. zum 26. April 1832 sich gebildet hatte, konnte nach allen Umständen, welche auf das sorgfältigste geprüft worden sind, nur durch die Erhebung des Seegrundes von Innen heraus erklärt werden. Sie entstand an der tiefsten Stelle des Sees von 14 Fuß, wo den Abend vorher noch gefischt worden war, und ragte am andern Morgen mehr als 2 Fuß über die Wasserfläche empor.

Ich komme nun noch zu einer der wichtigsten Erscheinungen der Art, die seit mehr als einem Jahrhundert die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und zu mannigfachen Diskussionen Veranlassung gegeben hatte: nämlich die allmählige Erhebung der schwedischen Küste. Es sind jetzt die allergenauesten und sorgfältigsten Untersuchungen, zuletzt noch im Jahr 1834 durch Lyell angestellt und die Thatsache außer allen Zweifel gebracht worden. Es haben dazu Merkzeichen gedient, die vor einer mehr oder weniger langen Reihe von Jahren in Felsen angebracht waren, deren Lage völlig unverändert blieb. 1731 waren durch Celsius Zeichen in Felsen gehauen, welche 1820 durch schwedische Flottenoffiziere auf das genaueste revidirt und durch neue vermehrt wurden; diese besichtigte Lyell 1834 und fand sie durchschnittlich 3 bis 4 Zoll über dem Wasserspiegel; daraus ergiebt sich nun, daß eine allmählige Erhöhung von 2 Fuß bis zu 2½ Fuß

Digitized by Google

in 100 Jahren stattgefunden hat, wobei ich noch bemerke, daß Lyell früher entschieden gegen diese Erhebung eingenommen war, indeß nun eben so vollständig von der Sache überzeugt ist. Die Strecke, auf welcher diese Erhebung wahrgenommen wird, reicht auf der östlichen Seite der schwedischen Küste von Calmar bis nach Tornea hinauf, zeigt sich auch auf dem gegenüber liegenden finländischen Ufer des bottnischen Meerbusens um Wasa; doch sind an dieser Seite nur an wenigen Punkten Beobachtungen darüber angestellt worden. Kaum wahrzunehmen ist sie an der nördlichen Hälfte der westlichen gothländischen Küste. Früher nahm man allgemein, da die Thatsache, daß die in Felsen eingehauenen Merkzeichen immer höher und höher über den Wasserspiegel sich erhoben, nicht geleugnet werden konnte, an, daß die Ostsee sich zurückzöge. Da ein solches Sinken des Meeres an keiner andern Küste bemerkt wird, dieses aber, wenn es geschähe, wirklich der Fall sein müßte, so ist einleuchtend; daß nur Erhebung jener Küsten die Ursache der oben angeführten Erscheinung sein kann.

Die neuere Erhebungstheorie fing erst im Anfange dieses Jahrhunderts an ganz allmählig und vorsichtig aufzutreten. Leopold v. Buch, der noch vor dem Jahre 1800 jede Idee der Art von sich gewiesen hatte, als damals strenger Neptunist, und weil er vulkanische Gegenden bis dahin noch nicht untersucht hatte, änderte sogleich seine Ansicht, als er 1802 die Auvergne besuchte. Die ihm hier sich zeigenden Erscheinungen konnten nur durch Feuer und durch Annahme einer Erhebung ganzer Massen erklärt werden, wofür er sich auch sogleich sehr bestimmt aussprach.

Um dieselbe Zeit bereisete Alexander v. Humbold Amerika, und auch ihm fielen dort Erscheinungen auf, die er keinen andern Ursachen als der Erhebung ganzer Bergmassen von Innen heraus zuschreiben konnte, wie die Bildung der Kuppelberge in den Anden, die Bildung des Xorullo u. s. w. Es wurden also von

Digitized by Google

diesen beiden großen Naturforschern durch Beobachtungen, welche von jedem derselben besonders und in einem andern Erdtheil gemacht waren, der Grund zu der neuen Erhebungstheorie gelegt, die sich aber nur noch auf Berge von eigentlich vulkanischer Bildung, auf wirkliche Vulkane, auf Trachit- und Basalt-Berge bezog. Auf der Reise nach dem Nordkap ließ Leopold v. Buch zuerst den Gedanken von der allmähligen Erhebung eines großen Theils von Schweden laut werden. Die größere Erweiterung der Erhebungstheorie spricht er in der Abhandlung über den Trapp-Porphyr aus, wo er schon die Möglichkeit annimmt, daß sehr große Bergmassen wie der Mont'ore und der Cantal erhoben, daß Granit durch, aus dem Innern der Erde aufsteigende elastische Dämpfe in porphyrartige Gesteine könnte verwandelt worden sein; die Erhebung noch größerer, ja sehr großer Gebirgsmassen deutete er in seiner Abhandlung über das Bernina-Gebirge an; später stellte er den ganz neuen Gedanken von Erhebungskratern auf, der jedoch nur auf eigentliche vulkanische Form Bezug hat; die Hauptgedanken aber, daß ganze, ja alle Gebirgsketten durch die Erhebung in Richtung langer Spalten entstanden sein möchten, hat er zuerst klar in seinen im Jahr 1823 erschienenen Abhandlungen über den Dolomit als Gebirgsart ausgesprochen.

Den Begriff der Erhebungskrater stellt Leopold v. Buch so fest:

Erhebungskrater sind die Reste einer großen Kraftäußerung aus dem Innern der Erde, die ganze, Quadratmeilen große, Inseln auf ansehnliche Höhe erheben kann und erhoben hat. Es sind kegelförmige und sehr ausgedehnte Umgebungen, mit Schichten, die scheinbar fölig im Innern, von allen Seiten nach Außen hin mantelförmig abfallen. Von diesen Umgebungen gehen gar keine Eruptionserscheinungen aus, es ist durch sie kein Verbindungskanal mit dem Innern eröffnet, und nur selten findet man in der Nachbarschaft

Digitized by Google

oder im Innern eines solchen Kraters Spuren von noch wirkender vulkanischer Thätigkeit.

Erhebungs-Inseln und Erhebungs-Krater sind eine ganz allgemeine Aeußerung vulkanischer Kräfte, aber sie sind keine Vulkane, dessen ohngeachtet haben sie, wie es scheint, auf die Veränderung und vorzüglich auf die Vergrößerung der Erdoberfläche, einen viel bedeutendern Einfluß als die mächtigsten Vulkane.

Diese Inseln bestehen aus basaltischen und doleritischen Gesteinen, Conglomeraten und Tuffen, und der Trachyt ist in ihnen selten. Man findet keine, um einen Mittelpunkt vertheilten Ströme, keine rollenden Rapilli, keine Asche; wohl aber Lagen über einander, welche sich gegen die Mitte herauf heben, vom Umkreise bis zum höchsten Punkte ansteigen und eine kesselförmige Vertiefung einschließen, an deren jähen und hohen Abstürzen im Innern des Kessels die Köpfe der über einander liegenden Schichten hervortreten. Hier sind die Gesteinslagen von einer hebenden Ursache bis zur größten Höhe empor getrieben, und in der Mitte durchbrochen worden. Dadurch wurde das Innere aufgeschlossen. Der Kessel erscheint als Krater und ist eine Wirkung der Erhebung des Bodens, deshalb nennt ihn Leopold v. Buch Erhebungskrater, um ihn von Ausbruchskratern zu unterscheiden, durch welche wahre Vulkane mit der Atmosphäre in Verbindung stehn. Ein spaltenförmiges Thal führt gewöhnlich von einer Seite her zu dem Innern des Kessels, und ist wohl selbst eine unmittelbare Folge der Erhebung. Oefters ist auch der Abhang der Erhebungskrater von tiefen, schluchtartigen Thälern durchschnitten, denn es ist leicht begreiflich, daß Schichten, welche gegen die Mitte empor gehoben werden, am Umfange zerreißen müssen, und alsdann Spalten zurücklassen.

Am schönsten und deutlichsten sollen sich diese Verhältnisse auf Palma, einer der kanarischen Inseln, darstellen. Der höchste Punkt ist bis 7160 Fuß über

Digitized by Google

die Meeresfläche gestiegen; von da fallen die Felsen sogleich in den Schlund, dort Caldera genannt, nahe an 5000 Fuß herunter; welch ein ungeheurer Kessel! Keine Spur von Lava, von einem Auswurf irgend einer Art, sondern Schichten erheben sich gleichförmig vom Meere bis zur größten Höhe; man sieht gleichsam die ganze Insel aus dem Boden des Meeres heraufsteigen. Die Schichten werden von der hebenden Ursach, von den elastischen Mächten des Innern selbst mit gehoben und in der Mitte brechen diese Dämpfe hervor und eröffnen dasselbe. Spalten, Barancos genannt, zerschneiden den Abhang in unglaublicher Menge oft 4- bis 500 Fuß tief; Wasser läuft nur in ihnen, wenn der Schnee schmilzt, man kann diesem also deren Entstehung nicht zuschreiben, denn auch der stärkste Strom könnte nicht feste Felsen wie mit Messern zertheilen. Auch ist es auffallend, daß diese Barancos nur den Krater umgeben, aber dort wo die Insel niedriger wird, und sich in die Länge ausdehnt, seltener werden, selbst in einer ganzen Ausdehnung gar nicht vorkommen.

Es ordnen sich die Schichten dieser erhobenen Inseln in einer bestimmten Folge auf einander. Unten Primitivschichten, welche von der Erhebungs-Ursache durchbrochen worden. Dann Trachytmassen, darüber und auch darunter eckige Trachyt-Conglomerate oder Breccien und Tuffschichten häufig gar vielmal mit einander wechselnd; dann Dolerit mit Feldspath wechselnd mit Gerüllschichten von blasigen Stücken dieser Gesteine. Dann Mandelsteine, endlich Basalt die äußerste Bedeckung.

Die Erhebungsursachen dieser Inseln werden von der Atmosphäre durch eine große Masse von Gesteinen getrennt, die durch ein Uebermaaß an Kraft erst überwunden und gehoben sein müssen, ehe die hebenden Dünste entweichen können. Das was einmal so kräftig wirkt und die Insel hervorhebt, kann daher leicht wieder von aller Verbindung mit oxydirenden

Digitized by Google

Substanzen getrennt und dadurch unwirksam gemacht werden. Daher begreiflich, daß nicht aus jedem Erhebungskrater ein Vulkan hervorspringt, wie gewöhnlich auf Continenten die basaltischen Schichten mit Vulkanen in gar keiner Verbindung stehen.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dergleichen Erhebungen unter dem Meere noch häufig stattfinden. Neuere Untersuchungen haben es dargethan, daß die sogenannten Korallen-Inseln, von denen im großen Ocean fortwährend neue entdeckt werden, diesen ihren Ursprung zu danken haben. Die ganze äußere Gestalt derselben deutet darauf hin; in der Mitte eine große Bucht, die Caldera, der große Kessel, zu welcher es nur eine große Einfahrt, eine Baranco, große Spalte, giebt, umgeben mit vielen Klippen, ohnfehlbar die Ränder anderer Barancas, ganz so wie es auf allen solchen Inseln gefunden wird. Auf die nicht über das Wasser erhobene Grundlage haben nun die Korallen angefangen zu bauen; denn es giebt nur wenige von diesen Thieren, die in einer Meerestiefe von 60 Fuß leben könnten, alle bedürfen einer wärmeren Temperatur. Die frühere Annahme, daß sie von der Tiefe des Meeres auf, welche dicht bei diesen Inseln oft an 1000 Fuß beträgt, ihren Bau angefangen hätten, ist also schon dadurch völlig widerlegt; es ist so tief für sie keine Existenz denkbar, diese Entstehungsart unmöglich, und nur durch die Erhebung des Meeresbodens, von dem mehrere Beispiele bekannt sind, erklärlich.

Da es sehr schwierig erscheint, eine horizontale Felsmasse emporzuheben, besonders wenn die hebende Kraft auf einem Punkte stärker gewirkt hat als auf andern, ohne daß Punkte von bedeutenderer Höhe entstehen als die umgebenden, so muß es überraschen, daß die Erhebungskrater bezweifelt worden sind. Es giebt kieselichen Sandstein, der nach jeder möglichen Richtung gebogen und gewunden ist, woraus man schließen muß, daß die denselben bildenden Theilchen die Kraft gehabt haben, sich an einander zu bewegen,

Digitized by Google

so daß ein verhältnißmäßig weicher und nachgiebiger Zustand hervorgebracht werden mußte; ohne einen solchen konnten die Windungen nicht bewirkt werden. Wir sind nicht erstaunt geringere und größere Krümmungen in Sandstein, Schiefer, Kalkstein und andern geschichteten Felsarten zu finden, die, wenn sie in einer horizontalen Ebene entblößt sind, große gekrümmte oder kreisförmige Schichtenlinien bilden, warum soll es nun als außerordentlich angesehen werden, daß große plattenförmige Massen von Basalt, Trachyt oder ähnlichen Felsarten nachgeben, da diese doch weit mehr dazu geeignet sind, wie der Sandstein? Wenn eine emporhebende Kraft gegen eine plattenförmige Masse einer versteinerungsführenden Felsart oder von Basalt und Trachyt wirkt, und entweder ein Theil von der Masse geringern Widerstand leistet als der andere, oder die Kraft wirkt an einem Punkt stärker als an dem andern, so muß das Resultat ein Hervortreten oder ein kreisförmiger Bruch sein, und müßte es auffallen, wenn man es nicht so fände; brechen nun vulkanische Materien durch die Centraltheile, so ist der Erhebungskrater da.

Spätere Beobachtungen im Fassa-Thal, die noch deutlicher am Luganer-See hervortreten, erzeugten bei Leopold v. Buch zuerst die Idee von Emportreiben der Gebirgsketten durch den Augithporphyr. Diese Masse stieg wahrscheinlich durch alle übrigen Schichten empor, und erhob sie mit. Sie wurden dadurch zerklüftet, und der Kalkstein in Dolomit umgewandelt. Da diese Klüfte ganz den Zerberstungen ähnlich sind, wie man sie an Kalksteinen in ausgebrannten Oefen sieht, wie offenbar scheint dies also nicht als eine Wirkung der hohen Temperatur, mit welcher der Augithporphyr unterliegende Schichten durchbricht, den Dolomit zu senkrechten Säulen, Pyramiden und Thürmen in die Höhe stößt. Wenn wir bedenken, sagt er ferner, daß Alles, was aus dem Innern der Erdoberfläche hervordringt, jede Eruption keineswegs sich

Digitized by Google

runde, kraterähnliche Oeffnungen bildet, sondern jederzeit in aufgesprengten und sich weit fortziehenden Spalten hervordringt, wie es der Natur einer jeden spröden, widerstehenden Masse gemäß ist, auf welche eine zertheilende Kraft in irgend einem Punkte wirkt (vorausgesetzt, daß diese nicht unverhältnißmäßig größer sei, als die Kraft der Cohäsion der zu zersprengenden Masse), so wird es sogleich klar, daß die ganze Richtung des Alpengebirges, so weit es zum wenigsten aus Kalkstein besteht, die Richtung eines ungeheuren Ganges bezeichne, auf welchem der Augithporphyr hervordringt. Der Kalkstein darüber wird dann mehr oder weniger in die Höhe geworfen und verändert, je nachdem auf diesem Gange der Augithporphyr stärker oder schwächer sich heraushebt, und wo dieses Gestein nicht mehr die Oberfläche erreichen kann, da bleibt der Kalkstein in seiner ursprünglichen horizontalen Lage zurück.

Er hielt es sogar für nicht unwahrscheinlich, daß alle Gebirgsreihen, daher die ganze äußere Gestalt der Oberfläche der Erde, dem Augithporphyr ihre Entstehung verdanken. Die Gebirgsketten, so groß sie auch sein mögen, würden dann nichts anders sein, als Spalten, wie die vulkanischen Reihen, aus welchen der Augithporphyr sich erhebt, und die darauf liegenden hindernden Gebirgsarten, entweder in großen Massen, oder, wie in den Alpen und im Himalaya, zu wunderbaren Spitzen und Thürmen hervorstößt. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, bald zu erweisen, daß die Flözformation alle primitiven Gebirgsreihen bedeckt habe oder bedeckt haben könne, die sich nach und nach stets weiter ausdehnende Spalte hätte diese obern Flözschichten auf die Seite geschoben und keine Spur von ihnen hätte auf diese Art in den primitiven Lagen der kleineren Kette zurückbleiben können, wohl aber in größern Gebirgen, in denen die Hauptspalte stets von gleichlaufenden Nebenspalten begleitet ist, und daher einzelne Keile leichter umgeben und mit den

Digitized by Google

vorspringenden primitiven Massen erhoben werden können. Schon in den Alpen liegen solche Flözgebirgsreste auf den höchsten Spitzen von Bergen aus Granit und Gneis, an der Kette der Jungfrau, am Titlis und andern.

Es ist wohl begreiflich, daß dieser Porphyr unter der bedeckenden Masse sich nur selten hervordrängen kann, daß er vielleicht an manchen Gebirgsreihen gar nicht hervorkommt, und sein Dasein nur aus seinen Wirkungen geschlossen werden muß. Indeß findet man ihn doch gar häufig am Fuß der Gebirge, da, wo sie in die Ebene auslaufen, wo der Porphyr sich daher Luft gemacht und nun sich am Rande der Spalte zwischen der Ebene und der erhobenen Gebirgsmasse hervorgedrängt hat.

Das Wort der Erhebung war ausgesprochen, die Sache selbst durch Ereignisse vor unsern Augen nicht mehr zu bezweifeln; eine Menge geologischer Erscheinungen, die bisher nur schwierig oder gar nicht ohne Annahme nicht zu beweisender Kräfte erklärt werden konnten, wurden hierdurch auf die einfachste Weise erklärt; es konnte daher nicht fehlen, daß diese Idee von allen vorurtheilsfreien Geognosten freudig erfaßt wurde.

Der erste, der nun eine größere, bestimmtere Reihe von Erhebungen aussprach, und sie in eine Zeitfolge ordnete, war Link, in seinem Werke: die Urwelt und das Alterthum. Er nimmt deren fünfe an, und zwar:

1. Die welche die bisher sogenannten Uebergangsgebirge umfaßt, und in zwei verschiedenen Zeiten geschah; zuerst erhob es sich in solchen Gegenden, wo sich organische Körper bilden konnten, denn diese können nicht in großen Meerestiefen fern von Licht und vom Einfluß der Sonne entstehen; lange nach seiner Bildung wurde es zu der Höhe gehoben, auf der es sich jetzt befindet.

Digitized by Google

Die 2te Erhebung ist die, welche das feste Land der Vorwelt erzeugte; sie wird durch das ältere Steinkohlenlager, so wie durch den Sandstein bezeichnet.

Die 3te Erhebung ist die des jüngern Flözgebirges; es ist größtentheils unter dem Meere gebildet, und dann erst, wie das Uebergangsgebirge, über das Meer erhoben.

Die 4te ist die der höchsten Granitgebirge, wobei ebenfalls zwei verschiedene Zeiten zu unterscheiden sind, erstens wo die Gebirge sich zwar schon erhoben hatten, aber noch unter dem Meere der Urwelt sich befanden; hier lagerte sich der Alpenkalkstein oft in einer bedeutenden Ausdehnung und einer beträchtlichen Höhe auf demselben ab; hierauf stieg das gesammte Gebirge aus dem Meere zu der Höhe, worin wir es jetzt finden. Dieses Emporsteigen war mit großen Zerstörungen verbunden, wodurch sich die Entstehung der Nagelfluhe in der Schweiz, die ungeheuren Granitblöcke, die nicht blos auf Gebirgen, sondern auch im flachen Land zerstreut sind, und, da hiermit große Ueberschwemmungen verbunden sein mußten, der Untergang mancher organischen Geschöpfe erklären läßt.

Die 5te Erhebung endlich ist die des Trappgebirges, wozu vorzüglich der Basalt zu rechnen ist. Diese ist nicht, wie die vorige, unter dem Meere gebildet worden, sondern ganz und gar unter dem festen Lande, daher auch keine Spur von Seethieren in denselben.

Es drängt sich die Frage ganz natürlich auf, woraus brachen diese Gebirgsarten hervor, aus welcher Erdrinde drangen sie, als sie die Gebirgszüge bildeten? Aus Kalkstein, hat man geantwortet; dies könnte aber nur da geschehen sein, wo eine frühere Erhebung vorhanden war, weil das Organische, wovon fast aller Kalkstein Reste enthält, sich nur da bildet, wo Licht das Dunkel wenigstens einigermaßen erhellt. Link nimmt dagegen an, daß die Rinde, welche allen zur Grundlage dient, Quarz sei, daher der Sand, der aus Quarzkörnern besteht und sich überall findet, wo Meeresboden ist oder war. Unter

der Quarzrinde ist das Reich des Feuers, über derselben das des Lichts; beide bringen eigenthümliche Wirkungen hervor; jenes bildet Krystalle, dieses Organismen.

Aus der Figur der Erde ist es mathematisch gewiß, daß sie in ihrem Urzustande flüssig gewesen ist; die neuern Untersuchungen haben bewiesen, daß dies nicht ein wässrig flüssiger, sondern ein feurig flüssiger Zustand gewesen sein muß, wie bereits oben bemerkt. Hierauf und auf die bei der Erstarrung einer solchen flüssigen Kugel von Außen nach Innen nothwendig eintretenden Phänomen baute Elie de Beaumont seine Theorie. Durch die Abkühlung der Erdrinde von Außen nach Innen, welche wohl nur sehr langsam stattfinden konnte, fand nothwendig eine Zusammenziehung derselben statt. Hierdurch entstanden Sprünge und Spalten, die feste Erdrinde hatte ihren Zusammenhang verloren, drückte auf die unter ihr befindliche noch mit ihrer ganzen uranfänglichen heißen Temperatur versehene flüssige Masse, und hob diese so lange empor, bis die feste drückende Masse sich wieder ins Gleichgewicht gestellt hatte. Dieser Prozeß wiederholte sich in verschiedenen längeren oder kürzeren Zeiträumen, daher das verschiedene Alter der Gebirge. In den Zwischenzeiten der Ruhe hatten sich Niederschläge gebildet, welche bei neuen Erhebungen mit gehoben wurden, und sich an die gehobenen Massen anlehnten, daher haben alle Gebirge gleichen Alters einmal gleiche Richtungen, und zweitens haben sie gleiche Niederschläge gehoben, welche nun an ihren Abhängen aufgerichtet sind.

Steht es fest, daß der Urzustand der Erde ein feurig flüssiger gewesen ist, wogegen sich wohl wenig Zweifel erheben dürften, so erklärt diese Theorie die Erhebung der Gebirge wohl auf die natürlichste und einfachste Art; man braucht zu keinen ungewöhnlichen Kräften, deren Dasein stets schwierig zu erweisen ist, seine Zuflucht zu nehmen, alles ist naturgemäß.

Digitized by Google

Selbst die zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Zonen stattgefundene höhere Temperatur wird dadurch erklärt; wie mußte sich diese nicht für eine weite Umgegend verändern, wenn Gebirge wie die Alpen, die Skandinavischen Gebirge, der Ural, plötzlich als flüssige geschmolzene Masse im glühenden Zustande dem Schooße der Erde entquoll. Die gewaltigen Wirkungen, welche das Hervortreten einer Gebirgskette auf die benachbarten Gegenden hervorbringen mußte, war natürlich für entferntere nicht so bedeutend, wirkte wohl nur durch die Erschütterung auf das Meer, brachte es aus seinem Niveau, und führte dadurch Ereignisse herbei, vergleichbar jenen plötzlichen und vorübergehenden Ueberschwemmungen, die man in den Sagen fast aller Völker, und fast gleichzeitig angeführt findet.

Diese ganze Theorie läßt sich in der Kürze in folgende Punkte zusammenfassen:

1. Es sind in der Geschichte der Erde lange Perioden einer relativen Ruhe vorhanden gewesen, während welcher der Niederschlag der neptunischen Gebilde in regelmäßiger Continuität vor sich gegangen ist, es haben aber auch kurze Perioden von Unruhe stattgefunden, durch welche die Continuität unterbrochen ist.

2. Zu jeder dieser Perioden der Unruhe oder der Revolution ist in dem Stande der Erdoberfläche eine große Anzahl von Gebirgsketten gebildet.

3. Alle durch eine besondere Revolution hervorgetretene Ketten haben eine gemeinschaftliche Richtung, oder ein gemeinschaftliches Streichen, und sind einander bis auf wenige Grade des Kompasses parallel, selbst wenn sie weit von einander entfernt liegen; dagegen haben die zu verschiedenen Perioden emporgehobenen Ketten ein verschiedenes Streichen.

4. Jede Revolution ist der Zeit nach mit einer andern geologischen Erscheinung zusammengefallen, namentlich mit dem Uebergange von einer selbstständ-

Digitized by Google

digen Formation zu einer andern, die durch eine große Verschiedenheit in dem organischen Typus charakterisirt werden.

5. Diese Bewegungen haben sich seit den entferntesten Perioden wiederholt, auch mögen sie noch wiederkehren, und die Ruhe, in der wir leben, durch Emporhebung eines andern Systems paralleler Gebirgsketten unterbrechen.

6. Wir dürfen annehmen, daß eine derselben sich in der geschichtlichen Zeit ereignet hat, und daß dabei die Andes emporgehoben worden sind, da diese Gebirgskette den am besten bestimmten und zuletzt verwischten Zug an der jetzigen Oberflächen-Gestalt der Erde zeigt; ihre Erhebung mag die Ursache der Sündfluth gewesen sein.

7. Diese Revolutionen können indeß nicht gewöhnlichen Erdrevolutionen und vulkanischen Kräften zugeschrieben werden, sie sind vielmehr durch die sekularische Abkühlung des erhitzten Innern unsers Planeten herbeigeführt worden. Auch hat die Emporhebung eines einzelnen Gebirges nicht zu verschiedenen Zeiten stattgefunden, sondern jedes Gebirge ist auf einmal und plötzlich erhoben worden.

Diesen Grundsätzen gemäß hat nun Elie de Beaumont in Europa zwölf Gebirgssysteme ihrer Richtung und ihrem Alter nach bestimmt. Ich kann sie nur kurz andeuten, und werde von den älteren zu den neueren fortgehen:

I. System von Westmoreland und von Hundsrück (Zeitraum vor oder während Entstehung des alten rothen Sandsteins).

II. System der Belchen in den Vogesen, der Berge in der Boccage in Calvados und des Harzes (früher als die Kohlenbildung).

III. System von Nord-England (zwischen Entstehung des Kohlengebirges und des rothen Todtliegenden).

IV. System der Niederlande und von Süd-Wales (nach der Bildung des Kohlengebirges und vor jener des Zechsteins).

V. Rheinisches System (nach dem Entstehen des Vogesen Sandsteins und vor dem des bunten Sandsteins).

VI. System des Böhmer- und Thüringer-Waldes, der südwestlichen Küste der Bretagne, der Vendée und des Morvau (zwischen Keupen und Lias).

VII. System des Erzgebirges der Coted'or und des Mont Pilas (zwischen Jura-Kalkstein und grünen Sandstein oder Kreide).

VIII. System des Mont Viso (zwischen der Ablagerung der ältern und jüngern Kreide).

IX. Pyrenäen- und Apenninen-System (nach den Kreide-Ablagerungen und vor den Tertiärgebilden).

X. System von Korsika und Sardinien (zwischen den älteren und neueren Tertiären Formationen).

XI. System der westlichen Alpen (später als die Bildung der jüngsten Tertiärgebilde).

XII. System der Haupt-Alpenkette von Wallis bis Oestreich (fällt in die Diluvial-Periode und zwischen die ältern und neuern Bildungen derselben).

Diese sind vorläufig bestimmt, allein damit die Zahl der Systeme wohl noch nicht geschlossen. Auch entferntere Gebirge sind hiermit in Verbindung gebracht, so daß z. B. die Kämme des Pyrenäen-Systems einem ausgedehnteren Systeme angehören, von welchem die Aleghanys und die Ghates die beiden entferntesten Gürtel ausmachen; der Himalaya in seiner örtlichen Lage eine nicht leicht verkennbare Aehnlichkeit mit der Haupt-Alpenkette im Norden der Ebene des Po hat ꝛc.

Längs fast aller Gebirgsketten sieht man bei aufmerksamer Beobachtung, wie bereits oben bemerkt, neuere Schichten sich bis zum Fuß der Berge in horizontaler Lage erstrecken, wie wenn sie aus Meeren oder Seen abgesetzt worden wären, von denen diese Berge einen Theil des Ufers ausgemacht hätten,

Digitized by Google

während andere Flözschichten sich aufrichten und an die Abhänge der Berge sich anlehnend, selbst bis zum Kamm derselben hinaufreichen. Bei jeder einzelnen Bergkette theilen sich demnach die neptunischen oder Flözschichten in zwei abgesonderten Klassen, in die ältern oder geneigtern und in die neuern oder horizontalen Schichten. Es ist daher klar, daß die Epoche des Aufsteigens einer Bergkette nothwendig zwischen die Ablagerungszeiten der daselbst aufgerichteten und der bis zum Fuß der Berge sich horizontal erstreckenden Schichten fallen muß. Um sich nun zu überzeugen, ob Gebirge von gleichzeitiger Entstehung sind, oder ob sie sich auf eine besondere Periode beziehen, muß untersucht werden, ob die geologischen Erscheinungen identisch sind, namentlich, ob die geneigten und ungestörten Schichtengruppen correspondiren oder nicht.

Es konnte nicht fehlen, daß sich gegen diese Theorie Einwendungen erhoben; die bedeutendsten Männer, die dagegen aufgetreten sind, sind Lyell und Conybeare. Lyell leugnet nicht die Erhebung der Gebirge von Innen, wie auch nicht den frühern feuerflüssigen Zustand der Erde; er leitet erstere nur anders her; er verwirft die plötzliche Erhebung, und nimmt eine nach und nach erfolgende, durch Erdbeben an, und sucht dies dadurch zu beweisen, daß von der ersteren durchaus kein Factum in der historischen Zeit nachzuweisen sei, die letztere aber sich fortwährend noch ereigne, und ereignet habe. Er führt die Küsten von Morea, von Sicilien an, wo deutlich wahrzunehmen sei, daß öftere successive Erhebungen stattgefunden hätten, so wie die in neuester Zeit vorgekommenen Beispiele in Indien und Chile. Er geht von der Ansicht aus, daß viele kleine Kraftäußerungen stets dieselbe Wirkung hervorbringen würden, als die plötzliche Aeußerung einer großen Kraft. Dies dürfte aber wohl nicht der Fall sein, und la Beche bemerkt, daß sich dies eben so verhalte, als wenn man große Pfähle, zu denen eine starke Ramme erforderlich wäre, mittelst wiederholter Hammerschläge eintreiben wollte.

Es

Es scheinen mir aber auch die jetzt noch stattfindenden geringern Erhebungen nur Aeußerungen derselben Ursache zu sein. Es ist wohl natürlich, daß die Erdrinde jetzt bedeutend an Dicke zugenommen hat, da kein Grund vorhanden ist, die stets fortgesetzte Abnahme der Wärme des innern flüssigen Erdkerns und damit also die Zunahme der festen Masse der Erdrinde in Zweifel zu ziehen. Die Zusammenziehungen geschehen daher jetzt in einer viel größeren Tiefe, die flüssige dadurch hervorgedrängte Materie hat einen viel größeren Widerstand zu überwinden, und erkaltet, ehe sie auf die Oberfläche hervorbrechen kann, verliert dadurch an Kraft, kann also die Erdrinde nur heben, nicht durchbrechen, und ersteres auch nicht bedeutend, wie die letzten bekannten Erhebungen der Art beweisen, die durchschnittlich nicht 10 Fuß übersteigen. Sollte überhaupt nicht der Grund aller Erdbeben darin zu suchen sein, daß die fließende Masse nur die Erdrinde berührt und erschüttert, ohne mehr die Kraft zu haben, größere Wirkungen hervorzubringen?

Gegen den angenommenen Parallelismus gleichzeitiger Erhebungslinien sind Beispiele angeführt, wo Ketten von entschieden gleichem Alter nicht parallel gewesen sind, dagegen andere von entschieden verschiedenem Alter parallel. Es sind dies aber immer nur kleine Ketten gewesen, und die dürften meiner Ansicht nach nichts dabei entscheiden. Welche Erschütterungen müssen nicht die Emporhebungen von Ketten, wie die Alpen, Pyrenäen ꝛc. bewirkt haben, wenn man besonders andere gleichzeitige in den übrigen Welttheilen dazu nimmt; die Erde hat dadurch nicht blos die eine große Spalte bekommen, eine Menge Nebenspalten nach allen Richtungen haben entstehen müssen, die alle gleiches Flözgebirge hoben, und bei fehlendem Parallelismus doch gleichen Alters sind. Greenough, ein sehr geschätzter englischer Geolog, führt ganz andere Ursachen der Erhebungen an; er giebt sie auch zu, da er aber das Vorhandensein einer höhern Temperatur

im Innern der Erde als unerweislich verwirft, mit Ausnahme der gewöhnlichen vulkanischen Erscheinungen, so leitet er sie von unbekannten, allmählig wirkenden Ursachen ab, zu welchen er als eine mögliche das Vorhandensein von großen mit Wasser ausgefüllten Höhlungen rechnet, welche unter dem Druck von Wasserzuströmungen aus hochliegenden Orten stehen, wodurch dieser Wasserdruck allmählig das in die Höhe treibt, was sich darüber befindet; auf diese Weise leitet er namentlich die Erhebung der Küsten von Skandinavien her. Es wäre dies einer hydraulischen Presse zu vergleichen, und nicht zu leugnen, daß auf diese Weise wohl eine Kraft erzeugt werden könnte, die im Stande wäre, solche Wirkungen hervorzubringen.

Zum Schluß will ich noch die Ansicht von Gruithusen anführen, der die Erde als ein Aggregat von Weltkörpern ansieht, die alle zu der Zeit, als sie sich mit der Erde verbanden, concentrisch geschichtet gewesen sind und Ur- und Thonschiefer-Gebirge als Bestandtheile ihrer Felsenlager gehabt haben, wovon aber einige oder die meisten selbst schon Aggregate von Weltkörpern waren. Die Ringgebirge sind solche ganze Weltkörper, die ihre Form noch bis jetzt behalten haben, und durch ihr Herabfallen große Ueberschwemmungen, wozu die Sündfluth zu rechnen ist, verursacht. Dieser Bau wird noch immer, wenn gleich jetzt sehr im Kleinen, durch die Meteorsteine fortgesetzt.

Digitized by Google

II. Einige historische Nachrichten von den Evangel. Reformirten und Simultan-Kirchen zu Samrodt und Quittainen im Ostpreußischen Oberlande, nebst einem Wort über Union.

Von Dr. H. F. Elsner,
Licentiaten der Heil. Schrift und Prediger genannter Kirchen.

Der Herr Herausgeber dieser Zeitschrift hat wiederholentlich die Geistlichen unserer Provinz eingeladen, historische Nachrichten von den Kirchen ihrer Parochien zu sammeln und in diesem vaterländischen Archiv gleichsam urkundlich niederzulegen. Geht es allen seinen Amtsgenossen, wie dem Schreiber dieses, so darf es eben Niemanden wundern, daß dies bis jetzt so sparsam geschehen ist, da urkundliche Nachrichten sich gewiß überall höchst selten vorfinden, und die mühsame, unvermeidlich oft unterbrochene und schwer wieder aufgenommene Durchmusterung alter Kirchenbücher, Rechnungen und Aktenstücke, meist nur wenig Ausbeute giebt. Es ist zu bedauern, daß die frommen Vorfahren so wenig für das Geschichtliche ihrer Kirchen gesorgt haben; indessen scheint's, sie wollten sich mehr durch die That, als durch Worte verewigen, lieber Kirchen bauen, als Kirchen-Chroniken schreiben, und damit dürften wir in einem Zeitalter, das überhaupt mehr „der Propheten Gräber schmückt," gar wohl zufrieden sein. Schreiber dieses hoffte, da es sich hier von zwei namhaften Reformirten und Simultan-Kirchen handelt, in dem schätzbaren höchst sorgfältigen Geschichtswerk des sel. Ober-Consistorialrath Hering über die Reformirten Kirchen in Preußen [1]) einige

1) Daniel Heinrich Hering's, Kön. Ob.-Cons.-Raths, Hofpred. und Directors des Kön. Friedrichs-Gymnasiums in Breslau, Historische Nachrichten von dem ersten Anfang der Reform. Kirche in Brandenburg und Preußen, nebst den drei Bekenntnißschriften dieser Kirche. Halle 1778.

Digitized by Google

Nachrichten von diesen zu finden; allein während darin von den Kirchen in Danzig, Königsberg, Tilsit, Memel, Pillau, Thorn, Elbing, ausführlich gehandelt wird, auch von den ländlichen Gemeinden zu Krockow, Schwartow, Judschen u. s. w., wie denen zu Wilhelmsburg, Insterburg, Gumbinnen ꝛc. manche Nachricht vorkommt, so ist Samrodt und Quittainen auch nicht einmal mit Namen irgend darin erwähnt. Ich glaubte daher schon, daß diese beiden Landgemeinden dem größeren Reformirten Kirchenverbande [2]) außerhalb unserer Provinz gänzlich verborgen und unbekannt geblieben wären, als ich zu nicht geringer Ueberraschung und Freude unter einigen nachgelassenen Papieren meines verewigten Vaters, welcher Doctor und Professor der Theologie an der Universität zu Frankfurt a. O. [3])

Desselben Beiträge zur Gesch. der Ev. Reform. Kirche in den Preuß. Brandenb. Ländern. 2 Bde. Bresl. 1784—85. Dess. Neue Beiträge zur Gesch. der Ev. Reform. Kirche in den Preuß. Brandenb. Ländern. 2 Bde. Berl. 1786—87.

2) Es verdient nämlich angemerkt zu werden, wie die oft so einzeln und zerstreut wohnenden Reform. Gemeinden immer irgend ein Band der Gemeinschaft und Theilnahme an einander unterhielten, so daß auch die fernsten und kleinsten nicht unbeachtet blieben und alle von einander wußten. In dem eben anzuführenden Verzeichniß meines sel. Vaters finden sich auch die vornehmsten Reformirten Gemeinden in Frankreich und deren Prediger namhaft gemacht.

3) Es ist zu bedauern, daß von dieser letzten Reformirten Universität im Preußischen, der ehrwürdigen Viadrina (gestiftet 1505 v. Kurf. Joachim I., berühmt durch ihren ersten Rector Conrad Wimpina und dessen Collegen, den berüchtigten Joh. Tezel, durch Namen wie Andr. Musculus und Cornerus, durch Ref. Theologen wie Pelargus, Bergius, Jablonsky, Stosch, Töllner ꝛc., nach Breslau verlegt 1811) nicht einmal eine bis zu Ende gehende Geschichte vorhanden ist. Noch manchen Zeitgenossen werden aber die Namen der wahrhaft gediegenen Gottesgelahrten: Isaac Causse, Dettmers, Muzel, Elsner, Spieker, Philosophen wie Daries, Meister, Solger, Juristen wie Madihn, Reitemeier, Aerzte wie Otto, Behrends, Ge-

Digitized by Google

und Inspector der Kirchen und Schulen Reformirter Diöcese war, ein Verzeichniß aller Ref. Kirchen in den Preußischen Landen und ihrer Prediger, und darin mit seiner treuen Hand auch diese beiden Kirchen des Ostpr. Oberlandes und die Folgereihe ihrer Geistlichen nachgetragen fand, als deren Nachfolger er sich gewiß nicht einen seiner Söhne gedacht hatte. Hiernach sei es mir erlaubt, das was ich von geschichtlichen Notizen über die benannten Kirchen aus den Kirchenrechnungen, Kirchenbüchern und andern zerstreuten Blättern der hiesigen Pfarr-Registratur vorfand, kurz zusammenzustellen.

Samrodt — vielleicht von den alten Samiern oder Pomesamiern durch Rodung der Wälder angelegt und davon benannt — im Mittel der 3 Städte Mohrungen, Pr. Holland und Saalfeldt auf 2 Meilen Entfernung, am Samrodt-See, an der lebhaften Landstraße von Elbing nach Warschau, in anmuthiger fruchtbarer Ebene, gelegen, hatte vor etwa hundert u. dreißig Jahren noch keine Kirche, sondern in dem zum hiesigen Kirchspiel gehörigen [4]) Dorfe Freiwalde befand sich eine kleine Kirche oder Kapelle, wovon die Rudera auf dem dasigen Kirchhof neben der Stelle, wo jetzt die

---

schichtforscher wie Bredow und Hüllmann, Philologen wie Schneide, Saxo, ehrwürdig und in dankbarem Gedächtniß sein.

4) Ueberhaupt gehören zur Parochie Samrodt die Dörfer: Samrodt (Groß und Klein Samrodt) Freiwalde und Mahrau, früher auch noch Friedrichsbruch, welches aber seit der Regulirung der bäuerl. u. gutsherrl. Angeleg. durch Abbau der dasigen Wirthe nach Freiwalde, eingegangen ist; ferner die Vorwerke Pfalzdorf, Wackelsdorf, Rehberg, Klein Samrodt; einzelne Fischerbuden und eine Windmühle, mit einer Bevölkerung von etwa 1100 Seelen. Außerdem hielten sich dazu die hohen Familien Ref. Confession, zu Schlobitten, Carwinden, Powunden, Wiese, Maldeuten, Jäskendorf, Schönberg, Finckenstein, Sassen u. a., letztere beiden auch noch.

Digitized by Google

Schule steht, noch zu sehen sind [5]); sie hatte aber keinen eignen Prediger, sondern wurde von dem benachbarten Pfarrer in Wilmsdorf (Wilhelmsdorf) curirt, verfiel zuletzt gänzlich und die Gemeinden mußten theils bis Wilmsdorf, theils nach Grünhagen, je nach der Lage ihrer Ortschaften, zum Gottesdienst gehen.

Ferdinand Christian Graf und Edler Herr zur Lippe, Kön. Großbrittanischer Generallieutenant, war der erste Besitzer der Samrodtschen Güter (von früheren Herren und Verhältnissen Samrodts konnte ich nichts ermitteln), welcher, dem Reformirten Glaubensbekenntniß zugethan, den Entschluß faßte, hier am Orte selbst eine Kirche zu bauen, zunächst „zum Besten seiner armen Reformirten Unterthanen," welche sich bis dahin in einem Saal im Schloß versammelt zu haben scheinen: denn in dem Kirchenbuche vom Jahre 1710 p. 157 wird einer Trauung erwähnt, die „in dem Saale zu Samrodt" vollzogen worden [6]). Es läßt sich nicht urkundlich feststellen, wann und wie sich hier

---

5) Auf diesen Umstand gründet die Commune zu Freiwalde noch das Recht, ihren Begräbnißplatz nicht als eine Mogille, sondern als einen Kirchhof zu betrachten, und daher die Forderung, daß ihre Leichenbegängnisse jedesmal von dem Pfarrer aus Samrodt begleitet werden, so daß, da nur 2 Gottesäcker im ganzen Kirchspiele sind, alle und jede Leiche, vom kleinsten Kinde bis zum Greise, vom hiesigen Geistlichen mit Rede, Gebet und Segen bestattet wird, welches den Dienst bei der Gemeine in Zeiten größerer Sterblichkeit, und da der Prediger unentgeltlich mit seinem eignen Angespann hinüber fahren muß, in dieser Hinsicht etwas beschwerlich macht.

6) Die älteste und erste Reform. Kirche in Preußen soll die im nachbarlichen Carwinden sein, in welcher an einem Tage, den 16. April 1713, der genannte Graf zur Lippe mit der Burggräfin Ursula Anna zu Dohna-Schlobitten, und der Graf Wilhelm Heinrich zu Solms mit der Burggräfin Sophie Albertine zu Dohna durch den hiesigen ersten Reform. Prediger Joh. Heinr. Jacobi ehelich verbunden wurden.

zuerst Reformirte zusammengefunden und niedergelassen, zu vermuthen aber, daß sie aus Frankreich, der Schweiz, der Pfalz und Holland eingewandert, unter dem milden Scepter der Preußischen Könige, hier wie an andern Orten der Monarchie, Aufnahme gefunden haben, und daß der genannte erlauchte Grundherr aus seiner Heimath selbst mehre seiner Unterthanen hierher übersiedelte [7]). Dieser suchte bei Sr. Majestät dem ersten Könige von Preußen, Friedrich I., die Erlaubniß zum Bau einer Kirche, und zwar einer Reformirten Simultan-Pfarr-Kirche mit dem jus Patronatus über dieselbe gebührend nach, und erlangte dieselbe mittelst Königlicher Kabinets-Ordre d. d. Oranienburg den 24. April 1708 (s. Beilage No. 1.), aus welcher Kön. Stiftungsurkunde das eigenthümliche Verhältniß dieser Pfarrkirche hinlänglich zu ersehen ist. Der Bau wurde sofort auf eigne Kosten des edeln Grafen in einem Flügel des herrschaftlichen Schlosses ausgeführt und der Anfang des Gottesdienstes in dieser Schloßkirche noch in demselben Jahre von dem ersten

---

7) Wenigstens finde ich folgende fremde Namen unter der Gräfl. Dienerschaft in den Kirchenbüchern aufgeführt: Joh. Behrend-Runde, Hof-Schmid aus der Grafschaft Lippe; Jean Jacque Lormier, Hofmann auf Neufchatel; Abrah. Sauvage, Hofgärtner; Ulrich Holder-Egger, Amtmann, aus d. Schweiz; Salomon Fröse-Witt, Hofchirurg aus den Niederlanden; Charle Deppe (Dapp) Hofbäcker 2c. Ferner die Französ. Namen: Le Maitre, Gaussein, Fasquel, Montois, Harries 2c. Auch die Familien Tolksdorf, Borstell (Borschel), Bartsch, Conrad, Dapp (eigentl. Deppe), Trittschack, Marquard, Schott, Lerbs, Zanthin, Goschau (eigentl. Gauchot), Mezing, Bastian, Rosanski u. a., die größtentheils noch existiren, sind sämmtlich ausländischen und Reformirten Ursprungs. Auch soll Pfalzdorf von Pfälzer Colonisten den Namen erhalten haben. Im Laufe der Zeit haben die Nachkommen dieser Reformirten Uebersiedler durch den Einfluß ihrer einheimischen Lutherischen Mütter und in Folge mehrer längerer Vacanzen bei hiesiger Pfarrstelle, großentheils den Glauben ihrer Väter mit dem ihrer Mütter vertauscht.

Digitized by Google

hiesigen Prediger Johann Heinrich Jacobi gemacht, obschon leider weder der Tag dieses ersten Gottesdienstes, noch der Kostenbetrag dieses Kirchenbaues irgendwo angemerkt gefunden wird. Nur 16 Jahre hindurch genoß der fromme Stifter die Freude, in dem von ihm erbauten Tempel anzubeten, er starb schon im 56sten Lebensjahre an der Wassersucht, den 18. Octbr. 1724, auf seinem Lustschloß im Thiergarten hieselbst; seine sterblichen Ueberreste wurden in dem Burggräflich zu Dohnaschen Gewölbe in der Kirche zu Mohrungen beigesetzt. Die Samrodtschen Güter kamen nun an die mit dem verewigten Besitzer verschwägerte hohe Familie der Burggrafen und Grafen zu Dohna (siehe Anmerkung 6.) und namentlich an den Burggrafen Friedrich Ludwig zu Dohna und Wartenberg, Königl. Preuß. General-Feldmarschal. Da unterdessen die Kirche im Schloß sammt demselben verfallen, so erbaute dieser hochherzige Besitzer im Jahre 1739—41 die gegenwärtig noch stehende schöne Kirche, welche, wie das herrschaftliche Amthaus von der südlichen, so von der nördlichen Seite den Hauptflügel des neuen Schlosses bilden sollte [8]). Der Bau des letztern, welches eins der größten in der Provinz geworden sein würde, ist aber, vermuthlich weil der Besitzer in seinen hohen Staatsdiensten theils als Gesandter in Warschau (1736), theils als Commandant der Festung Wesel, meist abwesend war, unterblieben; daher steht die Kirche (wie, mit ihr parallel, das Amthaus) allein, auf einer sanften Anhöhe, von schönen grünen Plätzen umgeben und östlich an einen herrlichen alten Lindenhain lehnend, welcher den ehemaligen herrschaftlichen Garten umschließt und sich bis an den freundlichen See hinzieht. Die Kirche

8) Daher noch bis auf den heutigen Tag die Kirche auf der östl. Seite, wo sie mit dem Schlosse verbunden werden sollte, nicht abgeputzt ist, sondern hervorstehende Bindefugen in der Mauer zeigt, gleich wie gegenüber das Amthaus auch.

Digitized by Google

ist ganz massiv, 110 Fuß lang, 39 Fuß breit, und bis zum Farst des zweimal gesenkten (holländischen) Daches 44 Fuß hoch; inwendig mit einem gerohrten zierlichen Gypsgewölbe versehen, welches auf zwei Reihen von 16 hölzernen Pfeilern ruht. Diese Pfeiler tragen zugleich die auf 3 Seiten umlaufenden Chöre, zu denen je 2 Treppen hinaufführen. Im Schiff der Kirche befinden sich 18 parallel laufende Reihen Stände (Sitze für die Frauen), welche die Namen der zugehörigen Ortschaften tragen, und wie die Chöre, Pfeiler und das ganze Innere der Kirche weiß mit goldgelben Leisten gestrichen sind, wodurch die Kirche für den Eintretenden ein überaus freundliches und würdiges Ansehn gewinnt, indem zugleich 21 große lichte Fenster den innern Raum erhellen. Die Kanzel, welche, auf der Westseite, den Sitzreihen grade zugekehrt steht, und zu der von beiden Seiten eine Treppe symmetrisch sich hinaufwindet, trägt mit goldnen Buchstaben die dreifache Inschrift: vorn: aus Hesekiel 37, 19.: „So sprich zu ihnen: so spricht der Herr: Siehe ich will das Holz Josephs, welches ist in Ephraims Hand, nehmen sammt ihren Zugethanen, den Stämmen Israels, und will sie zu dem Holz Juda's thun und Ein Holz daraus machen, und sollen Eins in meiner Hand sein;" auf der linken: aus Joh. 6, 63.: „Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. Die Worte, die ich rede, sind Geist u. sind Leben;" und aus Offenb. 22, 18.: „Ich bezeuge aber Allen, die da hören die Worte der Weissagung in diesem Buch. So jemand dazusetzt, so wird Gott hinzusetzen auf ihn die Plagen, die in diesem Buche geschrieben stehen;" und auf der rechten Seite: aus Lucä 12, 32.: „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben;" und aus Jesaiä 11, 13.: „Und der Neid wider Ephraim wird aufhören und die Feinde Juda's werden ausgerottet werden, daß Ephraim nicht neide den Juda und Juda nicht sei wider Ephraim," letztere besonders

Digitized by Google

passend gewählt in Beziehung auf das Simultaneum. Vor der Kanzel befindet sich der Tisch des Herrn in einem Raume, welcher um eine Stufe über dem durchweg mit gebrannten Fliesen ausgelegten Fußboden, erhöht ist. Die Sacristei an der Vorhalle, das Thürmchen auf dem Westende des Kirchengiebels, so wie die Glocke (in einem zur Seite der Kirche befindlichen Glockenstuhl hängend) und die Orgel, sind verhältnißmäßig gar klein; letztere erfüllte im Jahre 1833 ihren hundertjährigen Dienst zum Lobe Gottes, bei ihrem geringen Umfang volltönend und wohllautend genug. Der äußere Bau dieser schönen Kirche [9]), deren sich selbst eine Hauptstadt nicht zu schämen hätte, wurde am 21. Juni 1741 mit Aufrichtung der Thurmspitze vollendet, in deren Knopf eine Schrift gelegt wurde, davon sich eine zierliche Abschrift unter den Kirchenpapieren findet. Sie enthält ein Gedicht von dem damaligen Amtmann Abraham Pauli zum Andenken dieses Baues verfaßt, welches seines Ursprungs und seiner Originalität wegen vielleicht eine Stelle in diesem vaterländischen Archiv verdient (siehe Beilage No. 2.). Die Einweihung der Kirche erfolgte aber erst den 5. August 1742 zur Zeit des zweiten hiesigen Predigers Christian Pauli. Diese Nachricht verdanke ich einer zufällig aufgefundenen Note in dem ältesten hiesigen Kirchenbuche S. 333, wo bei Anführung einer Taufe den 5. August 1742, die Bemerkung steht: „bei der Kircheinweihung;" denn leider ist von dieser Feier nicht das Mindeste aufbewahrt worden, welches wohl der bald darauf erfolgte Tod des Prediger Pauli verhindert haben mag. Die Baukosten betrugen die bedeutende Summe von 9507 Fl. 25 gr. 6 pf., oder nach jetzigem Münzfuß 3169 Thlr. 8 sgr. 4½ pf. Und wer hat diese, fast ausschließlich hergegeben? Das edle Volk der

9) Leider heischt sie nun bald dringend eine gründliche Reparatur!

Holländer! die durch beharrliches Festhalten ihres Reichsgrundsatzes „Concordia res parvae crescunt“ in Stand gesetzt, zu aller Zeit das Wort des Apostels Galat. 6, 10.: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen,“ wahrnahmen, und wie für viele andere bedürftige Reform. Kirchen des In- und Auslandes, so auch für die hiesige reiche Liebesgaben mit christlichem Edelmuthe spendeten, zu einem redenden Zeugniß, wie das Interesse für die Kirche — das Reich Gottes auf Erden — ihnen weit hinausgehe über die engen Gränzen des Staats [10]). Der edele General-Feldmarschall Burggraf zu Dohna leitete von Wesel aus diese Beisteuer in Holland ein, und die Prediger und Vorsteher der hiesigen Kirche versäumten nichts, diese Handreichung von Neuem nachzusuchen. So brachten nach und nach die Reformirten Synoden von Nord-Holland, Süd-Holland, Friesland, Ower-Yssel, Geldern, Seeland, Gröningen, Utrecht, auf ihren jährlichen Versammlungen Collecten, in Posten von 50, 100, 200, 2000 Gulden, zusammen (s. Beilage No. 3.), so daß bis zum Jahre 1752 die Summe von 6449 Fl. an die edle Grundherrschaft, welche die Auslagen bereitwillig gemacht und sonst vieles hergegeben hatte, allmählig abgezahlt werden konnte. So ist denn die hiesige Kirche recht eigentlich ein Werk der christlichen Liebe, aus lauter Liebesgaben erbaut, ein Werk der Kirche selbst: denn ich finde sonst nur angemerkt, daß aus dem Material der alten Kirche etwa die Summe von 1500 Fl. gelöst wurde. Wohl aber muß rührend anerkannt werden, daß von des Königs Majestät 40 Stück Eichen und 10 Schock Fichten-Rahnen aus den Königl. Forsten huldreich geschenkt worden, und daß insbesondere die edelmüthige

10) Ein noch leuchtenderer Beweis ihres frommen thätigen Glaubenssinnes sind ihre ausgebreiteten Missionen in den verschiedenen Theilen der Erde.

Digitized by Google

Wittwe des während der Zeit zu Wesel den 6. Januar 1749 am Schlagfluß in dem Herrn entschlafenen Gen.-Feldmarschalls Burggrafen zu Dohna, eine geborne Reichsburggräfin und Gräfin zu Dohna, im Geiste ihres würdigen Gemahls die zuletzt noch fehlende Summe von 1500 Fl. (500 Thlr.) niederschlagen ließ, indem sie in ihrem Handschreiben d. d. Wesel den 8. Septbr. 1751, ihren frommen Sinn beurkundend, sagt: „Doch will ichs nach reifer Ueberlegung mit willigem Herzen geben — Gott hat mir in meiner Betrübniß und Bekümmerniß so viel Gutes gethan — und die 500 Thlr., sprich Fünf Hundert Thaler aus-streichen." — Indessen dauerten die „jährlichen Collecten der Holländischen Synoden für Samrodt," zur Aufhilfe des gesammten Kirchenwesens, für Reparaturen [11]), Schul-, Wittwen-, Waisen- und Armenpflege noch länger, ununterbrochen bis zum J. 1794 fort (s. Beilage No. 3.), als ein rechtes Denkmal nachhaltiger u. unermüdeter christlicher Bruderliebe [12]), worüber die hiesigen Prediger und die herrschaftlichen Amtleute die genaueste Rechnung führten und legten. Nach dem Ableben ihres erlauchten Gemahls zu Wesel, hatte sich die edele Gräfin, so sehr ihr Herz an Samrodt hing und so gern sie hier ihre Wohnung genommen hätte, dennoch bewogen und veranlaßt gesehen, diese Güter zu verkaufen; sie schreibt darüber in dem eben angezogenen Brief d. d. Wesel den 8. Septbr. 1751 an den damaligen Hofprediger v. Trauen: „Beides

---

11) So wurde davon z. B. das hiesige Pfarrhaus 1765 wieder schön auferbaut mit 603 Thlr. und von 1770 bis 87 auf Reparaturen an Kirch-Pfarr-Schul-Gebäuden die Summe von mehr als 550 Thlrn. verausgabt.

12) Nicht uninteressant ist die Lectüre der einzelnen theils Holländischen, theils Lateinischen wahrhaft ehrwürdigen Briefe der Holländischen Synoden an die hiesigen Prediger und Kirchenvorsteher, und deren Erwiederungen, Bitt- und Danksagungsschreiben. Ich erlaube mir ein Paar Specimina im Anhang No. 4. hier mit beizufügen.

Digitized by Google

(Samrodt behalten und darin wohnen) wäre mir lieb gewesen, wenn es mir möglich gewesen. Vielerlei Umstände halber hat es aber nicht geschehen können; doch habe ich gesorgt, daß es (Samrodt) in Reformirte Hände gekommen, und zweifle ich nicht, der Herr Graf v. Dönhoff werde sich der guten Reformirten Gemeinde bestens lassen angelegen sein — — —." Der hier genannte Graf v. Dönhof war der fromme Reichsgraf Philipp Otto v. Dönhof, Herr der Quittainen-Schönau-Rautenschen Güter, welcher im Jahre 1751 Samrodt dazu erkaufte. —

Auf diesem Wege und zu der Zeit kam also Samrodt an die Herrschaft Quittainen und von dem Hause Dohna an das Haus Dönhof, wiewohl der kirchliche Verband mit Quittainen schon früher bestanden hatte, wie sich bald bei der Nachricht über Quittainen ergeben wird, da diese beiden hohen Häuser derselben Confession zugethan und unter einander verschwägert waren. Diese glückliche, auch für die Kirche sehr gesegnete Verbindung, an welche noch manches graue Haupt in der Gemeinde, als an die alte gute Zeit zurück denkt, bestand fast ein halbes Jahrhundert lang. Derselbe Geist der Milde, der ächten christlichen Frömmigkeit, der innigen Liebe für die Kirche des Herrn, welcher die edeln Vorfahren ausgezeichnet hatte, beseelte auch den nunmehrigen ehrwürdigen Besitzer und blieb das köstliche Erbtheil auch der folgenden Geschlechter dieses erlauchten Namens, obschon sie nicht Erben dieser großen Güter wurden: denn als der fromme Graf Philipp Otto sein innerlich vielbewegtes, zuletzt durch empfindliche körperliche Leiden viel geprüftes Leben auf seinem Schlosse zu Quittainen am 25. April 1787 auf eine wahrhaft erbauliche Weise beschloß, und seine gleichgesinnte Gemahlin Amalie geborne Reichs- und Burggräfin zu Dohna-Schlodien und Vianen nach 11 Jahren ihm in die Ewigkeit nachfolgte, wurden die sämmtlichen großen Güter, nach der Bestimmung der vortrefflichen Erblasser, welche sich aller ihrer hoffnungs-

Digitized by Google

vollen Kinder (4 Grafen Söhne und 2 Gräfinnen Töchter) in der Blüthe des Alters, aufs schmerzlichste beraubt gesehen, zu milden Stiftungen verwendet, wovon bei Quittainen das Weitere gesagt werden wird. — Zum Besten eben dieser Stiftungen wurde indessen Samrodt bald darauf wieder davon getrennt und im Jahre 1799 verkauft an den Königl. Preuß. Major und Landstallmeister Otto Heinrich Friedrich v. Domhardt, Lehnsherrn der Bestendorf- und Wilmsdorfschen Güter, wodurch die hiesige Kirche unter das Patronat dieses Besitzers zu stehen kam. Auch diesem Schutzherrn, obschon die Zeit seiner Entwickelung (geboren den 3. März 1756 als der älteste Sohn des berühmten Oberpräsidenten v. Domhardt auf Worienen) [13]) einer kalten Philosophie (Voltaire) angehörte, kann das Urtheil der Wahrheit die Anerkennung nicht versagen, mit einem ungemeinen Schatze seltener Kenntnisse und Lebenserfahrungen Ordnung und strenge Gerechtigkeit verbunden zu haben, welche sich in den späteren Jahren seines Lebens zu besonnener Milde und einsichtsvollem Wohlwollen verklärte. Bereitwillig erweiterte derselbe namentlich die hiesige Kirchschule mit einer anderen Klasse und Anstellung eines zweiten Lehrers im Jahre 1835, und beschloß seine Tage unter Erbauung eines schönen neuen Schulhauses zu Mahrau. Auch hatte er der Kirche, von der er leider bei seinem harten Gehör den vollen Himmelssegen nicht empfangen konnte, in seinem Vermächtnisse nicht vergessen, indem er zur Ermunterung der Kirchen- und Schulbeamten in seinen Gütern, ein Legat von jährlichen 100 Thalern aussetzte. Er verschied am ersten Weihnachtsfeiertage 1835 in der ersten Frühstunde an einem Lungenschlage auf seinem Schlosse in Bestendorf im beinahe erreichten 80. Lebensjahre, die schönen Besitzungen seinem geistverwandten Neffen und Erben seines väterlichen Namens hinterlassend, in dessen Händen nun das Patronat dieser Kirche ruht.

13) Vergl. über ihn Pr. Prov.-Bl. Jahrg. 1831 S. 1.

Digitized by Google

Quittainen, 1½ Meilen von Samrodt in einem sehr fruchtbaren anmuthigen Thale von reizenden Berghügeln mit herrlichen Laubwäldern und Hainen amphitheatralisch umkränzt, Hainen, die, zum Anbau gelichtet, vielleicht dem Ort den Namen gaben [14]), gehörte urkundlich zuerst dem Churfürstlichen Schloßhauptmann zu Brandenburg und Bartenstein, Antonius v. Borke, welchen schon der erste Herzog in Preußen, Markgraf Albrecht von Brandenburg, in einer Handfeste d. d. Königsberg den 4. Decbr. 1557 (s. Beilage No. 5.) außer vielen Gütern im Amte Mohrungen, Osterode, Deutsch Eylau, Zinthen, auch mit folgenden Gütern im Amte Pr. Holland, als Magnitz, Mecken, Preußhöfen (vielleicht das jetzige Bürgerhöfen?), Crinau (jetzt Krönau), Cölmenick (jetzt Cölming), Trauten, Sallen (etwa Sollainen?), Schkulmen (jetzt Scolmen), Gelenfeld, Belen, Kiwitten, Ramten, Davids, Lemans und Groß und Klein Quittainen, um seiner treuen Dienste willen, belehnt hatte, welche Schenkung darauf Markgraf Albrecht Friedrich in einer andern Handfeste d. d. Königsberg den 17. April 1573 bestätigte. Wie lange Anton v. Borke und seine Familie in dem Besitz dieser großen Güter geblieben, ist unbekannt, in Absicht Quittainens indessen wahrscheinlich bis 1681 (also 124 Jahre lang), in welchem Jahre der General-Feldmarschall George Baron v. Derfling als Lehnsherr der Quittainenschen Güter aufgeführt wird, während der v. Borkeschen Erben auch noch in der Kirchenrechnung vom Jahre 1683 Erwähnung geschieht. Der genannte Baron v. Derfling besaß Quittainen bis 1695 [15]). Nach seinem in diesem Jahre erfolgten Ableben kam dieses Lehn an den General-Feldmarschal

14) Gleichsam: Quitt Hain! der Hain ist nicht mehr! Doch erscheint dies mehr als ein Calembour.

15) Ich muß es sehr bedauern hier nur chronikenartige Bruchstücke geben zu können, da mir etwanige Dokumente nicht zugänglich waren.

Digitized by Google

Johann Albrecht Graf v. Barfuß, welcher der Quittainenschen Kirche ein Kapital von 450 Mk. = 100 Thlr. schenkte. Ihm folgte in dem Besitz vom Jahre 1704 ab sein würdiger Sohn Carl Friedrich Ludwig Graf v. Barfuß, welcher für die kirchlichen Angelegenheiten ein lebhaftes und edles Interesse beurkundete. Bis dahin hatte Quittainen nämlich, wie früher auch Samrodt, nur eine Kapelle oder kleine Kirche, welche auf dem ziemlich entlegenen Kirchhof stand, und bald von den Predigern aus Grünhagen (1683 wird ein Herr Adjunctus Binsingk aus Grünhagen erwähnt), bald aus Groß Thierbach (seit 1691, wo ein Pfarrer Kleipke aus Groß Thierbach genannt ist) bedient wurde; mit der Zeit wurde dieselbe aber so baufällig, daß die Gemeinde im Jahre 1708 genöthiget war, in der Kirche zu Groß Thierbach zu communiciren. Da beschloß der fromme Graf, eine neue Kirche in Mitten des lieblichen Ortes — und zwar, da er, wie seine ehrwürdigen Ahnen, der Reformirten Confession angehörte, zum Besten seiner vielen glaubensverwandten Unterthanen, eine Simultan-Kirche nach dem Muster der Samrodtischen — zu erbauen. Mit dem Jahre 1714 wurden dazu die Materialien herbeigeschafft und der gediegene Bau 1719 vortrefflich vollendet. Die Kosten betrugen 6793 Fl. 76 gr. 15 pf. oder 2264 Thlr. 76 gr. 15 pf., zu deren Deckung ein Kapital der alten Kapelle von 1026 Thlr. 14 gr. 12 pf. verwendet und von der hochherzigen Mutter des erlauchten Besitzers, der verwittweten Frau Feldmarschallin Gräfin v. Barfuß geb. Reichsgräfin v. Dönhof, die bei weitem größere Hälfte der Summe mit 1238 Thlr. 62 gr. 3 pf. edelmüthig geschenkt wurde. Diese Kirche, in der Nähe des Gräflichen Schlosses, von hohen Linden umschattet, von Außen ohne Anwurf, gediegen massiv, ist etwa halb so groß wie die zu Samrodt, hat einen schönen massiven hohen Thurm mit einer Uhr, welche Stunden und Viertelstunden an zwei wohlklingenden Glocken angiebt; inwendig

in

in länglichrunder Form gebaut, durchaus weiß gestrichen, oben mit einer wölbenden Gypsdecke versehen, der Fußboden mit gebrannten Steinen getäfelt, von 6—8 großen Bogenfenstern erhellt. Vor der Kanzel, auf die man aus der geräumigen Sacristei hinaufsteigt, steht der heilige Tisch; in der Mitte und rund umher befinden sich die Stände für die Zuhörer und der Kanzel gegenüber ein Chor, worauf die Orgel steht. — Wie schon bemerkt, hatte der fromme Lehnsherr bei Erbauung dieser Kirche die Absicht, für sich und seine zahlreichen Glaubensgenossen den Gottesdienst in derselben entsprechend einzurichten, und, wie in Samrodt, ein Simultaneum zu gründen. Die dazu gebührend eingeholte Königl. Concession erfolgte d. d. Berlin den 7. August 1728. Zum Prediger für den Reformirten Theil der Gemeinde wurde der Hofprediger zu Samrodt (damals Joh. Heinr. Jacobi) zugleich mit bestellt und am 26. März 1731 den 2. Osterfeiertag der Anfang des Gottesdienstes Reformirter Seits und den Sonntag darauf Lutherischer Seits gemacht und hiermit die Kirche eingeweiht [16]), wiewohl dieses Simultaneum erst später, nach vielen Verhandlungen und Rescripten, auf Königl. Befehl vom 22. Januar 1733 durch eine eigens dazu höchstverordnete Commission am 12. und 13. März 1733 feierlich eingeführt und für alle Zeiten festgestellt wurde. Bei dieser hohen Commission waren in Quittainen gegenwärtig: Reformirter Seits: der Hofprediger Wilhelm Crichton und Jacob Engelbrecht aus Königsberg; Lutherischer Seits: Herr Heinrich Albrecht von Kalnein und der Baron Ernst Friedrich von Lewald, der Oberhofprediger Dr. Joh. Jac. Quandt. Hier wurde unter Andern festgesetzt: 1) daß weder die sonntäglichen liturgischen Gebete, noch die Worte der

16) Vor 6 Jahren hätte also die Kirche ihr hundertjähriges Jubiläum feiern können, wenn dieses Datum damals bekannt gewesen wäre.

Einsetzung beim H. Abendmahl gesungen, sondern verlesen, 2) bei der H. Taufe der Exorcismus weggelassen, 3) die Kasel (das weiße Chorhemd der Geistlichen) niemals gebraucht werden, 4) auch nur ein Tisch in der Kirche für die heiligen Handlungen beider Theile statt haben solle. Hinsichtlich der Gottesdienstlichen Tage wurde angeordnet, daß der Lutherische Prediger aus Groß Thierbach jedesmal den zweiten Sonntag im Monat und den 3ten (jetzt 1sten) Feiertag der hohen Feste, so wie Charfreitag und Himmelfahrtstag; der Reformirte Prediger aus Samrodt jedesmal den letzten Sonntag im Monat, und wenn der Monat fünf Sonntage hat, den 3ten und letzten, so wie an den drei hohen Festtagen den 2ten Feiertag in Quittainen den Gottesdienst halten solle, welches noch bis auf den heutigen Tag von beiden Theilen genau beobachtet wird, und wobei nur zu bemerken ist, daß, während der Reformirte Prediger in Quittainen, der Lutherische Prediger aus Grünhagen in Samrodt predigt, letztere Kirche also sonntäglich mit Predigt bedient wird. — Der genannte edelmüthige Graf C. F. L. v. Barfuß hörte nicht auf, bis an sein Ende für die Kirche väterlich zu sorgen und ihr sein ganzes Interesse zu weihen. Er beschaffte nicht nur das hübsche Orgelwerk und die Thurmuhr nebst einer Glocke, welche kostbaren Gegenstände in der obigen Bausumme nicht mit inbegriffen zu sein scheinen, sondern setzte auch in seinem Testamente d. d. Rogau den 24. Juni 1741 ein Kapital von 2000 Thlr. aus, zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens und des Gehaltes der Kirchen- und Schulbeamten, und beschloß mit dieser schönen Stiftung wahrhaft würdig sein segensreiches Leben. Er war ein Kirchen-Patron im vollsten Sinne des Wortes: Erbauer, Beförderer und Schutzherr der Kirche Christi, und that, ein Werkzeug Gottes, an seinem Theile treu, warum diese sonntäglich bittet: „Nimm Dich, o Gott, allenthalben gnädig Deiner Kirche an und schaffe ihr Pfleger und Wohlthäter

Digitized by Google

an allen Herrschaften und Regenten;" aber er genoß auch ihres Segens und ihrer Fürbitte Frucht, wenn sie auch sonntäglich für ihre Schutzherren betet: „Laß, Herr, Deine Gnade groß werden über sie und setze sie zum Segen für und für." In diesem christlichen Edelsinn und Erfahrung göttlichen Friedens kam ihm sein würdiger Nachfolger Philipp Otto Reichsgraf v. Dönhoff gleich, welcher mit dem Jahre 1742 die Quittainenschen Güter übernahm, und dieselben durch den Ankauf des Gutes Schönau und Gehlfeldt, so wie der Rautenschen und Samrodtschen Güter, wovon oben bei Samrodt das Nähere gesagt ist, erweiterte. Er war es, der im Jahre 1763 eine zweite Thurmglocke für 206 Thlr. 45 gr. 3½ pf. umgießen und vergrößern, der aus eignen Mitteln das gegenwärtige massive Schulhaus für mehr als 1000 Thlr. ausbauen ließ, der an die Kirche und Schule und zur besseren Besoldung ihrer Beamten nach und nach die Summe von 1100 Thlr. schenkte und durch seinen kirchlichen, frommen, milden, gediegenn Sinn ein leuchtendes Vorbild, ja ein wahrer Vater seiner Unterthanen wurde, und seinen frommen christlich freudigen Glauben wie in seinem innerlich viel bewegten schwer geprüften Leben, so auch auf seinem langwierigen leidensvollen Sterbebett, zur Erbauung Aller, bis zum letzten Augenblick beurkundete, welcher am Sonnabend (dem großen Sabbath zwischen Charfreitag und Ostern) den 25. April 1787 Nachmittag um 4 Uhr eintrat, in des edeln Greises vollendetem 87. Lebensjahre. Es ist mir nicht vergönnt und vielleicht dürfte es auch hier nicht seines Orts sein, das fromme gesegnete Stillleben dieses Knechts Gottes und wahrhaft christlichen Kirchenpatrons [17]), wie seiner vortrefflichen, ihm

17) Derselbe war geboren zu Memel den 4. März 1710. Sein edler Vater war Leo Magnus Reichsgraf von Dönhof, Herr auf Friedrichstein, Hohenhagen und Schönmohr, Kön. Pr. Staatsminister, Generallieutenant und Gouverneur

gleichgesinnten Gemahlin, Frau Amalie geb. Reichsburggräfin und Gräfin zu Dohna-Schlodien und Vianen, zu beschreiben und die schweren Trauer- und Prüfungswege, die der Allweise sie führte, zu schildern. Eilf Jahre überlebte die einsame Wittwe den Vorangegangenen, und krönte, da ihr der Herr Alles, was ihrem Mutterherzen angehörte, genommen hatte, den angeborenen Sinn der Menschenliebe damit, daß sie alle diese ihre Güter zu milder Zwecken und Stiftungen verwendete, die als redende Denkmale eines seltenen Hochsinnes bis auf den heutigen Tag dastehen, eines Hochsinnes, der in den Dankesthränen Tausender von Unterstützten fortwährend seine Verklärung findet. Schreiber dieses muß es einer andern Feder überlassen, die vielen wohlthätigen Anstalten, welche das schöne Quittainen zu einem Asyl, zu einem Ort segnender Mildthätigkeit und Menschenfreundlichkeit machen, — die Stiftungen, woraus soviele würdige aber bedürftige Familien und Personen n der Ferne wie Nähe, Unterstützung beziehen, — die Hospitäler zur Pflege schwacher und betagter Menschen — das Nähere würdig zu beschreiben. — Das Curatorium dieser großartigen Stiftungen ruht in der Händen der erlauchten hochgräflichen Familie v. Dönhof-Friedrichstein, welche zugleich das Patronat über diese Simultan-Kirche mit jenem angestammten väterlichen Sinne führt, nachdem das Compatronat mit dem Ableben des verewigten Grafen Paul v. Dönhof auf Hohendorf am 16. Jan. 1833 erloschen ist.

---

der Festungen Pillau, Memel und Friedrichsburg; seine Mutter Frau Amalie Reichs-Burg-Gräfin und Gräfin zu Dohna-Schlobitten und Wartenberg. Er selbst hatte als Major in Preuß. Diensten gestanden, zog sich aber bald auf seine Güter zurück (1740) und vermählte sich 1742 mit der R.-B.-Gräfin Amalie zu Dohna-Schlodien und Vianen, aus welcher Ehe 4 gräfliche Söhne und 2 Gräfinnen Töchter entsprossen, welche aber alle, zum Theil im blühenden Alter, ihren Eltern zur Ruhe der Seligen vorangingen.

Digitized by Google

Betreffend nun die Reformirten Geistlichen, welche an diesen beiden Kirchen gestanden haben und den Titel Hofprediger führten, so sind sie der Reihe nach folgende gewesen:

1. Johann Heinrich Jacobi, gebürtig aus der Grafschaft Lippe, berufen 1708 als Informator bei der Familie des Grafen Ferdinand Christian zur Lippe, trat seinen Dienst als ordentlicher Reformirter Prediger hier in Samrodt an den 22. Mai 1710, in Quittainen den 26. März 1731 (s. oben). Er fand eine sehr ausgebreitete Wirksamkeit in den verschiedenen hohen Häusern, die er bediente, in Schlodien, Schlobitten, Carwinden u. s. f. Im J. 1736 mußte er bei der Preuß. Legation in Warschau den Gottesdienst versehen. Er segnete jährlich viele Confirmanden ein; unter Andern legten vor ihm in hiesiger Kirche ihr Glaubensbekenntniß ab: Louise Gräfin zu Dohna-Carwinden, Amalie Elise Gräfin zu Dohna-Carwinden, Hans Krug v. Nidda, Dorothea Constantia Krug v. Nidda, Joh. Heinr. du Laurens, Elis. v. Hamilton, Louise v. Douglas ꝛc. Der hiesigen Kirche hat er über 30 Jahre lang, bis gegen Ende 1740 „mit aller Treue," wie ein Zeugniß aussagt, gedient, worauf er an die Reform. Kirche nach Pr. Holland und zum Inspector der Kirchen berufen wurde, auch späterhin das Prädicat als Consistorialrath erhielt. Jacobi war verheirathet an Rebecca Hoyers aus Bremen, mit welcher er Kinder hatte, deren 2 die hiesigen Kirchenbücher namhaft machen; nach ihrem am 23. Nov. 1727 erfolgten Tode verband er sich später wieder mit Eleonore Lampe aus Danzig. Sein Todestag ist mir nicht bekannt geworden; die letzte Kirchenvisitation hielt er hier 1767, in welchem Jahre er auch wahrscheinlich, also in hohem Alter, verstorben ist (s. Kirchenbuch I. p. 114, 250, 418). Er ist wohl zu unterscheiden von dem gleichzeitigen Prediger Balthasar Jacobi in Wilmsdorf, mit dem er befreundet, aber nicht verwandt war.

Digitized by Google

2. Christian Pauli, gebürtig aus Danzig, früher Reform. Prediger zu Reichertswalde, wurde gleich nach Jacobi's Abgang im J. 1740 her berufen. „Er hat," wie es in einem Bericht an das hohe Reform. Kirchendirectorium in Berlin heißt, „mit vieler Treue sein Amt verwaltet," aber nicht viel über 2 Jahre: denn er starb schon 1743 am 1. Januar nach 11 Uhr (vermüthlich Mittags) am Schlagfluß. (K.B. I. p. 458.) Sein Alter ist nicht angegeben, auch habe ich von seinen Schicksalen und Familienverhältnissen nichts Näheres ermitteln können [18]). Daß zu seiner Zeit die neu erbaute Kirche vollendet und am 5. August 1742 eingeweiht wurde, ist oben berichtet worden. Sein Nachfolger

3. Friedrich Albrecht Conrad v. Trauen, gebürtig aus der Grafschaft Neuwied, der Sohn eines Predigers, stand zuerst als Gräflicher Hofprediger in Schlodien (K.B. I. p. 324), von wo er im Jan. 1744 nach Samrodt u. Quittainen berufen wurde. Zwanzig Jahre hat er an diesen Gemeinden treulich gearbeitet. Von ihm wird erzählt, daß er einer hohen Person, die ihren Bedienten in heftigem Zorn mißhandelte, den Genuß des H. Abendmahls verweigert habe, bis sie demselben verziehen. Er lebte und starb bei seiner Gemeinde, in der noch vor Kurzem Einige lebten, die sich seiner Treue erinnerten. Am Sonntage d. 4. Dec. 1763 vollendete er im 59. Jahre seines Alters, im 20sten seines Amts, und ward auch am Sonntag darauf auf dem hies. Kirchhof zu Grabe bestattet. (K.B. II. p. 356.) Conrad v. Trauen war verheirathet mit Elisabeth Lesselle, und hatte viele Kinder, von denen 5 verzeichnet stehen. Im folgte

18) Er scheint indessen doch verheirathet gewesen zu sein und Familie gehabt zu haben, da erst nach Verlauf eines vollen Jahres, welches die Reformirten Prediger-Wittwen und Waisen als Gnadenjahr zu genießen pflegen, seine Stelle wieder besetzt wurde.

Digitized by Google

4. Jacob Theodor Thamm, aus Königsberg, wo sein Vater Kammerverwalter bei der Königl. Regierung war. Zuerst lebte er als Gräflicher Hofprediger zu Reichertswalde; von dort hierher berufen, trat er ein im August 1764 (K.B. II. p. 289), und wirkte hier unter manchen Kämpfen, bei sichtbar schwächlichem und reizbarem Körper, dennoch, wie es in einem Aktenbericht ausgedrückt ist, „treu und in Segen," an 18 Jahre lang. Ein Promemoria von ihm klagt über manche Unbilden und eingeschlichene Unordnungen in der Gemeinde (z. B. „daß am Sonntage Sommers auf dem Felde gearbeitet, zur Herbstzeit Flachs gebrochen werde;" „daß wenn der Prediger von der Kanzel gehe, auch die meisten Zuhörer aus der Kirche gingen;" „daß die Schuljugend nicht zum Gottesdienst angehalten würde;" „daß bei Trauungen vor der Kirche geschossen werde" u. s. w.), denen das ehrwürdige Kirchenpatronat zu Quittainen nicht allein ein ernstes Gehör lieh, sondern auch, in einer deshalb aufgenommenen Verhandlung, mit vieler Weisheit abzuhelfen wußte. — Thamm's eigenthümliche Schriftzüge tragen überall das Zeichen einer zitternden Hand. Er vollendete an der Schwindsucht den 24. Febr. 1782 im 66. Jahre seines Alters an einem Sonntage [19]) und ward am 1. März auf hiesigem Kirchhofe beerdigt, wo sein Grab noch zu sehen ist. Nach Aussage des hiesigen alten Reform. Kirchenvorstehers Jacob Dapp hat Thamm zwar eine Gattin, aber keine Kinder und nur eine Pflegetochter gehabt.

5. Carl Philipp Adolph Holder-Egger folgte ihm erst mit dem Jahre 1785. Er war der Sohn des aus der Schweiz gebürtigen hiesigen Gräflichen Amtmanns Johann Ulrich Holder-Egger, aus

19) Es verdient als etwas Seltenes beachtet zu werden, daß die genannten hiesigen Prediger sämmtlich an dem Tage vollendeten, an welchem sie Gottes Wort zu verkündigen gepflegt.

Digitized by Google

dessen zweiter Ehe mit Amalie Louise Teichert. Geboren den 24. Februar 1759, getauft von v. Trauen am 28. Februar dess. J., legte er am 22. August 1773 in derselben Kirche, der er späterhin so treulich diente, sein Glaubensbekenntniß vor dem Prediger ab, dessen Nachfolger er schon nach 12 Jahren zu werden wohl nicht geglaubt hätte: denn sein Vater hatte ihn für das landwirthschaftliche Fach bestimmt; allein die eminenten Gaben des Jünglings blieben dem edeln Kirchenpatron (Reichsgrafen Philipp Otto v. Dönhof in Quittainen) nicht verborgen; von demselben unterstützt entschied sich Holder-Egger für das Studium der Theologie, und nach 12 Jahren wohlgeführter Studien, zuletzt in Frankfurt a. O., ward er vom Patronat an die hiesigen Kirchen berufen, in welchen er als ein sehr geschickter und beliebter Prediger fast 25 Jahre lang das Wort des Herrn verkündigte. Er lebte in großer Freundschaft mit seinen Lutherischen Mitarbeitern zu Grünhagen, war ein geachteter und geliebter Freund seiner Gemeinden, genoß die Werthschätzung der vielen hohen Familien, welche sich damals von auswärts zur Samrodter Kirche hielten, und noch jetzt steht sein Name im treuen Gedächtniß bei denen, die ihn kannten. Besonders machte er sich auch in den verhängnißvollen Jahren des unglücklichen Französischen Krieges um seine Gemeinde durch seinen persönlichen und sprachlichen Einfluß auf die feindlichen Fremdlinge, sehr verdient. In seinem häuslichen Stande hatte er, der zugleich die an der Pfarre haftende Feldwirthschaft mit Vergnügen und Erfolg betrieb, viel Segen; im Ehestande mit Frau Dorothea Henriette geb. Baur viel Freude, die sein einziger Sohn (Johann Friedrich Alexander) aber nicht mehrte, treulose Freundschaft eines Vertrauten endlich in der innersten Wurzel zerknickte. Der Kummer und Schmerz darüber beförderte den frühen Tod des geliebten Mannes, welcher den 24. October 1809 am Nervenfieber in dem Alter von 50 Jahren 8 Monaten erfolgte.

Digitized by Google

Wie er geboren und erzogen worden in Mitte seiner Gemeinde, und gewirkt hatte unter ihr im Leben, so ruht er auch in ihrem Mittel unter ihren Todten. „Molliter ossa cubent!“ schrieb Freundeshand unter die Todesanzeige im Kirchenbuch. Ihm folgte nach einer 14monatlichen Vacanz

6. Friedrich Carl Gottlieb v. Duisburg. Früher Reform. Prediger und Lehrer in Danzig, trat er hier an mit Ende des Jahres 1810, und stand an hiesigen Kirchen bis Ende 1822, grade 12 Jahre lang; darauf folgte er einem Ruf als Reform. Prediger nach Memel, hielt hier seine Abschiedspredigt am 1sten, in Quittainen am 15. December 1822, und dort seine Antrittspredigt den 1. Januar 1823; aber schon nach wenigen Monaten starb er daselbst, den 7. April, an einer Brustentzündung in dem Alter von 59 Jahren. Er hat sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht, und einige seiner gedruckten Predigten, worunter besonders eine Sammlung Abendmahlsvorbereitungsreden, wurden geschätzt. Nach seinem Abgange von hier trat eine leider fast dreijährige Vacanz ein, während welcher sich die Reformirten Mitglieder der Gemeinde (vergl. Anmerk. 7.) sehr vereinzelt haben. Derselben sieht sich nun der Schreiber dieser Mittheilungen [20]) als der

7te Prediger seit dem Jahre 1825 zugewiesen, indem er mit seinem einzigen Bruder (Wilhelm Theodor Elsner in Memel) in einem Jahre eines und desselben Vorgängers Nachfolger wurde.

---

20) Geboren zu Frankfurt a. d. O. den 26. Mai 1795; studirte auf dem dasigen reform. Fridericianum die Humaniora bis 1813, dann unter Leitung seines Vaters die Theologie, vollendete dieses Studium in Breslau 1814—18, promovirte dort in öffentl. Disputation zum Doctor der Philosophie 1819; zwei Jahre darauf zum Licentiaten der Theologie; habilitirte sich bei der theol. Facultät, in welcher er 3 Jahre lang theolog. Vorlesungen hielt; nahm 1825, einen Ruf nach Memel und ins Ausland ablehnend, den

Digitized by Google

Die gleichzeitigen Lutherischen Prediger, welche für den betreffenden Theil der Gemeinde monatlich zur Feier der Communion ꝛc. nach Samrodt und Quittainen herüber kamen, waren folgende, von denen ich jedoch nur die Namen und ungefähr die Jahre aus hies. Papieren anzugeben vermag, und das Nähere den betr. theuren Amtsbrüdern bei ihren etwaigen Mittheilungen kirchlicher Nachrichten, überlassen muß:

1. Für Samrodt:

1. Gottfried Richter, Pfarrer zu Wilmsdorf von 1740—49.
2. Friedrich Stürmer, Pfarrer zu Grünhagen von 1750—54.
3. Grohnert, Pfr. zu Grünhagen v. 1755—62.
4. Tiedemann, . . . v. 1763—68.
5. Pisansky, . . . v. 1769—82.
6. Gronsky, . . . v. 1783—94.
7. Riese, . . . v. 1795—1823.
8. Hr. Gustav Heinr. Monbilly, seit 1823.

---

vorangegangenen nach Samrodt und Quittainen an; wurde am 4. Septbr. d. J. von dem Superint. und Consist.-Ass. ꝛc. Wisselinck in der Reform. Kirche zu Elbing ordinirt und von demselben am 11. ej. in Samrodt und am 25. ej. in Quittainen introducirt; ist seit dem 9. Mai 1825 mit Elise Albertine geb. Hartmann durch Bruders Hand ehelich verbunden, Vater von 6 Kindern, und kann nur anbetend preisen die heilige Leitung des Allgütigen. Von ihm sind die kleinen Aufsätze in diesen Blättern 1831 S. 244 ff., 277 f., 1835 S. 194 ff., in der Preußenschule 1833 S. 269 ff., 287, 702 ff., 1834 S. 755 f., 768 ff., 809, 857, 1835 S. 89 f., 435 f. In Breslau gab er heraus: 1) Formula Reformationis a Luthero et Theologis Viteberg. anno 1545 proposita, denuo edidit et praefatus est E. 1817. 2) Paulus et Jesaias. Specimen histor. crit. I. 1819. Spec. II. 1821. (Spec. III. ist noch ungedruckt unter seinen Händen); bei Jos. Max in Breslau; übergünstig beurtheilt in der Jenaer Allg. Lit.-Zeit. 1822 S. 29—31 und Allg. Repertor. der neuesten Lit. v. Beck, 1821 Bd. 4. S. 471 und Bd. 6. S. 442; vergl. D. Winer's Grammatik des N. T. Sprachidioms §. 49. S. 135 und Ersch u. Gruhls Literatur der Theol., fortgesetzt von Bickel, S. 464 No. 31.

Digitized by Google

II. Für Quittainen,
sämmtlich aus Groß Thierbach:

1. J. J. Schulz, 1732.
2. Reinhold Friedrich Brauer, 1733.
3. Christoph Schulz, 1741.
4. Johann Jacob Winckler, 1769.
5. Riedel I.
6. Heinrich Hildebrand bis 1835.
7. Hr. Constantin Theodor Ehregott Riedel II., seit 1835.

Die geistlichen Inspectoren dieser Kirche waren Reformirter Seits die Superintendenten:

1. Johann Heinrich Jacobi, Consistorialrath und Prediger in Pr. Holland v. 1763—67.
2. Ch. Collins in Pr. Holland v. 1768—80.
3. A. W. Rindfleisch in Elbing v. 1781—1804.
4. J. Waghas in Pr. Holland 1805—1806.
5. Fr. W. C. Wisselinck, Consist.-Assessor und Prediger in Elbing v. 1807—1835.
6. Hr. Dr. Woide, Consistorialrath und Hofpred. in Königsberg seit 1835.

Lutherischer Seits die Erzpriester:

1. Fischer v. 1744—56
2. Siegfried v. 1757—66
3. Pisansky v. 1767—82
4. Krah v. 1783—89
5. Fleischer v. 1790—98
6. Jedosch v. 1799—1825

sämmtlich in Pr. Holland.

7. Hr. Brasche, Superintendent zu Mohrungen, seit 1830.

Hieran reihe ich noch einige historische Nachrichten, die zu diesen Kirchen gehörenden Schulen betreffend, so wenig auch ihrer, aus Mangel an Quellen, sein dürften.

Zu der Kirche in Samrodt gehören 3 Schulen, zu Samrodt, Freiwalde und Mahrau, deren Stiftungsjahr jedoch nicht mehr ermittelt werden kann. Urkundlich

Digitized by Google

ist, daß derselbe hochherzige Lehnspatron, Feldmarschall Friedrich Ludwig Reichsgraf zu Dohna und Wartenberg, welcher die Kirche erbaute, auch die hiesige Kirchschule neu begründete, dotirte und das jetzige schöne massive Gebäude aus eignen Mitteln aufführte, welches also etwa in die Jahre von 1739—41 fallen dürfte. Die Lehrer an derselben führten von jeher den Titel Cantor.

1. Cantor Wiegandt wird vom Jahre 1732 bei einigen Taufen im Kirchbuch namhaft gemacht; weiter weiß ich nichts von ihm.

Der erste, den der edle Graf herbeirief, war

2. der wackere Cantor Jacob Fröse-Witt, ein Niederländer, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch, unter 4 Predigern, von 1734—83 seinen Dienst redlich vorgestanden hat. Verheirathet mit Adelgunde Elisabeth Fischer aus Danzig, durch die er Vater vieler Kinder wurde, starb er am Schlagfluß im 72. Jahre seines Alters den 22. April 1783. Eine Zeit lang scheint diese Schule zwei Lehrer gehabt zu haben: denn in den Kirchenrechnungen wird neben dem genannten noch ein Ev. Reformirter Cantor

3. Johann Ulrich Holder-Egger, ein Schweizer, vom Jahre 1744—45 aufgeführt, welcher jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach dieselbe Person ist mit dem nachherigen Amtmann dieses Namens. Nach Fröse-Witt's Tode kam

4. Christian Samuel Balzer in seine Stelle. Gebürtig aus Pr. Holland (19. Oct. 1757), hatte er sich zuerst der Apothekerkunst, dann dem Schulfach gewidmet; trat hier den 10. Juli 1783 seinen Dienst an und bekleidete ihn zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, gleich seinem würdigen Vorgänger, fast ein halbes Jahrhundert lang. Durch seinen so vieljährigen streng ehrbaren christlichen Wandel, seine deutsche Redlichkeit und Treue, der selbst, während zwei längerer Prediger-Vacanzen, vom Patronat die Kirchenkasse anvertraut werden konnte — hat er sich

Digitized by Google

gewiß um die hiesige Gemeinde manch stilles Verdienst erworben. Zweimal verheirathet (1783 mit Elisab. Hintz und 1824 mit Sophie Amalie Richter verwittw. Vincenti), verlebt er, obgleich ihn mitten in seinem 50. Amtsjubeljahre die Emeritirung traf, im Kreise seiner Kinder und Enkel (Schullehrer Gradtke in Freiwalde) als munterer Greis von 80 Jahren seine Tage in Frieden. Sein Nachfolger wurde sein ehemaliger Schüler, der gegenwärtige Cantor

5. Hr. Wilhelm Conrad, gebürtig aus Petersdorf (19. Oct. 1807), erzogen in Samrodt, vorbereitet fürs Lehrfach in Hirschfeld, seit 1833 angestellt.

Mit dem Jahre 1835 erhielt die hiesige Kirchschule, da die Frequenz besonders durch Zuziehung einer zum Kirchspiel Grünhagen gehörigen Dorfschaft (Bürgerhöfen) zum hiesigen Schulverbande, sich sehr mehrte, eine zweite Klasse und einen zweiten Lehrer.

Die andere Schule zu Freiwalde hat folgende Lehrer gehabt: 1) Michael Podlech von 1744 bis 89; 2) Gottfried Podlech von 1790—1808; 3) der jetzige Lehrer ist Hr. Joh. Sam. Gradtke, geb. aus Weeskendorf, seit 1809, bestätigt 1817. — An der Schule in Mahrau arbeiteten: 1) Martin Kretschmann v. 1744—67; 2) Christ. Arendt v. 1767—88; 3) Joh. Ahland v. 1789—1806; 4) Christoph Weinert v. 1807—24; 5) ihm folgte seit dem 3. März 1825 Herr Carl Jacob Ilgner, ein Elbinger.

Was endlich die Schule in Quittainen betrifft, so war der erste Reformirte Cantor daselbst Johann Adam v. Rhecke, aus Anhalt-Köthen, seit 1732, der ein tüchtiger Mann gewesen sein muß; er ging aber schon 1739, auf erhaltenen Ruf, nach Minden in Westphalen. Die gleichzeitigen Lutherischen Lehrer waren: Christian Biesener 1732—42, Joh. Freitag 1745. Die früheren, so wie die folgenden Lehrer habe ich nicht mit Gewißheit ermitteln können. Auch eine höhere Bildungsanstalt, eine sogenannte

Rector-Schule, bestand längere Zeit in Quittainen; doch kann ich auch über sie nichts Zuverlässiges mittheilen. —

Zuletzt sei es noch, der Vollständigkeit wegen, vergönnt, auch die Namen der achtbaren Reformirten Kirchenvorsteher und Aeltesten, welche weit über ein Jahrhundert den hiesigen Gemeinden vorgestanden haben, aufzuführen, damit bei dieser Zusammenstellung auch ihnen ihr Recht geschehe. I. Für Samrodt: 1) Abraham Fasquel bis 1738, 2) Joh. Behrend-Runde, 3) Daniel Trittschack, 4) Michael Kreker, 5) Abraham Langel, 6) Christian Domnick, 7) Christoph Conrad, 8) Christoph Trittschack, 9) Jac. Dapp, welcher in seinem 44. Dienst- und 77. Lebensjahre als heiterer frommer Greis vor wenigen Monaten verschied. II. Für Quittainen: 1) Mich. Klein 1699, 2) Jacob Rohr, 3) Andreas Wendt 1731, 4) Jacob Klein, 5) G. Sequetein ꝛc. Der jetzige ist der ehrwürdige Greis Gottfried Weiß, welcher nach 6 Jahren sein funfzigjähriges Dienstjubiläum begehen würde, und bereits am 16. Novbr. v. J. sein funfzigjähriges Ehejubiläum gefeiert hat, in rüstiger Kraft frommen Alters, womit er noch jetzt seinem Berufe vorsteht. Die gleichzeitigen Lutherischen Vorsteher vermag ich nicht namhaft zu machen, da ich ihre Unterschrift in den alten Kirchenrechnungen nicht finde; der jetzige hiesige ist der achtbare Schulz von Samrodt, Christian Schmischke, ihm zur Seite Jacob Dapp junior [21]).

---

21) Unter mühsam gesammelten mancherlei Daten, die eben dadurch für den Sammler ein Interesse erhalten, will man nicht gern etwas umsonst gefunden haben; daher sei es erlaubt, obschon nicht eigentlich zur Sache gehörig, die Namen der würdigen Amtleute beider Kirchorte aufzuführen, vielleicht daß mancher Leser hier einen lieben Namen begegnet.

Amtleute in Samrodt:

1. Joh. Jac. Dau, 1736—42.

Digitized by Google

Wenn wir nun unsere schönen Kirchen ansehn und den frommen Sinn würdigen, welcher sie baute, gründete, ausstattete und für alle Zukunft zu sichern bemüht war, welcher die Kirche auch in ihrer äußern Erscheinung so lieb hatte und mit einer wahren Pietät als eine göttliche Stiftung zum Heil der Seele, ehrte, mit ihr gleichsam verschmolzen und eins erschien, so können wir uns in Wahrheit eines heiligen Wehmuthgefühls nicht erwehren, sobald wir den Geist gegenwärtiger Zeit, der in dieser Beziehung keiner nähern Characteristik bedarf, damit vergleichen; ja dies Weh-

---

2. Abraham Pauli, 1742—51, verheirathet mit Catharina Louise Dau, Verfasser des Carmen saeculare im Thurmknopf.
3. Johann Ulrich Holder-Egger, 1751—87, Schweizer; des Predigers sub No. 5. Vater, verehelicht mit Dorothea Roß, dann mit Amalie Louise Teichert, † 1. Juli 1787, alt 65 ½ Jahr.
4. Johann Friedr. Holder-Egger, 1788—99, des Obigen Neffe, verheirath. mit Johanna v. Werner.
5. F. Oehlenschläger, 1805.
6. Johann Roßmann, 1835, † 27. Mai 1835, alt 71 Jahr.

Amtleute in Quittainen:

1. Johann Klemm, 1734—37.
2. Johann Hoff, 1737.
3. Wilh. Krakau, 1750.
4. Christian Gottlieb Brauer, 1790.
5. Bernhard Leinweber, 1833, † 29. Aug. 1833, 70 Jahr alt.

Und hieran reihe sich zuletzt noch etwas Statistisches aus dem hiesigen Kirchspiel, eine Vergleichung der Zahl der Geborenen und der Gestorbenen, von 10 zu 10 Jahren, unter sich und gegen einander.

Geb.	Gest.		Geb.	Gest.	
1710—20 141	32	1770—80	469	375	(Ruhr)
1720—30 213	114	1780—90	338	306	(Ruhr u. Blattern)
1730—40 376	300	1790—1800	513	330	
1740—50 366	202	1800—1810	442	470	(Nervenfieber)
1750—60 377	259	1810—1820	396	236	
1760—70 339	244	1820—1830	472	257	

Digitized by Google

muthsgefühl wird selbst einer Art von Heimweh vergleichbar für denjenigen, der mitten im warmen Schooß seiner Kirche und in und durch ihren herrlichen Geist auferzogen wurde. Zwar wollen wir nicht behaupten, daß das Streben des Zeitgeistes nach Freiheit und Entbindung von der Kirche auch ein Entbundenwerden von der Religion selbst beabsichtige, wie man wenigstens dem „jungen Deutschland" Schuld giebt, weil dieses für den Menschengeist eine Unmöglichkeit in sich schließt; vielmehr anerkennen, daß derselbe damit nur vernehmlich ausspricht, wie ihm so vieles in der Kirche, sei es in der Form oder in der Lehre, nicht mehr zusage und genüge, ihn nicht mehr anspreche und befriedige; allein, abgesehen, ob und wie weit dies mit Recht oder nur aus Verweltlichung und ästhetischer Verwöhnung gelte — wer wirft wohl sein bisheriges gutes Kleid, darum weil es ihm zu weit oder zu eng oder unmodisch geworden ist, von sich, ehe er noch ein anderes hat, ohne Schaden, ohne den Vorwurf der Thorheit? Gleichwohl fühlt die Kirche es selbst, daß ihre Form nicht eine unwandelbare sei, daß sie sich, um die Menschen jedes Zeitalters aufzunehmen, zu befriedigen und für das Reich Gottes zu gewinnen — ihres ewigen unwandelbaren Gehaltes unbeschadet — adäquat gestalten müsse; allein diese Gestaltung kann sie sich wiederum nicht selbst geben, sondern, der in ihr waltende erneuernde Gottesgeist muß sie wirken, und dieser hat bekanntlich seine Zeit und Stunde, welche Niemand an und für sich, weder beschleunigen noch aufhalten kann. Wer aber hörte und sähe sein Brausen nicht in den großen redlichen theologischen Kämpfen unserer Tage, in den mannichfaltigen Meinungsverschiedenheiten (vom Pietismus, Mysticismus, durch den Supernaturalismus bis zum Rationalismus in tausend Nebenschattirungen [22]) hin), endlich in den

from-

22) Oder wer mögte leugnen, daß die Fülle in Christo für jede dieser Richtungen, deren jede wiederum

frommen königlichen Versuchen zu einer Union? Aber es ist dieses Alles erst noch ein Suchen und noch nicht erschienen, was wir sein werden: denn was die Union, dies große Wort, das auf das noch größere: „Es wird Eine Heerde und Ein Hirte werden," Joh. 10, 16. hinweist — zunächst anbetrifft: — ubinam datur unionis ille unio? — vix margaritam quoquo reperias! Seltsam sind verstummt die zahllosen Stimmen, die vor einem oder anderthalb Decennien in mannichfaltigen Schriften vollönend sich dafür vernehmen ließen; ja die Fragen des eigenthümlichen unterscheidenden Interesses jeder Kirche sind fast dadurch nur von Neuem angeregt worden, ohne jedoch eine so unerfreuliche und feindselige Erledigung, wie ein Jahrhundert früher, zu finden, welches offenbar eine Wirkung des guten Geistes der Kirche Christi, als einer heiligen und allgemeinen, ist, an die wir glauben, ohne sie schon zu schauen, und deren Offenbarwerden in einer dieser Zeit und Stunde im Gottesreiche entsprechenden Form, wir entgegen sehen,

---

einem besondern Bedürfniß der Menschheit entspricht, Grund, Wahrheit und Handhabe bietet? Z. B., um die höchsten (scheinbaren) Gegensätze im höchsten dogmatischen Satz anzudeuten: wenn der Pietismus sagt: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid" ꝛc., so hat er dazu sein biblisches kirchliches Recht, wie seines Seelenlebens tieferes Bedürfniß ihn eben dies in Christo zu erkennen und zu ergreifen treibt; und wenn der Rationalismus behauptet, „Christi Leiden und Sterben ist ein rührend vorbildliches für uns, womit er seine Lehre besiegelte," so hat er dazu sein biblisches kirchliches Recht, wie seines Seelenlebens einfaches Bedürfniß ihn nur dies in Christo erkennen und ergreifen heißt. Es ist jedes eine Seite von der Fülle Christi. Das Seelenbedürfniß der Menschen ist unendlich verschieden; aber auch oft unendlich groß und tief und zart; wer will jeden nach seinem Maaß messen? Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern, und wem viel vergeben ist, der wird auch viel lieben; und umgekehrt. Die beste Erläuterung enthält Lucä 7, 36—50.

Digitized by Google

entgegen streben. In dieser müßten alle Elemente des ungetheilten vollen Christenthums, die jetzt in Erregung und Wirksamkeit gekommen sind (vgl. Anm. 22.), die in der Fülle Christi eben so gewiß liegen, als das mannichfaltige geistige Bedürfniß der Menschheit sie heischt, niedergelegt, ausgeprägt und wirksam erscheinen; das wäre dann die wahre Union, die wahre volle Eine Kirche Christi; allein so lange sie noch nicht erschienen ist, wird man es Einem verdenken können, um bei dem vorigen Bilde zu bleiben, wenn er das alte, gute, lieb gewordene Gewand nicht eher weggiebt, als bis er das neue empfangen hat? ja gehört es nicht vielmehr wesentlich mit dazu, das neue Erstrebte vollständig herbeizuführen, daß man das wahrhaft Gute, Eigenthümliche, ins volle Ganze mit Gehörende seiner Kirche festhalte und geltend mache? Schreiber dieses will und darf es daher auch kein Hehl haben, daß er sich seiner theuern Mutterkirche, auch in einer Zeit und am meisten in einer Zeit, wo ihr Wesen fast ganz verkannt und verloschen zu sein scheint [23]), nimmermehr schäme, sondern bei dem offensten Herzen für die anderen Richtungen, mit Freuden sich zu ihr bekenne, und immer ist es ihm tief schmerzlich gewesen, ungeachtet der intentirten Union, Aeußerungen zu hören, wie diese: „Mit der Reformirten Kirche (wenigstens in Preußen) sei es nun aus." Es ist wahr, daß die Zahl ihrer Gemeinden und Mitglieder im Vaterlande immer weniger wird (sie sind aber mit unter der Union, oder Evangelischen Kirche begriffen); wahr, daß sie hier

23) Indessen hat sie doch einige gerechte Anerkennung, und die Unionssache manche richtige Würdigung gefunden, z. B. in der Ev. Kirchenzeitung in mehren Aufsätzen, besonders Jahrg. 1834 October-Stück No. 84. Spalte 668. und Jahrg. 1836 in D. Reinwald Repertorium für die theol. Lit. XII. Bd. März-Heft S. 1—238; Ullmann und Umbreit Studien und Kritiken Jahrg. 1834 2tes Heft S. 417.

Digitized by Google

ihr eigenthümliches kirchliches Leben (vielleicht mit Ausnahme Westphalens und der Rheinprovinzen) verloren hat, daß dieses kaum noch geschichtlich erkannt, geschweige aus der Erfahrung angeschaut und gewürdigt werden kann, daß sie keine eigenthümliche Universitäten und Schulen, die sie als ihre Töchter gegründet, ausgestattet, geleitet hat, mehr besitzt, wo ihre Dogmen unpartheiisch und gründlich gelehrt, ihre ethisch-fromme gemüthige Praxis bewährt, ihr Geist studirt wird; daß ihre herrlichen Stiftungen und Fonds, als rechter „Schatz guter Werke," als wahre montes pietatis, aus frommer Liebe für die Mutter mit Begeisterung dargegeben, unmittelbar für sie nicht mehr sind; aber wäre es darum aus mit ihr? Eine Kirche, die auf dem ewigen Felsen gegründet ist, die einen Zwingli mit seinem Oecolampad, Bullinger und Breitinger, einen Calvin, mit seinem Beza, Farel und Viret, einen Pellican, Pelargus und Bergius, Scultetus und Ursinus, Baxter und Wesley, Doddridge und Lardner, Grotius, Turretin, Beausobre, Jablonsky, Vitringa, Salmasius, Schultens, Lavater, Stilling, Heß, Sack, Schleiermacher, um aus der Wolke von Zeugen nur Einige herauszuheben, hervorgebracht, welche die Schweiz frei, England unüberwindlich, Frankreich glücklich, Holland hochherzig, Preußen emporgebracht hat, deren Leuchter von dem Herrn selbst hingestellt worden ist, sie wird, sie kann, sie darf nie untergehen, es geschähe denn zum einen großen Schaden des Staats, der Menschheit, des Gottesreichs. Es sei vergönnt, etwas von dem minder bekannten, vergessenen Guten, das diese Kirche unter uns in ihrem Schooße trug und trägt, mit acht Wörtchen leise anzudeuten; es ist 1) keusche Schrifttreue, Gradheit und Redlichkeit wie in Erforschung der Wahrheit aus der H. Schrift ohne Präjudiz nach geheiligten wissenschaftlichen Prinzipien, so in Anordnung der kirchlichen Formen und Stiftungen. 2) Klarheit im Dogma, bei tiefer inniger Auffassung des christ-

lichen Symbol's — im Leben, in der Praxis der Kirche; was wissenschaftlich behauptet wird, müsse für die Erkenntniß verständlich sein; das Mysteriöse, Tiefe, Geheimnißvolle des Christenthums gehöre nicht für die Erkenntniß, sondern für das Gemüth, das Gefühl, das Herz, wo es sein unantastbares Heiligthum habe, daher von der Kirche nicht in Worten, weil unaussprechlich, sondern im Symbol dargestellt werde [24]). 3) Ernst frommer, auf das Ethisch-practische gerichteter Sinn, in Folge dessen jede Glaubenswahrheit zugleich auf Herz, Sinn und Leben bezogen wurde; in Folge dessen alle unnützen Fragen (2 Tim. 2, 23.) abgewiesen, Secten, Schwärmereien, schroffe Lehrdifferenzen bis auf die neueste Zeit glücklich fern gehalten wurden [25]). 4) Besonnenheit und Nüchternheit des Geistes; freilich in dieser Zeit

---

24) Man predigte z. B. weniger über das wie der Communio im H. Abendmahl; um so seelergreifender, rührender trat es in der heiligen Feier selbst vors Herz! Dies die eigne Erfahrung des Ref., der so glücklich war im Schooß der ehrwürdigen Stammkirche zu Frankfurt a. O., von wo aus sie ihr Leben über einen großen Theil des Vaterlandes verbreitete, geboren und erzogen zu sein.

25) Dies hebt selbst der oben angeführte unpartheiische Aufsatz in der Ev. Kirchenzeitung 1834 No. 84. hervor: „In der Lutherischen Kirche ein schnelles und allgemeines Umsichgreifen des Naturalismus und Rationalismus ꝛc., dagegen bei den Reformirten während jener Bewegungen im Ganzen immer noch mehr kirchliche und biblische Haltung; unter ihnen immerfort nachweisbare Spuren geistigen Lebens; unter ihnen bei weitem nicht in dem Grade, wie bei den L. verhaltene Zeugnißgebung gegen das Antichristenthum" ꝛc. — Mysticismus im engern Sinne ist dieser Kirche gänzlich fremd, in Folge ihres unverbrüchlichen Haltens am Worte Gottes, und ihrer sub 4. zu rühmenden Besonnenheit; wohl aber erkannte sie stets mit zarter Achtung und heiligem Ernst den Menschen im Menschen an; auch dieses ist charakteristisch an ihr. Vgl. Anm. 42.

Digitized by Google

der Gährung und Aufgeregtheit, als Flachheit, Geistlosigkeit ꝛc. verschrien nichts desto weniger ein Kleinod, durch Selbstverleugnung zu gewinnen und unserer Zeit hoch noth; von wahrer Begeisterung so wenig fern, daß sie vielmehr mit dieser eins sein kann, je ruhiger und besonnener, desto sicherer und nachhaltiger; daher in den Predigten mehr Erbauung, als Erweckung, mehr Contemplation als Rührung, mehr still und sicher wirkende Ueberzeugung, als Effect erstrebt ward, und stets ein keuscher Predigtstyl vor dem bilderreichen herrschend war. Daß dieser Geist der Besonnenheit und Klarheit eben so einer strengen Wissenschaftlichkeit hold, als jedem Schwarmgeist fremd war, lehrt die Kirchengeschichte. 5) Genauere Verbindung von Kirche und Wissenschaft; nie ward in ihr die Wissenschaft (Theologie) als etwas für sich angesehen, sondern als in und für die Kirche da. Professoren der Theologie waren fast allezeit zugleich Prediger bei der Gemeinde; deshalb konnte hier die Lehrfreiheit nimmer also extravagiren, wie da, wo Kanzel und Katheder isolirt stehen: „denn die Gemeinde (Kirche) ist ein Pfeiler und Grundveste der Wahrheit" (1 Tim. 3, 15.). (Dies die einzig wahre und heilsame Beschränkung der Lehrfreiheit.) 6) Der Geist christlicher Freiheit und christlicher Gleichheit, in Folge dessen ferne blieb das weltliche Element von Rang und Rangstreit, von Titeln und gesteigerten Würden unter den Geistlichen; sie kennt nur Prediger [26]), d. i. geweihte Diener am

26) Nicht kennt sie dagegen (zumal im weltlich-geistlichen Sinne) Bischöfe, nicht Pröpste, nicht Pfarrer, nicht Capläne, nicht Priester (denn wir haben nur einen Priester, Christum, und einen Altar, das Kreuz), auch nicht Pastoren, Senioren, Subsenioren, Archidiakonen, Diakonen, Ekklesiasten, Lectoren, eine Stufenfolge wie sie z. B. noch unter den 7 Geistlichen an jeder der beiden Hauptkirchen Breslaus stattfindet. Ihre Inspectoren waren stets die Aeltesten unter den Geistlichen und nur väter-

Wort, V. D. M. (Verbi Divini Ministri) Ap.-Gesch. 6, 4. Dazu verordnet das Lebensbrot den Leuten vorzulegen Marc. 8, 6. Botschafter Christi und an Christus Statt 2 Cor. 5, 20. Zeugen des Herrn Joh. 1, 19. 15, 27. Diesen zur Seite ein Presbyterium, wobei die ganze Gemeinde als thätig, nicht Einer für Alle gestellt erscheint und das Bild ächten Brudersinnes und wahren christlichen Gemeingeistes, dem Urchristenthum conform, darstellt. 7) Eine vortreffliche Kirchenverfassung, von Calvin auf die Schrift und das Wesen der Gottesgemeinde gegründet, von Katholischen Kirchenrechtslehrern bewundert, in Preußen zwar mit der Kirche verschwindend, gleichwohl der Grund, daß das kleine Häuflein Jahrhunderte lang hier so rühmlich sich erhalten hat; ich erinnere nur an die Presbyterial-Einrichtung, die Klassenconvente (d. i. Synoden aus dem Leben und Bedürfniß der Kirche selbst erzeugt), die Armen-, Waisen-, Wittwen-Versorgung, die

---

liche Freunde ihrer Amtsgenossen; ihre Gymnasial-Directoren nur primi inter Collegas. Wohl hat die Anglicanische Kirche hierin eine Ausnahme gemacht; aber auch mit stetem Widerspruch ihrer Schwestern und zu eignem Schaden. — Unter den 3 Predigern an der Frankfurter Kirche herrschte zu allen Zeiten das brüderlichste ehrwürdigste Vernehmen, sie predigten abwechselnd Vor- und Nachmittag der Reihe nach, wenn schon zwei von ihnen Doctoren und Professoren der Theologie waren. So überall, so viel Ref. weiß, wo mehr als ein Prediger an der Kirche steht. — Sonderbar, daß man noch immer über die Benennung der Geistlichen uneins ist; ob Volkslehrer, Pfarrer, Pastoren, Seelsorger ꝛc. Den Namen Prediger hat man selbst oft, als zu wenig sagend, zurückgewiesen; und doch ist er der einzig würdige, bedeutungsvollste, umfassendste (s. ob. Stellen): denn wie könnten wir Geistliche das Amt geringe halten, das nach Ap.G. 7, 4. die Apostel selbst für ihr höchstes, wichtigstes, einziges ansahen, und für alles andre Diaconen bestellten: das Amt, den Dienst am Wort? dem sich all unser andrer Dienst subsummirt und unterordnet, der bei allen unsern Functionen wesentlich hervortritt!

mütterlich zarte und weise Fürsorge selbst für wandernde Jünglinge [27]). 8) Die würdige Stellung der Prediger, unabhängig von der Gabe des Augenblicks, von dem Wechsel der Umstände, von der Laune des Einzelnen, meist auch frei von der milden Hand des Staats, frei von Stolgebühr, Beichtschilling und Opfergeld — ermöglicht durch den Schatz guter Werke, d. i. frommer freudiger Hingabe des Vermögens hochbegüterter von Gott reich gesegneter Familien und Mitglieder und Patrone, an die theure Mutter. — Mit dem Allen will Einsender aber nichts weniger als Vollkommenheit seiner Kirche prädiciren, nichts weniger als ihr vor den andern das εὕρηκα „ich hab's erfaßt" vindiciren; womit er vielmehr grade ihrem freien, besonnenen, Andern anerkennenden, weiterstrebenden, demüthigen Geist der Liebe widersprechen würde; im Gegentheile ist er selbst von Anfang seines theologischen Denkens an ein inniger Freund der Union gewesen und ist es noch bis diesen Augenblick, aber jener wahren Union, welche oben angedeutet worden, und über welche er sich noch seine Gedanken kürzlich zu entwickeln erlaubt.

---

27) Ich meine die liebliche noch bestehende Einrichtung bei den Ref. Kirchen, daß Wanderburschen ihrer Confession, von Ort zu Ort zusprechend, bei dem jedesmaligen Prediger ihrer Kirche väterliche Ermahnungen, Glaubensstärkungen und dann auch für den Leib ein Viaticum, aus einer besondern Gemeinde-Kasse, auf den Weg durchs Leben empfangen, wobei das Wanderbuch, zugleich als Attestat gebraucht, die Namensunterschriften der entferntesten Amtsbrüder trägt, welche sich auf diese Weise begrüßen, von einander hören, und auch so (s. Anmerk. 2.) in lieblicher Verknüpfung unter einander bleiben. Ref. begrüßte so oft theure Namen und Unterschriften von frühern Lehrern, Freunden, Anverwandten. — Die Armenpflege betreffend, nimmt bekanntlich von nun an überhaupt der Staat die mütterliche Fürsorge für dieselben der Kirche ab, durch die Aufhebung der Kirchspiels-Armen-Kassen und deren Einziehung für die Ortsarmen-Kassen.

Digitized by Google

Der theologischen Meinungen und Richtungen sind zwar, wie oben schon gesagt, gemäß der Fülle Christi, fast unzählige, welche eben so vielen religiösen Bedürfnissen im Leben der christlichen Menschheit entsprechen; dennoch scheiden sich besonders drei Hauptrichtungen vor andern heraus, wovon die übrigen nur Nüancen und Zwischenschattirungen zu sein scheinen. Diese drei theolog. Hauptrichtungen entsprechen nämlich drei Hauptrichtungen in dem geistigen Wesen der Menschheit und sind hierdurch wahrhaft psychologisch und historisch gegeben; sie heißen nach ihrer Einseitigkeit: „Rationalismus, Mysticismus und Practicismus[28]), oder Begriffs-, Gefühls- und Werk-Religion," entsprechend den drei Grundthätigkeiten und Richtungen des menschlichen Geistes: dem Denken, Fühlen und Wollen, und deren für ihr wesentliches, religiöses Bedürfniß aus der Fülle in Christo sich ergebende dreifachen Befriedigung, der göttlichen Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligung, durch deren gleichmäßige Aneignung die Erlösung oder Vollendung des menschlichen Geistes gesetzt wäre, laut der H. Schrift: „Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung 1 Cor. 1, 30. Diese theologische Trichotomie oder dreifache religiöse Richtung in der Christenheit ist so alt wie die christliche Kirche selbst[29]) und construirt eben die drei christlichen Hauptkirchen auf Erden: die Reformirte, Lutherische und Katholische. Im gesunden Normalzustande der ersten Jahrhunderte

28) So bezeichnet sie der treffliche Göttingensche Theolog D. Ullmann in den theol. Studien und Kritiken herausg. von Ullmann und Umbreit Jahrg. 1836 1. Bd. S. 31 in der vortrefflichen Abhandlung „über Parthei und Schule, Gegensätze und deren Vermittelung."

29) Vgl. Ullmann a. a. O. „durch die ganze Geschichte der Theologie gehen diese Gegensätze, als Wechselwirkungen."

waren diese drei Richtungen harmonisch oder organisch verbunden, da fand sich in Wahrheit „Eine heilige allgemeine christliche Kirche;“ allein mit der Zeit gingen sie auseinander und stehen seit der Reformation in ihrer Dreiheit da, die aber wieder organische Einheit, d. h. Drei-Einheit werden muß, Unio als Triunio. Fragt man daher: welches ist die wahre Union, so kann man nur antworten: die aller drei christlichen Hauptkirchen-partheien auf Erden in Eins. Ref. meint: „Drei sind die da zeugen auf Erden und diese drei sind eins.“ Wie Gott dreieinig ist [30]), wie Jesus Christus [31]), wie der Glaube an ihn [32]), wie der Mensch selbst, an sich [33]) und in sich [34]),

---

30) Geist spricht sich aus im Wort, davon eine lebendige Kraft ausgeht; Gott ist der Geist; der Sohn Gottes das Wort, Joh. 1, 1., die wirkende Kraft der H. Geist; wesentlich eins und doch unterschieden.

31) Die absolute Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligung in eins, oder wie die alte Kirche spricht: „unser höchster Prophet, einiger Hoherpriester, ewiger König.“

32) Glauben (sensu latiori) = Christum suchen, ihn ergreifen, in ihm leben, oder: Glaube, der aus der Buße entsteht und in der Liebe thätig ist; wo eins von diesen wesentlich sich durchdringenden Theilen fehlt, ist der wahre Glaube nicht.

33) Der Mensch trägt in sich selbst ein Geheimniß der Dreieinigkeit, ein Zeugniß und Bild von Gott: denn wie er als Einer, als Ein Individuum dasteht, besteht er gleichwohl aus drei sein Wesen bildenden Einheiten: Leib, Seel und Geist in Eins, wodurch er eben Mensch und nicht Engel (Wesen nur aus Seele und Geist) und nicht Thier (Wesen nur aus Seele und Leib bestehend) ist. Dies nach Selbstbeobachtung u. Schrift Alten wie Neuen Testaments. 1 Joh. 5, 8. 9. 1 Thess. 5, 23.

34) Erkennen, Fühlen, Wollen ist die jeden Augenblick seines Lebens (gemeinsam oder in dem einen Stück vorwaltend) in sich thätige Wirksamkeit seines Wesens, welche wiederum einer jeden seiner drei Wesenseinheiten eignet: leiblich: erkennen = Gebrauch der

ein dreieiniger ist, so ist auch die christliche Kirche auf Erden (d. h. die Christum in sich aufzunehmen strebende Menschheit) eine dreieinige in der tiefsten und wahrhaftigsten Bedeutung dieses großen Worts. Wie sich der Strahl der Sonne in drei wesentlich vereinte Farben bricht [35]), weil er dreieinig ist, so bricht sich auch die Gnadensonne Christus in drei wesentlich vereinten Licht- und Lebensstrahlen für den Geist, ohne Bild, nach obiger Stelle 1 Kor. 1, 30.: Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung, d. i. zur vollendeten Erlösung: zur Weisheit für unsre Unwissenheit durch seine göttliche Wahrheit und himmlischen Wandel (Er ist das Licht der Welt, der Lehrer von Gott gekommen und ist über Alle), zur Gerechtigkeit für unsre Ungerechtigkeit (Schuld und Sünde), durch sein Leiden und Sterben, (Er ist das Lamm Gottes, das der Welt

---

5 Sinne; fühlen = Gefühl von leiblichem Wohl oder Weh; wollen = Naturtrieb, Wille des Fleisches; seelisch: erkennen = denken (Verstand mit allen seinen Functionen); fühlen = seelisch empfinden, z. B. Leid oder Freude; wollen = seelisch streben (nebst Phantasie); geistig: erkennen = Vernunft; fühlen = Gewissen; wollen = freier Wille. Geist ist der inwendige Mensch, das Herz. Seelenvoll ist nicht so viel als geistvoll; seelreich nicht dasselbe mit geistreich. Dem Leibe eignet das Gebiet der Außenwelt, der Seele das der Wissenschaft, dem Geiste das der Religion; Alles durchdringe sich zu einem harmonischen Ganzen!

35) Zwischen Licht und Schatten, zwischen Schwarz und Weiß liegen bekanntlich alle Farben. Die Hauptfarben sind die des Lichtstrahls im Regenbogen. Der Lichtstrahl, absolut weiß, bricht sich in die drei Grundfarben: Roth, Gelb, Blau, durch deren gegenseitige Durchdringung nothwendig drei andere Zwischenfarben entstehen: Feuergelb, Grün und Violett. Nie konnte Ref. eine siebente Regenbogenfarbe im Prisma entdecken, man müßte, um diese Lieblingszahl herauszubringen, das Weiß des Strahls hinzurechnen.

Digitized by Google

Sünden trägt) zur Heiligung für unsre Untüchtigkeit zum Guten durch seine Kraft, Geist und Gnadenmittel, (Er ist das Leben der Menschen, in welchem sie haben Gerechtigkeit und Stärke, mit einem Worte, der Weg, die Wahrheit und das Leben) doch alles Drei in ihm und durch ihn nicht getrennt und nach und neben einander, sondern in einander, fließend; in und durch ihn den Einen ungetheilt und ungetrennt, und so muß nun auch die Kirche, d. h. die Menschheit in ihrem Denken, Empfinden und Wollen (Sein und Wesen) ihn ungetheilt und ungetrennt auffassen und aufnehmen (wahrlich eine hohe Aufgabe, obschon leicht gedacht und leicht gesagt!) [36]); „damit Christus nicht getheilt u. zertrennt werde" 1 Cor. 1, 13.: denn würde er in einem Stück getheilt (einseitig aufgefaßt), so hörte sein wesentlicher dreieiniger Charakter als Erlöser auf, und die Kirche hörte auf das Bedürfniß oder die Sehnsucht der erlösungsfähigen Menschheit vollkommen, d. h. überhaupt zu befriedigen: denn der Mensch, wie er als Individuum ein dreieiniges Wesen ist, bestehend aus Leib, Seel' und Geist (s. Anmerk. 33. 34.), zu einem untheilbaren Wesen verbunden, eben so ist er es auch nach den untrennbaren Fähigkeiten und Bedürfnissen seines Geistes zu erkennen, zu empfinden, zu begehren — das höchste Gut = Gott. Diesem dreifachen untheilbaren Bedürfniß des menschlichen Geistes kommt nun die Offenbarung Gottes in Christo entgegen; dem Be-

36) Dies geschähe durch Buße, Glauben und Lieben. Bei jeder dieser Bedingungen muß der ganze inwendige Mensch nach Erkennen, Fühlen, Wollen, ungetheilt thätig sein; denn Buße ist Erkennen, Fühlen (d. h. Bereuen) Verabscheuen der Sünde im Lichte Christi; Glauben (sensu strictiori) = Erkennen, Ersehnen, Ergreifen Christi; Leben = Denken (gesinnt sein), Empfinden, Wallen, wie er und in ihm, d. h. in Liebe. Und für jede dieser Bedingungen muß wieder der ganze Christus Gegenstand sein.

Digitized by Google

dürfniß und Sehnen [37]) seines höheren Erkenntnißvermögens = Vernunft (Fähigkeit Gott und die göttlichen Dinge zu vernehmen, d. h. zu erkennen, zu beurtheilen oder unterscheiden, zu achten, zu lieben) ist Christus von Gott gemacht zur Weisheit; dem Bedürfniß seines höheren Empfindungsvermögens = Gewissen (sittliches Gefühl oder Fähigkeit des Göttlichen oder Ungöttlichen sich bewußt zu sein, das Gute oder Böse in und an sich zu empfinden) ist Christus von Gott gemacht zur Gerechtigkeit; dem Bedürfniß seines höheren Begehrungsvermögens = freien Willen (Fähigkeit das Göttliche und Gute zu erstreben, in sich aufzunehmen und außer sich zu wirken) ist Christus von Gott gemacht zur Heiligung [38]). Alle diese drei Hauptbedürfnisse des menschlichen Geistes sollten nun gleichzeitig und gleichmäßig in der Fülle Christi Befriedigung

---

37) Ein Bedürfniß setzt entweder etwas Mangelhaftes oder Irriges voraus, das ich fühle und die Sehnsucht nach Befriedigung in mir erweckt. Wir reden von einem Bedürfniß 1) der Vernunft; denn in ihr liegt, wie deutlich die außerchristliche Welt zeigt, theils ein Mangelhaftes, theils ein Irriges in Absicht der Gottes- und Wahrheitserkenntniß. Christus aber ist das Licht und die Wahrheit; 2) im Gewissen liegt ein zwiefacher Mangel (davon der andre zugleich ein Irrthum ist), theils des göttlichen, theils ungöttlichen (des guten oder aber bösen) Bewußtseins, d. h. das Gewissen ist bös, unruhig; oder es schläft; (ist zu eng oder zu weit). Christus tröstet jenes durch seine Gnade; weckt dieses durch seine Wahrheit. 3) Im Willen liegt bald ein Mangel an Lust, Freudigkeit und Liebe (zum Guten, zu Gott und Menschen), ohne das nichts wahrhaft Gutes geschehen kann, und ist Irrthum zugleich; bald ein Mangel an Kraft; — die Gnade und Wahrheit Christi wirkt jene Lust und Liebe und auch diese Kraft: denn schon wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit.

38) Dieses Drei, es darf, wie gesagt, nicht geschieden werden, wenn schon das Einzelne oft vorwaltend aufgefaßt wird; denn ohne Christum als die Weisheit und göttliche Wahrheit und Vortrefflichkeit zu erkennen, kommt

suchen und erhalten; aber da finden wir unter den Christgläubigen theils ein verschiedenes Maaß des Bedürfnisses, theils eine angeborene oft von dem physisch psychischen Wesen bedingte Einseitigkeit, über die sie selbst beim besten Streben nicht immer hinaus können; eine Einseitigkeit, in Folge deren die Einen mehr von dem Vernunftbedürfniß ausgehn, vorwaltend auf dessen Befriedigung gerichtet sind, also auch vorwaltend in Christo die Weisheit und Erkenntniß auffassen (besonnene Charaktere); die Andern mehr vom Gefühle, vom Gewissensbedürfniß ausgehen, vorwaltend dessen Befriedigung suchen und vorzugsweise in Christo die Rechtfertigung finden (sanguinisch begeisterte Charaktere), noch Andere, praktische Naturen auf den Willen gerichtet, strebsam, die Heiligung vorzugsweise in Christo geltend machen; alle, je nachdem in ihnen von Natur das Erkenntniß- oder Gefühls- oder Willensvermögen vorwaltet. Ref. hat hiernach fast alle Charaktere, die ihm begegnet sind und deren Geist ihm näher bekannt wurde, als einer dieser Richtungen vorzugsweise angehörig, kennen gelernt, wenn schon eine gar mannichfaltige Mischung und Schattirung, wie denkbar, so auch vorhanden ist. Und diese Einseitigkeit, als eine angestammte, Vielen unbewußte Schranke der menschlichen Unvollkommenheit hätte so viel nicht zu bedeuten, wenn jeder nur ihrer sich männiglich bewußt, redlich nach den beiden

keine wahrhafte zarte Schärfung des Gewissens, keine Liebe und Sehnsucht nach dem göttlich Schönen und Guten; daher keine wahre Buße, kein wahrer Glaube, keine wahre Heiligung; ohne die Gerechtigkeit Christi zu ergreifen, d. h. ohne der Gnade und Vergebung der Sünden theilhaftig zu werden, entstände im Menschen nur Verzagen und keine Freudigkeit zum Guten, daher auch keine Liebe, keine Dankbarkeit, der Quelle des wahrhaft sittlich Guten im Menschen; ohne die Heiligung in Christo recht aufzufassen, würde leicht ein leeres „Herr-Herr-Sagen" oder ein leeres Wissen, ohne Probehaltigkeit und Frucht Platz greifen.

andern Seiten auch hinstrebte und seinen Nächsten nicht nach seiner Eigenthümlichkeit richtete, urtheilte oder wohl gar Christum theilte, nur einseitig auffaßte. Was ist aber folgerichtiger, um nicht zu sagen nothwendiger, als daß verwandte Geister einer vorwaltenden Richtung sich an einander schlossen? Und der heilig weise Erzhirt kam dieser menschlichen Schranke, daß sie nicht zu einer allgemeinen die Wahrheit zerstörenden Einseitigkeit würde, herrlich ergänzend und erziehend entgegen durch die dreifache Richtung seiner Kirche, bisher genannt die Reformirte, Lutherische und Katholische: „denn drei sind die da zeugen auf Erden und diese drei sind eins;" damit in ihrer Eigenthümlichkeit und vorwaltenden Richtung eine die andere ergänzen helfe; doch nicht so, daß jede nur eine Seite von Christo suchte und festhielte, sondern die andern zugleich, und möglichst die ganze Fülle Christi aufzunehmen strebte, während dagegen die Erscheinungen des Rationalismus, Mysticismus und Practicismus als Einzelheiten, Getrenntheiten sich herausstellen und sich auch gegenseitig oft hart genug ausschließen und Christum nicht ganz, nicht wahrhaftig haben; der Erste sieht in Christo nur die Weisheit (Wahrheit), und übersieht, verkennt, ja bestreitet oft selbst, als habe er deren gar kein rechtes tiefes Bedürfniß, die versöhnende Wirksamkeit Christi als unsre Gerechtigkeit, daher er auch jene nur obenhin sieht und die Heiligung als dankbarste Liebe oft schuldig bleibt; der Zweite, als Verzerrung entgegengesetzter Art, hält sich bloß an Christi Gerechtigkeit, Blut und Wunden, und übersieht geringschätzig Christi Weisheit und göttliches Vorbild, so wie die Heiligung, die That, die Frucht der Liebe; der Letztere endlich mit seiner seichten Scheinbehauptung: „Lebe nur ehrbar, auf die That allein kommt's an," verkennt und übersieht die Weisheit u. Gerechtigkeit (die Wahrheit u. Gnade), die innere Quelle frommer Gesinnung und freudiger Liebe, woraus die That, wenn sie eine gute, heilige

und nicht ein bloßes Außenwerk des alten Menschen sein soll, hervorgehn muß. — Es darf nun mit keinem Worte erst erwiesen werden aus der Geschichte und den Bekenntnißschriften der Reformirten Kirche, daß hier Christus vorzugsweise als die Weisheit und Wahrheit aufgefaßt und dem Bedürfniß der Vernunft vorwaltend Befriedigung gesucht wird; aber die Kirche würde aufgehört haben eine solche, eine Zeugin des Herrn, zu sein, wenn sie die beiden andern wesentlichen Lebensstrahlen in Christo nicht auch innig festgehalten und erstrebt hätte, wie sie in Wahrheit immer gethan. Dies lehrt schon der erste Blick in den vortrefflichen Heidelberger Katechismus, schon die Antwort der ersten Frage: „Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben?" ꝛc., und sein ganzer zweiter umfangreichster Theil; denn das ganze umfaßt die drei großen Lebensfragen: „erstlich, wie groß meine Sünde und Elend sei; zum andern, wie ich von allen meinen Sünden erlöset werde; und zum dritten, wie ich Gott für solche Erlösung soll dankbar sein." Ja in Folge ihrer ursprünglich mehr rationalen Richtung hat grade in ihr der Rationalismus am wenigsten verfangen und gestört (s. Anm. 25.), und eben ein Schleiermacher mußte ihm den ersten Schwerdtstreich geben. Eben so ist es offenbar, wie in der Lutherischen Kirche vorwaltend für das Gefühl, die Bedürfnisse des Gewissens, gesorgt und die Rechtfertigung in Christo vorzugsweise aufgefaßt wird; für Alles stehe hier das Wort Luthers selbst: „Wo dieser Punkt von der Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott aus Gnaden, durch den Glauben allein, recht getrieben wird, da fallen alle Spaltungen weg;" aber sie würde ebenfalls aufgehört haben, eine gültige Zeugin des Herrn, eine Kirche, zu sein, wenn sie nicht auch die Erleuchtung des Geistes und die Heilignng des Herzens und Willens ernstlich ins Auge gefaßt hätte, wie sie in Wahrheit gethan; s. die Augsb. Confess. Artik.: „daß man gute Werke solle und müsse thun" ꝛc. Daß endlich in der

Digitized by Google

Katholischen Kirche (Römischen wie Griechischen) auf die Heiligung, auf die Werkthätigkeit gedrungen wird, ist schon aus den vielen Heiligen, die diese Kirche feiert, und aus ihrer Lehre von den guten Werken sattsam zu ersehen; und wenn schon eben diese Kirche grade darin, daß sie „einen Schatz guter Werke" sich andichtet und hieraus zum Theil die Rechtfertigung der Sünder vor Gott ableitet, und darin, daß sie den Grund der Wahrheit in Christo, die H. Schrift, verläßt (also die Weisheit und Gerechtigkeit in Christo wesentlich übersieht) — gar sehr entstellt, durch Phantasie getrübt ins Sinnliche gezogen, erscheint, mithin auch ihre Heiligkeit des wahrhaftigen Grundes (der Erneuerung des Geistes oder Gemüthes durch Erkenntniß der Wahrheit u. Rechtfertigung = Glauben) ermangelt, — so ist sie doch immer eine ernste Zeugin für diese Richtung, und darf sich nur von obigen Hauptverirrungen reinigen, um als eine würdige Vertreterin für die Heiligung, die indessen hienieden immer nur unvollkommen und mangelhaft bleibt, zu erscheinen. Oben wurde gesagt, daß die verwandten Geister einer und derselben vorwaltenden Richtung sich an einander schlossen, Gemeinschaften, Confessionen, Kirchen bildeten; dies gilt nicht bloß von Einzelnen, im Kleinen, sondern auch im Großen von ganzen Völkern, deren nationaler religiöser Charakter sich in einer dieser Richtungen vorwiegend ausspricht und bei denen die dieser Richtung entsprechende Kirche die herrschende oder Landeskirche ist [39]). So finden wir die Völker, welche ein klares, unbefangenes, ruhiges Denken lieben und durch Ueberzeugung bald zum Wollen und Thun bestimmt werden, wie die Holländer, Engländer, Schweizer — vorzugsweise der Reformirten Kirche — die mehr gefühl- und gemüthvollern, mehr und tieferer Mo-

39) Es ist demnach diese dreifache Richtung der allg. christl. Kirche wahrhaft psychologisch und historisch begründet.

Motive für den Willen bedürfenden Völker, wie die Deutschen und die Bewohner der Nordländer Europas, vorzugsweise der Lutherischen Kirche zugethan, während wir unter den phantasiereichen, mehr sinnlich und äußerlich gerichteten Nationen vorzüglich des Südens, die Katholische Kirche verbreitet sehen [40]), daher man in so fern füglich von einer kirchlichen Geographie reden könnte. Ja wie die Kirche in so fern eine Geographie hat, so hat sie auch eine innere Geschichte: denn wir können nicht verkennen, daß der christliche Menschheitsgeist [41]), den die Kirche erfaßt und der Herr der Kirche regiert, gewisse Perioden durchläuft, in denen — freilich unter den verschiedensten mit Richtung gebenden Modalitäten — bald das Denken (Suchen nach Erkenntniß), bald das Gefühl (Sehnen nach Gnade), bald die Bewegung (Streben, Gähren, Gestalten der Meinungen) vorherrscht: auf die Periode der Scholastik, des Denkens, des Suchens nach Wahrheitserkenntniß (nur verzerrt, weil nicht an der Quelle, in der Schrift) folgte, eingeleitet durch die Mystik, die der Reformation, welche wir gewiß mit Recht die der Buße, des erwachten Bedürfnisses für das Gewissen, das sittliche Gefühl, nennen, dem daher die wesentlich vorwaltende Predigt „von der Vergebung der Sünden" und „Seligkeit aus Gnaden" die volle Befriedigung brachte, während wir jetzt in einer Periode der Bewegung leben, da weder das Denken, noch das Gefühl, die Buße, im Allgemeinen vorwaltet, da weder Wahrheit (denn die meint jeder zu haben) noch die Gnade (denn die meinen wenige zu bedürfen) vorzugsweise gepredigt werden zu müssen scheint, son-

40) Preußens Ruhm, Kraft und Segen besteht darin, alle drei Confessionen mit gleicher Liebe zu umfassen; da ist einseitig werden unmöglich, da dieses Union (Christum ganz und ungetheilt aufzunehmen) ermöglicht.

41) Man verzeihe dies Wort, da der Ausdruck Zeitgeist einen hier ungehörigen Nebenbegriff hat.

Digitized by Google

dern allerdings Heiligung (denn da wird jeder verstummen), wohl verstanden so, daß doch der ganze Christus gepredigt werde und unter Berücksichtigung der mannichfaltigsten zarten hier sich geltend machenden Modalitäten. Dieser Geist der Bewegung führt nothwendig auf die Idee und das Werk der Union, und Gott gebe, daß dieser unserer Zeitperiode der Name und das Werk der Union zu Theil werde und gelinge im vollen Sinne des Worts.

Fragen wir nun, welches die wahre Union sei, so kann sich aus dem Gesagten kaum etwas anderes ergeben, als sie ist eine Triunion, nicht bloß eine Vereinigung, sondern eine Dreieinung, es gilt, die drei vorwaltenden, gleichsam prismatischen Strahlenbrechungen der Kirchen in einen Brennpunkt zu sammeln (ohne die Zwischenschattirungen zu übersehen), ohne Bild: die wahre Union besteht in der wahrhaften, redlichen, innigen gegenseitigen Durchdringung der bisher vereinzelt gewesenen drei Hauptrichtungen der christlichen Kirche in Eins, d. h. zu Einer heiligen allgemeinen ungetheilten drei-einigen Kirche Christi, wie sie von Anfang war; wobei daher nicht von einem Aufhören oder Aufgeben des Wesens der einen, nicht von einem Aufgehen der einen Richtung in die andre (welches unmöglich ist und die Vollendung der Kirche unmöglich machen würde), sondern aller drei in Eins, nicht von einem gegenseitigen Toleriren oder Geltenlassen oder bloßen Anerkennen, sondern vielmehr, bis daß jene Durchdringung in Eins erfolgt, von einem gegenseitigen Auf- und Annehmen des Eigenthümlichen, von einer gegenseitigen Ergänzung des Mangelnden, von einem aus Liebe und heiligem Interesse ausgehenden Eindringen in das eigenthümlich christliche Element der andern, die Rede sein kann [42]).

42) Ich erlaube mir hierbei auf die gediegenen Gedanken in D. Reinwald's Theol. Repertorium 1836 S. 1—238 und auf einen ganz hierher gehörigen trefflichen Aufsatz des Bonner Theologen Hrn. D. Sack, „die Abend-

Digitized by Google

Eine große Aufgabe! nicht von einzelnen Menschen, nicht in einer bestimmten Zeit zu lösen. Erst muß jede die andre, in ihrer Wahrheit, als integrirenden Theil des Ganzen, als zu dem Trinum perfectum der Kirche Gottes wesentlich gehörig und nothwendig achten, lieben, segnen; keine einzelne darf von sich bereits sagen: „ich hab's erfaßt, ich bin die wahre vollendete Kirche;" jede muß fortstreben, alles nicht christlich-schriftgemäße Element von sich auszuscheiden und mit freiem Blick Christum ganz und ungetheilt immer mehr aufzunehmen. Unterdessen muß jeder redliche Unionsversuch preiswürdig und willkommen heißen; und mögen immerhin die Namen, welche seither jene drei christlichen Hauptrichtungen repräsentirten, aufgegeben werden; auf den Namen kommt nichts an und darf es keiner Richtung ankommen [43]); das Wesen bleibt; aber die Drei-

---

mahlslehre der Reformirten Kirche" ꝛc. in der Evang. Kirchenzeit. 1837 aufmerksam zu machen, worin zugleich auch noch eine schöne Eigenthümlichkeit der Ref. Kirche angedeutet wird, das zarte heiligende Eingehen auf die menschlichen und socialen Verhältnisse und Interessen. — Recht zeitgemäß wäre eine unpartheiische Zusammenstellung und Vergleichung des Eigenthümlichen wenigstens beider Ev. Schwesterkirchen. Das Hauptmoment ist hier bezeichnet worden.

43) Bekanntlich ist im ersten Jahrhundert der Kirchenverbesserung die Benennung „Reformirt" eine ganz allgemeine gewesen für die erneuerte Lehre und Kirche. So sagt der Luther. Theolog Andreas Wencelius in seiner Jubelpredigt zur ersten Säcularfeier der Frankfurter Universität anno 1606: „Nach dem Stiffter Marggrafe Joachim I. ist erfolget Joachim II., — welcher die „Reformirte Religion" angenommen und das Papstthumb abgeschafft hat, — worüber D. Luther ist hocherfrewet" ꝛc., und so braucht er die ganze Predigt durch den Ausdruck Reformirte Lehr, gleichbedeutend und abwechselnd mit Augspurgischer Confession und Lutheri Lehr. Der Name bezeichnet den Ursprung und das Wesen zugleich treffend; jenen, die Reformation, dieses, wiefern des Evang. Christen Wesen ist, „sich täglich an Herz, Muth und Sinn zu erneuern." Doch der Name macht es nicht!

faltigkeit muß zur Dreieinigkeit werden: denn was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden; was aber geschieden ist, kann nur Gott zusammenfügen. Die Union ist Gottes Werk! Herr, Dein Reich komme!

Beilage No. 1.

Urkunde, betreffend die Königl. Concession zur Erbauung einer Reformirten und Simultan-Kirche in Samrodt und das Patronatsrecht über dieselbe.

Wir Friedrich von Gottes Gnaden König in Preußen ꝛc. Thun kund und fügen hiermit zu wißen, demnach Uns Ferdinand Christian Graff zur Lippe zu vernehmen gegeben, weß gestalt er entschloßen, weilen vorhin in einem, zu seiner Pfandesherrschafft Samrodt gehörigem Dorfe Freywalde, eine Kirche gestanden, welche aber nachhero dergestalt ruiniret worden, daß nur die rudera davon übrig, dem großen Gott zu ehren, und denen in specie reformirten Armen Unterthanen zu mehrerer Erbauung und Befestigung in ihrem Christenthumb, eine Kirche und zwaren zu Samrodt, so in der Mitte der sambtlichen Güter lieget, und denen eingepfarreten am allerbeqwemsten fallen wird, nebst einem Pfarr- u. Schulhause, auf Seine Kosten auffzubauen, auch dannenhero zu solchem ende bey Uns allergehorsamste Ansuchung gethan, — wir wolten nicht allein in Gnaden geruhen solche Translocation, und vorhabenden Kirchenbau, zu placidiren und zu gestatten, sondern auch alß Supremus Episcopus, ihm, seinen Erben und Nachfolgern auch künfftigen Besitzern dieser Güter, das Jus patronatus über selbige zu verleihen, daß Wir solchem seinem Christlöbl. Vorhaben und Gesuch in Gnaden deferiret und Statt gegeben; Thun das auch hiermit concediren und verstatten, ihn obbemelten Ferdinand Christian Grafen von der Lipp, daß Er nicht allein verhandener maaßen, eine Kirche auf seine Kosten

bauen, sondern auch selbige nach Samrodt, alß den begrentzten Orth verlegen möge, daneben verleihen und ertheilen wir ihm hiermit und kraft dieses auß Bischöflicher Souverainer Macht und Gewalt, Ihm, seinen Erben und Nachkommen, auch künfftigen Besitzern dieser Samrodtschen Güther, das Jus patronatus über die daselbst zu erbauende neue Kirche, also und dergestalt, daß Er und dieselbe, nicht allein einen eigenen Pfarrer dahin zu vociren, und halten, auch alle die Jura, welche einem Kirchenpatrono von Rechtswegen gebühren, auch die patroni, der Kirchen in Preußen in Specie zu exerciren pflegen, jedermännigl. ungehindert exerciren, sondern auch die auß Mangel eines eigenen Gotteshauses, sich nach andern benachbarten Kirchspielen, theils nach Grünhagen, theils nach Willemsdorf gewendete und gewichene Einwohner und Unterthanen, dieser neu erbauenden Kirchen, wieder einverleiben, und einwidmen, auch Sich zu dieser Kirche zu halten, ihnen auferlegen möge; Weil auch er der Graff von der Lipp dabey versprochen, und sich anheischig gemacht die Pfarre auß seinem Eigenen mit 100 fl. jährlich an Gelde, und 3 Huben Landes, welche durch zulängl. und ihm beliebige Mittel, dem zeitigen Pfarre verackert, auch die Kornfrüchte jedesmahlen eingeführet werden sollen, zu dotiren, auch denen in gutter Anzahl aldort Sich befindenden Lutherischen Einwohnern zu verstatten und vergönnen, daß einer von denen in der Nähe wohnender Lutherischen Pfarrern, alle Monath ein oder zweymahl, an dem Tage des Herren in dieser Kirche predigen, und das heilige Abendmahl administriren möge; Im Uebrigen aber keine Ministerialia, alß welche dem Prediger der Kirche allein verbleiben, verrichten solle, alß hatt Er, und seine erben, auch künfftige Besitzern dieser Güther, solchen Vorsatz und

Versprechen gebührend nach zu leben, und darüber jedesmahlen zu halten, bey welchen allen dann sowohl von Unß selbst, und unsern Nachkommen, Königen in Preußen, alß unserer Regierung daselbst offtgedachter Graff von der Lipp, desselben Erben und künfftige Besitzern dieser Samrodtschen Güther, gebührend und nachdrücklich wieder männiglich geschützet werden sollen; Uhrkundlich unter unserer eigenhändigen Unterschrifft, und vorgedrückten Königl. Insiegell.

Oranienburg, den 24. Aprill 1708.

(L. S.) Friedrich I.

C. v. Wartenberg.

* * *

Friedrich, König in Preußen ꝛc. Unsern ꝛc. Nachdem wir auf Ferdinand Christian Grafen von der Lipp bey Uns gethanes ansuchen, demselben nicht allein verstattet, die hie bevorn in einem zu seiner Pfandesherrschafft Samrodt gehörigem Dorfe Freywalde gestandene, jetzo aber gäntzlich ruinirte Kirche, nach gedachten Orth, Samrodt, so in der Mitte der sämbtl. Güther situiret, zu verlegen, und daselbst, jedoch auf seine eigene Kosten, eine neue Kirche aufzubauen, sondern auch daneben Ihm und seinen Erben, auch künfftigen Besitzern dieser Güter, vermittelst eines Ihm darüber ertheilten Patents das jus patronatus deßwegen verleihen, Als haben wir euch solches hiermit notificiren und zugleich in Gnaden anbefehlen wollen, darüber jedesmahlen gebührend zu halten, und bedürfenden falß ihn dabey nachdrücklich zu schützen, Seind ꝛc.

Oranienburg, den 24. Aprill 1708.

An die Preußische Regierung.

Concession pro Ferdinand Christian Grafen von der Lippe, daß er auf seinem Guthe Samrodt eine Kirche auf seine Kosten bauen, und das Jus patronatus darüber exerciren möge.

* * *

Daß vorgeschriebene Concession wegen des Samrodtschen Kirchenbaues, und dabei verknüpften Juris

patronatus dem Hauß-Buche des Ambts Holland No. VII. pag. 122 et seqq. von Worth zu Worth ingrossiret sey, solches attestiret mit beigedrücktem Amts-Siegell. Pr. Holland, den 12. Märtz 1714.

(L. S.) Paulus Töpken,
Adelicher Gerichts-Schreiber
des Amts Holland.

Beilage No. 2.

Denkschrift, welche bei Erbauung der Kirche zu Samrodt in den Thurmknopf gelegt worden.
(Mit sehr hübscher Fracturschrift geschrieben.)

Im Jahr, da Friedrich ward der Preußen dritter König,
Da viel Merkwürdiges Europa hat erlebt,
Da große Kälte muß dem Jahre sein zu wenig,
Weil sich nächst dieser auch der kalte Tod erhebt
Und die Monarchen schlägt. Das Haupt der Katholiken,
Der zwölfte Clemens muß ins Reich der Todten gehn;
Der Teutschen sechster Carl muß auch vom Throne rücken
Und sich vom teutschen Reich im Reich der Todten sehn.
Doch kommt vor dessen Fall der Tod erst hin nach Norden,
Der Preußen König muß, ein Friedrich Wilhelm, fort,
Der da von Christi Kirch' ist sehr beklaget worden,
Weil er sie bauen ließ durch Unterricht im Wort.
Nach ihm macht sich der Tod zur Kaiserin der Reußen,
Ann' Iwanowna muß in ihre Todtengruft,
Die Ueberwinderin der Türken ward geheißen;
Den Onkel Iwan man an ihre Stelle ruft.
Im Jahre, schreibe ich, da alles dies geschehen,
Hat man dies Gotteshaus in Ruh' und Fried' erbaut,
In Ruh' und Fried', so uns läßt unser Friedrich sehen,
Den man auf Preußens Thron nach Friedrich Wilhelm schaut,
Den Bau vollend't, weil noch das Interregnum währte
Und weil im teutschen Reich annoch kein Kaiser war;
Da unser Friederich in Schlesien begehrte,
Das, dessen man sein Haus beraubt bald hundert Jahr;
Was man Ihm in der Güt' auch jetzt nicht wollen geben,
Daher er, wie es recht, selbst nimmt sein Eigenthum!
Und ob viel Feinde gleich sich wider ihn erheben,
So ist das Meiste doch schon sein mit großem Ruhm. —

Digitized by Google

Der Held, der diesen Bau zu Gottes Ehr getrieben,
War Friedrich Ludewig von Dohna altem Stamm,
Den Gott hat in das Buch des Lebens eingeschrieben,
Weil er dies Werk dem Herrn zu Ehren unternahm.
Pauli und Richter *) sind die Namen derer Lehrer,
Die zu der Zeit allhier des Herren Volk geweid't.
Der Nam' von Amtmann Dau sind't hierbei auch Verehrer,
Als der der Aufsicht sich zu seinem Ruhm erfreut.
Samrodt, d. 21. Juny 1741. Abraham Pauli.

Beilage No. 3.

Uebersicht der Holländischen Synodischen Collecten-Gelder zur Erbauung und zum Besten der Evang. Reform. Kirche in Samrodt vom Jahre 1741—1794.

Gern hätte ich eine genaue Uebersicht dieser frommen über ein halbes Jahrhundert hin fortgesetzten Liebesgaben nach Holländ. Courant und auf Preußisches reducirt, gegeben, um die ganze Summe derselben zu ermitteln; ich versuchte es; aber es war nicht möglich, weil der Cours des Holländ. Courants nach Preuß. Gelde so verschieden, die Abrechnung des Porto's, der Provision u. s. w. so ungleich und der Beleg von Beidem für jedes Jahr nicht immer vorhanden. So hätte ich nur approximativ, aber nicht historisch gewiß die Total-Summe herausziehen können. Ohne sie anzugeben, theile ich daher mit, was ich urkundlich belegen kann. Auch so wird sich dieses Werk der Liebe, für sich selbst redend, herausstellen. NB. 20 Stüver machen 1 Fl. Holl. 1 Fl. Holl. durchschnittlich gleich 17 Sgr. Pr.

1741	2075 Fl. 20 Gr. Preuß.	gesammelt u. befördert durch den Holl. Pred. Henr. Carp V. D. M. zu Rosmalen.
1742	196 " 20 " "	
1743	191 " 6 " "	
1744	109 Fl. 8 Stüv. Holländ. (gleich 169 Fl. 12 Gr. Pr. mit Abzug der Provision ꝛc. 144 Fl. 8 Gr.)	
1745	98 Fl. Holl. (= 152 Fl. 3 Gr. Pr., mit Abz. 132 Fl. 6 Gr.)	

*) Mein Großvater. D. H.

1746	2438 Fl. 1 Gr. Pr. durch den Pred. und Prof. Willemsen in Middelburg.
"	130 Fl. 12 Gr. Pr.
1747	388 " 12 " " durch ꝛc. Schmucker in Hamburg.
"	102 Fl. Holl. (= 155 Fl. 17 Gr. Pr. mit Abz. 137 Fl. 20 Gr.)
1748	120 Fl. 16 Stüv. Holl. (mit Abz. = 190 Fl. 4 Gr. Pr.)
"	48 Fl. 25 Gr. Pr.
1749	149 Fl. 13 Stüv. Holl. (= 228 Fl. 23 Gr. Preuß. mit großen Abzügen 175 Fl.)
1750	84 Fl. 19 Stüv. Holl. (=130 Fl. 17 Gr. Pr.)
1751	96 Fl. Holl. (= 150 Fl. 10 Gr.)
1752	109 " "
1753	125 Fl. 1 Stüv.
1754	113 "
1755	65 Fl. 14 Stüv.
1756	85 " 10 " (= 144 Fl. 14 Gr.)
1757	115 " 12 "
1758	104 " 13 "
1759	103 " (= 206 Fl. 18 Gr.)
1760	95 "
1761	109 " (= 232 Fl. 19 Gr.)
1762	105 " 5 Stüv. (= 214 Fl. Pr. mit Abzug 195 Fl.)
1763	Fehlen die Belege.
1764	97 Fl. Holl.
1765	52 Rthlr. 75 Gr. Pr. (nach Abzug d. Kosten).
1766	56 " 20 " " do.
1767	37 " 58 " " do.
1768	47 " 30 " " do.
1769	55 " 68 " " do.
1770	76 Fl. Holl. (= 131 Fl. 22 Gr. Pr.)
1771	71 " " (= 119 Fl. Pr.)
1772	73 Fl. 10 Stüv. (= 124 Fl. 16 Gr. mit Abz. 115 Fl. 16 Gr.)
1773	69 Fl. 11 Stüv.

Digitized by Google

1774	73 Fl. 9 Stüv.	
1775	58 Fl. 18 "	(= 33 Rthlr. 33 Gr. Pr.)
1776	61 " 10 "	(= 34 " 80 " "
1777	60 " 10 "	(= 34 "
1778	50 " 3 "	(= 28 " 37 " "
1779	61 " 3 "	(= 34 " 72 " "
1780	63 " 10 "	(= 35 " 62 " "
1781	62 " 10 "	(= 35 " 30 " "
1782	56 "	(= 29 " 48 " "
1783	61 "	(= 32 " 50 " "
1784	46 "	(= 22 " 54 " "
1785	60 "	(= 33 " 60 " "
1786	52 " 5 "	(= 30 " Abz. 25 Rthlr.)
1787	42 " 4 "	(= 20 " 20 Gr. Pr.)
1788	49 " 18 "	(= 22 " 41 " "
1789	48 " 10 "	(= 27 " 27 " "
1790	47 " 10 "	(= 82 Fl. 2 Gr.)
1791	22 Rthlr. 60 Gr. Pr.	
1792	24 " 15 " "	
1793	54 Fl. 2 Stüv.	
1794	33 " 2 "	(= 55 Fl. 16 Gr. Pr.)

Beilage No. 4.

Einige Briefe von den Holländischen Synoden an die hiesige Kirche und umgekehrt, betreffend die Correspondenz wegen der genannten Liebesgaben.

1. Ein Danksagungs- und Bittschreiben der hiesigen Gemeine an die Synode in Friesland v. J. 1759.

Ew. HoogEd. en HoogEerw. het ook in't voorleden jaer [1]) by continuatie goetertierend [2]) behaagt, onse bedrufftige Kerke met Hunne milde en gulhertige Liefdegaeve te bedenken, en daerdoor [3]) onse bedrufftige gereformeerde Kerke seerlycks gesoulageert [4]) synde, en dieselve door myn Heer Tayspels besorgenisse ter Summa — wel ontfangen hebbende, betuygen wy mets

1) im vorletzten Jahr 2) Güte erzeigend 3) dadurch 4) unterstützt

desen daervoor aan Ew. HoogEd. en HoogEerw. onse vreugderycke [1]) en alterootmoedigste [2]) daenckbaerheid.

Maer by vortdurende bedrufftigheid van onse Kerke genoodsaackt [3]) siende, schmeecken [4]) en solliciteeren Ew. HoogEd. en HoogEerw. wy geheel submiss en alterootmoedigst, om met Dierselven ontfermende [5]) Liefdegaeve t' ouswerts veerders [6]) guthertig en goedertierend te continueeren, aen soodanige offerhanden [7]) heeft Godt een Welbehagen [8]), en Wy sullen niet ophanden [9]) te bidden, dat Hy dieselve aen Uwe HoogEd. en HoogEerw. overvloedig [10]) beloone, jae dat de Heere des Vredes [11]) selve verders de Waerde Neederlanden vrede geve alle tyt in allerbywyse. De Heere Heere kroone Uwe HoogEd. en HoogEerw. aensyenlicke Persoonen met gedertierenheid en barmhertigheden. Nu ons en onse bedrufftige Kerke nogmaelen Uwe H. en H. Toegenegene [12]) gunst en weldaedigheid recommenderende volhaerden [13]) wy met veel respect te syn etc.

2. Ein Verzeichniß der Collecte von 1760.

Liefde Gaven door Joh. Tayspel overhaendigt aan de Heer Joh. Clemens & Soon a Amsterdam, voor Zamrodt.

Van Gelderland . . .	fl. 10
Zuid Holland	17
Noord Holland	18
Utrecht	5
Friesia	25
Overyssel	5
Groninge	15
Hol. Cour.	95

1) freudenreiche 2) allerinnigste (?) 3) genöthigt 4) bitten 5) ? 6) ferner 7) Opfer 8) Wohlgefallen 9) aufhören 10) überflüssig 11) Friedens 12) Zugeneigtheit 13) verharren (?)

Digitized by Google

3. Ein Atteſt über richtig empfangene Collecte.

Wy ondergeschrevene predikant en Ouderlingen [1]) der gereformeerde Gemeinte van Zamrodt mets dezen [2]) dankbaarlyk, de Liefde gaave van de Eerw. Christelyke Synode van Friesia voor het Jaer 1764, ten behoeve van deze onze Gemeinte ter Somme van — door de Heere Jan Tayspel wel [3]) ontfangen te hebben, en recommenderen ons en onse Gemeinte verder in de aenhoudende [4]) Liefde en Voorsorge van de HoogEerw. Synode.

Actum Zamrodt, d. 26. Februarii 1765.

Jac. Theod. Thamm, Predicant.
Nomine der Ouderlinge:
Jacob Froesewitt, Cant. Reform.

4. Schreiben der Frieſiſchen Synode an den hieſigen Kirchenvorſtand.

Wel Eerwaardige zeer Geleerde Heeren Broederen!

Deze brief brengt Uw. Eerw. te tyding [5]), dat op de christelycke Synodus van Friesland, den 23. May 1780 en volgende dagen binnen Leeuwarden gehouden [6]), besloten is, *dat jeder Noodlydende Kerk, die Liefde gaven uit* [7]) *Friesland ontfangt* [8]), *verplicht zal zyn, voortaen* [9]) *vroegtydig* [10]) *aan de Deputaten Synodi Frisiae te zenden eenen brief*, waaruit blykt [11])

1) *Dat de the voren gezondene* [12]) *liefdegaven by haar ontvangen zyn*,
2) Waarin vermeld worden, *de personen en haar qualiteit of* zy *predikanten* of *Schoolmeesters*, of *andere* zyn, *die daar meede begiftiget* [13]) *worden*,

1) Kirchenvorſteher 2) hiermit 3) wohl 4) anhaltende 5) Zeitung-Nachricht 6) gehalten 7) aus 8) empfängt 9) fortan 10) frühzeitig 11) woraus hervorgeht 12) früher geſendeten 13) betheilt

3) waarin te kennen ward gegeven [1]), *hoe ved elke harer* [2]) *jaarlyksch* [3]) *aan vaste* [4]) *emolumenten trekt* [5]); en eindlyk

4) *op wat buitengewoone (?) inkomsten aan giften* [6]) *en gaven van doopen* [7]), *trouwen* [8]), *Voorgangen* [9]), *Lykpredikatien* [10]) *en z. zy staat kunnen maaken. En dewyl deze dingen op't een jaar meer zullen bedragen dan op het ander, dat zy verpligt weren, dit by cumulatie* [11]) *van 5 jaaren uit te rekenen* [12]), *en daarvan in hare missire* [13]) *naukeurig (?) bericht te gewen:*

Dat de voornoemde [14]) *Deputaten, by gebreke dezes* [15]), *nooit zullen vermogen, eenige penningen aan eenige Noodlydende Kerken, daarin manquerende* [16]), *overte zenden* [17]).

Vinde my [18]) verplicht, als Deput. Syn. Leovard. dit bovenstaand besluit [19]) aan Uwer Eerw. bekend te maken. De Synodus haeft geoordelt, „door zulkeen besluit best over behoeftigheid aller Noodlydende Kerken te zullen kunnen ordeelen" [20]), om vervolgens hare gaven daarna uit te deelen [21]); en verwagt [22]) dat Uwer Eerw., wyl de Kerk van Samrodt mede op den lyst der Nootlydende Kerken by ons staat, daaran wel zullen voldoen [23]). Ondertusschen [24]) noem ik

---

1) worin zu erkennen gegeben wird 2) wie viel jeder von ihnen 3) jährlich 4) festen, fixen 5) bezieht 6) Gebühren 7) Taufen 8) Trauungen 9) Begräbnissen 10) Leichenpredigten 11) im Durchschnitt 12) zu berechnen 13) und davon in ihren Briefen 14) vorhin genannten 15) bei Unterlassung dessen 16) die es daran fehlen läßt 17) zu übersenden 18) ich finde mich 19) diesen vorstehenden Beschluß 20) durch solchen Beschluß am besten über die Bedürftigkeit aller nothleidenden Kirchen urtheilen zu können 21) um weiter ihre Gaben darnach auszutheilen 22) in Erwägung (?) Erwartung (?) 23) wohl darnach thun (sich richten) werden (?) 24) unterdessen

my [1]), met loebede [2]), dat de Goedetieren God een ruime mate [3]) van zyne beste zegeningen [4]) aan U. Eerw. mede deele,

Wel Eerw. zeer Geleerde Heeren Broederen
Uwer Eerw. Medebroeder [5])
Wilh. van Vliet,
Predicant te Bergum in Friesland
h. t. Syn. Dep.

Jussu Synodi dabam Leovardiae ex Deputatorum conventu die 7. Novbr. 1780.

Eine treffliche lateinische Uebersetzung ist diesem Briefe von demselben Verfasser noch beigegeben.

Beilage No. 5.

Aelteste Handfeste oder Lehns-Urkunde von Quittainen.

Von Gottes gnaden, Wir Albrecht der Elter, Marggraff zu Brandenbürgk In Preussen zu Stetin, Pommern, der Cassuben vnd wenden Herzogk, Burggraf zu Nürmbergk vnd Fürst zu Rügen, Thun kunt vnd Bekennen, Das vns der Erbar vnser Hauptman zu Brandenburgk Rath vnd lieber getreuer Anthonius Bork mit allem vnterthenigem vleis vnd bith ersucht, vnd gebeten Jme seine gütter welche er Inn vnserm Fürstenthumb zu magdeburgischen, Rechten vnd beden Kinden, hat vnnd In vilen Hantvesten verfasset, wie er sie dan ein theil ererbet, ein theil durch einen bestendigen wechsel, auch ein theil durch einen bestendigen Kauff hat an sich gebracht, In eine Hantvest verschreiben zu lassen, Als Haben wir seine zimliche vnd vnderthenige Bith angesehen, Vnd seine getreue dinste so er vns gethan, vnd noch thun solle, vnd Kan vnd Jme seine bitte Zuwilfaren gnediglichen zugesagt, Verschreiben, Verleihen vnd einreumen demnach, für vns vnser

1) nenne ich mich 2) mit dem Wunsch 3) ein reiches Maaß 4) von seinen besten Segnungen — mittheile 5) Mitbruder.

Erben erbnemen, vnd nachkomende Herschafft, In Crafft dieses Brieffes Jzgenantem Anthonio Borcken, seinen ehelichen Erben vnd derselben nachkomenden die obgemelten gütter. Als die hiernach mit namen ausdrucklich gesetzt vnd verzeichenet, Vnd desgleichen wo niemands von berürts Anthonien Borcken, sehelichen leiblichen Kindern, oder derselbigen nachkomen verhanden sein würden, Alsdan seinem rechten leiblichen Bruder Jochimo Borcken vnd desselbigen rechten, ehelichen Leibes erben, vnd derselbigen nachkomen, Volgende Dörffer vnd gütter. Nemlich das lange gutt viervndvirzigk Huben mit des Schulzen Huben Jnhaltende sampt einer Heyden vnd mülen von siebende halbe Huben, vnd fünff morgen, Jn denselbigen grenizen Dragelts vierzigk Huben, vnd ein Kleine Heide mit einem Sehe, mit namen der lange Sehe. Lübbekeinen, zwanzigk Huben vnd zwey Kleine orther Heiden, Mittelgut Funffzehen Huben vnd auch eine Kleine ortheide, Camer Heide genant, Grapmus Eilff Huben auch das wüste gut Witken, welches er denen von Dona verzinsen soll, So lang der sechsierige Pfandschilling vff Morungen so sie jtz darauf haben, vnd sich im Achtvndfünffzigsten Jar endigen wirt, weren thut. Darnach aber soll ers freyhaben, vnd behalden, Welche vorgeschriebene gütter, allein vnserm Ampt Morungen, Desgleichen Kapten vierzigk Huben Jnhaltende, Jm Ampt Osterode gelegen, Ferner verleihen wir Jnen Montig viervndsiebenzigk Huben. Dauon der Pfarher vier frey Huben hat. Desgleichen verleihen wir Jnen den Garten Zinss, Jm selben dorff, zu deme Freudenaw achtzigk Huben dauon der Pfarher daselbst vier Huben. Das Dorf Tilenwaldt, welches Jnhelt vermöge des Dorffs verschreibung, Erstlich zweyvndachtzig Zins, Schulz vnd Pfarhuben, vnd darzu fünff Huben vnd morgen vbermass sampt dem garten, vnd Das Dorf Freudenthal, do nun freyen Jnen wonen, vnd vns mit zweyen Pferden zudienen schuldig seyen, welche wir Jme Zugelassen vnd vergönnet haben auszukeuffen,

doch das es mit Irem gutten Willen geschehe, Im fhall aber so er sie nicht auskeuffen würde, soll er Anthonius Borck seine erben vnd erbnemen Gleichwol die Obergerichte vnd alle Herligkeit so wir vber sie vnnd in des guts grenizen gehabt, haben vnnd behalten, Doch das die gebürlichen dinste, welche sie zu thun schuldigk, treulich geleistet werden. Vnd diese gütter seind gelegen Im dem Ampt Deutscheylaw, Vnd lezlich verleihen wir Inen die gütter Magnitz, Mecken, Preußhöffen wie die begrennzt, sampt einer Mülen, auch In der gütter grenzen, vnd das gut Crinaus, Welchs man zuuor Kinkewald genennet, zwanzigk Huben Inhaltende, vnd das gut Cölmenick vnd Prauten Prutten genant, Siebenzehen Huben vnd die vmbgewalete Huben, Desgleichen die wüsten gütter Sallen vnd zehen Huben welche beedes vierzehen Huben Inhaltende sein, vnd wir Ime durch einen Kauff zu gnaden zukomen lassen, Dieselben Itzermelten alle, In vnserm Ampt Hollandt liegende, Solche obengeschriebene gütter alle, mit alle Iren gerechtigkeiten nutzungen, In vnd Zubehorungen, an Mülen, Aecker, wiesen weiden, Heiden welden, felden, beutten, vnd Jagten, Sehen, Fischereyen auch flissern, Teichen vnd teichstedten, Brüchern, vnd streuchern Krügen vnd Krugstedten. Als die Ime zuuor verschrieben, In allermassen wie auch dieselben, vnd die gütter In Iren alten grenizen, von alters bereint, besteint, vnd begreinzt sein, erblich vnd ewiglich zu Mageburgischen rechten vnd zu beiden Kinden zu Irem besten, ohne meniglichs verhinderung Inne zuhaben, zugenissen vnd zugebrauchen. Darzu verleihen wir Inen auch die Gerichte beide gros vnd klein, binnen obberürten güttern grenizen, allein strassen gericht ausgenommen des wir vnserer oberkeit zurichten wollen vorbehalden haben. Vber das auss sondern gnaden verleihen wir Inen frey bau vnd börnholtz aus vnsern Welden vnd Heiden, wo sie das In Iren welden nicht haben zu irer notturfft vnd nicht zum uorkeuffen, vnd das es Jederzeit mit vnsers Amptmans wissen, vnd

nach

nach Deſſelben anweiſung gehauen werde. Vnd nachdem Hiebenorn Vihlgedachter, Anthonius Borcke, Im Sehe Geſericht freye fiſcherey gehabt, haben wir mit Jme die vergleichung getroffen, das er ſolche abgeſtanden. Dagegen verleihen vnd verſchreiben wir für vns, vnſere erben, erbnemen vnd nachkomende Herſchafft. Jme ſeinen Erben nachkömlingen, frey Fiſcherey mit allerley gezew, Im Sehe gehlen, zu ſeines tiſches notturfft, vnd nicht zuuorkeuffen, zu deme vergonnen wir Jme den weg zum Sehe auch den Raum am vber da er ſeine garne vnd Kane halden kann, Vber dis alles vnd aus ſonderlichen gnaden, verſchreiben wir für vns vnſere Erben, erbnemen, Vnd nachkommende, Herſchafft, Anthonio Borcken, ſeinen erben, erbnemen vnd nachkömlingen die beden weichheuſer vnd den Thorm Im winkel beim Steinthor in vnſerer Stat Hollandt ſampt dem raume darzwiſchen, wie wir Jme ſolches abzeichnen laſſen, das er dieſelbe ſich ſeinen Erben vnd nachkömlingen zum beſten bebauen, vnd ſolchs one meniglichs vorhindern, Beſitzen, genieſſen, vnd gebrauchen mügen, Doch ſollen ſie den Thorm mit dem gebeu dermaſſen vorwaren. Darob ſich der orths In notfellen keiner geferlichkeit zubefaren. Auch ſolle In allewege der Ernüſte vnſer Obermarſchalk, Rath vnd lieber getreuer Jochim Borck obenberürter vnſers Hauptmans zu Brandenburgk, Anthonien Borcken ehelicher leiblicher Bruder vnd deſſelben leibliche Erben, vnd nachkömlinge, wan ſich der fhal an Anthonien Borcken ſeinen Kindern, vnd nachkömlingen begebe, verpflicht ſein, das er Jochim Borcke oder einer ſeiner rechten erben, binnen oberzelten güttern, In vnſerm Fürſtenthumb ſich ſaſſen, vnd in vnſern Landen zubleiben, Do es ſich aber zutruge das Jochim Borcken oder ſeinen leiblichen ehelichen erben ſolche geſchefft fürfielen, dadurch ſie eine zeitlang dauſſen landes zupleiben verurſacht, Soll Jnen daſſelbige zu keinem abbruch Jrer gerechtigkeit nicht gereichen, gleichwol darzu trachten, damit ſie Jns erſte Jnen möglichen,

Digitized by Google

sich in die gütter wiederumb begeben, vnd in Iren güttern sich finden lassen, Auch soll Jochim Borck nicht macht haben die gütter gar oder zum theil zuuorkeuffen, wolt aber Jochim Borck oder seine Erben, oder derselbigen nachkommen die gütter selbst nicht beziehen. — Alsdan sollen sie vns vnsern Erben oder nachkomenden Herschafft heimfallen vnd zukommen vnd vmb solcher obenerzelter belehunge auch begnadigung willen, Sollen vns vnsern Erben, erbnemen, vnd nachkommende Herschafft vilgemelter Anthonius Borck vnd obenstimpte seine eheliche erben, vnd derselbigen nachkömlinge vnd Im fhal wie jezt obenberürt, wann derselbigen seiner Erben nicht mher vorhanden, Alsdann sein ehelicher vnd leiblicher Bruder, Jochim Borcke, vnd desselbigen rechte leibliche eheliche erben vnnd der nachkommenden mit sechs wolgerüsten Pferden, man vnd Harnisch zudienen schuldigk sein, Nemlich von den Morungschen mit zweyen, Vonn den Eylauischen mit dreyen Vnnd den Hollendischen mit einem. Vnd solche dinste sollen geschehen, zu allen geschreyen Herfarten, Landweren, wan wie offt vnd duk vnd wohin sie vonn vns vnsern erben vnd nachkommender Herschafft neben andern vnsern Vnderthanen, von der Herschafft Ritterschafft vnd Adel gefordert werden. Alles treulich vnd vngeuerlich, zu vrkunt haben wir diesen Brieff mit vnserm anhangenden Insigel wissentlich besiegeln lassen. Geschehen vnd gegeben zu Königspergk den vierten Decembris, Nach Christi geburt Tausent Fünffhundert vnd Im Siebenvndfünffzigsten Jare.

* * *

In der zweiten Bestätigungsurkunde Markgraf Albrecht Friedrichs d. d. Königsberg den 17. April 1573 findet sich unter vielen Zusätzen auch der: „Also vnd nichts weniger vorleihen geben vnd vorschreiben wir auch für uns, vnsere erbenn, erbnemen vnd nachkommende Herrschafft obgedachtem Anthonio Borcken, seinen rechten,

ehelichenn, menlichenn leibes lehns erben vnd nachkömlingen die Güttern groß vnd klein Quittaainen, Desgleiches Belen, Kiuitten, vnd Davids in unserm Ampt Hollandt vnd zu dem das gutt Rampten, zwanzigk Huben an beden Seiten des Flisses Lucke gelegenn, dazu das Kaimninerwerder, Hinder dem Hoffe im Sehe Morungen — das Gutt Gelenfeldt vierzehen Huben mit sampt einer Mühlenn, das wüste Güttlein Lemansgüttlein genandt, welches vier Huben innen haben solle" — u. s. w.

III. Freundliche Entgegnung und einige Vorschläge (pia vota), veranlaßt durch Herrn Dr. Jacobson's Andeutungen über das Verhältniß des Arztes zu dem ungebildeten Publikum in der Land- und Stadtarmenpraxis.

Herr Dr. Jacobson in Braunsberg hat im diesjährigen Mai-Hefte der Preuß. Provinzial-Blätter pag. 445—454 an so manche Mißverhältnisse und Uebelstände erinnert, welche die Herren Aerzte in kleinen Städten und auf dem platten Lande zu bekämpfen haben. Viel Wahres und Beherzigenswerthes habe ich in jenen Andeutungen gefunden, wenn gleich nicht Alles auch für die hiesige Gegend Anwendung findet.

Freilich dürfte man noch in den meisten Gegenden neben den Krankheiten mit Vorurtheilen, Gefühllosigkeit und Armuth zu kämpfen haben; aber mir scheint es, als liege das Uebel in noch andern Dingen begründet und es dürfe die Hilfe weniger von den Geistlichen, als von den hohen und höchsten Behörden erwartet und erbeten werden, und wenn ich hierbei schon nichts Neues zu sagen habe, so bitte ich mir eine Erinnerung an Bekanntes und

Digitized by Google

Vielbesprochenes nicht übel aufnehmen zu wollen. — Gutta cavat lapidem. —

Suchen wir zuvörderst die Quelle auf, aus welcher so viele Krankheiten entstehen, so finden wir sie meistens in der Uebertretung der göttlichen Gebote und der so einfachen Gesundheitsregeln weiser Aerzte, die den Meisten zwar bekannt sind, aber nur von Wenigen beachtet werden.

Es bleibt auch in dieser Beziehung wahr: „die Sünde ist der Leute Verderben."

Sieht man nicht fast allenthalben die Regeln der Mäßigkeit, der Ordnung, der Reinlichkeit und guten Sitte vernachläßigt? und muß man nicht zugeben, daß hiebei die höhern Stände nicht selten ein gleicher Vorwurf, wie die niedern trifft? daß ihr Beispiel nur nachtheilig auf diese einwirkt? Ich bin der unvorgreiflichen Meinung, daß es Sache der Polizei- und anderer hohen Behörden sein dürfte, hier nach Kräften entgegenzuwirken. Um nur Einiges anzuführen:

a. Man beschränke doch lieber noch eine Freiheit, deren Werth nicht erkannt und die von den noch zu Schwachen und den unverständigen Kindern Aehnlichen nur zum Nachtheile des jetzt lebenden und kommenden Geschlechtes gemißbraucht wird.

b. Man sorge dafür, daß wo möglich die Bewohner jeder, auch der ärmlichsten Hütte, täglich ihren ganzen Körper baden und reinigen. — Einfache Badeanstalten unter Aufsicht geeigneter Personen, würden viele Krankheiten verhindern, andere leichter heben. —

c. Man dulde es nicht, daß die engen Wohnungen in Städten und auf den Dörfern mit Einwohnern überfüllt werden, wo Kinder und Erwachsene in unreiner Luft oft den Grund zu unheilbaren Krankheiten legen. An vielen Orten wäre ein Aufbau von einfachen, gesunden Wohnungen, so manchen andern kostspieligen Bauten vorzuziehen.

Digitized by Google

Ferner scheint mir die Zahl der Herren Aerzte im Verhältniß mit der zunehmenden Population noch viel zu geringe zu sein — namentlich in kleinen Städten und auf dem platten Lande. Denn, wenn z. B. (wo ich nicht irre) in der einzigen Residenz Berlin 252 approbirte Aerzte wohnen, dagegen in ganz Ost-, Westpreußen und Litthauen auch nur 253 Aerzte angestellt sind, von welchen die Mehrzahl in den größern Städten Königsberg, Danzig, Elbing, Tilsit, Braunsberg ꝛc. ihren Wohnsitz genommen haben, so daß oft auf 20—40,000 Menschen kaum Ein Arzt kommt, so läßt sich abnehmen, wie wenige auf die kleinen Städte kommen. Daß aber auf dem platten Lande noch gar keine Aerzte angestellt sind, ist bekannt.

d. Darum wäre zu wünschen, daß wenigstens in jedem größern Kirchspiele Ein Arzt und mit festem Einkommen so angestellt werde, daß er ohne Nahrungssorgen mit Weib und Kindern leben könnte. Was die bemittelten Familienväter jährlich an Gelde und Victualien nicht zusammenzulegen vermögten, müßte aus Königl. Kasse ergänzt, den Unbemittelten aber unentgeltliche Hilfe gewährt werden dürfen.

Im Jahre 1831 war während der Cholera durch die gnädige Fürsorge der Königl. Regierung zu Königsberg für das hiesige Kirchspiel ein besonderer Arzt, Herr Heinrich Kuhn (ein geborner Braunsberger) angestellt. Welchen Trost und welche Hilfe dieser junge Mann dem ganzen Kirchspiele damals gebracht, weiß und erwägt noch immer die Mehrzahl der Gemeine mit vielem Danke, welchen ich hier gegen die hohe Behörde sowohl, als gegen den Arzt, öffentlich auszusprechen mich veranlaßt und verpflichtet halte.

Sollten nach dem Wunsche des Herrn Dr. Jacobson die Schullehrer und Geistlichen auch jeden Kranken besuchen wollen, so würde dies namentlich in ländlichen Kirchspielen, bei oft meilenweit von der Kirche entfernt liegenden Dörfern, beinahe die Grenzen der Möglichkeit überschreiten; auch wenn

Digitized by Google

die Schullehrer nicht ihren Schulunterricht wahrzunehmen und die Geistlichen nicht auch ihres Amtes zu warten, — zu predigen, Confirmanden zu unterrichten, die Sacramente auszutheilen, Schulen zu revidiren, die Gemeinen zu berathen und mit vielen Behörden amtlich zu correspondiren hätten.

Ich habe es mir seit 24 Jahren zur Pflicht gemacht, die Kranken in den mir anvertrauten Gemeinen nach Möglichkeit zu besuchen, und zu dem Ende sowohl die Gemeinglieder, als die Schullehrer und Confirmanden aufgefordert, mich von vorkommenden Krankheitsfällen sogleich zu benachrichtigen; allein immer noch erfahre ich von Vielen erst, wenn schon der Tod erfolgt oder doch ärztliche Hilfe nicht mehr möglich ist.

Vielleicht wäre es gut, wenn, bevor es in allen Kirchspielen Aerzte anzustellen, möglich wird, man den Candidaten pro Ministerio (die ja doch oft lange noch auf eine Anstellung warten müssen) es empföhle, vor ihrem Amtsantritte noch einen medicinischen und chirurgischen Cursus zu machen, um sich dadurch wenigstens die allerersten und nothwendigsten ärztlichen Kenntnisse zu verschaffen, damit sie in dringenden Fällen sogleich oder wenigstens früher bei der Hand sein mögen, als der vielleicht weit entfernte Arzt herbeigeholt und durch ihn geholfen werden kann.

So lange aber noch aus der Noth eine Tugend gemacht werden muß, und weit entfernte, viel beschäftigte Aerzte die Cur par distance bewirken müssen, wird es auch ein trauriger Nothbehelf bleiben, sie besonders bei Fieberkranken, durch Uromantie und nach der Zahl der Pulsschläge in einer Minute, ungefähr den Zustand des Patienten und das Ab- oder Zunehmen der Krankheit errathen zu lassen.

Wollte man übrigens nur die Vorschriften des Jesus Sirach 37, 30—34. und 38, 1—15. beobachten, so würde manche Klage der Patienten und auch der Herren Aerzte verstummen, die diese letzteren jetzt mit Recht über den Undank derer zu führen haben,

Digitized by Google

welche unter Hohen und Niedern nur zu oft ihrer Mühwaltungen vergessen, oder doch nicht daran denken, daß vornehmlich unbesoldete Aerzte (ohne ein irgend verhältnißmäßiges Honorar für ihre Bemühungen) gar nicht bestehen können, denen man ihre Liebe und menschenfreundliche Thätigkeit doch nie nach dem Werthe belohnen kann.

Grünhayn, den 1. Juli 1837.

Bruno, Pfarrer.

IV. Drei kleine, fromme Wünsche, nebst einer Anmerkung,

ausgesprochen vom Pfr. Weissemmel in Allenburg.

Wir lesen leider! nicht allzuselten in öffentlichen Blättern, daß Dieser oder Jene, 16 bis 18 Jahr alt, und noch nicht confirmirt, ein namhaftes Verbrechen begangen. Es ist die Frage, ob das letztere begangen worden, wenn sie schon eingesegnet gewesen wären. Denn ist es nicht möglich, daß der Unterricht über Gott und Pflicht ꝛc., welcher der Confirmation vorhergehen muß, dem Gemüthe jener jugendlichen Verbrecher eine unschädlichere Richtung gegeben hätte?

Wenn aber 16—18jährige Leutchen der Art noch nicht confirmirt sind, pflegen sie auch früher die Schule wenig oder gar nicht besucht zu haben.

Dazu kommen noch Fälle vor, daß 14—16jährige Söhne oder Töchter des Preußischen Vaterlandes die Schule noch gar nicht besucht haben. Wie geht das zu? In einem bestimmten Falle gings folgendermaßen zu. Als der Herr Schullehrer die jährlichen Seelenregister aufnahm, gab der Hauswirth seine eignen Kinder zur Consignation richtig an. Der kleine Dienstbote weilte indessen auf dem Felde bei der Heerde.

Digitized by Google

Der Wirth — wer kann auch immer an Alles denken? — dachte daran, daß wenn der Dienstjunge die Schule besuche, die Benutzung desselben für Haus und Hof nur gering sein könne — und vergaß, ihn anzugeben. Er entschlüpfte also der Controlle, bis der sogenannte Zufall, nach Jahren, ihn denuncirte. In dem Köpfchen eines solchen Subjects, welches nachher, mit großem Widerwillen, zum Besuche der Schule und des Confirmandenunterrichtes, von Polizei wegen, sich commandirt siehet, herrscht dicke Finsterniß, unter deren Schutze des Herzens Unkraut bisher üppigen Fortwuchs gefunden. Was kann nun da der nothdürftigste und erzwungene Unterricht viel Wunder der Aufhellung und Gemüthsveredelung wirken? zumal die äußern Verhältnisse und Umgebungen solcher Armen, während dessen, dem Unterrichte weniger als Vorschub leisten.

1. Sind nun in der Regel solche versäumte und verwahrlosete Kinder Uneheliche oder Waisen, so ließe sich diesem wirklichen oder auch nur als möglich betrachteten Uebel, daß sie ohne Unterricht bleiben, unserm Dafürhalten nach, auf die allereinfachste Weise abhelfen. Es dürfte nur dem resp. Vormunde aufgegeben werden, bei Abstattung seines sogenannten Erziehungsberichtes, der sich jetzt in einzelnen Fällen auf Nichts reduciren läßt, der vormundschaftlichen Behörde ein Pfarrattest über des Mündels Schulbesuch einzureichen. Der Vormund, oft ein armer Instmann, der weder lesen noch schreiben kann, sagt jetzt vielleicht vor Gericht aus: „N. N. ist da oder dort in Diensten oder bei einer Muhme und wird gut zur Schule gehalten," d. h. er denkt, daß letzteres so sei — und macht seine 3 Kreuze darunter. Item es hilft nicht.

Wenn die Kinder aber nicht unter Vormundschaft stehen; wenn die eignen Eltern aus Armuth oder Unlust die Kinder so schlecht, als möglich, zur Schule halten; wenn sie, mit Recht, anführen: im Schaar-

Digitized by Google

werk (diesen termin. techn. behalten die Leute bei) verdient mit mein Kind doch mehr, als daß ich nicht pro Tag 2 Pf. Schulstrafe zahlen sollte, und steigt die Strafe auf 8 bis 10 Sgr. — nun, ich habe Nichts, ich bin dem Dominio tüchtig verschuldet, dann setzt es Gefängnißstrafe und ich kann mich ein Paar Tage recht ausruhen!

2. Dem ließe sich entgegenwirken, wenn alle Eltern wüßten, daß ihre Kinder, mögen sie zu einem Handwerker in die Lehre oder irgendwo in Dienste gethan werden, vor dem 14ten Jahre ein Pfarrattest über ihren bisherigen Schulbesuch und nach dem 14ten Jahre jenes oder einen Confirmationsschein ihrem resp. Brodherrn produciren müssen: eine Maasregel, die an und für sich schon zweckmäßig erscheint und den Eltern einen Sporn giebt, nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß ihre Kinder nicht so leicht dem Unterrichte entzogen werden.

Der dritte fromme Wunsch ist der, daß seine beiden Vordermänner an den rechten Mann kommen mögen, damit meine Stimme nicht die eines Predigers in der Wüste sei!

Anmerkung.

In den kleinen Städten und auf dem Lande könnten auch die Herren Aerzte für den vorbesprochenen Zweck Einiges leisten, namentlich der Herr, welcher unlängst in diesen Blättern die Geistlichen zur Belebung seiner Practica aufrief. Möchten Sie selber bei allen ihren dortigen Krankenbesuchen doch die Alten zum fleißigern Kirchenbesuche und die Jungen zum regelmäßigern Schulbesuche recht herzlich und — in den Augen der Ermahnten — unpartheiisch auffordern (mit Beidem dürfen Sie sich jedoch in meiner Gemeine nicht incommodiren)! Ich bin fest überzeugt, daß alsdann auch bei Ihnen der arztscheuen, ungehorsamen und ungebehrdigen (ja sogar der) Patienten an und für sich immer Wenigere werden dürften. In der

Digitized by Google

Kirche wird nämlich den Alten gesagt: es ist allerdings wahr, der Mensch ist ein so zerbrechliches Wesen, „daß wenn der Arzt schon lange daran flicket, so gehet es doch endlich also: heute König, morgen todt!“ nichts desto weniger auch wiederum Sirach ermahnt: „Ehre den Arzt mit gebührlicher Verehrung, daß du ihn habest zur Noth; denn der Herr hat ihn geschaffen und die Arznei kommt von dem Höchsten.“ In der Schule wird den Jungen gesagt: „Mein Kind! prüfe was deinem Leibe gesund ist, und siehe, was ihm ungesund ist, das gieb ihm nicht.“ Die Herren Lehrer sehen darauf, daß die Kinder gekämmt und gewaschen zur Schule kommen; zeigen die Krätzigen der Ortspolizei zur Zwangskur an; empfehlen den Genuß des kalten Wassers und dessen Applicirung ad externa und bringen ihnen „Kinderfreunds Gesundheitsregeln“ (welche die Censur passirt haben) bei. Sollte das Alles dem Herrn Doctor nicht vielen Vorschub zu glücklichen Kuren leisten? Gewiß sind die besten Kirchen- und Schulgänger auch die besten Patienten, wenn sie unter den Händen des Arztes sind, und können wir nöthigenfalls in diesem Artikel noch mit Mehrem aufwarten.

Denn aus der Aerzte und Geistlichen schön vereintem Streben,
Erhebt sich äußeres und inneres wahres Leben.

V. Bemerkungen über den Seidenbau.

Vom Prediger Löffler zu Gerdauen.

Man hat bisher geglaubt, daß die Seidenraupen nur bei einer sehr sorgfältigen Wartung und Pflege und bei der genauesten Anwendung schwieriger und künstlicher Methoden gedeihen, daß aber bei alle dem doch oft viele sterben, wodurch dann der gehoffte Gewinn verloren gehe, und daß sodann die gestorbenen Raupen

Digitized by Google

durch ihren widerlichen Gestank die ganze Sache sehr verleiden. Dies und daneben auch das Vorurtheil gegen unser Klima hat bisher viele achtungswerthe Männer abgehalten, sich für den Seidenbau zu erklären und ihm durch ihren Einfluß Vorschub zu thun. — Wie einfach und sicher es aber ist, die Seidenraupen bei uns zu erziehen und zum erwünschten Einspinnen zu bringen, wird aus Folgendem hervorgehen.

Weil bei einem frühern Versuche, die Seidenraupen, die ich frei im Garten auf Maulbeersträucher gesetzt hatte, bei jeder Witterung einen sehr guten, nur langsamern Fortgang hatten, als die im Zimmer bei vorgeschriebener Temperatur gehaltenen, diese Raupen im Freien aber zu häufig von kleinen Insektenvögeln, vielleicht auch andern Feinden, als Mäusen, Fröschen und Insekten, verzehrt wurden, so machte ich dieses Jahr einen ähnlichen Versuch: eine Anzahl Seidenraupen, so viel als möglich in der Natur, ohne alle Künsteleien, zu erziehen, welcher zu vollkommen gelang, als daß ich ihn nicht zum Nutzen der Seidenzucht überhaupt, als auch zur Aufmunterung für zu ängstliche Freunde dieses Industriezweiges, bekannt machen sollte.

Als dieses Jahr, bei dem späten Frühling, die Maulbeerbäume etwas später als gewöhnlich ausschlugen, eilte ich mit dem Ausbrüten meiner wenigen Seidenwurmeier nicht zu sehr, und ließ die Bäume erst ziemlich ausschlagen. Zur Zeit nun legte ich die Eier, die noch auf dem Stückchen Zeug sich befanden, auf welches sie gelegt waren, in ein Schächtelchen ohne Deckel und brachte es in meine Stube auf das Fenster, wo ich es der Sonne aussetzte, wenn sie schien. Am 16. und 17. Juni kamen die meisten Raupen aus, die ich behielt, an Zahl 6000 Stück. Diese that ich sogleich in ein Gartenhäuschen und ließ sie da bis zum Einspinnen. Genanntes Häuschen ist nur von Brettern und gestattet stets einen geringern Luftzug, wo die Temperatur so wie im Freien ist. Es hat nun

Digitized by Google

in der Zeit mehrmals Tage lang geregnet und ist kalte unfreundliche Witterung gewesen, es hat aber den Raupen nicht geschadet, auch war es mitunter sehr warm, wo die Raupen eine desto größere Freßlust zeigten. Die Blätter wurden ihnen stets vom Baume, naß oder trocken, kalt oder warm gegeben, wie sie gerade waren. Auch wurden in der letzten Zeit häufig junge Zweige gefuttert, so daß die oberste Hälfte der treibenden Sommerlatten abgeschnitten wurde, und die großen Raupen fraßen die ganzen Spitzen mit Laub und jungen Stengeln, ja die alten Blätter ganz, bis auf den Stiel hinter dem Blatte. Stets wurde beim Futtern, auch sonst oft, die Thüre offen gelassen, daß die Raupen der äußern Luft sehr häufig ganz ausgesetzt waren; übrigens wurden sie hinreichend, doch des Morgens nie vor 6 Uhr gefuttert.

Die Folge davon war, daß nicht eine einzige Raupe krank wurde, viel weniger gestorben ist, daß alle ihre vollkommene Größe erreicht haben, wie ich vollkommene Raupen nur jemals gesehen, daß endlich alle gut aufgestiegen sind und sich vorzüglich eingesponnen und sehr harte, seidenreiche Cocons geliefert haben. Am 31. Juli, als die ersten Raupen sich hier und da einspannen, wurden sie in ein Zimmer gebracht, wo eine gehörige Vorrichtung zum Einspinnen war.

Es geht daraus unwidersprechlich hervor, daß nur reichliches Futter und reine atmosphärische Luft die Haupterforderniße zum vollkommenen Gedeihen der Seidenraupen, daß dieselben gegen Luftzug, veränderte Temperatur und Näße des Laubes ganz unempfindlich, daß auch alle künstlichen Luftreinigungsmethoden ganz überflüssig, wenn nicht schädlich sind, und daß endlich, bei einmal eingetretener warmer Witterung, auch so gehalten, die Entwickelung der Raupen nicht viel langsamer von Statten geht und sicher nicht mehr Futter kostet, als bei allen Künsteleien und einer genauen Temperatur nach dem Thermometer. Beides aber, frische atmosphärische Luft und höhere

Temperatur, theils zum möglichst gleichen Ausbrüten der Eier, theils zur größern Abkürzung des ganzen Geschäfts, lassen sich nach Belieben leicht vereinigen.

Da nun auch bei uns, wie ich schon gezeigt, die Maulbeerbäume sehr gut fortkommen, daneben von keinem Hasen angerührt werden, so liegt es wohl in dem Interesse jedes verständigen Gartenbesitzers, eine Anzahl Maulbeerbäume zu pflanzen, und dadurch wenigstens seinen Nachkommen oder andern Menschen für künftige Zeiten einen Nahrungszweig zu sichern und vorzubereiten, wovon die spätern Geschlechter vielleicht sehr dankbar Gebrauch machen werden, und wovon wir schon guten Gewinn ziehen könnten, wenn Maulbeerbäume vorhanden wären.

Noch bemerke ich nur, daß man größere Maulbeerstämme, hohe und niedrige, am besten und billigsten aus Potsdam vom Herrn Regierungsrath v. Türk kommen läßt, wenn man nicht auf Bäume aus Samen warten will. Für Freunde des Seidenbaues, die Samen säen wollen, bin ich gerne erbötig, möglichst frischen, keimfähigen Samen aus dem südlichen Deutschlande mitkommen zu lassen, wenn dieselben sich deshalb bis zum 1. Januar k. gefälligst an mich wenden und für jedes Loth 5 Sgr. mitsenden wollen, als wofür ich guten Maulbeersamen von einem sehr zuverläßigen, redlichen Handelsgärtner, das Porto bis zu mir mit eingerechnet, erhalten kann.

Digitized by Google

VI. Erklärung der Redaktion.

Es ist bei dem Unterzeichneten das nachstehende Schreiben eingegangen.

„Es ist höchst erfreulich in unsern viel gelesenen und weit verbreiteten Preuß. Provinzial-Blättern (August-Heft) einen Gegenstand berührt zu sehen, der, wie der Menschheit überhaupt, auch unserer Provinz insbesondere, nur höchst wohlthätig werden kann. — Wie die verehrliche Redaktion der Preuß. Prov.-Bl. hier zuerst etwas über die Mäßigkeits-Gesellschaft Nordamerika's gegeben hat, möge dieselbe bei dieser Mittheilung nicht stehen bleiben, sondern der Sache gleich kräftig näher treten und „zur Bildung einer Ostpreuß. Mäßigkeits-Gesellschaft auffordern," indem der Herr Herausgeber des Prov.-Blattes zugleich Statuten für den zu stiftenden Verein entwirft, und dem für diese Sache sich interessirenden Publikum zur Prüfung und resp. Annahme vorlegt. Sollten denn nicht auch eben so gern hochgestellte Personen unserer Provinz, die das Gute so gern und in jeder Gestalt zu befördern pflegen, bereit sein, an die Spitze der Gesellschaft zu treten, um, so bald als möglich, diesen überaus nützlichen Verein in Wirksamkeit treten zu lassen, und dadurch dem in unserer Provinz sich leider auch stets mehr und mehr verbreitenden Laster des Trunkes, der Quelle und Wurzel so vieler andern Laster und Verbrechen, entgegen zu wirken! — Gewiß, es bedarf nur der Aufforderung dazu, und es werden sich schnell genug die Zahlen der Mitglieder dieser Gesellschaft mehren, und an Fonds, wenn sie nöthig sind, wird es auch nicht fehlen, denn in dieser Provinz hat man nie ein Opfer gescheut, wenn Nützliches und Gutes damit erzielt werden konnte.

K., den 7. August 1837. v. H."

Digitized by Google

So ehrenvoll die Aufforderung ist, so gesteht der Unterzeichnete doch, daß er nicht hofft, durch Stiftung einer Ostpr. Mäßigkeits-Gesellschaft den beabsichtigten Zweck zu erreichen, da sich diesem Unternehmen manche nicht zu beseitigende Schwierigkeit entgegenstellen dürfte; ja er zweifelt, eine sehr große Zahl von Mitgliedern zu finden. Es ist äußerst schwer, eine alte liebe Gewohnheit abzulegen. — Es scheint dem Unterzeichneten am zweckmäßigsten, daß jeder Familienvater selbst in seinem Kreise, in seiner Familie, einen Mäßigkeits-Verein errichte und vor allen Dingen den verderblichen Branntwein ganz aus dem Hause schaffe. Er trinke, wie dies schon früher in diesen Blättern ausgesprochen ist, forthin auch nicht einen Tropfen Branntwein, Rum, Liquer, überhaupt irgend eins der künstlich destillirten geistigen Getränke, was es auch für Namen haben möge. — Die einzige Ausnahme sei in dem Falle, wenn der Arzt einem Mitgliede der Familie den Weingeist als Heilmittel verschreibt. Hier genüge indeß nicht blos der etwanige mündliche Rath des Arztes, sondern nur jedesmal die schriftliche Anweisung desselben mit genauer Angabe des zu nehmenden spirituösen Quantums, zur Legitimation. Wo kein Arzt ist, versehe der Hausherr das Amt des Rathgebers. — Er biete niemals einem Gaste gewöhnlichen oder feinern Branntwein an, und gebe keinem Dienstboten, Arbeiter ꝛc. jemals und unter irgend einer Bedingung Branntwein als Erfrischung. — Er reiche ferner Keinem ein Trinkgeld. Personen niedern Standes, die kleine wenig bedeutende oder freiwillige Dienste leisten, denen gebe man von Zeit zu Zeit ein kleines Geschenk in solchen Dingen, die ihnen nützlich oder erfreulich sein können. Fremden bezahle man auch den kleinsten Dienst, ohne jedoch jenen entwürdigenden Ausdruck „Trinkgeld" zu gebrauchen. — Jeder Familienvater nehme Personen der dienenden Klasse, die sich diesen Regeln unterworfen, vorzugsweise in seinen Dienst, wenn es ihnen

Digitized by Google

auch an sonstiger Anstelligkeit etwas mangeln möchte. — Er benutze jede schickliche Gelegenheit, um alle seine Umgebungen, zumal die Jugend, auf das Schädliche des Branntweintrinkens aufmerksam zu machen, und die öffentliche Meinung dafür zu gewinnen, daß das Branntweintrinken als etwas Beschimpfendes angesehen werde. — So dürfte sich dann ohne alle Formalitäten und finanzielle Nebensachen der übrigen Vereine, z. B. Wahl der Präsidenten, Sekretäre, Schatzmeister, Bestimmung eines Geldbeitrages ꝛc., sehr bald über Ostpreußen aus verschiedenen kleinen Mäßigkeits-Gesellschaften ein großer Mäßigkeits-Verein herausbilden, welcher keinem andern Zwange unterliegt, als dem des Gewissens. — Vor Allem aber mögen die Herren Familienväter in den höheren Ständen mit gutem Beispiel vorangehen, die Thees, bei welchem der Rum reichlich kredenzt wird, die Punsche und die Festgelage abschaffen, von welchen Mancher mit schwerem Kopfe und anscheinend bleiernen Beinen, öfter zur großen Freude der armen Branntweintrinker, als bedauernswerther Gegenstand der Lach- und Spottlust der Straßenjugend, zurückkehrt.

Der Unterzeichnete ist übrigens gerne bereit alles, was in seinen Kräften steht, zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes zu thun, und so schwer ihm auch die Ausführung erscheint, so wird er doch nichts unterlassen, was der Sache förderlich sein könnte; — aber seine Kraft allein reicht nicht aus! — Die Statuten des Berliner Vereins könnten vielleicht als Muster dienen.

Dies zur freundlichen Erwiederung auf das gedachte geehrte Schreiben.

Richter.

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Achtzehnter Band.
October-Heft.

Königsberg, 1837.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Borntträger.

Diese Zeitschrift zerfällt dem Inhalte nach in folgende Haupt-Abtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Berichte über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch über den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlthätige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtungen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und deren Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen, als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätze; Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegriff der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelner Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten ꝛc. e) Ueber Handel und Gewerbe. f) Einwirkung der Staatsverwalt. u. neuen Gesetzgebung. g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobachtungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte. h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dieser Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen, Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werden hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubiläen — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und großer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfälle. g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegebenen Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher. Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker werden hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruckten Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben zu sorgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehrenwerthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über ihre Schriften.

So

Der Jahrgang von 12 Monats-Heften kostet, wenn die Zeitschrift direkte von der Expedition bezogen wird, 2 Thlr., auf dem Wege des Buchhandels 2 Thlr. 15 sgr. Einzelne Hefte werden nicht abgelassen. — Es wird gebeten, den Abonnements-Betrag für diese Zeitschrift praenumerando einzusenden; eben so werden Diejenigen, welche damit pro 1835 und 1836 im Rückstande sind, ergebenst ersucht, solchen einzusenden.

Aufsätze, Gelder, Notizen ꝛc. außerhalb Königsberg sind unmittelbar an den Verein zur Rettung verwahrloster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein" zu senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der Post wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze in der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24., abgeben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden sehr willkommen sein; es wird um dieselben angelegentlichst und ergebenst gebeten. Dieselbe kann nur bestehen und nur dadurch ihren Zweck erfüllen, wenn ihr Werth von Gelehrten und Vaterlandsfreunden der Provinz durch Original-Beiträge immer mehr und mehr erhöht wird.

Von den früher angekündigten Kupferstichen ausgezeichneter Preußen schmückt dies Heft das Bildniß des unsterblichen Kant, geboren zu Königsberg den 22. April 1724 und gestorben daselbst den 12. Februar 1804. Bestellungen auf diese Bildnisse werden in der Hartungschen Hofbuchdruckerei und bei Hrn. Trib.-Sekretair Beckherrn angenommen. Jedes derselben in Quartformat kostet 10 Sgr.

Richter.

Inhalt.

Seit

I. Ueber die Wichtigkeit des Sprachunterrichts und das richtige Verhältniß desselben zu den übrigen Gegenständen der Gymnasialbildung. 30

II. Beseitigung der Einwendungen des Hrn Dr. Hinz und der Bemerkungen des Hrn. Dir. Gotthold, den hebräischen Gymnasial-Unterricht in unserer Provinz betreffend. Von Dr. C. L. Hendewerk. . . 31

III. Allgemeine Uebersicht der im Jahre 1836 zu Braunsberg angestellten meteorologischen Beobachtungen. Vom Professor Dr. Feldt. 33

IV. Einige Bemerkungen über den Gebrauch der geistlichen Amtstracht. 34

V. Ueber Gehalts-Erhöhung für die Lehrer in Landschulen. Ein Brief an Hrn. D. 35

VI. Die Nutt'sche Bienenzucht. Vom Oberlehrer Heydenreich in Tilsit. 36

VII. Beobachtungen über die Ostseeküsten von der Weichselmündung bis zur Grenze von Pommern. 36

VIII. Naturhistorische Notiz. Von Adolf Kähler, Pfr. zu Marienfelde bei Pr. Holland. 37

IX. Biographische Skizze des Andreas Leonhard Köhn genannt v. Jaski. Von J. G. Bujack. 37

X. Anfrage. 39

XI. Literarische Chronik.
Gedichte von Max Rosenheyn. Recensirt von F. D. 39
Chronologischer Abriß der Weltgeschichte zum Schulgebrauch. Recensirt von Gebauer. 39

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 2. October.

Digitized by Google

I. Kant.

Digitized by Google

I. Ueber die Wichtigkeit des Sprachunterrichts und das richtige Verhältniß desselben zu den übrigen Gegenständen der Gymnasialbildung.

Mehr als jemals ist in der neueren Zeit der Streit über Zweck und Umfang des Sprachunterrichts angeregt und fast zu einem leidenschaftlichen Kampfe zwischen seinen Vertheidigern und Gegnern ausgeartet: einerseits hält man die Lehrer der Sprachen — sonderbar genug! — für Usurpatoren, welche ihre ausgezeichnete Stellung in der Jugendbildung als ein verjährtes Vorrecht nicht räumen wollen, und beschuldigt sie dabei sogar weltlicher Absichten; andererseits werden die Lehrer der sogenannten Realstudien als Emporkömmlinge betrachtet, welche einen wohlbegründeten Besitz eigennützig schmälern wollen. Dieser Streit muß ein nachtheiliges Licht auf den Lehrerstand überhaupt werfen, während er, entkleidet von selbstsüchtigen Nebenzwecken, nur als ein höchst edler Wetteifer erscheinen würde, wenn jeder sich bemühen wollte, mit seinem Pfunde der lernenden Jugend so viel als möglich zu nützen.

Wir begegnen hier zuerst dem höchst sonderbaren Irrthum, daß dieselben Eindrücke, welche der Sprachunterricht hervorruft, auch durch andere Studien, namentlich durch Mathematik und Naturkunde, hervorgebracht werden könnten, und umgekehrt: doch stimmen alle pädagogischen Schriftsteller darin überein, daß jeder Zweig des Unterrichts eine besondere Seite des menschlichen Geistes und Gemüths vorzugsweise in Anspruch nimmt, so daß die Ausbildung des Knaben vermittelst einer einzigen Wissenschaft einseitig ausfallen müßte.

Digitized by Google

Ein zweiter Irrthum, welcher zu vielen Mißbräuchen geführt hat, ist der, daß überhaupt die Schule der Ort sei, wo die Wissenschaften gelehrt werden sollen, während der Zweck der Schule doch nur darin bestehen kann, für das Leben und also auch für die Wissenschaft vorzubereiten, d. h. die Grundlage zu einer allgemeinen harmonischen Geistesbildung zu legen.

Ein dritter Irrthum betrifft den Sprachunterricht besonders: man versteht darunter gewöhnlich den Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache, obgleich selbst die Verordnungen unsrer obersten Schulbehörde die Muttersprache jenen beiden genannten gleichstellen und auch andere lebende Sprachen, wenn auch in beschränkterem Maße, denselben anreihen.

Fragen wir uns nun zuerst, welchen Zweck der Sprachunterricht überhaupt habe, so stellt sich der Nutzen desselben als ein dreifacher vor Aug.n.

1. Der pädagogische Zweck des Sprachunterrichts besteht in der Erweckung der Denkkraft durch das natürlichste Medium, welches die Menschen zur gegenseitigen Mittheilung erfunden haben. Wenn es wahr ist, daß jede gebildete Sprache ein treuer Abdruck des richtigen Denksystems ist, so läßt sich eine Einwirkung des Sprachunterrichts auf die Regelung und Berichtigung des Denkvermögens nimmermehr leugnen: diese Einwirkung erhält das Kind bereits im Hause der Eltern, und die Schule setzt dieselbe nur fort, indem sie sich an die häusliche Erziehung zweckmäßig anschließt. Dieser pädagogische Zweck der Sprache erklärt auch die Aufnahme vieler Einzelheiten in den Unterricht, welche man mit Recht verwerfen könnte, wenn sie irgend etwas anderes sein sollten, als Mittel zur Erreichung eines größeren Hauptzieles. Diejenigen also, welche den Lehrer tadeln, weil er eine gewisse einzelne Aufgabe giebt, oder eine an sich unbedeutende Regel erklärt, gleichen den Bauherren, die ihren Baumeistern bei der Legung jedes einzelnen Steines auf die Finger sehen und mit Vorwürfen entgegen-

Digitized by Google

treten, welche nur der Eindruck des ganzen Gebäudes rechtfertigen oder zurückweisen kann. Freilich ist der Tadel gerecht, wenn der Zweck dieses logisch-grammatischen Unterrichts nicht erreicht wird: aber welches Land hat denn lauter geschickte Baumeister aufzuweisen!

Aus dem Gesagten folgt von selbst, daß diejenige Sprache die beste pädagogische Einwirkung hervorbringen muß, welche die logischen Denkgesetze am reinsten darstellt; nur wird die Muttersprache eines jeden Landes als Prinzip der Mittheilung in den Vordergrund treten müssen: neben der Muttersprache muß natürlich eine Grundsprache den Anfang des Unterrichts bilden, wie die indische, hebräische, griechische, lateinische oder deutsche; denn gemischte und abgeleitete Sprachen, wie die französische, englische, italiänische oder neugriechische können niemals zur Basis eines gesunden Unterrichts werden, außer wenn sie als Muttersprachen der darin redenden Völker den Anfangspunkt des Unterrichts bilden müssen. Hier begegnen wir einem großen Vortheile unsers Vaterlandes, welches in seiner Muttersprache zugleich eine Grundsprache sieht; und wir können es nur als eine Folge großer Unkenntniß ansehen, wenn man behauptet, daß die Kinder durch lateinisch besser denken lernen, als durch Deutsch. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, da dieser Uebelstand überall gehoben werden muß, wo es nicht schon geschehen ist. Da nun die indische und hebräische Sprache nebst den slavischen Dialekten außer dem Kreise des Schulunterrichts stehen, so bleibt nur Griechisch und Lateinisch übrig. Der Gedanke, das Griechische dem Lateinischen voranzuschicken, beruht zwar auf Gründen, welche der Gelehrte anerkennen muß: aber der praktische Nebenzweck des Lateinischen und der geringere Grad der Ausbildung, welcher im Griechischen gefordert wird, entscheiden für die alte Ordnung. Auch betrachten wir die griechische Sprache keineswegs als die Mutter der lateinischen, sondern nur als eine früher ausgebildete schönere Schwester

Digitized by Google

und halten den ästhetischen Grund für die Voranstellung des Griechischen, von dem später die Rede sein wird, zwar für sehr wichtig, aber doch für aufgewogen durch die besonderen Umstände. Hiernach darf ein deutsches Gymnasium auf der untersten Bildungsstufe nur Deutsch lehren; auf der nächsten beginne das Lateinische, und auf der folgenden das Griechische. Der Unterricht in den neuern Sprachen wird auf den oberen Bildungsstufen hinreichend ausgeführt werden können; nur wäre es gut, wenn einige Uebungen in der Aussprache schon früher angestellt werden könnten: übrigens muß das Französische, Italiänische und Englische demjenigen sehr leicht werden, welcher Lateinisch und Deutsch gründlich versteht; ein solcher wird auch jede andere lebende Sprache in wenigen Wochen erlernen können, besonders wenn ihm seine Verhältnisse Gelegenheit geben, sich im Sprechen derselben zu üben.

2. Der zweite Hauptzweck des Sprachunterrichts ist der ästhetische. Die Erlernung der Sprache soll uns Gelegenheit geben, die in derselben verfaßten Werke der größten Schriftsteller selbstständig kennen zu lernen. Wir nennen diesen Zweck den ästhetischen, weil vermittelst solcher Schriftwerke auf das ästhetische Gefühl des Lernenden gewirkt wird, und dürften wohl kaum hinzusetzen, daß die Erweckung dieses Gefühls keineswegs bloß den künftigen Redner, Dichter oder Künstler überhaupt betrifft, sondern zur Veredelung der menschlichen Seele im Allgemeinen nothwendig ist; denn dieselben Regeln des Schönen und Erhabenen, welche der Künstler in Anwendung bringt, finden ihre ursprünglichste Anwendung bei der sittlichen Ausbildung des Gemüths, welches durch die Aufstellung der reinsten Musterbilder für alles Schöne und Gute in Welt und Kunst empfänglich gemacht werden muß.

Daher wählt man für die Jugendbildung die klassischen Schriftsteller, d. h. diejenigen, in denen das Gefühl des Schönen am reinsten und schärfsten aus-

Digitized by Google

geprägt ist, wobei aber auf das Alter des heranreifenden Jünglings eine nothwendige Rücksicht genommen werden muß.

Fern sei es von uns, diese Wahl auf die griechischen und lateinischen Schriftsteller beschränken zu wollen; aber es ist unleugbar, daß gerade die alten Schriftsteller der Natur am nächsten stehen und trotz ihrer Entfernung in Zeit und Raum den tiefsten Blick in die menschliche Seele nicht nur dem gereiften Manne, sondern auch dem heranreifenden Jünglinge gestatten; denn den Griechen und Römern gelang es zuerst, die ewigen Ideen des Schönen und Erhabenen in menschlicher Sprache darzustellen, und näher seinem Ursprunge, floß damals der Quell der Begeisterung lauter und rein, während die späteren Klassiker fast ohne Ausnahme eine gewisse Färbung an sich tragen, welche von den individuellen Ideen ihrer Nation und Zeit herrührt. Hiermit soll den großen Schriftstellern anderer Nationen keineswegs ein Vorwurf gemacht werden; wohl aber folgt daraus von selbst, daß die alten Schriftsteller ihre vorzügliche Stellung in der Jugendbildung immer und ewig behalten werden, wie sie auch die ewigen Muster für die Dichter aller Zeiten und Völker gewesen sind und sein werden. Daß sich vieles in den neuern Schriftstellern ohne Kenntniß der Alten gar nicht erklären läßt, kommt weniger in Betracht, obgleich es feststeht, daß kein einziges Dichterwerk der neuern Zeit ohne zahlreiche Anspielungen auf die Sagen und Ideen der Griechen und Römer ist.

Also wählen wir zu dem edeln Zwecke der Menschenbildung die reinsten Muster derselben und glauben, daß bei dieser Wahl nur innere Vortrefflichkeit, nicht aber die Nähe der Zeit oder des Raumes uns leiten darf. Denn was könnte im Reiche des Geistes nahe oder ferne scheinen?

So muß jedes einzelne Individuum in kleinerem Maßstabe den großen Bildungsweg wiederholen, wel-

Digitized by Google

chen das Menschengeschlecht von den Küsten Griechenlands und den Hügeln Roms bis an die Geburtsstätten unserer neueren Klassiker gemacht hat: und diese Wiederholung liegt eben im Plane der Schöpfung, welche keinen Stillstand, sondern stete Bewegung erfordert, so wie sie ihre Pflanzen im Frühjahr neu emporkeimen läßt, nicht aber fortwachsen auf den verwelkten Stengeln des vergangenen Herbstes. Nun sind zwar einige der Meinung, daß dieser Zweck wohl auch durch Uebersetzungen erreicht werden könnte, welche wir bereits in großer Vollkommenheit besitzen; aber wer einen Schriftsteller bloß aus der Uebersetzung kennt, gleicht dem Naturforscher, der seine Pflanzen nur in einem Herbarium und nie in der Wirklichkeit gesehen hat: hier aber kommt es nicht darauf an, zu wissen, was Homer und Sophokles geschrieben haben, sondern ihre Ideen in sich aufzunehmen und seinen Geist daran zu bilden; und dazu ist es nothwendig, daß man sie in ihrem ursprünglichen Gewande kennen lerne, nicht durch Copien, welche man nur in Ermangelung des Originals anzuschauen pflegt.

Aber wenn auch die griechischen und römischen Schriftsteller vermöge ihrer ursprünglichen Natürlichkeit und ruhigen Klarheit als das beste Bildungsmittel für die Jugend anzusehen sind, so reihen sich ihnen doch mit gleichem Rechte die Nationalschriftsteller eines jeden Volkes an. Es ist ein erfreulicher Beweis für die Würde des Menschen, daß jede Nation, welche nur aus der Wildheit hervorgetreten ist, Dichter von eigenthümlichem Werthe aufzuweisen hat, und seien es auch nur Volksdichter, deren namenlose Schatten mit den Klängen ihrer Lieder zu uns herüber wehen: ja selbst das scheinbar Unbedeutende wird uns durch das Gefühl des Vaterlandes theuer und der heimathliche Ton trifft unwillkürlich unser Herz, da die Begeisterung an dem Orte, wo sie entstanden ist, den natürlichsten Anklang findet. Wer wollte daher dem jugendlichen Alter, welches für die Reize der Phantasie

Digitized by Google

am empfänglichsten ist, den Genuß vaterländischer Dichterwerke rauben oder schmälern?

Vor allem aber hat die deutsche Literatur Werke aufzuweisen, welche auch für die Jugend höchst bildend und interessant sind: eine Masse von Fabeln und Erzählungen, welche mit tiefer Bedeutsamkeit das Gemüth ergreifen; einen besonderen Reichthum an geistlichen Liedern, welche ihre erhebende Wirkung niemals verlieren können; endlich so viele Schriftwerke aus allen Gattungen, unter denen wir nur Schillers unsterbliche Denkmäler nennen wollen, da gerade dieser so ganz für die Jugend geeignet ist, ein Dichter, welcher vermöge der Klarheit seiner Schöpfungen den Alten würdig sich anreihet und vielleicht nur durch eine gewisse Leidenschaftlichkeit seines Tons hinter ihnen zurücksteht. Wir glauben in der That, daß wenn irgend eine Nation jene alten Musterwerke bei der Bildung ihrer Jugend entbehren wollte, dieses gerade die unsrige wäre; sind aber dennoch der Meinung, daß gerade das fortgesetzte Studium der griechischen und römischen Literatur unsre Dichter vor vielen Abwegen bewahrt hat, auf welche wir unsre überrheinischen Nachbaren gerathen sehen.

3. Der dritte Hauptzweck des Sprachstudiums ist der praktische. Wir fragen alle diejenigen, welche nur Mathematik und Naturkunde für praktische Wissenschaften halten, ob nicht sprachliche Bildung ein noch wichtigeres Erforderniß für das Leben ist? Wie könnte der Geschäftsmann eine genaue Sprachkenntniß entbehren, da selbst Rechtshändel verloren gehen und Verträge verfälscht werden, wenn die Verhandelnden ihre Gedanken schief ausgedrückt haben? Muß nicht der Kaufmann eben so wohl gut sprechen, als richtig rechnen? Wenn es sich also um das Mein und Dein handelt, so wird man auch in dieser Hinsicht die Wichtigkeit der Sprache für das Leben nicht in Abrede stellen. Und wenn die Nothwendigkeit des Sprachstudiums erst anerkannt ist, so gewinnt auch die Frage nach seinem Umfange eine ganz andere Bedeutung;

Digitized by Google

so wie in den mathematischen Wissenschaften vieles nur des Zusammenhangs wegen gelehrt werden muß, so haben auch die Sprachen eine so enge Verwandtschaft unter einander, daß auch diejenigen Theile, deren praktischen Nutzen man nicht sogleich einsieht, zur Harmonie des Ganzen wesentlich beitragen. Wir geben es dem Geschäftsmanne gern zu, daß die griechische Sprache für ihn keinen großen Nutzen hat, obgleich gerade diese seit der Erneuerung eines griechischen Königreichs fast zur lebenden Sprache geworden ist und vielleicht mit der Zeit für den Handelsstand sehr wichtig sein wird, wenn die alte, durch Barbarei unterbrochene Verbindung mit dem Osten wieder auflebt; wir räumen sogar ein, daß die lateinische Sprache ihre frühere Bedeutsamkeit, in welcher sie fast als Weltsprache da stand, längst verloren hat; aber selbst derjenige, welcher nur auf den praktischen Nutzen sieht, wird uns zugestehen müssen, daß ein Individuum, welches überhaupt eine gründliche Sprachbildung genossen hat, dadurch zur Erlernung aller lebenden Sprachen und also auch für das Geschäftsleben viel brauchbarer wird, wenn es nur nicht über diesem Studium andere wichtige Gegenstände versäumt hat. Aber viele Geschäftsmänner thun den Schulen und namentlich den Gymnasien das größte Unrecht, wenn sie überhaupt unfähige oder zu früh entlassene Schüler als die Repräsentanten der ganzen Gymnasialbildung betrachten und die Entschuldigung, als hätten dieselben vor lauter Griechisch und Lateinisch nichts Ordentliches lernen können, für etwas anderes halten, denn für eine Beschönigung eigener Kopflosigkeit oder Trägheit. Wir gehen jede beliebige Wette darauf ein, daß ein junger Mann von guten Fähigkeiten, welcher im Gymnasium seinen Cursus vollständig und fleißig durchgemacht hat, eben sowohl in einer praktischen Beschäftigung, wie im gelehrten Stande sich vor andern auszeichnen wird; doch finden wir es höchst natürlich, daß der künftige Kaufmann oder Fabrikant diejenige Bildungsanstalt

Digitized by Google

aufsuche, welche für sein künftiges Verhältniß vorzugsweise eingerichtet ist.

Nachdem wir nun den Nutzen des Sprachstudiums in verschiedenen Beziehungen erläutert haben, wenden wir uns zu der Frage, ob derselbe durch andere Bildungsmittel eben so gut hervorgebracht werden kann. Was den pädagogischen Zweck der formellen Geistesbildung betrifft, so glauben wir wohl, daß dieser auch durch Mathematik und Naturkunde erreicht werden könnte, und erkennen hierin die Hilfe der genannten Wissenschaften vollständig an: aber wir sehen, daß nicht jeder Geist für die Annahme jedes Bildungsmittels gleich empfänglich ist, und glauben bemerkt zu haben, daß zwar viele Köpfe sich leicht durch Mathematik bilden und gleichsam durcharbeiten lassen, andere aber leichter die sprachliche Bildung annehmen, welche in der That das einfachste Mittel zur Verständigung zwischen Lehrer und Schüler zu sein scheint. Wir müssen daher in einer Schule, welche aus sehr verschiedenen Individuen besteht, mehre Bildungsmittel haben, um einem jeden auf dem Wege fortzuhelfen, für den seine natürliche Beschaffenheit vorzugsweise geeignet ist.

Wie soll aber der ästhetische Zweck der Sprachstudien durch irgend eine andere Wissenschaft erreicht werden, wenn es nicht etwa die Geschichte ist? Allein diese wirkt als Lehrerin der Vergangenheit und Zukunft vorzugsweise auf den Verstand, und ihre ästhetische Bedeutung entsteht hauptsächlich durch einen schönen und gefühlvollen Vortrag, dessen Dasein nicht überall gefordert werden kann, da er eigentlich eine Naturgabe ist. Auch wird sich selbst unter dieser Bedingung niemals der ganze Eindruck erreichen lassen, welchen die klassischen Schriftsteller auf das Schönheitsgefühl machen. Wer möchte aber wohl denjenigen Menschen beneiden, welcher ohne Sinn für das Schöne und Erhabene nur für praktische Zwecke gleichsam abgerichtet ist? Welcher Staat würde eine so gebildete Jugend als den Kern seiner künftigen Bürger heran-

Digitized by Google

reifen sehen, ohne zu fürchten, daß die unausgebildete Seite ihres Wesens einst dem ganzen Menschen auf unberechenbare Abwege leiten könnte? Eigennutz und Selbstsucht müssen denjenigen beherrschen, dessen Bildungsgang von Anfang an auf den praktischen Vortheil gerichtet war; wilde Schwärmerei wird sich desjenigen bemeistern, dessen Gefühl nicht durch die ewigen Muster des Schönen geordnet ist. Wir sehen in dem französischen Volke das wichtige Beispiel einer Nation, welche ihre Jugend, mit Vernachläßigung der alten Sprachen, vorzugsweise durch andere Wissenschaften gebildet hat: und wenn wir auch weit entfernt sind zu fürchten, daß ein ähnliches Unternehmen bei uns einen Alibaud oder Meunier hervorbringen könnte — denn wer wollte jene Elende zu den Gebildeten zählen? — so glauben wir doch, daß die Gemüther der französischen Jugend sich zu früh einer verführerischen Philosophie geöffnet haben, bevor ihr Gefühl durch ein gründliches Studium klassischer Schriftwerke erstarkt war, um das ewig Falsche von dem ewig Wahren unterscheiden zu können.

Vielleicht möchte uns jemand erwiedern, daß zu solchen Zwecken der Unterricht in der Religion dienen müßte; aber der Zweck des Religionsunterrichtes kann wohl nur darauf gerichtet sein, das Gefühl zu ordnen und durch die Mittheilung richtiger Vorstellungen über Gott und Welt zu leiten. Wenn der Religionslehrer es unternehmen wollte, geradezu Gefühle zu erwecken, so würde er entweder seinen Zweck gar nicht erreichen, oder er würde schädlich werden, indem er, was zuweilen geschehen ist, eine Einwirkung auf die jugendliche Phantasie versuchen müßte, die für aufgeweckte Charaktere sehr nachtheilig werden kann.

Daher wird keine einzige Schule, welchen Namen sie auch immer haben mag, die ästhetische Einwirkung vermittelst klassischer Schriftwerke entbehren können. Doch wollen wir damit nicht sagen, daß sich gerade jede der griechischen und lateinischen Schriftsteller

Digitized by Google

bedienen müsse, sondern die Bürgerschule kann diesen Zweck wohl eben so gut durch die deutsche Sprache erreichen. Ja, es wäre sogar wünschenswerth, daß Schulen dieser Art das Lateinische in noch geringerem Grade trieben, als dieses bis jetzt zu geschehen scheint; und wenn diese Sprache nicht das Fundament mehrer neueren wäre und außerdem selbst für das praktische Leben noch immer einigen Werth hätte, so würden wir rathen, dieselbe ganz aufzugeben. Dagegen muß für die Erklärung deutscher Schriftsteller durchaus mehr Zeit bestimmt werden, wenn nicht eine empfindliche Lücke in dem Geiste der Zöglinge bleiben soll, welche gerade die edelste Seite des Menschen betrifft; und sicher wird man wohl daran thun, auch in die ältern Perioden der Sprachen zurückzublicken, welche uns einen herrlichen und fast unbenutzten Schatz gewähren, den wir mit geringer Mühe zum Vortheile der Jugend ausbeuten könnten. Die sprachliche Beschäftigung mit diesen ältern Denkmälern wird nicht nur nicht überflüssig sein, sondern auch für die genaue Kenntniß der Muttersprache den wesentlichsten Vortheil bieten und außerdem die Aufmerksamkeit der Schüler in einem hohen Grade fesseln; denn wir entdecken mit Hilfe einer genauern Sprachkenntniß selbst in unsern neuern Klassikern viele Schönheiten, welche der flüchtige Leser übersieht; ja, man möchte sogar behaupten, daß es viele giebt, welche die Schriften unserer ersten Geister zwar oft gelesen, aber doch nicht völlig verstanden haben, weil sie es für unnütz oder langweilig halten, über eine Stelle in einem deutschen Klassiker lange nachzudenken oder Hilfsmittel zu ihrer Erklärung aufzusuchen.

Was endlich den praktischen Nutzen der Sprache anbetrifft, so wird wohl niemand behaupten wollen, daß derselbe durch ein anderes Mittel, als gerade durch die Sprache hervorgebracht werden könnte. Doch sind viele der Meinung, daß ein genaueres Studium der deutschen Sprache eben nicht nöthig sei, um

Digitized by Google

richtig deutsch zu sprechen und zu schreiben; und sie berufen sich zum Beweise ihrer Behauptung auf frühere Zeiten, in denen man die größten Staatsmänner und Gelehrten aus Schulen hervorgehen sah, in denen die Muttersprache fast gar nicht getrieben wurde. Aber diese Männer hatten ihre formelle Sprachbildung in einem höhern Grade durch das Lateinische erreicht, was für die Erweckung des Sprachsinnes überhaupt fast eben so förderlich sein mochte. Sie hatten außerdem durch Uebersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche vielleicht eine größere Ausbildung in der Muttersprache gewonnen, als jetzt mancher aus der Schule zu bringen pflegt; und außerdem beschäftigten sie sich in ihren Mußestunden vielleicht mehr mit den deutschen Klassikern, als es jetzt viele junge Männer thun, die über dem Lesen von Romanen und Zeitschriften, Lust und Zeit für das Studium gediegener Geisteswerke verlieren. Daher ist es wohl nur scheinbar, wenn man behauptet, daß die größten Geister unserer Zeit Deutsch geschrieben haben, ohne es zu lernen. Auch das Studium unserer ältern Literatur war im achtzehnten Jahrhundert keineswegs ganz aufgegeben und sank nur zu Ende desselben durch den vorwaltenden Einfluß des Französischen und durch den Umstand, daß damals gerade die altklassische Literatur die Gemüther vorzugsweise zu beschäftigen anfing: jetzt ist die Kunde altdeutscher Schriftwerke zu einer selbstständigen Wissenschaft herangereift, und da sich immer mehr Liebhaber derselben zuwenden, so ist die Zeit hoffentlich nicht fern, da niemand mehr dieses Studium als eine zeitraubende Tändelei betrachten wird. Dann erst werden wir an ein gründliches praktisches Sprachstudium denken können; wir werden die Grundbedeutungen der Wörter aus den ältern Quellen kennen lernen, wie die Griechen aus dem Homer, und werden uns nicht länger mit der unbestimmten Gesetzgebung des neuern Sprachgebrauchs begnügen, dessen Unzulänglichkeit jeder Geschäftsmann

Digitized by Google

hinreichend erkannt hat. Endlich läßt sich erwarten, daß aus diesen neu eröffneten Quellen auch unsern Dichtern Stoff zur Belebung und Verschönerung ihrer Werke zufließen wird; denn es ruht darin ein Reichthum von Wörtern und Sprachgebräuchen, durch dessen Erneuerung unsere Sprache unendlich viel gewinnen kann und zum Theil schon gewonnen hat, während der Einfluß des Lateinischen und Französischen unleugbar viele fremde Wörter und Verbindungen uns aufgedrungen hat, deren wir uns allmälig wieder entledigen müssen.

Durch diese Betrachtungen glauben wir, fern von aller Leidenschaftlichkeit, bewiesen zu haben, welchen Nutzen das Sprachstudium, abgesehen von seinem wissenschaftlichen Interesse, für Leben und Schule haben muß: und wir wünschten nur, daß die Lobredner andrer Wissenschaften auch ihrerseits diese Unterscheidung der Wissenschaft selbst von dem praktischen und didaktischen Nutzen derselben eintreten ließen; so würden vielleicht manche Verwechselungen an den Tag kommen, welche diesem ganzen Streite eine eigenthümliche Wendung gegeben haben: denn wir sind fest überzeugt, daß viele die Mathematik mit der Rechenkunst und Meßkunst, und die Naturkunde mit der Technologie verwechseln. Oder ist es wirklich denkbar, daß man den Feinheiten der höhern Mathematik und den höchst scharfsinnigen Systemen unserer neuern Naturhistoriker wirklich einen höhern Grad von praktischem Nutzen beilegen kann, als den feinen Distinktionen unserer Sprachgelehrten? Jeder, der die Wissenschaft als solche treibt, wird auch allen andern ihr Recht widerfahren lassen und nicht dasjenige für Mikrologie und Pedanterei halten, was er in seiner Wissenschaft als etwas Hohes und Nothwendiges ansieht. — Aber zum Schlusse müssen wir noch die Frage in Erwägung ziehen, ob das Sprachstudium auf Schulen den Nutzen wirklich hervorgebracht hat, den es haben kann und nach der bedeu-

Digitized by Google

tenden darauf verwandten Zeit wohl auch haben müßte. Wir bedauern, diese Frage nicht mit einem aufrichtigen Ja beantworten zu können, wenn wir den Schein von der Wahrheit unterscheiden wollen; denn einzelne Individuen können nie zum Beweise dienen; und die tägliche Erfahrung zeigt, daß wir in wenigen Stücken so weit von dem aufgesteckten Ziele entfernt sind, als gerade in dem sprachlichen Schulunterrichte; namentlich zeigt es sich immer mehr, daß es an einem festen Fundamente fehlt. Woher dieses kommt, kann hier nur im Allgemeinen angedeutet werden. Die große Vollendung der Hilfsmittel für diesen Unterricht hat es schon dahin gebracht, daß man glaubt, die Sprachen, und namentlich die älteren im Spiele lernen und lehren zu können; und die größere Anzahl von Lehrstunden, welche diesen Gegenständen gewidmet werden, überhebt den Lernenden beinahe der Mühe einer eifrigen häuslichen Beschäftigung. Dazu kommt, daß sich fast jeder für geeignet hält, Sprachstunden, wenigstens auf den untern Bildungsstufen, zu ertheilen, wenn er nur selbst so weit vorgeschritten ist, als die Schüler dieser Klassen gelangen sollen. Aber zwischen Wissen und Lehren ist ein großer Unterschied; und es ist wenigstens eben so schwer die Fundamente zu legen, als darauf weiter zu bauen. Ferner zersplittert die schon erwähnte größere Stundenzahl gerade den philologischen Unterricht, so daß er von mehren Lehrern zum Theil nach sehr verschiedenen Ansichten ertheilt werden muß; denn in keiner Wissenschaft sind die Grundsätze so verschieden, als gerade in der Grammatik. Sehen wir doch jetzt ein ganz neues grammatisches System in den Schriften von Becker, Herling, Grotefend, Kühner und andern emporsteigen, welches von dem ältern in vielen Punkten abweicht! Wenn nun die Schüler von Klasse zu Klasse nach verschiedenen Systemen unterrichtet werden; wenn sie bei dem beständigen Uebergange von einem Lehrer zum andern Wochen und Monate verlieren, um sich nur in die

Digitized by Google

Weise ihres neuen, wenn auch eben so trefflichen Führers hineinzudenken: so wird man uns wohl zugeben, daß der vielfach gerügte geringere Erfolg der Sprachstudien nicht der Sache selbst, sondern den Umständen zuzuschreiben sei. Denn was würde wohl aus dem mathematischen Unterrichte werden, wenn auf jeder Klasse ein anderer Lehrer, und zwar nach einem andern Systeme unterrichten würde?

Die Weisheit der hohen Behörden, denen die Leitung des Schulwesens obliegt, hat diese Uebelstände längst durchschaut; neuere Verordnungen befehlen, daß die Bildung von unten auf gründlich geschehen soll, daß nur streng geprüften Lehrern der Unterricht auf den obern und untern Klassen überlassen werde, daß endlich die einzelnen Fachlehrer über Methode und Ziel ihres Unterrichts übereinkommen sollen; und wir zweifeln nicht, daß diese weisen Einrichtungen der guten Sache mit der Zeit einen bessern Erfolg sichern werden. Vielleicht wird auch der unendliche Streit über Lorinsers Schrift den guten Erfolg haben, daß dem philologischen Unterrichte einige Stunden abgenommen werden, die durch Gleichmäßigkeit der Methode und der Leistungen überhaupt hinlänglich eingebracht werden können; dadurch könnte der oben erwähnten Zersplitterung des Unterrichts vorgebeugt werden. —

H.

II. Beseitigung der Einwendungen des Hrn. Dr. Hinz und der Bemerkungen des Hrn. Dir. Gotthold, den hebräischen Gymnasial-Unterricht in unserer Provinz betreffend.

Von Dr. C. L. Hendewerk.

Daß mein Aufsatz im diesjährigen Februar-Heft dieser Blätter über die wünschenswerthe Befreiung der Gymnasien von dem hebräischen Sprachunterrichte „einige Einwendungen" und „Bemerkungen" zur Folge haben würde, war bei einiger Kenntniß der dabei betheiligten Persönlichkeiten nicht schwer vorauszusehn. Demnach ist Hr. Dr. Hinz, Lehrer des Hebr. am Gymn. zu Danzig, und Hr. Dir. Gotthold gegen mich aufgetreten. Die mancherlei Invectiven und Obtrectationen meiner beiden Gegner als gar nicht zur Sache gehörig ganz bei Seite setzend, erlaube ich mir hier nur noch einiges Sachgemäße anzuführen.

Meine beiden Gegner sind über meinen frühern Aufsatz und über die darin von mir ausgesprochene Meinung hinsichtlich des hebr. Gymnasial-Unterrichts in einen so seltsamen Conflict mit einander gerathen, daß sie sich in ihren Angaben geradezu widersprechen, dieselben gegenseitig aufheben und dadurch meine wahre Meinung ganz unkenntlich machen. Hr. Hinz, welcher der Meinung ist, daß jedem Gymnasium unter allen Umständen der hebr. Unterricht verbleiben müsse, sagt von mir aus: „Der wissenschaftliche Theil seines Ichs und seine Liebe für das Hebr. Sprachstudium drängt ihn zu dem uneigennützigen Wunsche hin, daß diesem Studium auf den Gymnasien sein Platz nicht allein gelassen, sondern wo möglich noch erweitert werde." Hr. Dir. G. dagegen, welcher der Meinung ist, daß allen Gymnasien der hebr. Unterricht mit Vortheil entzogen werden könne, sagt aus: „Ich finde,

Digitized by Google

finde, daß der Hr. Dr. in der Hauptsache mit mir übereinstimmt; denn auch er will den Unterricht im Hebr. aus den Gymnasien entfernen und auch er will ihn jungen Orientalisten unter den Docenten übergeben." Das Widersprechende und sich gegenseitig Aufhebende dieser beiden Angaben wird noch gesteigert, wenn Hr. H. von mir sagt: „Ja er sucht weiterhin sogar darzuthun, daß es wünschenswerth wäre sämmtliche Secundaner und Primaner zur Theilnahme an diesem Unterrichte anzuhalten," während der Hr. Dir. von mir angiebt: „Ja er setzt meine Vorschläge sogar fort und erbietet sich selber zu diesem akademischen Unterricht." Dieser Widerspruch Beider erreicht aber sein Maximum, wenn Hr. H. von mir angiebt: „Der Verf. tritt nicht als Gegner, sondern vielmehr als beredter Vertheidiger der Nothwendigkeit des hebr. Gymnasial-Unterrichts gegen den Hrn. Dir. Gotthold auf, so daß wer diese Nothwendigkeit etwa leugnen oder bezweifeln sollte, nur auf den Aufsatz des Hrn. Dr. H. verwiesen werden dürfte, um eines Bessern belehrt zu werden;" während der Hr. Dir. selber von mir sagt: „Kann ich mehr wünschen? Kann man meinen Vorschlag wirksamer empfehlen?" Nach so entgegengesetzten und sich gegenseitig aufhebenden Angaben kann Niemand wissen, was ich eigentlich will und was ich eigentlich meine, daher will ich solches noch einmal angeben und zugleich die specifische Differenz der drei obwaltenden Meinungen bemerklich machen. Meine Meinung ist, daß im Allgemeinen jedes protestantische Gymnasium verpflichtet ist, auch Hebräisch zu lehren wie bisher, da das Gymnasium eine Vorschule der Universität ist und da zum akademischen Studium der evangelischen Theologie eine gründliche Kenntniß des Hebr. erfordert wird, daß aber im Besondern hier oder da eine Ausnahme gemacht werden müsse, wenn der hebr. Gymnasial-Unterricht so unerfreulich wie in unserer Provinz ist, und wenn sein Ausfall auf der

Universität so befriedigend wie auf unserer Albertina ersetzt werden könnte. Hieraus ergiebt sich von selbst die specifische Differenz der drei Meinungen. Hr. Dir. G. bezweckt mit seinen sechs Gründen, eine allgemeine und ewige Abschaffung des hebr. Gymnasial-Unterrichts als wünschenswerth zu erweisen und daher habe ich sie im Interesse der Wissenschaft und der höhern Wahrheit widerlegt, da sie wirklich durchaus unhaltbar sind. Es ist also keineswegs richtig, wenn der Hr. Dir. angiebt, daß ich „in der Hauptsache" mit ihm übereinstimme, denn von einer so allgemeinen und ewigen Abschaffung des hebr. Gymn.-Unterr. kann ich schon darum nichts wissen wollen, weil dieser Unterricht in Ermangelung der angemessenen Vorkehrungen auf der Universität nothwendig noch schlechter als jetzt auf den Gymn. zu stehen kommt und weil auf so großen Universitäten wie Berlin der Ausfall des hebr. Gymn.-Unterr. von einem akademischen Sprachlehrer gar nicht in einem Semester ersetzt werden könnte. Dieses kann nur auf so kleinen, wie unsere Albertina ist, geschehen, wenn Alles ganz zweckmäßig eingerichtet wird. Daß ich mit dem Hrn. Dir. in seinem Endvorschlage für unsere Provinz übereinstimmte, war bei seinen sechs Gründen eine reine Zufälligkeit und eine völlige Nebensache, da ich aus ganz andern Gründen ausnahmsweise die Verlegung des hebr. Unterr. von den Gymn. unserer Provinz auf unsere Universität wünschenswerth fand. Hätte daher Hr. Hinz in seinem Aufsatze wirklich dargethan, daß meine Ansicht über die bewußte Ignoranz, Unlust und sogar vorkommende Fraudulenz ganz ungegründet sei, und daß die vielfachen mir zugekommenen Nachrichten hierüber völlig unwahr seien, so würde ich wenigstens jetzt auch dem Endvorschlage des Hrn. Dir.'s eben so entschieden entgegentreten, wie seinen sechs Gründen vorher. Aber auch selbst für unsere Provinz kann ich von einer ewigen Verlegung des hebr. Unterr. von den Gymn. auf die

Universität eigentlich nichts wissen, vielmehr müßte dieselbe eigentlich nur so lange dauern, bis man durch die Gründung eines semitisch-philologischen Seminars auf unserer und jeder andern Universität auch für die Bildung tüchtiger hebr. Gymnasiallehrer hinlänglich gesorgt hätte und bis es Gesetz ist, nur solche junge Männer als Lehrer des Hebr. an den Gymn. anstellen zu dürfen, die durch ein tüchtiges Examen bewiesen haben, daß sie im Hebr. wirklich etwas Ordentliches wissen und es auch ordentlich zu lehren verstehn. Wie ungefähr ich einen solchen Lehrer am Gym. gestellt zu sehen wünsche, gab ich schon in meinem frühern Aufsatze S. 141 an. Hienach hoffe ich wird Hrn. Dir. G. das diametralisch Entgegengesetzte seiner und meiner Ansicht über den in Frage stehenden Gegenstand hinlänglich einleuchten. Eben so aber auch hoffentlich Hrn. Hinz, denn ich theile durchaus nicht seine Meinung, daß die Gymnasien aller Provinzen und Länder unter allen Umständen den hebr. Unterricht behalten sollen, auch wenn derselbe hier oder da noch so schlecht wäre und dieser „nicht eben erfreuliche" Gymnasial-Unterricht hier oder da auch noch so leicht und vortheilhaft auf einer Universität ersetzt werden könnte. Vielmehr halte ich diese Meinung für durchaus unrichtig und daher „drängt mich die Liebe für das Hebr. Sprachstudium und der wissenschaftliche Theil meines Ichs" wie zur Anerkennung der allgemeinen Verpflichtung der Gymn. in dieser Beziehung so auch zur Statuirung einer Ausnahme für unsere Provinz. Denn wie es in andern Provinzen des Preuß. Staates und in andern Ländern mit dem hebr. Gymn.-Unterr. steht, weiß ich nicht genügend, und das mögen andere Freunde eines gründlichen, d. h. ächtwissenschaftlichen Bibelstudiums, die an Ort und Stelle sind, erforschen, daß es aber in unserer Provinz mit diesem Unterrichte im Ganzen sehr traurig steht, weiß ich; denn 1) es sind mir hierüber vielfache Nachrichten zugekommen und zwar größtentheils von jungen Leuten, die auf

diesem oder jenem Gymn. unserer Provinz dem hebr. Unterr. beigewohnt hatten; 2) es sind mir öfters junge Theologen vorgekommen, die kurz vorher mit dem Zeugniß der Reife auch im Hebr. von dem Gymn. entlassen waren und nicht einmal ordentlich lesen konnten, viel weniger mit den hebr. Verbis hinlänglich bekannt waren, oder die gewöhnlichsten Vocabeln wußten; 3) viele meiner Schüler gestanden mir geradezu, daß sie auf dem Gymn. einen wahren Abscheu vor dem Hebr. gewonnen hätten, so daß sie mit Ekel und Widerwillen daran dachten und es erst da bei mir zu erlernen begannen, als die Angst vor dem Candidaten-Examen sie zu mir trieb. Wenn ich ihnen nun die Gesetze der Verbalbildung entwickelte und sie darnach in der Bildung der Verbalformen übte, wenn sich ihnen die große Einfachheit und Ordnung der Sprache bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Formen kund gab und sie sowohl von jeder Wurzel jede beliebige Form mit zunehmender Leichtigkeit und Sicherheit bilden, als auch bei der Lectüre eben so die einzelnen Verbalformen leicht erkennen und auf ihre Wurzeln zurückführen konnten, dann gewann so Mancher das Hebr. lieb und bedauerte es sehr, einen so traurigen hebr. Unterricht auf dem Gymn. erhalten zu haben.

Auf diese Weise habe ich in einem Decennium als Student und jetzt als mehrjähriger akademischer Docent den Stand des hebr. Gymnasial-Unterr. in unserer Provinz ziemlich genau kennen gelernt und ich könnte noch gar Manches anführen, was ich mündlich erfahren habe, doch ich will mich hier bloß an den Aufsatz des Hrn. Hinz halten und daraus zunächst darthun, daß derselbe durch seine „Einwendungen" meine Beschuldigungen nicht widerlegt, sondern gerade als vollkommen wahr bewiesen hat, nachdem ich zuvor noch bemerkt habe, daß ich nicht, wie er angiebt, geradezu „alle Lehrer des Hebr. an den Gymnasien in Ost- und Westpreußen — mit einer einzigen Ausnahme — der Ignoranz und Unlust be-

Digitized by Google

schuldigt" habe, da ich S. 141 ausdrücklich nur von „der großen Unwissenheit der meisten dieser Lehrer redete und da ich S. 142 auf die drei Gymn. hieselbst auch noch eine ganz besondere Rücksicht nahm. Denn einen Gelehrten, wie Hrn. Professor v. Lengerke, welcher den hebr. Unterricht am hiesigen Domgymnasium ertheilt, der Unwissenheit im Hebr. anzuklagen oder ihn der Unlust zu beschuldigen, obgleich er ganz freiwillig diesen Unterricht übernommen hat, und ihn, wann er weiter keine Zeit und Lust für ihn übrig hat, ohne Weiteres aufgeben wird, wäre doch eine gar zu große Ungereimtheit, als daß sie mir ein Vernünftiger im Ernst zutrauen sollte, und daß ich meinen eigenen Lehrer im Hebr., Hrn. Oberlehrer Dr. Legiehn am altstädtischen Gymn. hieselbst öffentlich habe prostituiren wollen, wäre eine Unwürdigkeit, die wohl Niemand bei mir voraussetzen wird. Daher haben diese beiden Männer auch nicht im Entferntesten daran gedacht, meine Beschuldigung der „meisten" Lehrer des Hebr. an den Gymn. unserer Provinz auf sich zu beziehn und haben mir ihre Achtung und Freundschaft ungeschmälert erhalten, obgleich ich weder vorher noch nachher irgend ein Wort hierüber mit ihnen gewechselt habe. Wenn ich aber auf Hrn. Prediger Voigdt am hiesigen Friedrichscollegium eine ganz specielle Rücksicht nahm, so geschah dieses nur, weil der Herr Direktor Gotthold ganz ausdrücklich von Philologen als Lehrern des hebräischen Unterrichts redete, während doch gerade sein Gymnasium einen Theologen zum Lehrer des Hebräischen hat und dieser daselbst im Ganzen so gestellt ist, wie ich es S. 141 für alle Gymnasien als wünschenswerth bezeichnet habe, so daß mir dieser Hr. Dir. am Allerwenigsten Ursache zu haben schien, sich über das Hebr. so zu beklagen, als raube es einem philologischen Oberlehrer an seinem Gymn. etwa ganz unnützer Weise Zeit und Kraft, so daß er diesem Unterrichte nicht mit der erforderlichen Lust und Würde obliegen

Digitized by Google

könne. Ueberdies nahm ich gerne an, daß auch auf den auswärtigen zehn Gymn. hier oder da noch ein Mann wäre, der es mit seinem hebr. Unterrichte redlich meinte, seine hebr. Kenntnisse durch das Studium der neuesten Werke darüber gerne vermehrte und auch darüber nachgedacht hat, wie das Hebr., namentlich das hebr. Verbum am Zweckmäßigsten zu lehren sei, so daß auch nicht einmal ein solcher auswärtige Lehrer sich von meiner Klage getroffen fühlen konnte. Doch gehen wir jetzt zu dieser Klage und zu den Einwendungen des Hrn. Hinz gegen dieselbe über.

Wer einmal meine Klage als eine Anklage mit Fug und Recht auf sich selber beziehen zu müssen glaubte, der hatte nicht sowohl eine zwiefache, die der Ignoranz und Unlust, als vielmehr eine dreifache, die der Fraudulenz, der Ignoranz und der Unlust zu widerlegen. Denn obschon ich S. 139 nur von einem Gymn. und der Fraudulenz seines hebr. Lehrers beim Abiturienten-Examen sprach, so hinderte doch Niemanden, wenn er nun einmal durch meine so allgemeine und unbestimmte Aeußerungen sich übel berührt fühlte, auch diese Angabe der Fraudulenz auf sich zu beziehn, ja er mußte es sogar consequenter Weise, wenn er nicht durch ein stillschweigendes Uebergehen dieser Angabe und durch Unterlassung einer entschiedenen Zurückweisung wenigstens von seiner Person den stärksten Verdacht gegen sich erregen wollte. Fragen wir nun aber, welche Einwendungen Hr. Hinz unter allen seinen Einwendungen auch gegen diese Angabe gemacht hat? so finden wir zu unserm größesten Erstaunen auch nicht ein Wort der Abwehr und Verneinung gesprochen, vielmehr erkennt er S. 328 dieselbe als so wahr und begründet an, daß er daselbst auf diese Fraudulenz „mancher" hebr. Gymnasiallehrer als auf eine ausgemachte Thatsache einen Vorschlag basirt, wie dem aus diesem fraudulösen Unfuge für die jungen Leute nothwendig entstehenden Nachtheile abgeholfen werden könne. Ich hatte aber bis dahin nur von

einem Gymn. die bestimmtesten Nachrichten über eine solche Fraudulenz wiederholentlich erhalten, und darum hatte ich auch nur von „einem" Gymn. in dieser Beziehung gesprochen. Wie kommt nun Hr. Hinz dazu, meine so singuläre Klage sogar zu verallgemeinern in „die Anklage, daß manche Lehrer ihren schwachen Schülern auf ungesetzliche Weise durch das Examen zu helfen suchen." Es muß darnach sich bei ihm meiner ganz singulären Angabe eine größere Kenntniß von dieser Sache hinzugesellt haben, so daß meine „naive" Liebe zur Wahrheit und mein so „tragisches" Interesse für das hebr. Sprachstudium an ihn die Frage richten muß, auf welchen Gymn. unserer Provinz er außer dem von mir gemeinten eine solche Ungebürniß von Seiten des hebr. Gymnasiallehrers noch kennt? damit so argen Uebelständen zu Gunsten des wissenschaftlichen Bibelstudiums und im Interesse der protestantischen Kirche so bald als möglich radical abgeholfen werde. Radical sage ich, d. h. auf eine ganz andere Weise, als Hr. H. vorschlägt, wie denn überhaupt alle seine Vorschläge, an denen er nach einer gewissen Richtung hin ziemlich reich zu sein scheint, gänzlich mißlungen sind. So ist z. B. der Vorschlag, nach welchem „die Lehrer (des Hebr. an den Gymn.) statt für immer, nur für ein Jahr eine Schmälerung ihres Einkommens erleiden," selbst als Ironie betrachtet, gänzlich verfehlt, und zeigt in jenen Endworten ganz deutlich, daß Hr. Hinz die ganze Sache und darnach auch meinen frühern Aufsatz nur von dem Standpunkte seines „Einkommens" und der zu befürchtenden Schmälerung desselben beurtheilt hat. Daher seine Ueberraschung schon durch den Titel meines Aufsatzes, daher sein neuer Titel, daher so vieles Andere, was ich nicht weiter berühren mag. Noch übler aber als jener Vorschlag zur Verhütung einer Schmälerung des Einkommens „für immer" ist der Vorschlag, welcher auf die bezeichnete Fraudulenz basirt ist und der dahin geht, den Gymn.

Digitized by Google

das hebr. Abiturienten-Examen zu entziehen und sie von dieser für sie so versuchlichen Last zu befreien. Zur Hälfte also stimmt auch schon sogar Hr. Hinz in der ihn Anfangs so überraschenden „Befreiung der Gymnasien" unserer Provinz mit mir überein, und in einem zweiten Aufsatze wird er es gewiß ganz thun, nachdem ich ihm bemerklich gemacht habe, wie übel ihn seine halbe Zustimmung gestellt hat. Wie? Hr. Hinz will den hebr. Unterricht behalten und das hebr. Examen sich nach eigenem Vorschlage entziehen lassen, und zwar bloß darum, weil man vor solchem Examens-Unfuge „mancher" Gymnasiallehrer nie sicher ist, sondern immer fürchten muß, sie haben mit Hintergehung ihrer Vorgesetzten, der Herren Schulräthe, die des Hebr. in unserer Provinz größtentheils wenig oder gar nicht kundig sind, durch unerlaubte Mittel zum Zeugniß der Reife im Hebr. verholfen? Welcher Gymnasiallehrer der obern Klassen würde sich nicht tief gekränkt und höchst beleidigt, ja völlig entehrt fühlen, wenn er immer nur unterrichten sollte, die Abiturienten aber nie examiniren dürfte, weil man ihm keine redliche Gesinnung zutraut? Wenn Hr. Hinz dieses nicht sieht und fühlt, so daß er einen solchen Vorschlag machen kann, so kommt das nur daher, daß er die ganze Sache nur vom Standpunkte seines „Einkommens" betrachtete und so wohl denken mogte: von dem hebr. Examen mag man die Gymn. befreien, denn dafür wird an uns Lehrer nichts gezahlt, aber den Unterricht müssen wir behalten, denn der allein bringt uns das „Einkommen."

Aus dem von Hrn. Hinz angegebenen Zwecke seines Vorschlages aber ersieht man, daß die bezeichnete Fraudulenz schon ziemlich stark um sich gegriffen haben muß und auf manchem Gymnasium schon zur stehenden Sitte geworden ist. Er sagt nämlich: „Dies wird eine heilsame Scheu vor dem unbekannten Examinator erwecken und hoffentlich (!) jede Hoffnung

auf ein Durchschlüpfen derselben vereiteln." Aber wie in aller Welt könnten die Schüler „mancher" Lehrer stets die Hoffnung nähren, bei ihnen durchzuschlüpfen, wenn jene Lehrer nur einigermaßen für gewissenhaft gälten und sich etwa nur bisweilen ganz unbemerkt eines solchen Vergehens schuldig gemacht hätten, durch welches eine solche stete „Hoffnung" des Durchschlüpfens nothwendig erweckt und genährt werden muß? Sodann begreift man nicht, warum Hr. H. sich und die übrigen hebr. Gymnasiallehrer so darstellt, als seien sie und er ganz außer Stande, vor sich eine heilsame Scheu eben so gut wie der unbekannte Examinator zu erwecken. Auch er darf ja nur jeden im Hebr. wirklich unreifen Abiturienten durchfallen lassen und dann verfällt derselbe schon so wie so, wenn er die Universität bezieht und Theologie studiren will, dem Examen eines unbekannten Examinators anheim. Uebrigens erweckt ein tüchtiger und gewissenhafter Lehrer viel eher vor sich eine heilsame Scheu, als ein unbekannter Examinator, denn der Lehrer kennt seinen Schüler schon vor dem Examen so durch und durch, wie es der unbekannte Examinator nicht einmal nach dem Examen vermag, besonders wenn er die Sache etwas leicht und oberflächlich nimmt, darum ist bei ihm wohl ein Durchschlüpfen bisweilen möglich, bei dem eigenen Lehrer aber rein unmöglich, so daß bei diesem ein absichtliches und künstlich erzieltes Durchbringen eintritt, sobald der Mangel an Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit sich geltend macht. Wie viele Secundaner und Primaner verließen daher zu meiner Zeit das Gymnasium und machten das Examen bei der Prüfungscommission, bis man das Nachtheilige dieser Einrichtung begriff und diese Commission abschaffte. Wäre aber nicht überhaupt der ganze Vorschlag des Hrn. Hinz mit seiner beabsichtigten Scheu-Erweckung völlig unhaltbar, so müßte man allen Gymnasiallehrern das Abiturientenexamen entziehen und für

Digitized by Google

Alle, welche auf Gymnasien oder sonst ihre Vorbildung für die Universität erhalten haben, eine Prüfungscommission einsetzen. Dieses ist aber noch keinem Menschen jemals eingefallen, obgleich auch bei andern Lehrgegenständen bisweilen ein fraudulöser Unfug von Seiten einzelner Lehrer beim Abiturienten-Examen vorgekommen ist. Warum also soll das Hebr. ganz allein eine solche Ausnahme machen, die für den hebr. Gymnasiallehrer nicht eben sehr ehrenvoll ist? Ohne Zweifel darum, weil „manche Lehrer" des Hebr. bei ihrer Ignoranz und Unlust nicht im Stande sind, die Achtung und mit ihr auch die Scheu vor sich bei ihren Schülern zu erwecken, wie es jeder andere tüchtige Gymnasiallehrer vermag. Denn raisonniren die Schüler erst so über einen ihrer Lehrer, daß sie von ihm sagen: er weiß ja selber nichts Rechtes und er muß uns ja um seiner eigenen Schwäche und um seines eigenen Interesses willen durchs Examen durchhelfen, dann ist es allerdings um alle Achtung, um alle „heilsame Scheu," um allen Fleiß, um allen Erfolg des Unterrichts geschehen, und derselbe ist von der einen Seite nur eine bloße Firlefanzerei und von der andern Seite eine wahre Schande der Gymnasien. Wie weit es in dieser hebr. Firlefanzerei und Schande auf manchem Gymn. gebracht werden könne, mag man daraus ersehen, daß ein hebr. Gymnasiallehrer sich nicht entblödet, seine Schüler im Hebr. vor dem Examen zu sich kommen zu lassen und nun den Abschnitt, welchen er auf dem Examen mit ihnen vornehmen will, so mit ihnen durcharbeitet, daß er ihnen angiebt, was sie auf jede seiner Fragen beim Examen zu antworten haben. Solches ist mir wieder durch einen Schüler jenes Gymn. zu Ohren gekommen, und solches zu veröffentlichen ist wahrlich nicht angenehm; darum habe ich lange genug geschwiegen, aber als akademischer Docent habe ich im Interesse der Wahrheit, der Wissenschaft und des höhern Interesses der evangelischen Kirche die Pflicht

und den Beruf, solche Uebelstände zu rügen, wann und wie es mir angemessen erscheint und auf ihre Abhilfe so hinzuweisen, wie ich es nach bestem Wissen und Gewissen für richtig halte. Ich hatte darauf hingewiesen, daß das Uebel größer sei, als man glaubt, und dafür schmäht mich der Hr. Dir. Gotthold einen Großinquisitor, einen Zeloten u. s. w. Habe ich denn etwas zu viel oder zu unzart gesagt, wenn die Sache sich nun einmal so verhält? Oder wer glaubt denn, daß so etwas auf einem Gymn. des Preuß. Staats vorgehe? Hr. Dir. Gotthold? Ich hatte das nicht von ihm erwartet, aber wenn der Hr. Gymnasial-Director so etwas glaubt, dann hätte er wenigstens nicht sagen sollen, „daß die Wendung, die ich der Sache gebe, eben so grundlos als gehäffig ist;" denn die Wahrheit darf Niemand hassen, wie bitter sie auch bisweilen ist, und eine „Wendung," die auf Facta gegründet ist, welche selbst Hr. Hinz nicht leugnet, kann nicht grundlos genannt werden.

Die Fraudulenz eines Gymnasiallehrers beim Abiturienten-Examen hat immer nur in der Untüchtigkeit desselben ihren Grund, bestehe dieselbe nun in Ignoranz, oder in Unlust, oder in beiden zugleich; denn ein kenntnißreicher, geschickter und für seinen Lehrgegenstand lebhaft interessirter Gymnasiallehrer wird sich niemals zu solchem Unfuge verstehn. Erkennt also Hr. Hinz einen solchen Unfug „mancher" hebr. Gymnasiallehrer, wie wir gesehen haben, ohne Weiteres an, so kann er auch schon nicht mehr die Klage über Ignoranz und Unlust so leichthin von der Hand weisen. Jeder Gymnasiallehrer aber, welcher mit Verleugnung alles wissenschaftlichen Interesses öffentlich zu behaupten vermag, er habe seine Schüler erst zwei Jahre lang auf Secunda, und dann auch noch zwei Jahre lang auf Prima in einem Gymn. die Elemente und nur die Elemente einer Sprache zu lehren, und zu diesem Lehren brauche er

auch durchaus nichts mehr als nur die Elemente zu wissen, muß doch nothwendig, vom Standpunkte der ganzen Wissenschaft aus betrachtet, nur als ein Nichtkenner, als ein Ignorant in dieser ganzen Wissenschaft gelten, wenn anders vom Standpunkte der ganzen Wissenschaft aus betrachtet Jeder nur als ein Ignorant erscheinen kann, dessen Wissen mit dem Gesammtumfange der ganzen Wissenschaft in gar keinem Verhältnisse steht, sondern an diesen Maaßstab angelegt nothwendig als ein Nichts erscheinen muß oder als ein Minimum verschwindet. Der ganze Umfang einer Wissenschaft wird aber stets der allein richtige Maaßstab dafür sein müssen, wer als ein Ignorant in derselben mit Fug und Recht betrachtet werden kann. Degradirt sich also irgend ein Gymnasiallehrer zu einem bloßen „Elementarlehrer," und zwar zu einem solchen, der nicht bloß die ersten Anfangsgründe lehrt, sondern auch nur dieselben weiß, so degradirt sich derselbe dadurch auch in demselben Augenblick zu einem Ignoranten in seiner Wissenschaft, und es hilft ihm durchaus nichts, wenn er zur Abwehr des bloßen Namens für die Begriffsbestimmung einen falschen Maaßstab wählt und so den Begriff des Ignoranten nach „dem Zweck des ihm anvertrauten Unterrichts" bestimmen will, diesen Unterricht selber aber auf den allerniedrigsten Elementar-Unterricht reducirt, oder wenn er an die Nicht-Verwahrlosung seiner Zeitgenossen im Deutschen, ihrer Muttersprache, ungeachtet der bloßen Elementarlehrer appellirt, und nicht sieht, daß es sich hier um eine Verwahrlosung unserer Theologen im Hebräischen, einer wildfremden und höchst fremdartigen Sprache, handelt, wenn anders der allergrößeste Theil unserer Theologen auf unserer Universität und in unserer ganzen Provinz im Hebr. mehr oder weniger verwahrlost ist. Soll dieser Verwahrlosung endlich einmal zur Ehre unserer evangelischen Kirche und nach dem Geiste unseres großen Luther gewehrt werden,

Digitized by Google

so müssen erst die Lehrer des Hebr. tüchtig werden, und ein tüchtiger Lehrer muß, wie ich das schon im vorigen Aufsatze bemerkte, nach meinen Begriffen von einem Gymnasiallehrer wohl acht Mal mehr wissen, als das ist, was er zu lehren hat. Erscheinen diese Anforderungen zu hoch und hat in ihnen wirklich „mein Eifer für das Hebräische die gebührlichen Schranken" überschritten, so mögen sie immerhin ermäßigt werden, aber der Grundsatz wird stets festgehalten werden müssen, daß ein tüchtiger Gymnasiallehrer bei Weitem mehr wissen muß, als er zu lehren hat. Hätte also Hr. Hinz auch wirklich die künftigen Theologen auf dem Danziger Gymn. vier Jahre lang und Einzelne vielleicht noch länger nur in den Elementen des Hebr. zu unterrichten, so müßte er doch jedenfalls schon als Lehrer an einem Gymnasium wenigstens etwas mehr als die bloßen Elemente seines Lehrgegenstandes auf den beiden höchsten Klassen wissen! Denn wenn es auch wirklich, wie er meint, „nicht leicht zu beweisen sein mögte, daß nur ein erschöpfendes Wissen zu einem guten Lehrer der Elemente (!!) einer Sprache qualificire," so kann doch ohne „ein erschöpfendes Wissen" des Lehrgegenstandes, oder wohl gar bei einem so mangelhaften Wissen der bloßen Anfangsgründe einer fremden Sprache Niemand ein tüchtiger Lehrer dieser Sprache und selbst ihrer Anfangsgründe sein, besonders wenn es eine solche Sprache wie die hebräische ist. Ob eine solche Untüchtigkeit sich in der Charakterisirung der Schüler durch „abgestumpfte Conjugir-Maschinen" und dadurch, daß ihnen von ihrem hebr. Lehrer „zum Theil wirklicher Mangel an Capacität" vorgeworfen wird, ganz augenfällig kundgiebt, kann für einen Sachkundigen wohl keinen Augenblick zweifelhaft sein; denn daß jeder Secundaner und Primaner eines Gymn. noch so viel Capacität hat, um bei einem einigermaßen vernünftigen und sachgemäßen Unterrichte „die Elemente" einer fremden

Sprache zu erlernen, und daß dieselben auch noch keineswegs so „abgestumpfte Maschinen" sind, daß sie Sachen wie das hebr. Verbum bei gehöriger Anleitung nicht mehr begreifen und sich aneignen können, dieses bezweifelt wohl nicht leicht Jemand, sondern sieht vielmehr, wie leicht ein bloßer Elementarlehrer bei seinen nothdürftigen Kenntnissen mit den Jahren nothwendig zu einer abgestumpften Maschine werden muß und ihm dann auch zuletzt so sehr die Capacität ausgeht, daß er gar nicht begreifen kann, woran es eigentlich liegt, daß die jungen Leute bei ihm gar nichts lernen, obschon er sich an den vermeintlichen Maschinen vielleicht ganz müde und matt abarbeitet und abquält. Im Deutschen freilich und bei den lieben Kindern mag wohl leicht „jeder Elementarlehrer" auch ohne irgend etwas von „J. Grimm's" Grammatik zu wissen, „im Verhältniß zu dem Zweck und der dadurch bedingten Beschaffenheit des ihm anvertrauten Unterrichts" genügende Kenntnisse vom Deutschen besitzen, aber ganz anders verhält sich die Sache schon bei einem Gymnasiallehrer des Deutschen, der auf den beiden ersten Klassen des Gymn. auch „sprechen, lesen und schreiben" lehrt, denn ein solcher Lehrer muß in solcher Stellung gar wohl Grimm's Grammatik studirt haben, wenn ihn nicht seine eigene Muttersprache einen seiner Stellung ganz unwürdigen Ignoranten nennen soll. Wenn nun aber gar im Hebräischen Jemand auf Secunda und Prima unterrichtet und er doch sogar als ein so hochgestellter Gymnasiallehrer und bei einer so fremdartigen und ganz eigenthümlichen Sprache von den größern grammatischen Werken eines Gesenius, eines Ewald, eines Freitag und von den darin niedergelegten Resultaten der neuern Sprachforschung auf diesem Felde gar keine Notiz nehmen zu dürfen glaubt, so ist das eine Ignoranz und ein wissenschaftlicher Tod, welcher in der That Alles übertrifft, was man in dieser Art bei einem Gymnasiallehrer

Digitized by Google

sehen und erleben kann. Was sagt nun Hr. Dir. Gotthold zu einer solchen Ignoranz „mancher Lehrer" des Hebr. auf den Gymnasien? Erscheine ich ihm noch als ein geifernder Zelot und Großinquisitor, welcher der Sache eine Wendung giebt, die eben so „grundlos" als „gehässig" ist? Nun wohl! so soll es mir zur Ehre gereichen, in seinen Augen ein solcher Zelot und Großinquisitor zu sein, und werde stets dasjenige, was ihm gehässig und grundlos erscheint, so unverholen sagen, wie es die Wahrheit, die Wissenschaft und das Interesse unserer evangelischen Kirche erfordert.

(Fortsetzung folgt.)

III. Allgemeine Uebersicht der im Jahre 1836 zu Braunsberg angestellten meteorologischen Beobachtungen.

Vom Professor Dr. Feldt.

Die nachstehende Uebersicht enthält die Resultate meiner im verflossenen Jahre angestellten Beobachtungen, welche sich auf die Veränderungen des Luftdruckes, der Temperatur, auf die Beschaffenheit der Atmosphäre in Beziehung der sichtbaren Dämpfe und Dünste, auf die verschiedenen Windesrichtungen, und endlich auf die Ausmittelung der Temperatur des Erdbodens und der des Flußwassers beziehen. Allen diesen hier zusammengestellten Resultaten sind an Stellen, wo es mir nothwendig schien, noch weitere Andeutungen hinzugefügt worden. Die ganze Uebersicht schließt mit einer allgemeinen Witterungs-Karakteristik der einzelnen Monate des Jahres 1836.

Digitized by Google

A. Barometrische Resultate.

Das Barometer, an welchem die hier folgenden Beobachtungen angestellt wurden, ist ein gut ausgekochtes Heberbarometer. Der Nullpunkt dieses Barometers befindet sich 70 Par. Fuß über dem mittleren Spiegel der Ostsee.

I. Barometerstand bei 0° R. in Pariser Linien ausgedrückt.

Jahr 1836.	Tage.	Höchster.	Wind.	Tage.	Niedrigster.	Wind.	Mittel aus den Extremen.	Mittel aus sämmtl. Barometerständen.
Januar	9	344‴ 25	SSO. 1	30	325‴ 98	SW. 4	335‴ 115	336‴ 373
Februar	19	340 42	N. 1	11	326 48	NNW. 4	333 450	334 933
März	19	340 96	NW. 3	15	327 88	SW. 4	334 420	334 213
April	16	339 68	NO. 1	1	328 92	WSW. 2	334 300	336 043
Mai	28	341 21	N. 2	21	334 55	W. 2	337 880	337 566
Juni	28	339 78	W. 2	19	331 59	WSW. 1	335 685	336 356
Juli	28	338 91	SW. 1	21	330 34	SW. 2	334 625	336 043
August	31	338 95	NW. 0	19	332 93	W. 1	335 940	336 326
September	14	340 26	O. 1	10	329 31	W. 4	334 785	336 073
October	18	342 45	NW. 1	30	327 70	N. 1	335 075	336 203
November	10	340 99	SW. 1	6	326 41	W. 4	333 700	335 573
December	29	340 22	O. 2	9	325 48	SW. 2	332 850	334 270
Jahr.	9. Jan.	344‴ 25	SSO. 1	9. Dec.	325‴ 48	SW. 2	334‴ 819	335‴ 831

Die hierbei zum Grunde liegenden Beobachtungen wurden täglich 3mal, früh um 8 Uhr, Mittags um 12 Uhr und Abends um 10 Uhr angestellt. Das verflossene Jahr hatte keinen ganz ausgezeichnet hohen Barometerstand; der tiefste Barometerstand wurde den 30. Januar um 6 Uhr Nachmittags beobachtet, und betrug 325‴ 36. Die größte Variation der Barometerhöhe beträgt nach den vorstehenden Beobachtungen 18‴ 77 Par. Lin. Das Mittel aus den Extremen ist aus bekannten Gründen von dem Mittel aus sämmtlichen Beobachtungen verschieden. Die meisten Monatsmittel schwebten über dem allgem. Jahresmittel. Die mittlere Barometerhöhe des J. 1836 ist um 0‴ 993 niedriger als das Mittel aus den früheren Jahren.

II. Mittlerer Barometerstand bei den verschied. Winden aus 913 Beobachtungen des ganzen Jahres berechnet.

Bei den Beobachtungen wurden eigentlich 16 Winde unterschieden, ich habe jedoch bei der Ausmittelung der nachstehenden Resultate nur die 8 Winde berücksichtigt und die Zwischenwinde übergangen.

1836.	Mittlere Barometerhöhe.	Abweichung von dem allgem. Mittelstande.
N.	337‴ 28	+ 1‴ 45
NO.	337 47	+ 1 64
O.	337 30	+ 1 47
SO.	335 45	— 0 38
S.	335 13	— 0 70
SW.	335 09	— 0 74
W.	335 28	— 0 55
NW	336 10	+ 0 27

Nach den vorstehenden Beobachtungen ist also der mittlere Barometerstand in Braunsberg bei NO. am höchsten, und zwar 1‴ 64 über der allgemeinen Mittelhöhe, und bei SW. am niedrigsten, 0‴ 74 unter dem allgemeinen Jahresmittel. Der Unterschied dieser beiden Mittel ist 2‴ 38, und zwischen diesen beiden Punkten der Windrose findet ein ununterbrochenes Steigen und Fallen des Barometers statt. Die Winde aus dem Bogen von SO. bis W. deprimiren den mittleren Barometerstand, während dieser durch die Winde aus den übrigen Himmelsgegenden elevirt wird.

Digitized by Google

B. Fahrenheitscher Thermometerstand nach größter Höhe und Tiefe zu Braunsberg im Jahre 1836.

Das Thermometer hängt im freien Nordschatten 27½ Par. Fuß über die Erde, und die Beobachtungen wurden 3mal des Tages, an den bereits oben erwähnten Beobachtungsstunden angestellt.

Jahr 1836.	Tage.	Größte Wärme.	Wind.	Tage.	Geringste Wärme.	Wind.	Mittel aus den Extremen.	Monatliches Mittel.
Januar	24	43°2 F.	WSW. 4	1	0°3 F.	O. 1	21°75 F.	29°,8 F.
Februar	28	43 0	SSO. 2	19	13 5	N. 2	28 25	?'. 88
März	22	65 3	SSW. 1	5	34 0	W. 1	49 65	43 94
April	22	65 8	SO. 1	17	37 8	N. 1	51 80	47 07
Mai	3	72 2	SO. 2	9	31 5	N. 2	51 85	49 02
Juni	24	84 5	SW. 2	1	45 0	NNW. 2	64 75	61 48
Juli	30	84 6	S. 1	2	51 3	N. 2	67 95	60 57
August	15	75 8	S. 0	24	45 5	N. 2	60 65	60 62
September	5	79 5	S. 1	21	38 5	WSW. 2	59 00	55 38
October	7	70 0	SO. 1	29	33 9	SW. 4	51 95	52 18
November	29	49 2	SW. 3	26	11 0	O. 1	30 10	32 25
December	8	46 2	SW. 1	29	9 0	O. 2	18 60	32 32
Jahr.	30.Jul.	84°6 F.	S. 1	1. Jan.	0°3 F.	O. 1	46°36 F.	46°42 F.

Diese Zusammenstellung zeigt, daß das Maximum der Wärme im Juli bei schwachem S., und das Minimum im Januar bei schwachem Ostwinde stattfand. Die größte Variation des Thermometers beträgt in diesem Jahre 84° 3 Fahr. Das Steigen und Fallen der Mittel aus den Extremen ist das ganze Jahr hindurch ununterbrochen; während das Fallen der jährlichen Mittel vom Juni bis Januar in den Monaten August und December unterbrochen wird. Das Mittel aus den Extremen weicht von dem Jahresmittel nur um 0° 06 Fahr. ab. Das diesjährige allgemeine Mittel ist etwas höher als das Mittel aus den früheren Jahren. Eine Zusammenstellung meiner mehrjährigen Beobachtungen zur Ausmittelung der thermometrischen Windrose bleibt einem anderen Orte vorbehalten.

C. Gränzen der monatlichen und täglichen Veränderungen des Barometers und Thermometers im J. 1836 aus 3mal täglich angestellten Beobachtungen.

	Barometer.		Thermometer.	
Jahr 1836.	Umfang der Oscillationen.	Größter Unterschied zweier an demselben Tage angestellten Beobachtungen.	Umfang der Oscillationen.	Größter Unterschied zweier an demselben Tage angestellten Beobachtungen.
Januar	18‴ 27	10‴ 07	42° 9 F.	15° 9 F.
Februar	13 94	4 62	29 5	13 7
März	13 08	4 46	31 3	15 1
April	10 76	3 14	28 0	15 6
Mai	6 66	2 51	40 7	24 8
Juni	8 19	2 20	39 5	21 3
Juli	8 57	4 03	33 3	20 3
August	6 02	2 23	30 3	20 2
September	10 95	5 92	41 0	16 5
October	14 75	4 79	36 1	13 8
November	14 58	5 05	38 2	12 0
December	14 74	4 69	37 2	7 2
Jahr.	18‴ 77	Max. 10‴ 07	84° 3 F.	Max. 24° 8 F.

Digitized by Google

Der regelmäßige Gang in den monatlichen Oscillationen des Barometers und die Abhängigkeit dieses Phänomens von den Jahreszeiten ist nicht zu verkennen. Die Aenderungen des Barometerstandes sind in den vier Monaten Mai, Juni, Juli und August am kleinsten, das Mittel der Barometeränderungen beträgt in diesen Monaten 7‴ 36, das Mittel aus den übrigen Monaten ist 13‴ 88, und für das allgemeine Mittel erhält man 11‴ 70. Die täglichen Schwankungen des Barometers waren in den Monaten April, Mai, Juni und August am kleinsten, im Herbst und Winter nahmen sie immer mehr zu, und im Januar fand die größte Differenz statt. Das Mittel aus den monatlichen Temperaturdifferenzen Februar, März, April, Juli und August ist 30° 48 Fahr., das Mittel aus den übrigen Monaten 39° 37 F., und der größte Unterschied zweier an demselben Tage angestellten Beobachtungen betrug im Mai 24° 8 Fahr.

D. Witterung und herrschende Winde im J. 1836.

Jahr 1836.	Anzahl der heitern Tage.	Anz. der vermischten Tage	Anz. der stürmischen Tage.	Gewitter.	Herrschende Winde.
Jan.	3	7	7	0	SW. S. W. NW. N. O. SO. NO.
Febr.	3	10	2	0	SW. W. S. N. SO. NO. NW. O.
März	4	9	6	1	SW. W. S. SO. NW. N. NO. O.
April	6	15	3	2	SO. S. NW. N. SW. W. O. NO.
Mai	5	17	0	2	NW. N. W. SO. SW. NO. O. S.
Juni	13	13	2	4	W. NW. N. S. SW. SO. O. NO.
Juli	8	13	6	2	NW. SW. W. N. S. SO. O. NO.
August	6	19	4	1	NW. W. N. SW. S. SO. O. NO.
Sept.	5	11	4	3	SW. W. O. S. SO. NW. N. NO.
Oct.	11	9	6	0	S. SW. W. N. SO. NW. NO. O.
Nov.	3	13	5	0	S. SW. SO. O. W. NO. NW. N.
Dec.	2	9	6	1	SW. W. O. S. SO. NO. NW. N.
Jahr.	69	145	51	16	

Das Jahr hatte 69 heitere, vollkommen schöne und völlig klare Tage. Vermischte, d. h. theils schöne, theils bedeckte Tage wurden 145 gezählt. Die übrigen Tage waren bedeckt und trübe, oder mit starken anhaltenden Nebeln, Regen und Schnee begleitet. An 51 Tagen war es stürmisch. Am Braunsberger Horizont von 4′ bis 20″ Schall-Ferne wurden im verflossenen Jahre nur 16 Gewitter beobachtet. Auf der vorstehenden Tafel sind in jedem Monate die Winde so angegeben, wie sie in Rücksicht ihrer Häufigkeit auf einander folgen. In den fünf Monaten Januar, Februar, März, September und December war SW., im October und November S., im April SO., im Juni W., und im Mai, Juli und August NW. der häufigste Wind. Durch das ganze Jahr hindurch haben die westlichen Winde das Uebergewicht, sie nehmen indessen im Winter und Herbst eine mehr südliche, und im Sommer eine mehr nördliche Richtung an. In den sechs Monaten Januar, April, Juni bis September ist NO. der seltenste Wind, im Mai S., im Februar, März und October O., und in den Monaten November und December N.

Sieht man die Zahl sämmtlicher Winde im Jahre 1836 als Einheit an, und betrachtet die einzelnen Winde als aliquote Theile, so erhält man nach Lambert's Verfahren, wenn man das Azimuth der mittleren Windrichtung von N. durch O., S. ꝛc. zählt, und das Verhältniß der nördlichen zu den südlichen, und der östlichen zu den westlichen Winden aufsucht,

Richtung oder Azimuth.	Stärke.
180° + 60° 42′	0. 404

Nördlich zu südlich.	Oestlich zu westlich.
1 : 2,06	1 : 3,69

Die herrschende Windrichtung ist also beinahe WSW.

Digitized by Google

E. Beobachtungen zur Ausmittelung der Temperatur des Bodens und des Flußwassers für Braunsberg.

Die nachstehende Zusammenstellung enthält die Resultate der im Jahre 1836 angestellten Beobachtungen zur näheren Ermittelung der Bodentemperatur in Braunsberg. Bekanntlich wird die Bodenwärme durch Einsenkung eines Thermometers bis zu gewissen Tiefen, oder durch Aufsuchung der Temperatur solcher Quellen, welche in hinreichender Menge und rasch genug fließen, um von der Temperatur der Luft nicht afficirt zu werden, erhalten. Vorsichtig gewählte Brunnen, bei welchen die Schwankungen der Temperatur im Laufe des Jahres nicht sehr groß sind, können uns indessen ebenfalls über so manche Eigenthümlichkeit im Gange der Bodenwärme belehren, und somit zur nähern Kenntniß dieses so äußerst wichtigen klimatologischen Elements hinleiten. Im verflossenen Jahre führte ich mit zwei Freunden, Herrn Professor Dr. v. Dittersdorf und Herrn Apotheker Wiesner, eine Reihe von thermometrischen Messungen aus, welche uns einigen Aufschluß über die mittlere Wärme des Flußwassers und über die mittlere Brunnentemperatur in Braunsberg geben können. Die Resultate dieser Messungen setze ich auch noch her, und erlaube mir zugleich die Bemerkung beizufügen, daß die hier folgenden Angaben im Laufe dieses Jahres noch durch die Beobachtungen des Ganges der Temperatur in trockenen und nassen Erdschichten oder fließenden Quellen vermehrt werden sollen.

Einer von den Brunnen, von welchen die Temperatur hier angegeben wird, befindet sich in dem Garten des hiesigen Diöcesan-Seminars, 148 Par. Fuß von der vorbeifließenden Passarge entfernt; die Tiefe dieses Brunnens beträgt 32 Par. Fuß, und die Oeffnung desselben liegt über 34 Par. Fuß über dem Flußniveau. Der andere Brunnen liegt in dem Hofraume des hiesigen Wiesnerschen Hauses in der Altstadt und ist

22 Par. Fuß tief; die Oeffnung dieses Brunnens ist ganz bedeckt, und das Wasser wird aus demselben durch eine Pumpenvorrichtung herausgehoben. Der Wiesnersche Hofraum liegt 40 Par. Fuß über der Ostsee.

Die den hier folgenden Resultaten zum Grunde liegenden Beobachtungen sind mit scharf verglichenen und berichtigten Instrumenten durch das ganze Jahr hindurch, wöchentlich einmal, und zwar regelmäßig jeden Sonnabend zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags angestellt worden. Die Beobachtungen am Seminarbrunnen hat Herr v. Dittersdorf, und die am andern Brunnen Herr Wiesner gemacht; die Beobachtungen über die freie Lufttemperatur und über die Flußwärme habe ich selbst angestellt.

Jahr 1836.	Temperatur der Luft zwisch. zwei und drei Uhr Nachmitt.	Temperatur des Wassers in der Passarge.	Temperatur des Wassers im Seminarbrunnen.	Temperatur des Wassers im Wiesnerschen Brunnen.
Januar	28°93 F.	31°94 F.	41°40 F.	43°87 F.
Februar	33 50	31 95	41 74	43 84
März	45 73	39 09	43 63	44 15
April	49 73	48 10	44 11	45 50
Mai	52 28	54 39	45 02	46 18
Juni	72 40	67 31	46 69	47 42
Juli	69 87	65 35	46 72	48 02
August	64 49	62 24	47 35	48 15
Septbr.	60 29	54 41	47 85	48 15
Octbr.	55 44	51 25	48 37	48 38
Novbr.	31 93	33 83	47 62	48 04
Decbr.	30 78	33 56	46 29	46 49
Mittel	49°61 F.	47°78 F.	45°57 F.	46°52 F.

Die vorstehenden Resultate zeigen, daß die Schwankungen der Temperatur bei der Luft am größten sind, geringer sind diese Schwankungen bei der Passarge, und noch weit geringer bei dem Seminarbrunnen; bei dem Wiesnerschen Brunnen beträgt der Unterschied

zwischen dem höchsten und tiefsten Thermometerstande nur 4° 54 Fahr. Das Maximum der Temperatur des Flußwassers fällt mit dem Maximum der Luft zusammen, und so auch das Minimum. Die Zeit der Maxima bei den beiden Brunnen tritt erst im October ein; das Minimum des Seminarbrunnens fällt in den Januar, und das des Wiesnerschen in den Febr. Die Temperatur des Seminarbrunnens ist 7 Monate über und 5 Monate unter dem Mittel; bei dem Wiesnerschen Brunnen sind dagegen diese beiden Zeiten gleich, d. h. die Temperatur hält sich durch 6 Monate über, und durch die andern 6 Monate unter dem Mittel. Uebrigens ist eine starke Depression der Temperatur bei dem Seminarbrunnen, offenbar durch das Hineinsinken der kälteren Luft in den ersten Monaten des Jahres veranlaßt, nicht zu verkennen.

Ist auch die Periode von einem Jahre noch zu kurz, um alle Anomalieen bei dergleichen Bestimmungen zu verwischen, so glaube ich dennoch, daß die hier angegebene mittlere Brunnentemperatur sich nicht zu sehr von der mittleren Bodentemperatur entfernen wird. Nach den von Humboldt und Brewster gemachten Erfahrungen wächst nämlich in den nördlichen Ländern der Unterschied zwischen der Luft- und Quellentemperatur mit zunehmender Breite; nehme ich daher die Lufttemperatur für Braunsberg so, wie sie aus meinen mehrjährigen Beobachtungen folgt, und vergleiche solche mit der mittleren Temperatur des Wiesnerschen Brunnens, so ist der daraus sich ergebende Unterschied größer, als der Unterschied zwischen der Luft- und Quellentemperatur in Berlin, und kleiner als der Unterschied in Petersburg. Oder man erhält:

Für Paris: Quellentemper. — Lufttemper. = 0° 5 R.
„ Berlin: „ „ = 0 8
„ Braunsberg: mittl. Br.T. — Luft-T. = 1 2
„ Petersburg: Quellen-T. — Luft-T. = 1 9

Doch hierüber werden weiter fortgesetzte Beobachtungen entscheiden.

Allgemeine Witterungskarakteristik der einzelnen Monate des Jahres 1836.

Januar. Der Monat Januar war durch starke Barometer-Variationen, häufigen Temperatur-Wechsel und durch eine Menge trüber und oft sehr stürmischer Tage ausgezeichnet. Dieser Monat brachte im Ganzen wenig Schnee. Am 18. Januar betrug die Veränderung des Barometers 10‴ 07 Par. Lin.

Februar. Die große Veränderlichkeit in der Witterung und Windrichtung dauerte in diesem Monate fort. Niederschläge von Schnee und Regen zeigten sich noch fortwährend bei starken Barometer- und Thermometer-Variationen. Der Februar war der Temperatur nach ein mittlerer Wintermonat.

März. Der Monat März war im Durchschnitt in der ersten Hälfte unfreundlich, von vielen trüben und regnigten Tagen begleitet. Den 15ten hatten wir gegen 4 Uhr des Morgens, bei einem Barometerstande von 329‴ 30 Par. Lin. und einer Temperatur von 45° 2 Fahr. das erste Gewitter in diesem Jahre. In der zweiten Hälfte fanden nicht unbedeutende Barometer- und Thermometer-Schwankungen statt. Zwischen dem 20sten und 26. März verkündigte die freie Luftelectricität den herannahenden Frühling.

April. Dieser Monat fing mit trüber, feuchter und rauher Witterung an. Der S. und SO.Wind war gegen die Mitte des Monats sehr stürmisch. Den 15ten erhob sich das Barometer über seinen mittleren Stand, der Wind ging nach N. und es wurde endlich heiter. Im letzten Drittel war der Wind sehr veränderlich, er sprang von N. häufig nach W. und S. und sogar nach SO. zurück. Am 22sten waren zwei Gewitter. Das erste Gewitter kam aus SO., und das zweite aus WSW.

Mai. Die rauhe Witterung im 1sten Drittel des Mai's hielt die Vegetation sehr zurück; den 10ten fiel Schnee und es fror Eis. Im 2ten Drittel blieb der N. und NW.Wind noch immer vorherrschend und

nur einige Male trat auf kurze Zeit bei S. und SW. warme Luft ein. Im letzten Drittel hielt sich das Barometer meistens über dem Mittel. Es fehlte an Regen; der Nordwind war noch immer vorherrschend, und die sich wiederholenden Nachtfröste schadeten sehr den Obstbäumen und dem Getreide. Den 29sten drang endlich nach langem Kampfe der SW. Wind durch, der Himmel belegte sich und die Natur wurde durch einen fruchtbaren Regen erquickt.

Juni. Der Monat Juni fing wieder mit rauher Witterung an, die Windrichtung war noch immer sehr veränderlich; doch blieben die W. und NW. Winde vorherrschend, und deshalb zählte der Monat viele heitere und mitunter recht angenehme Tage. Trockenheit und Regenmangel dauerten im Juni fort. Es wurden nur 4 Gewitter in diesem Monate beobachtet.

Juli. Dieser Monat hatte bis zum 15ten vorherrschenden N. und NW. Wind, und die Witterung war meistens rauh. Im letzten Drittel fing die Windrichtung wieder an sehr veränderlich zu werden; auf Regen aus NW. trat fast jedesmal sehr kühles Wetter ein. Der Monat Juli hatte nur zwei Gewitter, zählte aber 6 stürmische Tage.

August. Der Anfang des Augusts war wieder mit stürmischem W. und rauher Witterung. Bis zur Mitte des Monats schwankte der Wind zwischen W., NW. und N., das Barometer erhob sich nur wenig übers Mittel und hatte einen meistens gleichmäßigen Stand; auch in der zweiten Hälfte des Monats, wo wir mehre Male sehr starke Regengüsse bei stürmischem WSW. hatten, sank das Barometer nur unbedeutend unters Mittel. Die Nächte fingen an schon sehr kühl zu werden.

September. Ein im Ganzen unfreundlicher Herbstmonat. Bei dem orkanartigen Sturme am 10ten des Monats, bei welchem Bäume entwurzelt wurden, erreichte das Barometer seinen tiefsten Stand. In der zweiten Hälfte des Monats sank bei dem häufigen Regen die Temperatur der Luft bedeutend.

Digitized by Google

October. In dem 1sten und 2ten Drittel des Octobers war der Südwind vorherrschend; das Wetter war im 1sten Drittel noch einige Mal so schön, wie es nur an den schönsten Tagen im Frühlinge sein kann. Im letzten Drittel wurde die Witterung bei vorherrschenden W., NW. und N. Winden, bei häufigem Regen und fast stets belegtem Himmel auffallend kühl. Den 29. October fiel der erste Schnee. Den 11ten, 12ten und 18ten wurden Nordlichter beobachtet. Das Nordlicht am 18ten war von ausgezeichneter Schönheit; es war über das ganze nördliche Europa sichtbar.

November. Der November brachte in den ersten Tagen Schnee und eine Kälte von — 4° 2 R. Den 5ten und 6ten regnete und schneiete es bei einem recht starken Sturme aus W. und SW., das Barometer stand dabei 10‴ 86 Par. Lin. unter der Mittelhöhe. Vom 6ten bis 15ten schwankte die Windrichtung zwischen W., SW. und SO., das Barometer erhob sich übers Mittel, das Thermometer hielt sich um den Gefrierpunkt und es waren einige recht heitere Tage. In der zweiten Hälfte des Monats ging der Wind endlich durch W., N., NO. nach O. und SO., das Thermometer sank den 26sten bis — 9° R. und das Barometer stand den 29. Nov. 330‴ 15 Par. Lin. bei einem heftigen Sturme aus SW. — Vom 13ten zum 14. Novbr. bedeutender Sternschnuppenfall; ich zählte von 4 Uhr 30 Min. bis 5 Uhr 34 Min. des Morgens über 33 Sternschnuppen.

December. Bedeutende Barometer-Variationen, anhaltender Regen und häufige Stürme von der West- und Südwestseite des Horizonts charakterisiren die beiden ersten Drittel des Decembers. In dem letzten Drittel erhob sich das Barometer bei Umsetzung des Windes von SW. und W. nach NO. und O. über die Mittelhöhe, das Thermometer sank stark unter den Gefrierpunkt und es trat heiteres Wetter ein. Den 30. December schneiete es bei starkem Ostwinde und bei 11° 7 Fahr. Der Sturm vom 4ten auf den 5. Decbr. war von einem starken Gewitter begleitet.

Digitized by Google

IV. Einige Bemerkungen über den Gebrauch der geistlichen Amtstracht.

Daß der schwarze, faltenreiche Talar, die würdige Amtstracht, welche unser König den evangelischen Geistlichen seines Staates verlieh und die nachmals auch in andern deutschen Landen eingeführt worden, keine Uniform sein solle, leuchtet von selbst ein. Uniform ist zwar auch Amtstracht, aber in bei weitem umfassenderem Sinne. Die Uniform soll den mit ihr Bekleideten in allen Verhältnissen, seinem Stande und Berufe nach, bezeichnend unterscheiden, ohne gerade einem bestimmten, engeren Kreise seiner Berufsthätigkeit ausschließlich anzugehören; sie soll und darf eine Kleidung für alle Tage, für jede Gesellschaft, und für jede, den Stand nicht entehrende oder verletzende Beschäftigung sein. Dagegen bezieht sich die Amtstracht im engeren Sinne nur auf gewisse amtliche Verrichtungen, die eben durch sie mehr Würde und Feierlichkeit erlangen sollen. So die Amtstracht der Advokaten in England, so die Amtstracht der Rektoren und Dekane mancher Universitäten, so auch, in noch ausschließlicherem Sinne, die Amtstracht der Geistlichen. Das Meßgewand, die Stola und das Zingulum der katholischen Priester ist nur für die Kirche und ihre heilige Handlungen. Auch der Talar des evangelischen Geistlichen soll hauptsächlich nur ähnlichen Zwecken dienen. Wie die Kirche selbst von allen Gebäuden, die zum Gebrauche des gemeinen Lebens dienen, sich wesentlich unterscheidet, wie ihr Inneres unverkennbar darauf hinwirkt, den Menschen aus dem Alltagskreise seiner Verhältnisse und Beschäftigungen hinaus und auf einen höheren Standpunkt zu heben: so soll auch der Geistliche, dem in diesen heiligen Hallen allein das Recht der öffentlichen Rede gegönnt ist, für den Augenblick aus der Reihe der gewöhnlichen Menschen hervortreten und schon durch seine äußere Darstellung die Würde

Digitized by Google

des Amtes bezeichnen, dessen Pflichten er jetzt auszuüben kommt. Daher erscheint eine angemessene Amtstracht des Geistlichen, sowohl für die Würde des öffentlichen Gottesdienstes, als aller, durch ihn zu vollziehenden kirchlichen Handlungen, unentbehrlich.

Aber schon der Name „Amtstracht" zieht dem Gebrauche des Predigertalares seine beschränkenden Gränzen. Er soll den Geistlichen bekleiden überall, wo derselbe von Amts wegen, entweder sein Amt repräsentirend — (wie etwa bei seiner Ordination, bei seiner Vereidigung und Introduktion, oder auch wenn er eben als Prediger in der Mitte seiner Gemeine das h. Abendmahl genießt, oder wenn er als Diener der Kirche vor seinem Landesherrn erscheint) — oder sein Amt verwaltend auftritt. Dagegen scheint es durchaus nicht angemessen, sich dieser Tracht zu bedienen, wo der Geistliche in rein persönlichen und Privatverhältnissen auftritt, wo er eben nur als Mensch unter andern Menschen steht. Möge irgend eine Veranlassung noch so feierlich und rührend für ihn selbst sein: hat sie mit seinem Amte nichts zu schaffen, so gehört auch die Amtstracht nicht dahin.

Veranlassung zu diesen Bemerkungen gab der fast allgemein stattfindende Gebrauch, daß Prediger sich in ihrem Talare trauen lassen. Geschmack, Ansichten und Gefühle sind freilich bei Verschiedenen sehr verschieden, und so mag denn auch dieser Gebrauch allerdings seine Vertheidiger finden, wie er eine große Menge von Nachahmern gefunden hat, und ich weiß nicht, ob eine Stimme, die sich ganz unumwunden dagegen erklärt, auf Anklang bei der Mehrzahl rechnen dürfte. Der Gegenstand scheint überhaupt auch geringfügig und kaum einer nähern Besprechung werth zu sein. Denn was liegt am Ende daran, ob ein Prediger in seiner Amtstracht oder ohne dieselbe getraut wird? Weder das Glück der künftigen Ehe, noch das Seelenheil der Gemeine hängt davon ab. Aber auch das anscheinend Geringfügige gewinnt Bedeutung und

Digitized by Google

Wichtigkeit, wenn man es im Zusammenhange mit sonstigen Verhältnissen und Umständen auffaßt. Absolut geringfügig und unbedeutend dürfte wohl nichts in der Welt zu nennen sein. Der Gesichtspunkt nun, von welchem aus unser Gegenstand beurtheilt sein will, beruht einzig und allein in demjenigen, was die Griechen πρέπον, die Römer decorum nannten. Das würdig Ziemende, das Wohlanständige und Schickliche ist damit gemeint, das, obwohl es sich mehr auf äußere Darstellung und Form, als auf das Innerliche bezieht, dennoch ganz dem Gebiete der Sittlichkeit angehört, weil es in dem zartesten Gefühle für das Würdige, Edle und Schöne seinen Grund hat, wie das Unziemende und Unanständige, da wo es durch Willkühr hervorgerufen wird, allemal von sittlicher Rohheit zeugt.

Fragen wir zunächst, ob es von der Wohlanständigkeit und Schicklichkeit gefordert werde, daß ein Geistlicher bei seiner eigenen Trauung sich mit dem Talare bekleide? so ergiebt sich, wie wir glauben, die Antwort schon von selbst aus dem oben erläuterten Begriffe der Amtstracht. Wäre der Talar Uniform der Prediger, dürften oder müßten sie sich desselben, wie etwa die Soldaten ihrer Uniform, täglich und unter allen Verhältnissen bedienen, so verstände sich auch der Gebrauch desselben bei ihrer Trauung von selbst. Da dieses nun aber nicht stattfindet, sondern der Geistliche seine Amtstracht nur da anzulegen beauftragt und befugt ist, wo er entweder sein Amt repräsentirend, oder feierliche Amtshandlungen verwaltend auftritt: so ergiebt sich auch offenbar das Gegentheil. Denn ein Geistlicher, der sich trauen läßt, erscheint dabei weder sein Amt verwaltend, noch repräsentirend. Oder wollte man etwa den Einwand machen, daß ein Geistlicher bei seiner Trauung gewissermaßen wirklich seinen Stand repräsentire, weil die Priesterehe eben ein Vorrecht der evangelischen Kirche vor der römisch-katholischen ist? Dann folgte daraus, daß er eben so auch jedesmal den Talar anziehen müßte, wenn er in der Fastenzeit, etwa

Digitized by Google

bei einem feierlichen Mahle, Fleischspeisen genießen wollte. In jedem Falle aber scheint die Vorstellung einer gewissen Repräsentation bei der Trauung eines evangel. Geistlichen schon darum unstatthaft, weil die Ehe ja durchaus niemals als nothwendiges Erforderniß des Predigtamts betrachtet werden kann, sondern im Gegentheile, es ganz der eigenen Wahl überlassen bleibt, ob man heirathen wolle oder nicht, und es überdies, in Betracht der eigentlichen Amtsverhältnisse, ganz gleichgültig ist, ob das eine oder das andere der Fall sei. Nicht dem Priester, in so fern er Priester ist, sondern dem Priester, in so fern er Mensch ist, gab die Reformation das unveräußerliche Naturrecht zurück, durch die zartesten und süßesten Bande der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft sich wieder fester anzuknüpfen. Gewiß hat auch wohl noch niemals ein Geistlicher darum geheirathet, weil er sich durch sein Amt dazu verpflichtet fühlte. Nicht als Prediger und von Amts wegen, sondern als Mensch und von Herzens wegen gelobt der geistliche Bräutigam seiner Braut Liebe und Treue. Die Trauung ist in unserer Kirche nicht einmal als Sakrament zu betrachten, was doch die Taufe ist. Und doch dürfte es wohl noch selten einem Prediger beigekommen sein, den Talar anzuziehen, wenn er bloß als Zeuge der Taufe eines Kindes beizuwohnen hatte. Denn er weiß es wohl, daß er hier nicht als Prediger, sondern nur als Mensch unter Menschen, als Christ unter Christen, als Freund unter Freunden stehe. Gefordert werden also dürfte es demnach von der Wohlanständigkeit und Schicklichkeit in keiner Hinsicht, daß der Prediger bei seiner eigenen Trauung sich des Talars bediene.

Unsere zweite Frage wird es nun damit zu thun haben, ob dieser bisher so ziemlich allgemein verbreitete Gebrauch, sich vor einer strengeren Prüfung des Schicklichen und Wohlanständigen wenigstens rechtfertigen lasse. Schon der erste, unbefangene Blick findet hier sogleich die rechte Antwort. Der ernste, über jede

Digitized by Google

Form der Mode erhabene, von allen Trachten des gemeinen Lebens und des geselligen Verkehrs durchaus abweichende Predigertalar bildet schon an und für sich einen schneidenden und unangenehmen Kontrast mit dem festlichen Putze, der die blühenden Reize der Braut erhöhend schmückt. Weiset jener auf den heiligsten Ernst des Lebens hin, erinnert er ausschließlich und feierlich an das Amt dessen, der mit ihm bekleidet erscheint, verleiht er eben dadurch gleichsam eine höhere, über alle irdischen Verhältnisse hinüberragende Würde: so fordert der Anblick der modisch geschmückten Braut zu ganz andern Betrachtungen auf und versetzt den Betrachter gewaltsam in des Lebens gewöhnliche Kreise mit allen ihren Bedürfnissen, Wünschen und Hoffnungen. Wie heilig und ehrwürdig der Ehestand, dieses gleichsam von Gottes weiser Hand selbst gelegte Fundament aller Wohlfahrt und Gesittung des menschlichen Geschlechts, immer sein möge; wie lobenswerth und wahrhaft geziemend man es finden müsse, daß dieses ernste Verhältniß, das nicht bloß über Wohl und Wehe der beiden sich verbindenden Gatten entscheidet, sondern seine Folgen auch auf künftige Geschlechter ausdehnt, an heiliger Stätte geschlossen und durch die Religion geweiht werde; und wie weit auch jeder besonnen und vernünftig Urtheilende davon entfernt sein dürfte, den geistlichen Stand von den Freuden und Genüssen der Ehe auszuschließen und den unnatürlichen Cölibat zurückzufordern: so ist dennoch der nächste Zweck der Ehe allzubekannt, als daß die geistliche Amtstracht auf schickliche Weise damit in so genaue Berührung gebracht werden könnte. Eben so wenig, als der Talar an die hochzeitliche Tafel und ins Brautbett gehört, eben so wenig eignet er sich zum hochzeitlichen Schmucke eines Bräutigams. Der geistliche Bräutigam ist eben ein Bräutigam wie jeder andere, er ist und bleibt ein Mensch unter andern Menschen, — warum denn tritt er in einer Tracht auf, die ihn von allen andern Menschen so bedeutend unterscheidet?

ist

ist es nicht eine Art von Heuchelei, das nicht mehr abzuleugnende, rein menschliche Bedürfniß, gleichsam vor den Augen der Menge unter dem heiligen Kleide verbergen zu wollen? oder will man die Menge erst recht eindringlich davon überzeugen, daß auch unter dem Talar ein Herz schlage, das für die Freuden der Ehe und des Familienlebens nicht unempfänglich sei? — Dafür aber wird wohl niemand Beweise verlangen. Was soll denn dieses unharmonische Vermischen der eigentlich kirchlichen und rein menschlichen Verhältnisse des Geistlichen? — Jedermann weiß, daß der Geistliche ein Mensch, wie andere ist, aber jedermann verlangt in dem Geistlichen, sobald er mit seiner Amtstracht bekleidet auftritt, mehr als den gewöhnlichen Menschen, er verlangt den Verkündiger und Vertreter eines höheren Willens, das Organ des göttlichen Wortes in ihm zu sehen. Gewiß würde man es höchst befremdend und unziemend finden, wenn der Prediger, im Begriffe auf den Altar oder auf die Kanzel zu gehen, mit seiner Gattin am Arme aus der geöffneten Dreßkammer herausträte. Und warum? nicht bloß darum, weil man dieses Anblickes ungewohnt ist, sondern hauptsächlich darum, weil es jeder fühlt, daß das häusliche und persönliche Verhältniß der Ehe mit dem Amte des Mannes und also auch mit seiner feierlichen Amtstracht nichts zu schaffen habe.

Severus.

Digitized by Google

V. Ueber Gehalts-Erhöhung für die Lehrer in Landschulen.

Ein Brief an Hrn. D.....

Gerne folge ich Ihrem freundschaftlichen Rathe und kehre für immer aus dem Gebiete der Projekte zurück, obgleich es mir sehr angenehm ist, daß meine Ideen durchweg Ihre Beistimmung finden. Auch darüber, daß diese Ideen auch realisirt werden könnten, sind wir ganz einig. Denn Sie haben gewiß recht, daß man höhern Orts von der gegenwärtigen elenden Beschaffenheit der Volksschulen zu wenig Kenntniß habe und die Nothwendigkeit ihrer Radikal-Verbesserung nicht sieht, da man das Schulwesen blos aus den Berichten und Tabellen der Superintendenten kennt, die Alles, aus natürlichem Grunde, von der besten Seite vorstellen, so würde man in der That glauben, daß die Jugend durch Abkürzung der Schulzeit gar zu beträchtlich verlieren müßte. Ich lasse folglich von nun an die Grundlage der jetzigen Schulverfassung in ihrem Werthe und berühre nur die Hauptpunkte, worauf es bei ihrer Verbesserung, nach meinem Dafürhalten, am meisten ankommen dürfte.

Da es an sich ziemlich gleichgiltig ist, womit ich anfange, indem ich ja kein System aufstellen, sondern überhaupt meine Ideen über dieses und jenes, was mit der Verbesserung und Fortbildung des Volksschulwesens Zusammenhang hat, einzeln zur Prüfung vorlegen will, so werde ich jetzt das Kapitel von der Gehaltserhöhung der Lehrer und von den neueren Quellen, die zur Vermehrung des Schulfonds sich, wie ich glaube, eröffnen ließen, zum Gegenstande meiner gegenwärtigen Untersuchung zu machen anfangen. Ich glaube daran um so weniger Unrecht zu thun, da doch das liebe Geld der Nervus rerum gerendarum bleibt und sich ohne dasselbe in dieser sublunarischen Welt überall nicht viel wirken läßt. Auch will ich in den folgenden Aufsätzen,

Digitized by Google

um doch einige Ordnung zu beobachten, zuerst alles das berühren, was in näherer Verbindung mit dem Aeußern des Volksschulwesens steht, und vorausgesetzt werden muß, wenn ein guter Unterricht mit Erfolg stattfinden soll; und auch dann soll der Leser, wie ich hoffe, meine Behauptungen nicht überdrüßig werden, wenn ich so fortfahre, ihn mit den Lehrgegenständen selbst weiter zu unterhalten. Bei dem Allen werde ich es aber wohl nicht vermeiden können, bisweilen von einem Gegenstand auf einen andern zu kommen. Deshalb bitte ich den Leser um Nachsicht und erinnere hiebei ausdrücklich, daß man es nicht außer Acht lasse, daß ich durch die Wichtigkeit der Sache selbst veranlaßt und dreist gemacht bin, mich einer Arbeit zu unterziehen, welche in der That wohl mehr Kraft und Wissenschaft erfordert, als ich besitze. Doch zur Sache.

Soll von Gehaltserhöhung der Volksschullehrer, besonders der Lehrer in Landschulen, die Rede sein, so entsteht wohl vor allen Dingen zuerst die Frage: sind diese Erhöhungen durchaus nothwendig? Meiner Ansicht nach muß ich diese Frage offenherzig mit Nein! und mit Ja! beantworten. Es kommt blos darauf an, wie man die Sache gerade nimmt. Um mich vor Mißverständnissen zu sichern, schicke ich noch die Bemerkung voraus, daß ich, in Ansehung dessen, was ich gleich hinterher sagen werde, aufs Ganze bezogen, leicht irren kann, und daß meine Behauptungen zunächst nur immer blos auf die mir bekannte Gegend in Litthauen gehen. —

So lange der Volksschullehrer das ist, was er bis hieher nur war, und so lange er nicht mehr leistet, als er zur Zeit gethan hat und thun konnte, sehe ich, wiewohl ich ihm alles Gute gerne gönnen mag, keine Gründe vor mir, weshalb es nothwendig wäre, seine Einkünfte beträchtlich zu vermehren. Manche der ehedem angestellten Schullehrer — einzelne Ausnahmen ändern in der Hauptsache nichts — waren in ihren Kenntnissen und ihrer Bildung dem gewöhnlichen

Digitized by Google

Handwerker auf dem platten Lande nur wenig vorgeschritten. Sie wurden ehedem häufig durch ihren unaufgeklärten Verstand, da sie der Bauer, aus Vorurtheil, für einen Appendix der Gelehrten-Zunft hält, als Priester des Aberglaubens, besonders gefährlich und schädlich, indem sie die allgemeine Bildung mehr hindern, als befördern halfen. Nicht wenige von ihnen gaben sich mit Fieberverschreibungen und Besprechungen ab, um sich auch dadurch einen kleinen Zuschub zu ihren Einkünften zu verschaffen, und fast alle glaubten an solche Undinge steif und fest. Die frühere Ausbildung zu ihren gegenwärtigen Stellen hat ihnen keinen Aufwand von Zeit, oder von besondern Anstrengungen, oder von Kosten verursacht. Sie lernten in ihren Schuljahren oder nachher höchst nothdürftig schreiben und hie und da etwas rechnen, was aber kaum den Namen des Rechnens verdient, gingen dann zu irgend einem Handwerker in die Lehre und kamen in der Folge als Gesellen oder Meister früher oder später zu ihrem Posten. Es gebrach wohl noch nicht leicht an Bewerbern um erledigte Schulstellen. Und das scheint mir Beweis genug zu sein, daß dieselben für Leute von eben beschriebener Art hinreichend dotirt waren, so lange man ihnen nämlich nicht mehr Lasten auflegt, als sie, der Wirklichkeit nach — was auch die neueren Verfügungen immerhin mögen angeordnet haben — bisher trugen. In den principiis regulativis vom Jahr 1736, die noch immer volle Giltigkeit haben, und die nach einer ausdrücklichen Erklärung des Königl. Ostpr. und Litth. Reg.-Chefpräsidenten d. d. Königsberg den 26. Januar 1802 noch immer die Grundlage der Verfassung des Landschulwesens ausmachen, ist bereits Alles bestimmt, was dem Schullehrer an Emolumenten gereicht werden soll, und ohne einige wenige geltende Zuschüsse aus den baaren Schulfonds, oder auch wohl ohne einige auf Lokalverhältnissen beruhende wenig geltende Nutzungen, die gegen den deutlich erklärten Willen der höchsten Behörde noch hie und da

Digitized by Google

ſtattfinden, in Anſchlag zu bringen, erhält der Schullehrer wirklich noch jetzt in der Hauptſache gerade das, was ihm nach jenem General-Schulplan zugeſichert iſt. Hat dieſer Plan noch immer ſeine Giltigkeit, ſo laſſe man dieſe ihm auch ganz, denn was davon in einer Hinſicht geltend iſt, muß auch in der andern!

Ich habe hiebei beſonders den 10. Abſchnitt der principia im Sinne; da heißt es, nachdem die Einkünfte der anzuſtellenden Lehrer beſtimmt worden ſind, mit dürren Worten: Iſt der Schulmeiſter ein Handwerker, ſo kann er ſich ſchon ernähren; iſt er keiner, ſo wird ihm erlaubt, in der Erndte 6 Wochen auf Taglohn zu gehen. Man laſſe folglich für jetzt, ſo lange man die Schullehrer nicht anders geſtellt hat, oder ſie beträchtlich verbeſſern kann, ihnen die geſetzlich zugeſicherte Freiheit, ſich nebenbei mit ihren Händen zu nähren. Sie ſind jetzt deſſen viel benöthigter, als damals, da ihnen dieſe Freiheit gegeben wurde. Denn rückten ſie zwar in Betracht der Naturallieferungen, die ſie bekommen, ſo ziemlich mit der Zeit mit, ohne durch den ſpäterhin immer mehr ſteigenden Werth aller Dinge beträchtlich gelitten zu haben, ſo ſind ſie doch jetzt, was ihre baare Geldeinnahme betrifft, viel ſchlechter beſoldet, als vormals, wo man mit 10 Thlr. vielleicht mehr leiſten konnte, als gegenwärtig mit 40 Thlr.

Der Unterricht, den die Schullehrer für die ihnen ausgeſetzte Beſoldung zu leiſten verpflichtet wurden, iſt in dem General-Land-Schul-Reglement d. d. Berlin 1763 ganz genau beſtimmt worden, und beträgt nach §. 5. deſſelben im Winter täglich 6, oder wöchentlich, da die Mittwochs- und Sonnabends-Nachmittage ausgenommen ſind, 30, und im Sommer halb ſo viele oder 15 Stunden. Nach eben dieſem §. 8. ſollen ſonſt keine Ferien weiter verſtattet werden. Der Grund, weshalb die früher in den principiis regulativis deutlich beſtimmten Ferien von 6 Wochen geſtrichen wurden, iſt nicht mit klaren Worten angezeigt worden. Und doch war es der Sinn des großen Königs und

seiner höchsten Beamten wohl nicht, den armen Schullehrern Unrecht zu thun. Das wäre ihnen aber geschehen, wenn ihnen das zugestandene Recht, sich 6 Wochen als Tagelöhner oder ungestört von Betreibung ihres Handwerks nähren zu dürfen, ganz willkührlich und ohne Ersatz wäre entrissen worden. Allein das geschah ja auch nicht, sie sollten für die ihnen genommene Freiheit überreichlich entschädigt werden. In dem ersten General-Schulplan von 1736 war noch das Schulgeld, welches jedes Kind vom 5ten bis zum zurückgelegten 12ten Jahre ihnen jährlich entrichten sollte, auf 5 Sgr. Pr. gesetzt, — dieses giebt bei einer Sozietät von 50 Schülern eine baare Jahr-Einnahme von 8 Thlr. 10 Sgr.; im General-Land-Schul-Regl. von 1763, wo die dort zugegebenen Ferien, wie schon erwähnt, nicht ferner statthaben sollten, heißt es dagegen §. 7. wie folgt: „Was das Schulgeld betrifft, so soll für jedes Kind, bis es zum Lesen gebracht wird, im Winter 6 Pf. Pr. (nach jetzigem Gelde $1\frac{1}{3}$ Pf.), wenn es aber zum Lesen gekommen, 9 Pf. (d. h. 2 Pf. nach jetziger Rechnungsart), und wenn es schreibt und rechnet, 1 Gr., d. h. 4 Pf. wöchentlich gegeben werden. In den Sommermonaten dagegen wird nur $\frac{2}{3}$ von diesem angesetzten Schulgelde gereicht, so daß diejenigen, welche 6 Pf. Pr. im Winter gegeben haben, nach diesem Verhältniß 4 Pf. (d. h. noch nicht einen vollen Pfennig nach jetzigem Gelde), und welche 9 Pf. gaben, im Sommer 6 Pf. $= 1\frac{1}{3}$ Pf., und welche 1 Gr., nun 8 Pf. alte Münze geben sollten. Ist etwa an einem oder dem andern Orte ein Mehres vom Schulgeld zum Besten der Schullehrer eingeführt, so hat es dabei auch ins Künftige sein Bewenden.

Setze ich nun, wie vorher, eine Sozietät von 50 Kindern, unter der ich 25 noch nicht lesende, 20 bereits zum Lesen gebrachte, und 5 Schreiben und Rechnen lernende Schüler annehme, so beträgt nach dem angezogenen §. die baare Geld-Einnahme für den gesetzlichen Unterricht derselben durch 25 Winter-

und 25 Sommer-Wochen (da alle Ferien wegfallen) über 55 Thlr. Ich weiß es nicht, ob die Schulgelds-Abgabe in Preußen und Litthauen jemals nach Maaßgabe dieser Verordnung des General-Land-Schul-Reglements entrichtet worden ist. So viel aber ist doch gewiß, daß solches nach der höchsten Willensmeinung hätte geschehen sollen, so wie es gleichfalls gewiß ist, daß diese beträchtliche Einnahme den Schullehrern in der Wirklichkeit nicht zu Theil wird.

Bekommen die Lehrer nun nicht mehr, als den Betrag des jährigen Schulgeldes von 5 Sgr. für jedes Kind, wie es in den principiis regul. festgesetzt wird, — welcher Betrag mehrer Gleichförmigkeit halber schon längst in eine baare Besoldung von 10 Thlr. jährlich verwandelt worden ist: so ist es der Billigkeit durchaus angemessen, daß man ihnen auch keine größere und mehr Zeit erfordernde Arbeiten aufbürde, und ihnen ihre zugestandenen 6 Wochen Sommerferien ja nicht antaste. So würden die gegenwärtig angestellten Schullehrer dann den Winter über, durch 25 Wochen, wöchentlich 30 Stunden (cf. Regl. §. 5.) und Sommer hindurch, nach Abgang der 6 Wochen Ferien, etwa 20 Wochen zu 15 Stunden, folglich in Summa jährl. 1050 für die ihnen in den principiis regul. zugesicherten Einkünfte, die sie im Ganzen noch unverändert haben, Unterricht zu ertheilen rechtlich verpflichtet sein, aber ein Mehres könnte man, ohne unrecht zu verfahren, bei ihrer gegenwärtigen Besoldung auch von ihnen nicht fordern. Das aber können die gegenwärtigen alten Schullehrer, ohne Anspruch auf irgend eine Verbesserung, unweigerlich leisten; denn diese Mühe wird ihnen schon durch ihre gegenwärtige Stellung hinreichend bezahlt. Ihre freie Wohnung, ihr Schulmorgen, ihr Garten, ihr Brennholz, ihr Futter, die freie Weide, die 12 Schfl. Roggen und 6 Schfl. Gerste, welche sie erhalten, das alles sind Vortheile, die sich der bloße Handwerker in unsern Zeiten mit 70 Thlr. Geld kaum erkaufen wird. Rechnen wir das baare Gehalt von

Digitized by Google

10 Thlr. hinzu, so stehen sie sich jährlich 80 Thlr., und verdienen folglich in jeder einzelnen Stunde durch ihren Unterricht nahe an 2 Sgr. 4 Pf. Da sie außer den eigentlichen Unterrichtsstunden aber auch mit Führung ihrer Diarien und mit den Gängen zu Conferenzen, mit dem Kirchendienst u. dgl. manche Lasten und Arbeiten haben, die ihnen viele andere Stunden gleichfalls besetzen, so ist die Bezahlung auch gewiß nicht zu hoch, aber sie können auch immer nothdürftig dabei bestehen, läßt man ihnen nämlich nur die übrige Zeit ungehindert ihre Geschäfte betreiben. Denn sie müssen, wollen sie nicht drückenden Mangel empfinden, zu jetzigen Zeiten, außer ihren Diensteinkünften, aufs mindeste jährlich durch ihrer Hände Arbeit und die vereinigte Industrie der ganzen Familie, die desto fleißiger sein muß, je zahlreicher sie ist, im Ganzen noch 100 Thlr. dabei verdienen, indem auch eine arme Tagelöhnerfamilie bei den damaligen Preisen, wenn mehre Kinder dazu gehören und man ihren ganzen Bedarf zu Gelde schlägt, wohl kaum unter 400 fl. jährlich bekleidet und ernährt werden kann.

So lange der Status quo also fortgedauert hätte, wäre eine beträchtliche Verbesserung der Landschullehrerstellen wirklich nicht so dringend nothwendig gewesen, als es Manchem, der sich nicht so ganz eigentlich in die Sache hineingedacht hat, wohl scheinen mag. Aber freilich würde eben so lange auch jedes sehnlichst gewünschte bessere Gedeihen des Schul-Unterrichts immer nicht statt haben können, und ohne eine Gehaltserhöhung, wozu durchaus eine ganz andere Stellung der Schullehrer gehört, werden auch die weisesten Verordnungen über die innere Verbesserung der Schulen immer wenig und nichts Gründliches bewirken können.

Es ist nicht meine Schuld, sondern Folge der eben verhandelten Materie, daß dieser Aufsatz wenig unterhaltend war, denn hier mußte ich calculiren. Doch Sie suchen ja in meinen Zuschriften auch nicht

Digitized by Google

angenehme Unterhaltungen und Zeitvertreib, sondern Sie fordern es vielmehr, daß ich unsern Gegenstand möglichst gründlich betrachten soll, und ich mache mir folglich die Hoffnung, daß Ihnen vielleicht gerade die Stellen, die dem Dilettanten am trockensten vorkommen, die liebsten sein werden. Des ungeachtet verspreche ich's, daß meine nächste Abhandlung, wo ich von den nöthigen Gehalts-Erhöhungen und Einnahme-Quellen zu schreiben fortfahren werde, vielleicht etwas mehr Unterhaltung gewähren wird.

Ich habe mit Fleiß nur von der alten Zeit und von den noch lebenden Lehrern aus der alten Zeit gesprochen, und habe es aus guter Absicht vermieden, über die Lehrer aus den Seminarien etwas zu sagen, weil es mir ein unerklärlicher Widerspruch zu sein scheint, daß junge Leute, welche in Anstalten wie Karalene gebildet sind, und welche einen feinen Rock und Hut tragen und ihr Wohnzimmer elegant meubliren, bei 10 Thlr. bestehen können. Der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Hier heißt es aber: labora et ora. Um wie viel hat sich die Arbeit eines Lehrers, durch die wachsende Anzahl der Schüler, welche mehr als verdoppelt ist, und durch die Sommerschule, vermehrt; vergleiche man doch recht und genau, was ein Lehrer 1737 that, wirklich that, und was er jetzt zu thun, wenn er den Forderungen entsprechen will!! und der Lohn für die mehr als vervierfachte Arbeit sind 3 Thlr. Zulage! Sussimilkis Diewe!

— e.

VI. Die Nutt'sche Bienenzucht.

Vom Oberlehrer Heydenreich in Tilsit.

Ich wurde zuerst durch einen Aufsatz in No. 77. vom Magazin des Auslandes 1833 auf diese neue Art der Bienenzucht aufmerksam, in dem es gleich am Anfange hieß: „Von der höhern Produktivität seines Systems kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man aus den Angaben des Herrn Nutt erfährt, daß ein einziger Stock in einem Jahre 295 Pfd. des reinsten Honigs gab." Dieser Aufsatz mochte auch anderweitig die Aufmerksamkeit erregt haben, und bald erschienen mehre Uebersetzungen von Nutt's Anweisung zu seiner Bienenzucht unter dem Titel: Menschlichkeit gegen Bienen. Durch die Güte des Herrn Landrath Schlenther, der vielfältig alles Gemeinnützige befördert, empfing ich im vorigen Jahre eine dieser Uebersetzungen von M. F. W. Thieme, Leipzig 1836, und einen Bericht über die Lüftungs-Bienenzucht von Mussehl, Neustrelitz 1835 (als unentbehrliche Zugabe zu Nutt's Anweisung). Aus beiden kann man sich einen vollständig deutlichen Begriff dieses neuen Systems der Bienenzucht machen, und wenn auch die Erwartung von jedem Stock 295 Pfd. Honig zu erhalten, als viel zu übertrieben erscheint, so ist die neue Art der Behandlung doch immer der Aufmerksamkeit eines jeden Landwirthes, vorzüglich der kleinern Besitzer, besonders aber der Geistlichen und Schullehrer ganz besonders zu empfehlen. Ich hoffe daher etwas Gemeinnütziges zu thun, wenn ich in diesen so viel verbreiteten Provinzial-Blättern eine so deutliche Beschreibung, als es ohne theure Abbildungen möglich ist, zu geben versuche. Ich fange also von

dem Bienenstocke

selbst an. Man lasse sich vom Tischler ein Bodenbrett verfertigen, das 3 Fuß 4 Zoll lang, 1 Fuß 4 Zoll breit, 1½ Zoll dick, und, damit es sich nicht werfe, mit vier eingeschobenen Leisten unterhalb versehn ist, von denen

Digitized by Google

zwei an den Enden und zwei einen Fuß davon befestigt werden. Auf dieses Bodenbrett werden neben einander drei Bienenkasten oder Stöcke gesetzt von einem Q.Fuß Grundfläche und 9 bis 10 Zoll Höhe, beides im Lichten gemessen, so daß sie hinten und zur Seite $\frac{1}{8}$ Zoll über das Bodenbrett herüberstehn, vorn aber 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll zurückstehn. Dieses hervorstehende Stück des Bodenbrettes wird schief abgehobelt (zum sogenannten Wasserschenkel), damit sich darauf kein Schmutz oder Feuchtigkeit ansammle. Alle drei Stöcke haben keinen Boden, sondern nur 4 Seitenwände und einen Deckel. Der Mittelkasten, der Hauptstock genannt, wird vorn, hinten und oben von $1\frac{1}{2}$ Zoll dickem Brette gemacht, die Seitenwände von $\frac{1}{2}$ Zoll dicken, die Vorderseite steht nach beiden Seiten $1\frac{1}{2}$ Zoll vor, oder es werden vorn zu beiden Seiten Flügelleisten von $1\frac{1}{2}$ Zoll Breite angesetzt. Eben so steht auch das Deckelbrett um $1\frac{1}{2}$ Zoll zu beiden Seiten vor. Bei den Seitenstöcken, Flügel genannt, werden die vordere, hintere, äußere Seite der Deckel von $1\frac{1}{2}$ Zoll dicken, die innern Seiten aber von $\frac{1}{2}$ Zoll dicken Brettern gefertigt, die Höhe derselben ist um das Deckelbrett des Hauptstockes geringer, so daß, wenn die drei Stöcke zusammengeschoben werden, die vorstehenden Flügel des Hauptstockes, die vordere und obere Fuge genau bedecken. Der Hauptstock und jeder Flügel haben vorn unmittelbar an dem Bodenbrette ein Fluglock von $\frac{1}{4}$ Zoll Höhe und 4 Zoll Breite, aber nur am Hauptstock ist vor demselben ein Flugbrett von derselben Breite und 2 Zoll Länge in schiefer Richtung. Der Hauptstock hat in der Hinterwand ein Fenster von Glas, von 6 Zoll Höhe und 4 Zoll Breite, mit genau passenden Fensterladen, die man beliebig befestigen kann. Die Flügel haben hinten und an der äußern Seite eben solche Fenster und Fensterladen. In den innern Seitenwänden sowohl des Hauptstockes als der Flügel werden über einander sechs bis sieben, $\frac{1}{2}$ Zoll breite, unten 6 Zoll, oben 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Oeffnungen eingeschnitten, damit

Digitized by Google

die Bienen aus einem Stock in den andern kommen können. Sie werden durch einen blechernen Schieber geschlossen, der von hinten nach vorn eingeschoben wird. In dem Deckelbrett des Hauptstockes ist eine Oeffnung, rund oder viereckig, so groß, daß man sie mit einem gewöhnlichen Bierglase bedecken kann; sie wird mit einem hölzernen wohl passenden Stöpsel verschlossen. Die Bestimmung dieser Vorrichtung ist, die Bienen von oben zu füttern. Man füllt dann ein Bierglas mit nicht zu dünnem Honig, verbindet die Oeffnung mit starkgeleimtem Papier, oder Leinwand, oder Blase, durchsticht ersteres und letzteres mit einer Nadel und stülpt das Glas über die Oeffnung; die hungernden Bienen saugen dann von ihrem Lager die ihnen willkommene Speise. In dem Deckelbrett der Flügel wird der Lüftungsapparat angebracht. Dieser besteht, nach Nutt, aus einer 4 Zoll im Quadrat großen Lüfterplatte von Blech, die in eine eben so große Oeffnung der Decke eingesetzt, mit kleinen Löchern, wie eine Seihe, versehn ist, und in der Mitte einen Blechzylinder von 1 Zoll Durchmesser hat, welcher bis durch das Bodenbrett geht und ebenfalls durchlöchert ist. Nach Mussehl soll die obere Lüfterplatte die ganze Decke des Flügels einnehmen, und das Bodenbrett eine eben so große, gerade unter der obern Platte befindliche, untere Lüfterplatte erhalten, die durch einen hölzernen Schieber an der untern Seite des Bodenbrettes geschlossen wird. Der Blechzylinder hängt mittelst eines Randes in der obern Platte, hat längliche Oeffnungen und geht bis etwas unter die untere Platte. Mussehl meint, daß durch diese Veränderung die Wirkung der Lüftung verstärkt wird. Der Blechzylinder dient auch noch zur Aufnahme eines Thermometers, der für die richtige Behandlung der Bienen ein ganz unentbehrliches Werkzeug ist. Bodenbrett und Stöcke werden von gutem trocknem Fichtenholze recht sorgfältig und besonders recht dicht schließend gearbeitet und das Ganze auf einen hölzernen Rost gestellt, der 20 bis 25 Zoll von der Erde absteht. Das Gewicht des Stockes wird

Digitized by Google

mit Oelfarbe hinten angezeichnet. Ich gehe nun zum zweiten Hauptstücke über,

dem Bienenstande.

Nutt unterscheidet einen Sommer- und einen Winterstand. Der Sommerstand hat eine Lage nach Südost, der Winterstand nach Norden. Er läßt sie im erstern bis gegen Ende Novembers und bringt sie wieder auf denselben in der dritten oder vierten Woche des Februars. Von der Nothwendigkeit dieser Ortsveränderung hat er sich durch folgenden Versuch überzeugt: „Im Jahr 1824, sagt er, hatte ich sechs Korbstöcke, die bei mir während des Sommers dieses Jahres gut gediehen. Im Herbst desselben Jahres entschloß ich mich diese sechs Stöcke zu wiegen und drei derselben an der Nordseite meines Hauses aufzustellen, die andern drei aber auf ihrem Sommerstande zu lassen. Das Gewicht dieser Stöcke im November 1824 war folgendes:

No. 1. wog	35 Pfd.	No. 4. wog	42 Pfd.
" 2. "	38 "	" 5. "	32 "
" 3. "	40 "	" 6. "	37 "
Im Ganzen	113 Pfd.	Im Ganzen	111 Pfd.

Die ersten drei blieben während des Winters auf ihrem Sommerstande; die andern, No. 4. bis 6., wurden auf einen kalten, trocknen Platz an der Nordseite meines Hauses gebracht. Am 26. März 1825 wog ich diese sechs Stöcke wieder, und fand, daß jeder derselben folgendes Gewicht hatte:

No. 1. wog	15 Pfd.	No. 4. wog	37 Pfd.
" 2. "	16 "	" 5. "	27 "
" 3. "	19 "	" 6. "	32 "
Im Ganzen	50 Pfd.	Im Ganzen	96 Pfd.

so daß die drei Bienenstöcke, welche im Winter auf ihrem Sommerstande blieben, an Gewicht gerade 63 Pfd. abgenommen hatten, also im Durchschnitt jeder Stock 21 Pfd., während die drei, welche auf der Nordseite des Hauses überwintert hatten, nur um

Digitized by Google

15 Pfd. abgenommen hatten, also jeder im Durchschnitt nur 5 Pfd." — Auch schwärmten die Bienen, welche nach Norden zu gestellt wurden, im Frühjahr zuerst, nämlich schon im Monat Mai, während die andern, welche auf ihrem Stande nach Süden blieben, erst im Juli schwärmten und einer gar nicht. Im October 1825 wurden sie wieder gewogen und da fand es sich:

No. 1. wog	28 Pfd.,	ein Schwarm desselben	10 Pfd.
" 2. "	22 "		
" 3. "	30 "	ein Schwarm desselben	14 "
Im Ganzen	80 Pfd.	und	24 Pfd.
No. 4. wog	44 Pfd.,	ein Schwarm desselben	32 Pfd.
" 5. "	43 "	" "	28 "
" 6. "	41 "	" "	30 "
Im Ganzen	128 Pfd.	und	90 Pfd.

Also überwiegende Vortheile vor der Ortsveränderung. Wer aber seine Stöcke nicht einzeln hinstellen will, sondern mehre zusammen in einem gemeinschaftlichen Bienenhause, dem wird die Veränderung der Richtung seiner Stöcke im Frühjahr und Winter sehr beschwerlich, oder wohl gar unmöglich. Dieser müßte daher einen solchen Stand wählen, welcher bei den Vortheilen des einen am meisten die Nachtheile des andern vermeidet, und dazu eignet sich, nach Mussehl's Erfahrung, der Oststand am besten. Hier trifft sie die Morgensonne früher, als im Südstande, macht die Bienen lebendig und treibt sie zur Arbeit heraus. Sobald sich aber die belebende Wärme der Sonne zur erschlaffenden Hitze steigert, bewirkt die Seitenwand einen wohlthätigen Schatten, daher auch dann noch eine rege Thätigkeit im Stocke herrscht. Bei diesem Stande kann auch durch die Lüftung der Stöcke die zweckmäßige Abkühlung bewirkt werden, welche bei einem Südstande ungeachtet des Lüftungsapparates nicht bewirkt werden kann, da dann die Temperatur der Luft weit über 20° R. ist. — Ich komme nun zu der Art und Weise,

wie man einen Bienenstock mit Bienen besetzt und sie behandelt.

Man kann einen auf die obige Weise eingerichteten Flügelstock entweder im Frühjahr oder im Sommer mit Bienen besetzen. Will man ihn im Frühjahr bevölkern, so setzt man im April oder Mai einen starken Bienenkorb auf den Hauptstock, stellt diesen an die Stelle des Korbes, verschließt das alte Flugloch und zwingt so die Bienen durch das Flugloch des Hauptstockes aus- und einzugehn. Bald werden sie anfangen den Hauptstock auszubauen. Nun beobachtet man sie fleißig durch das hintere Fenster, und hat der Scheibenbau beinahe den Boden erreicht, so zieht man einen der beiden Schieber heraus und öffnet ihnen so einen der Flügel, den man vorher noch mit etwas flüssigem Honig ausschmieren kann. Ist auch dieser mit den süßen Schätzen gefüllt, so wird auch der zweite Flügel geöffnet und dadurch den fleißigen Thierchen neuer Raum zu ihren Arbeiten gegeben. Ehe nun auch dieser gefüllt ist, muß man schon bei Zeiten auf neue Räume denken, die man ihnen eröffnet, damit die immer zahlreicheren Bewohner, durch Enge und Hitze getrieben, nicht herausziehn und mehre Tage ihre Arbeiten zu unterbrechen gezwungen werden. Dies geschieht entweder, indem man ihnen einen Flügel leert und den leeren an die Stelle des vollen setzt, oder indem man ihnen über dem Hauptstock eine Glasglocke zum Ausbauen hinstellt. Soll das erstere geschehn, so öffnet man den Abend vorher den Lüftungsapparat. Man zieht also den Bodenschieber heraus, nimmt den hölzernen Deckel des Flügels ab, und läßt so die kühle athmosphärische Nachtluft durch den Stock durchziehn. Dadurch werden die Bienen veranlaßt, diesen Stock zu verlassen und sich in den Hauptstock zurückzuziehen. Dann schiebt man um die Mittagszeit des folgenden Tages den Blechschieber, wodurch der Hauptstock von dem Flügel getrennt wird, wieder hinein, und verdunkelt einige (15 bis 20) Minuten lang den Flügel. Oeffnet man dann die Fensterladen und bemerkt, daß

Digitized by Google

die darin eingeschlossenen Bienen ruhig sind, so ist die Königin in diesem Flügel, und dann muß man wieder den Schieber zum Hauptstock öffnen, damit sie sich in Freiheit setzen können. Ist dies geschehn, so kann man den Schieber wiederum einsetzen, den Flügel wegnehmen, ihn ausleeren und dann wieder an seinen vorigen Platz stellen. Sind aber die im abgesperrten Flügel noch enthaltenen Bienen unruhig, laufen sie ängstlich umher und suchen sich zu befreien, so ist die Königin nicht in demselben, man öffnet dann nur das Flugloch, und die eingesperrten Bienen werden eilen sich durch dasselbe in Freiheit zu setzen und zu ihren Gefährten in den Hauptstock zurückzukehren. — Will man sie in eine Glasglocke bauen lassen, so setze man diese über die Oeffnung des Hauptstockes, und über dieselbe einen verdunkelnden Deckel. Dann werden die Bienen diese ausbauen und mit dem reinsten Honig ausfüllen. Ehe man diese, wenn sie gefüllt ist, wegnimmt, muß man zuvor mit einem feinen Drahte zwischen Glocke und Kasten durchfahren, und dadurch die Verbindung mit dem Hauptstocke durchschneiden; die eingeschlossenen befreit man auf ähnliche Weise, wie vorher. — Im Sommer besetzt man den Flügelstock durch einen starken Schwarm. Diesen fasse man, sagt Nutt, auf die gewöhnliche Weise in einen gemeinen Strohkorb, setze denselben an einen kühlen schattigen Ort und lasse ihn da bis zum Abende. Wenn sie alle in ihrem Stocke friedlich sind und sich gleichsam zur Ruhe begeben haben, so kann man sie plötzlich auf ein reines weißes Betttuch schlagen, das über einen dazu in Bereitschaft gesetzten Tisch ausgebreitet ist, und in den Raum hinein, der von vier auf ihre schmale Seite gestellten Backsteinen eingeschlossen ist. Auf diese Steine stelle man hurtig den Hauptstock und schlage die Zipfel des Betttuches über denselben. Die Bienen werden in den Stock hineinsteigen und am andern Tage, nachdem man den Stock auf sein Fußgestelle gesetzt hat, ihre Arbeit beginnen. (Beschluß folgt.)

VII.

Digitized by Google

VII. Beobachtungen über die Ostseeküsten von der Weichselmündung bis zur Grenze von Pommern.

I. Ueber die Veränderungen des Wasserstandes der Ostsee.

Es ist wohl als feststehend anzunehmen, daß die großen Brücher im Neustädter Kreise, welche einzelne Theile desselben, z. B. die sogenannte Brücksche Kempe, die Putziger Kempe, die Ostrauer Kempe, gleich Inseln umschließen, und sich in den Lauenburger Kreis bis zur Mündung des Lebaflusses bei der gleichnamigen Stadt an der Grenze des Stolper Kreises erstrecken, in der Vorzeit und bis vor wenigstens 2000 Jahren schiffbare Meerbusen, und die genannten Kempen die vom Herodot erwähnten Preußischen Inseln waren, welche die Phönizier des Bernsteinhandels wegen aufsuchten.

Ein Blick auf die, diese Brücher und das ganze Thal, worin die Chaussee von Danzig auf Neustadt und mit geringer Unterbrechung bis Lauenburg läuft, einschließende Bergkette, gewährt die Ueberzeugung, daß diese Berghöhen das unverkennbare Gepräge ehemaliger Seedünen tragen.

Außerdem sind in diesen Brüchern von Zeit zu Zeit Schiffstrümmern entdeckt worden, namentlich in dem Bruche bei Kielaw, eine Meile von dem jetzigen Meeresufer entfernt, wo nur vor drei Jahren bei Anlegung einer durch die Gemeinheitstheilung nothwendig gewordenen Trift, bei Aufräumung der Seitengräben, drei bis vier Fuß unter der jetzigen Oberfläche im Torfgrunde unverwesete Schiffsplanken entdeckt wurden.

Wenn auch in diesen großen Brüchern, sich nach der Natur der Torfbildung, auf dem Sandgrunde unerschöpfliche Torflager gebildet haben, so scheint doch die jetzige Narbe auf dem Moor- und Torfgrunde

nur über einer darunter befindlichen Wassermasse zu schweben; der Einsender hat sich wenigstens auf mehren Stellen überzeugt, daß, wenn die oberste Narbe auf einige Tiefe durchstochen wird, lange Stangen mit Leichtigkeit wie in gewöhnliches Wasser hinabgestoßen werden konnten, ohne einen festen Grund zu erreichen.

Dieser Bemerkung ungeachtet, scheint aber angenommen werden zu müssen, daß der frühere Wasserstand der Ostsee sich nicht nur bis zu dem jetzigen Niveau gesenkt habe, und dadurch aus den jetzigen Brüchern als früheren Meerbusen zurückgetreten sei: sondern auch das Niveau der Ostsee um vier bis fünf Fuß, einen langen Zeitraum hindurch, noch niedriger als jetzt gewesen sein müsse, für welche Behauptung folgende Gründe aufgestellt werden:

1. In diesen Brüchern finden sich eine Masse von starken Baumstöcken, sowohl von Kiefern als Eichen, deren Stellung und Wurzelgänge dafür sprechen, daß die darauf gestandenen Stämme nicht durch Einschwemmung in die jetzigen Brücher gerathen sind, sondern auf diesen Stellen aufwuchsen und zu einer ansehnlichen Stärke gedeihen konnten; dahingegen bei dem jetzigen Wasserstande der Ostsee und bei dessen Einflusse auf die angrenzenden Brücher im fast gleichen Niveau wegen der Nässe keine Kiefer oder Eiche zu einem Stamme von solcher Stärke gedeihen kann, und nur zwergartiges Gestrüpp gefunden wird.

2. Selbst mehre bedeutende Strecken der an diese Brücher grenzenden Ostsee, namentlich am Seestrande bei Karwenbruch und an beiden Strandseiten der Halbinsel Hela zeigen bei stillem Wetter durch die klare Fluth auf dem Meeresgrunde die Spuren eines hier früher befindlich gewesenen wohlbestandenen Waldes, über welchem das Meer eine Tiefe von vier bis fünf Fuß hat.

Digitized by Google

II. Ueber das Umsichgreifen der Ostsee am Westpreußischen Strande.

So einleuchtend auch das frühere Zurücktreten der Ostsee ist, wodurch die vorgedachten Brücher von mehren Quadratmeilen und die jetzigen Thäler zwischen den alten Seedünen als Land gewonnen wurden: so hat sich doch dieselbe in den letzten 100 Jahren nördlich der Weichselmündung nur als Land erobernd und verschlingend, und fast nie als Land anschwemmend gezeigt, wofür außer den voraufgeführten, von der See verschlungenen, ehemaligen offenbaren Waldstrecken am Strande vom Dorfe Karwenbruch, folgende Data größtentheils aus eigener Beobachtung angeführt werden:

1. In der Nähe des Dorfes Oxhöfft wurde in den Jahren $18^{10}/_{12}$ von Preußischer Strandbesatzung auf der Höhe dieses Vorgebirges eine Schanze zur Küstenvertheidigung angelegt, welche ein geschlossenes Werk bildete und in einiger Entfernung von dem steilen Meeresufer stand. Jetzt ist vorlängs diesem Ufer durch allmähliges Unterspühlen der See so viel Land heruntergestürzt, daß kaum noch die Hälfte dieser Schanze vorhanden ist, und die Dorfschaft Oxhöfft ihren Landverlust auf 30 Morgen berechnet.

2. Eine gleiche Erfahrung ist an dem Strande von Hochredlau und Steinberg und bei dem ganzen steilen Meeresufer von Oxhöfft bis zum Dorfe Mechlinken gemacht worden; bei jedem Seesturme und starker Brandung kann man eine große Masse Erde herabstürzen sehen. Die Steinmassen vorlängs dieser hohen Ufer sind das Residuum dieser jährlich wiederkehrenden Erdstürze. So drängt sich die Bemerkung auf, daß das Meer mit seiner Brandung das hohe Ufer zu zerstören strebt, und an den niedern Küsten Land anschwemmt.

3. Selbst der Meerbusen bei Putzig, welcher gegen die Wirkung der Seestürme durch die Halbinsel Hela und durch das von dem Meere geschiedene Reff

Digitized by Google

bei Rewa ziemlich geschützt ist, zeigt ein gleiches Streben und hat allmählig die alten Festungswerke und selbst ein Thor der Stadt, das ehemalige Seethor, fortgespühlt, und auch ein von hier nach dem Putzig gegenüber liegenden Dorfe Schwarzau führender Damm existirt jetzt nur noch in der Erinnerung der Fischer, welche mit ihren Netzen zuweilen an diesem ehemaligen Damme Schaden leiden. Der seit etwa 100 Jahren angelegte jetzige Damm, welcher durch das Bruch von Putzig nach Schwarzau führt, ist durch die immer mehr gegen ihn andrängende Fluth aufs Neue gefährdet, da bei jedem Sturme ganze Strecken des davor liegenden Wiesengrundes abgespühlt und dem Meere zugeeignet werden; nur in der neuesten Zeit scheint sich hier die Ostsee selbst ein Ziel gesteckt zu haben, indem hier ohne Zuthun der Menschen ein Rohrwuchs entstanden ist, nachdem mehre Hufen Wiesengrund an dieser Stelle von der See verschlungen sind.

4. Am verheerendsten hat sich wohl das Meer längs den beiden Ufern der Halbinsel Hela gezeigt. Die alten Karten dieser Halbinsel ergeben an sich eine von der jetzigen schmalen Form sehr abweichende Gestalt, und die erste Stelle der Stadt Hela ist jetzt von der See bespühlt, wie die den älteren Fischern noch bekannten Trümmern ergeben.

Noch weit größeren Veränderungen ist der seit längerer Zeit nicht mehr mit Holz bestandene Theil der Halbinsel, welche bei dem Dorfe Großdorff mit der sogenannten Schwarzauer Kempe zusammenhängt, unterworfen gewesen, indem ganze Dünenreihen bei einzelnen heftigen Nordoststürmen verschwanden, Brüche und Wiesengründe abgeschält, überfluthet, und die auf dieser Halbinsel gelegenen vier Fischerdörfer schon öfters der Gefahr der gänzlichen Fortspühlung ausgesetzt wurden.

Es entstanden nach und nach schon mehre Durchbrüche auf dieser Halbinsel, durch welche bei Nordoststürmen die furchtbarste Brandung aus der eigentlichen

Ostsee in den Putziger Meerbusen stürzte, und die Communication mit dem hintern Theile der Halbinsel und Stadt Hela gänzlich unterbrochen wurde.

III. Ueber die Bewohner der See selbst.

1. In dem Meerbusen zunächst der Stadt Putzig, Putziger Wyck genannt, welcher durch das Reff beim Dorfe Rewa oder eine Sandbank, die sich vom letztgenannten Orte bis zur Halbinsel Hela hinüberzieht, gebildet wird, ist das Meerwasser weniger salzig als in der übrigen Ostsee, weil das gedachte Reff, dessen Rücken bei niedrigem Wasserstande zum Theil trocken liegt, und nur auf einer Stelle eine schmale Durchfahrt für kleinere Handelsschiffe, so wie in früheren Zeiten für die Schwedische Scheerenflotte gewährt, und es befindet sich in diesem Meerbusen ein Winterlager für die Seeaale, wovon noch keine Erdbeschreibung etwas erwähnt hat, wiewohl ein ähnliches Winterlager für Seeaale zwischen England und Irland als eine Naturmerkwürdigkeit bekannt ist.

Es kann vermuthet werden, daß wegen des stillern Wassers in diesem Meerbusen der Meeresgrund gleich einer Wiese mit hohen Seegräsern bewachsen ist, und deshalb von dieser Fischgattung zur Brut und zum Winterlager instinktmäßig gewählt wird.

Der Aalfang an den vor dem Eingange zum Putziger Wyck belegenen Seeküsten scheint auf der Wanderung der Aale im Herbste zu diesem Wyck zu beruhen, und werden die Aalsäcke, worin diese Fische zur Herbstzeit gefangen werden, in der Regel nach der Erfahrung in der entgegengesetzten Richtung der Strömung aufgestellt.

Durch diese Versammlung der Aalgattung in großer Masse in dem Putziger Wyck ist seit undenklicher Zeit ein in seiner Art merkwürdiger Fischfang begründet worden, indem die Fischer der angrenzenden

Ortschaften bei der Ueberziehung des Meerbusens mit einer Eisdecke, in dieselbe kleine Wunen hauen und dann mit einem Fischspeere in die Wunen blind hineinstechen und sich fast bei jeder Wune eines gewissen Fanges einiger Aale, wenn auch kleinerer Gattung, erfreuen können, womit den Winter über ein bedeutender Handel in der ganzen Umgegend und selbst bis Danzig getrieben wird. Auch werden diese Aale wie Neunaugen behandelt, marinirt und in Fässern in entferntere Gegenden versandt.

2. Vielleicht hat diese Wanderung der Aale zum jährlichen Winterlager eine nicht weniger merkwürdige jährliche Wanderung des Robbengeschlechts aus einem großen Theile der Ostsee und vielleicht noch entfernteren nördlichen Meeren zu diesem Putziger Wyck Veranlassung gegeben, weil diese Seethiere hier eine zureichende Nahrung den Winter über in diesem Meerbusen finden. Es scheint wenigstens mit Sicherheit angenommen werden zu können, daß sich den Sommer hindurch diese Thiere nicht in demselben und in dem angrenzenden Theile der Ostsee in der großen Masse aufhalten, welche zur Winterzeit dort angetroffen wird. Wenigstens bestätigen die Naturforscher, daß das Robbengeschlecht jährlich seine Wanderungen von dem Eismeere nach den übrigen Meeren anstellt, und wenn auch einzelne dieser Thiere sich hier aufhalten sollten, so hat doch noch kein Fischer tragende oder frischgeborne Seehunde in dieser Gegend entdeckt.

In welcher großen Anzahl die Seehunde und die mit ihnen verwandten Seethiere zur Winterzeit in den Putziger Meerbusen einwandern, darüber werden folgende Facta angeführt:

a) Beim Anfange des Winters 1802 trat ein so plötzlicher Frost ein, daß der ganze Meerbusen in einer Nacht mit festem Eise belegt wurde, und beim Anbruche des Tages die Eisfläche mit einer Menge Seehunde bedeckt war, welche eine gute Beute der

Fischer der auf der Halbinsel belegenen Ortschaften zu werden versprachen. Die Fischer umkreiseten diese ihnen sicher scheinende Beute, und die Seehunde zogen sich zu Hunderten immer mehr nach dem freigelassenen Mittelpunkte zurück, und thürmten sich hier bei der sich nähernden Gefahr in so großer Anzahl zusammen, daß unter ihrer Last das Eis brach und die nächsten Fischer der Gefahr des Ertrinkens kaum entgingen.

b) Im Winter 1829, in welchem nicht blos die Putziger Wyck, sondern auch die anstoßende eigentliche Ostsee zwischen Fahrwasser und Hela mit so festem und dickem Eise belegt war, daß Eisfahrten bis zu einer weiten Strecke hinter Hela in die See hinein ohne Gefahr hätten unternommen werden können, haben einzelne Wunen oder von den Seehunden selbst gemachte Oeffnungen den Fischern einen so reichen Robbenfang gewährt, daß Hunderte von Seehunden bei diesen einzelnen Stellen getödtet wurden.

c) Einzelne große Steine in einiger Entfernung vom Seestrande, welche von den Seehunden vorzugsweise zum Ruhelager gewählt werden, gewähren öfters einen so einträglichen Fang, daß die Wintermonate über, eine große Anzahl Seehunde auf solchen Steinen erlegt zu werden pflegen, und eine bedeutende Pachtung für einen einzelnen hervorragenden großen Stein erlangt werden könnte; weshalb es auch nicht einmal räthlich scheint, solche einzelne aus der See hervorragende Felsblöcke fortzuschaffen und zum Moolenbau bei Fahrwasser zu verwenden.

Hiebei wird noch bemerkt, daß diese Seethiere wohl nicht ausschließlich zum eigentlichen Robbengeschlechte gehören können, sondern nach der Größe der vom Einsender bei den Fischern bemerkten Häute, der verschiedenen Farbe der Haare und der übrigen Unterscheidungszeichen wohl zum Theil zum Geschlechte der Seekälber und anderer Wasserthiergattungen gehören dürften. — Erinnerlich ist es einer großen Se-

Digitized by Google

sellschaft, welche im Sommer 1826 in einem Lootsenboote eine Wasserfahrt von Zoppot zur Stadt Hela machte, daß, während das Boot, unter Guitarrenspiel und hellem Gesange mehrer Damen, auf Hela zusegelte, in einer Entfernung von kaum hundert Schritten vom Boote ein Seethier von seltener Größe, mit einer Art röthlicher Mähne im Genik, aus der Fluth auftauchte, als wenn es durch Saitenklang und Gesang aus der Tiefe hervorgelockt wurde, und mit seinen großen Augen unverwandt auf das Lootsenboot schaute, bis es durch einige Büchsenschüsse verscheucht wurde, die leider nicht getroffen hatten, indem dies seltene Thier in kurzer Zeit eine weite Strecke vor dem schnellsegelnden Boote wieder auftauchte.

3. Ein früher noch nie erwähnter Bewohner der Ostsee ist die Schildkröte, wovon ein Exemplar von Zoppoter Fischern im Frühjahr 1836 am Strande von Zoppot lebendig gefangen und mehre Tage hindurch am Leben erhalten wurde. Dies Exemplar wog 21 Pfunde, das Schild derselben trug den stärksten Mann. Es hätte dies Thier vielleicht lange Zeit hindurch am Leben erhalten werden können, wenn die betreffenden Fischer ihm angemessene Nahrung gereicht hätten. — Diese Schildkröte wurde, weil die Fischer sie nicht für einen billigen Preis lebendig verkaufen wollten, und sie einen großen Werth auf das Schild dieses Thieres setzten, demnächst an einen Horndrechsler zu Danzig für eine Kleinigkeit verkauft, welcher dieselbe wahrscheinlich bereits verarbeitet hat.

4. Delphine, welche öfters von den Fischern der Küstendörfer gefangen und gewöhnlich unmittelbar nach dem Fange zerlegt werden, um von ihnen den gut bezahlten Fischthran zu gewinnen. Es ist über diese Thiere mit Hilfe von Fernröhren die Bemerkung gemacht worden, daß sich dieselben vor dem Beginne starker Seestürme, besonders im Winter, über die Meeresfläche heraufschwingen, weshalb man sie als Verkündiger von Orkanen betrachtet.

Digitized by Google

5. Schwertfische. Schon im Jahre 1810 wurde ein Schwertfisch in der Ostsee unweit Fahrwasser, als Kadaver auf der See treibend, gefunden, nach Danzig gebracht, hier für Geld gezeigt und endlich auf Anordnung des damaligen Französischen Gouverneurs, Generals Rapp, ausgestopft und im Gouvernementsgarten als Merkwürdigkeit eine Zeit hindurch aufgestellt. — Im Jahre 1836 wurde von den Fischern zu Brösen ein zweites Exemplar, gleichfalls als Kadaver auf der See bei Fahrwasser treibend, gefunden, doch von den Fischern sofort zerlegt, um davon Thran zu gewinnen, so daß nur das etwa 3½ Fuß lange Schwert gerettet werden konnte, welches der Gutsbesitzer Herr Rümker zu Schwintz bei Danzig den Fischern abkaufte, um es als Merkwürdigkeit in seiner Privatsammlung aufzubewahren.

6. Unter dem Federwildpret verdient eine auf der Halbinsel Hela häufig bemerkte Seegans benannt zu werden, welche dieselbe Gattung sein dürfte, die auf der Insel Island und den Norwegischen Küsten den Namen Eydergans führt, und auch für die Preußischen Küsten wegen des Gewinnes der Eyderdaunen für die Strandbewohner einen Vortheil abwerfen könnte. —

Schließlich wird die Bemerkung gemacht, daß es zum Gedeihen der Seefischerei sehr rathsam scheint, die Jagd auf Seehunde und sämmtliches Geflügel, als Seenten, Möven, allen Strandbewohnern frei zu geben, und diese Jagd nicht weiter als ein Regale zu betrachten, oder sie nur den Forstbeamten zu verstatten und für die Strecken des Königl. Strandes zu verpachten, weil diese Thiere, welche sich durch die bisherige Jagdbeschränkung zu einer ungeheuren Zahl zu vermehren scheinen, durch ihren Raub, besonders an der jungen Brut der Seefische, gewiß eine weit größere Menge Fische ergreifen, als sämmtliche Fischer durch ihr mühsames Gewerbe zu erlangen vermögen. Es dürfte sich vielleicht durch die Maaßregel der Frei-

gebung der Jagd auf die genannten Seethiere für alle Fischer und Strandbewohner die immer mehr abnehmende Seefischerei wieder allmählig verbessern und das Gewerbe der armen Seefischer sich wieder zu der vorigen Bedeutung erheben.

Zoppot. tt.

VIII. Naturhistorische Notiz.

Ich besitze einen Storch, der in wenigen Wochen überaus zahm geworden ist, und auf den ihm beigelegten Namen sogleich zu mir eilt. Seinen Aufenthalt hat er bei Tage im Garten, der unmittelbar an den Mühlenteich und an einen Arm des Elskeflusses grenzt. Von da begiebt er sich öfter auf eine von den beiden Armen des genannten Flusses gebildete, schilfreiche Insel, fliegend, aber auch schwimmend. So schwamm er auf meinen Ruf auch wieder zurück über den Fluß von mehr als Mannestiefe und gegen 30 Fuß breit, den Kopf in die Schultern gezogen und diese etwas hervorgehoben, sonst mit dem ganzen Anstand eines Schwanes. Für mich eine überraschende Beobachtung; ich finde auch in den mir zugänglichen Werken keine Bemerkung über das Vermögen des Storchs, zu schwimmen; und es sollte mich freuen, hiedurch einen kleinen Beitrag zu der Naturgeschichte dieses merkwürdigen Vogels gegeben zu haben.

Marienfelde bei Pr. Holland, d. 1. Septbr. 1837.

Adolf Kähler, Pfarrer.

IX. Biographische Skizze
des
Andreas Leonhard Köhn genannt v. Jaski,
weiland Königl. Landesdirektors von Ostpreußen, Stifters der Ostpreußischen Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft und Mitgliedes mehrer gelehrten Gesellschaften.

Von J. G. Bujack.

Unsere Provinzial-Blätter haben sich die Aufgabe gestellt, nicht nur vaterländische Helden, welche der Siegerkranz schmückt, große Staatsmänner, die sich durch einflußreiche Reformen um unsere Provinzen besonders verdient machten, und ausgezeichnete Gelehrte, die neue Bahnen im Gebiete der Wissenschaft brachen, der Vergessenheit zu entreißen, sondern auch dem anspruchlosen Verdienste, das geräuschlos erblühte, dessen wohlthätiger Einfluß aber nicht minder oft auf ferne Geschlechter reicht, ein Blättchen der Erinnerung zu weihen, damit das heranwachsende Geschlecht solch heimisches Verdienst gebührend achten und zu demselben hinanstreben lerne.

Zuvörderst wird Niemand leugnen, daß eine Schuld spät abtragen besser ist, als sie gar nicht abtragen, und daher läßt sich's wohl erwarten, daß diese Wahrheit uns mahnen wird, einige Augenblicke bei einem Manne betrachtend zu verweilen, der durch sein zwar stilles, aber nicht minder eifriges Wirken für Verbesserung der vaterländischen Agrikultur, so wie durch Verbreitung ökonomischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse in der Provinz und durch seine strenge Rechtlichkeit, gepaart mit einem schlichten und offenen Wesen, eben so sehr, als durch seine musterhafte amtliche Thätigkeit sich die Zufriedenheit seiner Obern und die Hochachtung aller derer, die ihn kannten, erworben hat. Dieser Ehrenmann ist Andreas Leonhard Köhn genannt v. Jaski, als Stifter unserer Physikalisch-

ökonomischen Gesellschaft das provinzielle Interesse ganz besonders in Anspruch zu nehmen geeignet. In Graudenz, woselbst sein Vater, Alexander Köhn genannt v. Jaski, als Königl. Polnischer Kapitain bei dem Kronprinzlichen Dragoner-Regiment in Garnison stand, wurde unser Andreas den 19. December 1743 geboren. Seine Mutter, Anna Dorothea geb. Northoff, war die Tochter des Bartholomäus Leonhard Northoff, Bürgermeisters und regierenden Präsidenten der damaligen Polnisch-preußischen Stadt Graudenz. Bis zur Geburt seiner einzigen leiblichen Schwester im December 1745 wurde er von seinen Eltern in seiner Vaterstadt erzogen. Von diesem Zeitpunkte an nahm ihn aber der Großvater zu sich. Diesem Manne hat Jaski nächst Gott Alles zu verdanken, wie er solches auf rührende Art wiederholentlich in seiner, leider nur bis 1759 reichenden, Selbstbiographie dankvoll bekennt. Der Großvater suchte ihm das Lernen durch mancherlei Vergnügen zu würzen. Ein großer schöner Garten vor der Stadt trug besonders dazu sehr viel bei. Hier lernte Andreas bei schönem Wetter seine Lectionen im Grünen, kam aber einmal beim Hineinfallen in den Gartenteich, dem er sich sehr unvorsichtig genaht hatte, in große Lebensgefahr, wurde indeß durch die seltene Entschlossenheit des gleichaltrigen Sohnes eines Arbeitsmannes seines Großvaters glücklich aus derselben gerettet, ein Ereigniß welches ihn veranlaßt Gottes waltende Vorsehung voll innigen Danks zu rühmen. Im Jahr 1750 nimmt der Großvater den lieben Andreas, den er nicht gern von seiner Seite lassen mochte, auf einer Reise, die er in Gesellschaft seiner Tochter, der Mutter unseres Jaski, nach Warschau machte, dorthin mit. Von dieser Reise sagt Andreas in seiner Biographie, er habe in Warschau, da während seiner Anwesenheit dort der Reichstag gehalten wurde, Gelegenheit gehabt, vieles Merkwürdige zu sehen, namentlich den Einzug des Türkischen Gesandten, den damaligen König von Polen, nicht

Digitized by Google

minder die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Obwohl seine Mutter sich zum zweiten Male 1751 verehelichte, und er in der Person des G. v. d. Oelsnitz einen wohlgesinnten zweiten Vater erhielt, der zu Zeiten, wenn der Sohn um ihn war, die Gelegenheit benutzte, ihm eine gewisse Abneigung gegen die Unarten der Kinder beizubringen, so blieb er doch bei seinem Großvater. Im December desselben Jahres liegt er schwer und lebensgefährlich an den natürlichen Pocken darnieder, wird aber, wie er glaubt, durch Stillung eines ungewöhnlich heftigen Appetits nach einer ihm verbotenen Speise, den er wider den Befehl der Aerzte und Großeltern durch Vermittelung seiner Krankenwärterin reichlich zu befriedigen sucht, worauf er in einen stärkenden Schlaf verfällt, glücklich gerettet. 1755 kommt er in die Graudenzer Stadtschule, weil sein Großvater ihn Alters und Amtsgeschäfte halber nicht nach Wünschen unterrichten konnte. Einigen Unterricht behielt der Großvater jedoch bei und ließ seinen Andreas auch das in der Schule Gelernte wiederholen, wobei er Gelegenheit nahm ihm dasselbe noch deutlicher und verständlicher zu machen, so daß dieser niemals müssig, sondern in der Gesellschaft des würdigen Mannes stets nützlich beschäftigt war. Auch ließ er ihn sowohl bei einem Holz- als Bernstein-Drechsler die Kunst des Drechselns erlernen, damit der Knabe in müssigen Stunden durch körperliche Arbeit sich angenehm zu beschäftigen Gelegenheit erhielte. Als großer Liebhaber der Musik sorgte der Großvater nicht minder für einen guten Unterricht in derselben. Im J. 1757 entscheidet sich Jaski nach Ablegung seines Glaubensbekenntnisses öffentlich für die evangelisch-lutherische Confession und nimmt am grünen Donnerstage dieses Jahres zum ersten Male am heiligen Abendmahle Theil. Im Jahr 1758 verläßt er auf Verlangen seiner Mutter das großväterliche Haus, um aufs Thorner Gymnasium zu gehen, weil der Großvater des herannahenden Alters wegen auf den weitern Unterricht verzichten

Digitized by Google

mußte, und die Schule ihn auch nicht weiter zu bringen im Stande war, zumal die Mutter die Ueberzeugung hatte, daß der Umgang mit fremden gebildeten Leuten zur weitern Ausbildung des Sohnes durchaus erforderlich sei. Der Abschied vom geliebten Großvater war ein sehr schmerzlicher. Der Greis trennte sich von Andreas unter Schluchzen und vielen Thränen, und konnte, ihn in seine Arme schließend, von seinen Gefühlen überwältigt, dem Scheidenden weiter nichts als ein einfaches „Lebewohl" zurufen. Noch nicht 15 Jahr alt, tritt er ins Thorner Gymnasium ein und erhält seinen Platz in Secunda. Da er hier nur lateinischen Unterricht empfängt, so nimmt er in den exacten Wissenschaften und im Französischen Privatunterricht bei dem damaligen Rector Jetze und dem ersten Professor Schönwaldt. Hierzu kommt noch musikalischer Unterricht. Bei Verwandten von Mutterseite erhält er hier Freitische; auch werden ihm aus dem vom Churfürstl. Brandenburgschen Rath Andreas Köhn genannt v. Jaski 1633 in Danzig, wo dieser lebte, gestifteten Testamente, 50 fl. Pr. als Stipendienrate zu Theil. 1759 wird der Großvater lebensgefährlich krank, und da derselbe die Herüberkunft seines Großsohnes dringend verlangte, so eilt dieser ungesäumt dorthin, und verlebt die Tage bis zu dessen seligem Heimgange in seiner erbaulichen Gesellschaft auf eine wahrhaft christliche Art, die nicht ohne Einfluß auf seine ganze Lebensrichtung geblieben zu sein scheint. Wahrhaft erhebend sprach sich die ungemeine Liebe und Zärtlichkeit des frommen Greises aus. Als dieser nämlich sein herannahendes Ende zu spüren glaubte, ließ er nach löblicher Sitte der Väter die Seinigen und auch unsern Jaski an sein Bett treten, und indem er die Hände auf dessen Haupt legte, sprach er folgende in der Biographie besonders herausgehobene Worte zu ihm: „Es segne Dich der Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs. Er lasse es Dir Zeit Deines Lebens wohl ergehn und führe Dich stets auf seinen Wegen;

Digitized by Google

behalte, so lange Du lebst, die Regeln, die ich Dir gegeben, und sei fromm und fleißig." Wie ergreifend und die tiefsten Gefühle aufregend diese Scene auf Beide und die umherstehenden Zeugen wirkte, vermag die schwache Feder nicht zu schildern. Nach dem Begräbniß kehrt er nach Thorn zurück und wird bei seiner Ankunft nach Prima versetzt. Da aber in den öffentlichen Stunden weiter nichts als alte Sprachen getrieben wurden, so verläßt er das Gymnasium und beschränkt sich auf die bereits erwähnten Privatstunden, zu denen noch Unterricht in der Geschichte, Geographie, im Zeichnen, Fechten und Tanzen hinzukommt. Seine Stunden observirte er, wie es in seinem Tagebuch heißt, „genau und fleißig." Im Mai 1759 verläßt er Thorn und begiebt sich nach Graudenz, um von da, seiner weitern Ausbildung halber, dem Wunsche seiner Mutter zufolge, nach Königsberg zu gehn, nachdem vorher der Administrator des Köhnschen Testaments die Stipendien-Portion verdoppelt hatte. Er kommt in Königsberg in das Haus des Mühlenbauinspectors Stannius, der als ein kenntnißreicher und geschickter Mann auch den Unterricht im Französischen und in der Ingenieurkunst bei ihm übernimmt. Durch seine zahlreichen Verwandten kommt er hier in Umgang mit vielen adligen Familien und spricht sich über denselben rühmend folgendermaßen aus: „Dieser machte mich bald belebt und ich lernte auch artiger sein, denn nie kann ein Mensch cultivirter werden, als wenn er in seiner Jugend an fremden Oertern und besonders im Umgange honetter Gesellschaften seine Zeit passiret."

Preußische Offiziere, die sich als Kriegsgefangene in dem damals von den Russen besetzten Königsberg bis zu ihrer Auswechselung aufhalten mußten, und von denen einer sein Vetter war, pflogen mit ihm fast beständig Umgang und redeten ihm wacker zu, sich bei den Preußen zu engagiren. Die Mutter versuchte es anfangs, den geliebten Sohn von diesem Vorhaben abzubringen, mußte aber endlich den dringenden Bitten

Digitized by Google

des kriegslustigen und für Friedrich II. eingenommenen Jünglings nachgeben.

1761 ging er über Danzig zum Preußischen Heere nach Pommern in Gesellschaft eines Herrn v. Tippelskirch mit einem Passe von der freien Stadt Danzig, in welchem beide als Studiosi, die nach Jena auf die dortige Universität sich begeben wollten, aufgeführt waren. In Pommern standen damals auch die Russen, und unsere kriegslustigen Studenten werden den Tag nach ihrer Ankunft in Cöslin vor den General en chef v. Romanzow, der ½ Meile von hier sein Hauptquartier hatte, geführt. Der General, welcher Verdacht schöpft, examinirt Beide sehr strenge und entläßt sie erst nach wohlbestandener Prüfung mit dem unterzeichneten Passe. Zuvor erhält Jaski aber von dem Commandirenden, der ihn von Graudenz aus, wo er lange gestanden, und wo er im Hause der Großeltern öfters gewesen war, kannte, die Erlaubniß, im Hauptquartier an seine Mutter zu schreiben und diesen Brief mit einer Estafette, die so eben nach Preußen abgefertigt wurde, abzusenden. Hierauf reisten Beide nach Stettin ab, und Jaski wurde von des Herzogs August Wilhelm von Braunschweig Lüneburg Bevern Hochfürstlichen Durchlaucht als Junker bei dessen Regiment engagirt, worauf er noch in demselben Monat nach Sachsen abging, vor dem Feinde auserexercirt wurde und die Campagne mitmachte. 1762 machte er die Campagne in Sachsen abermals mit, war im Mai beim Uebergang über die Mulde, nahm im October Theil an der Action bei Tuttendorff und an der Bataille bei Freiberg, wo er durch eine einschlagende Kugel eine Contusion am linken Ohre bekam, in Folge deren er das Gehör auf dieser Seite verlor, ohne dadurch an der Stärke desselben überhaupt etwas einzubüßen, denn er hörte seit dieser Zeit mit dem rechten Ohre schärfer. Nach dem Hubertsburger Frieden rückt er mit seinem Regimente als Junker zur Garnison in Stettin ein. Hier traf ihn bald darauf ein damals

bei

bei unserm Heere wohl eben nicht seltenes Mißgeschick. Als gefreiter Corporal hatte er nämlich auch einmal mit der Fahne die Hauptwacht bezogen. Nachmittags bei schönem Wetter lustwandelte er auf dem Markte in der Nähe der Wache, hörte aber nicht das Herausrufen, als der Herzog von Bevern angeritten kam. Man rief daher unserm Junker besonders zu, und er verfügte sich sofort auf seinen Posten. Jedoch hatte der Herzog v. Bevern gesehn, daß er zu spät gekommen war, und fragte bei der Annäherung: „Wo ist der Junker gewesen?" aber ohne irgend etwas weiteres hinzuzufügen. Gleichwohl war dieses hinreichend, um den wachthabenden Hauptmann, der jede Entschuldigung des Junkers zurückwies, zu veranlassen, den Degen zu ziehn und ihm fünf Fuchtel zu ertheilen. Jaski sagt darüber: „Es seien zum Glück die allerersten und allerletzten Fuchtel gewesen, und man könne sich leichtlich vorstellen, wie nahe ihm solches gegangen, und wie sehr es ihn frappiret; doch was aufgeladen war, das müsse er auch tragen, und sich ganz geduldig in dasjenige schicken, was das Schicksal über ihn verhängt hätte." Bald hierauf erhielt er sein Patent als Fähnrich 1765; auch lernte er in demselben Jahre seine künftige erste Gemahlin, Fräulein Abigail Veronica v. Dargolewski, älteste Tochter des Kön. Preuß. Tribunalsraths v. Dargolewski kennen, wurde 1768 Lieutenant und führte 1769 seine Braut heim, nachdem er kurz zuvor wegen Invalidität seinen Abschied nachgesucht und erhalten hatte. Er war 4mal verheirathet; seine 3 letzten Gattinnen waren geborne Fräuleins v. Paraski. Aus diesen 4 Ehen sind 8 Söhne und 4 Töchter entsprossen *). Nach seiner

*) Am Leben sind zur Zeit:
1. Christiane Florentine, an den Grafen Krokow in Dubertzien bei Stolpe verheirathet;
2. Wilhelm Leopold, Königl. Landrath des Osteroder Kreises;
3. Ernst Heinrich, Königl. Rittmeister und Besitzer von Schmück- und Wittigwalde.

Digitized by Google

ersten Verheirathung kaufte er das Gut Schlochow, woselbst er nun seinen Wohnsitz nahm. Schon 1775 bewarb er sich um eine Anstellung im Civil, es wurde ihm aber erst 1777 die Landrathstelle des Mohrungschen Kreises, zu welcher ihn der Landrath v. Haubitz, der auf seinen Posten resigniren wollte, bei der Ostpr. Kammer in Vorschlag brachte, und zu der er sich später selbst meldete, zu Theil, nachdem er das anbefohlene Examen bei der Oberexaminations-Commission in Berlin unter dem Vorsitz des Minister v. Blumenthal glücklich überstanden hatte. In Folge dessen ernannte und bestätigte ihn Se. Majestät der König durch eigenhändige Unterschrift zum Königl. Landrath des Mohrunger Kreises. Diesen Aufenthalt in Berlin benutzte er zu einer kurzen Reise nach dem Meklenburgschen, um die dortige Koppelwirthschaft kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr verpachtet er sein Gut Schlochow und bezieht den kleinen Hof zu Döringen. Anfangs April 1778, beim Beginn des Baierschen Erbfolgekrieges, mußte er bei dem Marsche des Heeres mit den Pferden bis Marienwerder mitgehn. 1781 trifft ihn ein großes Unglück, denn seine bisherige Wohnung in Döringen wird durch einen Blitzstrahl entzündet und in einen Aschhaufen verwandelt; gleichwohl hat er die Freude die Hilfe theilnehmender Freunde und Gönner zu erfahren, und Gottes Fürsorge auch in der Verbesserung seines Gehaltes, welches von 300 auf 500 Thlr. erhöht wurde, dankbar zu erkennen. 1782 erhält er von der Ostpreuß. Kammer die Ordre nach Graudenz zu gehn, um daselbst die Inspection über die Festungsbaugeschäfte auf ein Jahr zu übernehmen. Nach Verlauf eines Jahres ward er jedoch von seinem Geschäft nicht entbunden, sondern durch eine Königl. Kabinetsordre vom 8. Novbr. 1783 befehligt, bei demselben zu verbleiben. 1785 zieht er nach Wittichwalde, welches er von seiner leiblichen Mutter erblich erkaufte. Aus eigner Bewegung hob er hier sofort die Erbunterthänigkeit auf, und lieferte hiermit einen rühmlichen

Digitized by Google

Beweis von seiner hohen Werthschätzung der Menschenrechte. 1786 d. 19. Septbr. huldigte er Friedrich Wilhelm dem Zweiten in Königsberg. 1787 endigte sich sein Festungsbau-Geschäft, da die Festungsbau-Commission aufgehoben wurde, und er ward nunmehr nach einer 5jährigen zur Zufriedenheit seiner Obern erfolgten Verwaltung von derselben durch die Westpreußische Kammer zu seinen landräthlichen Kreis-Dienst-Geschäften in Gnaden entlassen. 1792, den 1. Septbr., wurde die Königl. Ostpreußische Mohrungsche Physikalisch-ökonomische Gesellschaft in der Geburtsstadt des verewigten Herder von ihm feierlich eröffnet. Eine beträchtliche Zahl der Mitglieder war zugegen, und er wurde zum Direktor der Gesellschaft gewählt, so wie zu Assessoren der Graf v. Finkenstein, Baron v. Hoverbeck, Amtsrath Krispin und Hofprediger Holderegger. Es wurde auf dem Landschaftshause in der Gallerie zu Mittag und Abend gespeist, und die Eröffnungsfeier auch am Abende durch eine Illumination verherrlicht. Die ersten Ideen zur Stiftung dieser Gesellschaft faßte Jaski, und wurde, als er diese dem damaligen Landschaftsdirektor Grafen Fink v. Finkenstein mittheilte, von der patriotischen Denkart des letzteren nicht nur zur Ausführung derselben aufgemuntert, sondern auch besonders thätig hierin von demselben unterstützt. Jaski arbeitete dem zufolge einen Entwurf zur Organisation der Gesellschaft aus, und der erwähnte Reichsgraf Fink v. Finkenstein, Herr v. Brederlow auf Maldeiten, Oberst v. Katzler auf Großmünsterberg, Baron v. Hoverbeck auf Mitteldorff, Baron v. Korff auf Mosens, Generalmajor Freiherr v. Schoulz auf Carnitten, Major v. Hülsen auf Terpen und Baron v. Trach auf Lippau im Neidenburgschen waren die ersten, die sich als Mitglieder und Beförderer der projectirten Gesellschaft unterzeichneten. Hierdurch aufgemuntert ließ nun Jaski den gedachten Entwurf im Mohrungschen Kreise unterm 3. April 1789 circuliren. Jetzt wurde das

Digitized by Google

Project bekannter, und auch außerhalb des Mohrungschen-Kreises fand die Sache Anklang, so daß in kurzer Zeit die Anzahl der Subscribenten sich auf 42 belief. Der Reichsgraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, der sich damals gerade in Berlin aufhielt und auch unterzeichnet hatte, übernahm es mit dem Etats- und Kabinets-Minister Grafen v. Herzberg und dem Kriegs- und dirigirenden Minister Herrn v. Gaudi, der zu jener Zeit das Preußische Departement hatte, über die Genehmigung der projectirten Gesellschaft zu conferiren. Beide Minister sicherten derselben nicht nur ihren Beifall, sondern auch ihre Unterstützung zu, und der Graf v. Herzberg erbot sich die Königl. Bestätigung selbst zu bewirken. Hierauf brachte v. Jaski diese Angelegenheit auf dem Kreis-Convocations-Tage am 2. Sept. 1789 zum Vortrage und wurde von den anwesenden Mitgliedern bevollmächtigt, alle nöthigen Anstalten zur Aufnahme der Gesellschaft auf dem Landschaftshause zu Mohrungen zu treffen. Zuvörderst schrieb nun Jaski an des Königs Majestät und bat um allergnädigste Bestätigung der in Rede stehenden Gesellschaft, den Grafen v. Herzberg aber um geneigte Protection. Den 24. März 1790 erfolgte die von des Königs Majestät eigenhändig vollzogene landesherrliche Bestätigung. In dieser Zwischenzeit war die Gesellschaft auf 60 Theilnehmer gewachsen, und eine Bibliothek theils durch Geschenke, theils durch Anschaffung neuer Werke gegründet worden. Den Entwurf zu einem Statut übergab v. Jaski an dem Kreis-Convocations-Tage, den 10. Mai 1790, den versammelten Mitgliedern, und erhielt den Auftrag, von dem Grafen v. Herzberg die Annahme des Protectorats der Gesellschaft, so wie Namens der Gesellschaft dessen Gutachten über den projectirten Verfassungs-Entwurf ehrerbietigst zu erbitten. Der vielen durch die damaligen Kriegsunruhen herbeigeführten Geschäfte halber konnte der Kabinets-Minister gedachten Entwurf erst unterm 24. Mai 1791 durch den Kammergerichts-

Präsidenten Freiherrn v. Schrötter mit folgender Unterschrift versehn remittiren:

Ich bestätige vorstehendes Reglement der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Mohrungen in Ostpreußen im Namen und von wegen Sr. Königl. Majestät. Berlin, den 24. Mai 1791.

L. S. v. Herzberg.

und mit dem Königl. Insiegel bekräftiget. Die bereits erwähnte Eröffnung der Gesellschaft durch eine General-Versammlung wurde nun von den Mitgliedern festgesetzt, und Jaski erhielt die nöthigen Aufträge zur Zusammenberufung der sämmtlichen Mitglieder. Während die Gesellschaft nun im Stillen auf der vorgezeichneten Bahn zur Wirksamkeit immer mehr vorrückte, entstand im Anfange des 1791 Jahres neben ihr in Königsberg eine ökonomische Lesegesellschaft, deren Stifter der Krieges- und Domainen-Kammer-Assessor v. Elditt war. Die Stifter beider Gesellschaften arbeiteten zu einem Ziele, nur auf verschiedenen Wegen, und nährten den Wunsch nach Vereinigung beider Institute. v. Elditt bot die Hand dazu dadurch, daß er Mitglied der Mohrungschen Gesellschaft wurde, und öffentlich in dem gedruckten Plan des Leseinstituts den Wunsch nach Vereinigung aussprach. v. Jaski war ebenmäßig dazu geneigt, und nun machten sich beide gegenseitig in dem desfalsigen Briefwechsel Vereinigungsvorschläge. Die Vereinigung sollte an dem Eröffnungstage der Gesellschaft öffentlich proponirt werden, und v. Elditt erschien in Person an dem feierlichen Tage in Mohrungen. Jedoch erst dem nächstfolgenden Tage war die Vereinigung beider Gesellschaften vorbehalten, und als ein merkwürdiger steht derselbe in der Geschichte der Gesellschaft insofern da, als an ihm die Commembrationsacte erfolgte, welche allgemein angenommen und bestätiget wurde.

1793 im April hatte v. Jaski das Geschäft der Besitznehmung von Südpreußen mit zu bewirken und empfing auch die Huldigungs-Medaille.

Digitized by Google

Anfangs September 1794 mußte er nach Zakroczin in Polen gehn, um daselbst die Gefälle einzunehmen und die erforderliche Organisation zu bewirken. In diesem Monat und in den folgenden desselben Jahres hielt er sich bei dem kommandirenden General im Hauptquartier auf.

Im Anfang des Jahres 1795 begab er sich nach Czechanow, nach Tykoczyn, Bialystok ꝛc., um daselbst seine Geschäfte fortzusetzen; auch präsidirte er als Kön. Commissarius bei der Wahl eines neuen Abts in Czerwieć. Anfangs Mai sah' er sich von seinen Geschäften in dem ehemaligen Polen enthunden und kehrte nach Wittichwalde zurück. Sein dasiger Aufenthalt war indeß nur von kurzer Dauer, denn schon im Juni ward ihm das ehrenvolle commissorialische Geschäft bei der Besitznahme von Neuostpreußen übertragen. Im Jahr 1797 ward er mittelst Diplom von der Königl. Märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam zum Ehrenmitgliede aufgenommen. 1798 wohnte er als ständischer Deputirter in Königsberg dem Landtage bei und huldigte am 5. Juni Sr. Maj. König Friedrich Wilhelm III. In demselben Monat erwählte ihn auch unsere Königl. Deutsche Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede. 1799 etablirte er auf der Neusatz Dombrowken eine Kienruß-Fabrike, wozu er eine Schlesische Familie aus dem Glazischen hatte kommen lassen; auch wurde er in demselben Jahre von den Ständen zum Mitglied des landschaftlichen Collegiums mit Sitz und Stimme für das Mohrungsche Departement erwählt. Anfangs Juli reiste er nach Königsberg und eröffnete hier am 4. d. M. als Direktor die dasige erste Sitzung der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, welche von Mohrungen nach Königsberg verlegt worden war. In demselben Jahre wurde er auch von der Königl. naturforschenden Gesellschaft in Westphalen, zu Brockhausen in der Grafschaft Mark, zum Ehrenmitgliede aufgenommen, und kam auf seinem Gute Wittichwalde mit der Ablassung

Digitized by Google

eines nah' am Dorfe gelegenen Landsees glücklich zu Stande, wodurch er beinah' eine Hufe gutes Wiesenland gewann. 1802 richtete er hier eine Kartoffel-Branntwein-Brennerei ein, unfehlbar eine der ersten in unserer Provinz. 1803 wurde er von des Königes Majestät zum Königl. Landesdirektor von Ostpreußen ernannt. 1804 brannte ihm durch einen Blitzstrahl sein ganzes Vorwerk Dorotheenthal nebst 2 Insthäusern ab. Die Erbpachtsmühle traf dasselbe Mißgeschick durch die Bosheit einer Magd, die hier Feuer angelegt hatte.

Am Neujahrstage 1807 rückten die Franzosen bei ihm in Wittichwalde ein, und am 3. Januar mußte er in das Hauptquartier des Divisionsgeneral Marchand nach Osterode, Behufs der Besorgung der vielfältigen Requisitionen Seitens der Franzosen. Am 23. ejusdem erhielt er den Befehl, vor dem Kaiser Napoleon, der den 21. c. in Osterode einpassirt war, zu erscheinen. Dieser unterhielt sich mit ihm eine halbe Stunde und legte ihm mancherlei, die Provinz betreffende, Fragen vor. In demselben Jahr verzehrte ein Brand sein neuerbautes Vorwerk Dorotheenthal aufs Neue und auch ein Bauererbe in Wittichwalde. Nach einem halbjährigen sorgen- und angstvollen Aufenthalt in Osterode in einer unglücksschwangern, sehr bewegten Zeit kehrte er im Juli desselben Jahres nach Wittichwalde zurück. Hier hatten seine Gattin und 2 Töchter alle Schrecken des verheerenden Krieges ausgehalten und glücklich überstanden. Einen höchst betrübenden Anblick bot das Gut leider dar. 6 Häuser waren völlig abgetragen, und alle übrigen dachlos. Von 32 Bauern waren nur 8 übrig geblieben; alle Speicher und Scheuern waren leer, und es mußte nun für ein Retablissement des Gutes gesorgt werden. 1809 brannten ihm auch die Wirthschaftsgebäude auf der Mühle ab.

Der Einmarsch der Franzosen im Jahr 1812 nimmt seine Kräfte abermals sehr in Anspruch, und

die große Anstrengung, die er dabei nöthig hatte, entwickelt die bereits vorhandene Disposition zu einem gichtischen Uebel als Folge des Krieges von 1806, und zog ihm im Spätherbst die Gelbsucht zu. Um den Arzt beständig in der Nähe zu haben, zog er nach Osterode, und starb daselbst nach einem 6wöchentlichen Krankenlager, während dessen er eine nachahmungswerthe Fassung und vollkommne Fügung in Gottes Willen an den Tag gelegt hatte, den 28. Februar 1813 im 70. Jahre seines Alters.

Das sind die Hauptmomente der Gestaltung des äußern Lebens des wackern Mannes, dem wir diese Zeilen gewidmet haben. Sein Leben fiel in eine merkwürdige Zeit, und es gehörte nicht wenig Geistesstärke und ein höherer Beistand dazu, um die vielfachen harten Schläge des Schicksals geduldig zu ertragen. Ein frommer, ihm durch den würdigen Großvater eingepflanzter Sinn trug nicht wenig dazu bei, ihn in den Stürmen des Lebens aufrecht zu halten. Diese vermochten den Frohsinn seines Gemüthes nicht zu brechen, denn so wie sich seine Demuth kund thut, wenn harte Schläge des Schicksals ihn treffen, so sehen wir auch seinen Mund überfließen von Preis und Dank, wenn die Sonne des Glücks ihm lächelt, und seine Pläne mit Erfolg gekrönt werden. Immer ist dann vorzugsweise sein Sinn einer höheren Welt zugewendet, und mit wahrer Freude hat man Gelegenheit zu bemerken, daß er den Unsichtbaren in seinen Schicksalen sucht und findet. Das Christenthum war dem verehrten Manne werth und theuer. Es spricht sich dieses nicht bloß in seinem Symbolum: „Omnia cum Deo, et nihil sine eo," und in seinem Wandel aus, sondern er ließ es sich auch angelegen sein, seine Kinder und Hausgenossen der Segnungen desselben theilhaftig zu machen. Ein passendes Mittel für diesen Zweck schienen ihm auch häusliche Erbauungen zu sein, die er als Hausvater veranstaltete, nur wäre zu wünschen gewesen, daß sein geschäftvolles Leben ihn nicht gehindert hätte, seinen Untergebenen mehr Aufsicht und

Digitized by Google

geistige Pflege angedeihen zu lassen, um den Saamen des verkündigten göttlichen Worts in ihnen sämmtlich wurzeln und durch ein freudiges Gedeihen Kraft und Leben gewinnen zu sehn. Von dieser Seite scheint dem reichen Leben des würdigen Mannes, das sich eben so vielfach bewegte und mancherlei Verbesserungen in der Oekonomie und deren Verallgemeinerung erstrebte, als es in der amtlichen Sphäre sich angemessen und wahrhaft gedeihlich zur Zufriedenheit seiner Obern gestaltete, noch Einiges abzugehn. Doch thöricht wäre es und vermessen zugleich, ein anmaßendes richtendes Urtheil sprechen, oder die Fehler des ehrenwerthen Mannes geflissentlich hervorsuchen und hier splitterrichten zu wollen. Ich meiner Seits habe dazu eben so wenig Neigung als Beruf. Wo Licht ist, fehlt es nicht an Schatten, und es ist eben so verkehrt, im Wahne einer eingebildeten Vollkommenheit einen Heimgegangenen zu lobhudeln, oder heilig zu sprechen, als, bei vorwaltender entschiedener Richtung für das Wahre und Edle auf dem Gebiete des Geistes und des praktischen Lebens, die Schattenseiten absichtlich so hervortreten zu lassen, daß sie zu überwiegen scheinen und das Urtheil unkundiger, über sich selbst verblendeter, Leser bestechen. Das Eine sei eben so fern von uns, als das Andere. Kein Menschenleben ist ganz fleckenrein, und wir müßten nicht Menschen sein, wenn es anders wäre; aber auch dieser Tribut unserer natürlichen Schwäche, die sittlichen Uebel können in Folge höherer Veranstaltung und deren williger Benutzung getilgt werden. Unser Verewigte sah' sie unfehlbar getilgt in der glaubensvollen Hingabe an den hochherzigen Erlöser, dem sein versöhnendes heiliges Leben für uns, Staub von gestern her, nicht zu theuer war. Darum himmlischer Friede dem Heimgegangenen! Sein Andenken bleibe unter uns im Segen, wie seine Wirksamkeit für Viele ein Segen war*). So lange unsere physikalische

*) Wie sehr dies der Fall war und in welchem Grade sein wohlthätiger Einfluß in seinem Kreise Anerkennung fand,

Digitized by Google

Gesellschaft, die sein auf wahre Verbesserungen gerichteter Geist ins Leben rief, mit ihrem wohlthätigen Einfluß auf Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, fortdauert, wird der Name ihres verdienten Stifters, der an sie wesentlich geknüpft ist, auch in unserer Hauptstadt nicht vergessen werden. Aber seinen Namen wollen wir nicht bloß der Vergessenheit entrissen sehn, sondern sein gläubiger Sinn, seine bewährte Rechtlichkeit, seine ungemeine Geschäftsthätigkeit und sein besonnenes Streben nach reellen Verbesserungen sei und bleibe ein Gegenstand der Nacheiferung für uns und das heranwachsende Geschlecht!

X. Anfrage.

Das heutige, sogenannte Preußische Litthauen liegt bekanntermaßen ganz in dem Umfange des alten Preußenlandes und hat nie und unter keiner Herrschaft zu dem eigentlichen Litthauen gehört. Wie und zu welcher Zeit ist die Benennung: Litthauen, für diesen Landestheil zuerst in Gebrauch gekommen? und sind die Bewohner desselben wirklich aus dem eigentlichen Litthauen herübergekommen, oder sind sie noch Ueberreste der Urbewohner dieser Gegenden? Nicht bloß dem Einsender dieses, sondern gewiß einem jeden Leser unseres Provinzial-Blattes würde eine gründliche und genügende Antwort auf diese Frage, die, so viel mir bekannt, in neueren Zeiten wenigstens noch nie erörtert worden ist, höchst willkommen sein. Möchte es doch einem unserer gelehrten und geschätzten Geschichtsforscher gefallen, diese Anfrage nicht unberücksichtigt zu lassen und dieselbe einer gefälligen Antwort in diesen Blättern zu würdigen. x.

---

geht auch daraus hervor, daß der Mittelstand desselben treuherzig und kindlich genug ihn statt Landesdirektor seinen Landesvater zu schelten sich erlaubte.

Digitized by Google

XI. Literarische Chronik.

Gedichte von Max Rosenheyn. Königsberg 1837, gedr. bei E. J. Dalkowski. 267 S. 8.

Die Fluth von Novellen, Gedichten, Lyraklängen, Sonetten, Romanzen u. s. w. droht der heutigen Lesewelt die Gefahr der Ueberschüttung und Vergrabung, weshalb sie mit einer eigenen Sehnsucht der endlichen Ebbe in diesem unruhigen Strome des poetischen Treibens, wie einer Erholungszeit, entgegensehen und sich eine gewisse Windstille herbeiwünschen könnte. Diese Fluth führt jedoch unter ihren umrollenden Wogen auch hin und wieder noch brauchbare Ueberreste und Trümmer älterer, tüchtiger Fahrzeuge, die, wie Schollen beim Eisgange, bald mit dem Kiele, bald mit dem Maste sich über die ebnende und verschlingende Oberfläche emporheben und dem am Ufer stehenden Zuschauer eine Gefühlsmischung von Bedauernswürdigem und Sehnsüchtigem zugleich erzeugen. So schätzen wir immer noch unter dem vielen Werthlosen das wenige Schätzbare und wünschen uns keine Ebbe herbei; denn Fluth ist Bewegung, und Bewegung ist Leben, und das rastlose, freudige Streben nach Anerkennung und Würdigung, nach Hervorbringung und Enthüllung des Schönen, da wo es sich bietet, bedarf des Lebens, bedarf der immer neuen schöpferischen Thätigkeit, um hinter dem Ziele der Zeit, der Wissenschaft und der Kultur überhaupt nicht zu weit zurück zu bleiben. Freudig überraschend ist dann aber auch auf jenem Strome die Erscheinung eines frisch und lustig heransegelnden Schiffleins, wohl befrachtet mit edler Waare, belebt von munterer Mannschaft und kühn aufstrebend mit seinen Masten und den daran wehenden bunten Wimpeln und geschwellten Segeln. Eine solche Ueberraschung gewährt uns die oben bezeichnete Sammlung von Gedichten, welche aus der tiefen und reinen Gemüthswelt hervorgegangen zu unserer Empfindung sprechen, welche nicht wie jener heranfluthende Schwarm vermeintlicher Gedichte nur Aeußerlichkeiten, schnell vorübergehende Wahrnehmungen, glitzernde Bilder und hohle Schattenrisse entgegentragen, sondern ein sinniges Walten in dem Reiche der Ideen, eine reiche Bildung des Herzens, eine gewisse aus dem Umgangsleben genommene und dasselbe wieder darstellende veredelte Geselligkeit verrathen.

Digitized by Google

Seit langer Zeit daran gewöhnt, gediegene und werthvolle Erzeugnisse der schönen Kunst aus dem Westen kommen zu sehen, Deutschlands frisch erblühende Jugendhelden auf dem Gebiete der Malerei und Poesie *) an den Ufern des Rheins zu bewundern und ihre Schöpfungen, wie Edelsteine aus fernen Landen, herzuwünschen, müssen wir jedes Mal es gern sehen, wenn auch auf dem Boden des alten geliebten Vaterlandes sich edlere Keime der Kunst entwickeln und vervielfältigen, wenn neben dem reich bebauten und seit geraumer Zeit höchst fruchtbar gewordenen Acker der ernsten Wissenschaft auch die anmuthigen, erheiternden und blüthenreichen Auen der göttlichen Poesie mit ihrem lebenskräftigen Grün unser Auge stärken und unsern Sinn erfrischen. Es hat sich indeß ein auch in öffentlichen Blättern nicht selten mißfällig bemerktes Vorurtheil in unserm lieben Preußen gegen einheimische Kunstleistungen eingenistet, welches immer noch mit einer gewissen Schonungslosigkeit nicht nur unzart abspricht, sondern wohl gar verächtelt, wodurch dem an sich so wünschenswerthen Streben der schaffenden Genialität nur zu oft ein drückender Hemmschuh, eine wahre Zwangsjacke angelegt wird. Wollen wir auch die einer solchen vorgefaßten Meinung etwa zukommende Lichtseite, die möglichst große Strenge in Beurtheilung eigener Leistungen, in billigen Schutz nehmen, so bleibt doch immer ein mehrfacher Nachtheil übrig, nämlich unzeitige Scheu und Niedergeschlagenheit auf der Seite des schaffenden Geistes, Mangel an Genuß, an Erkenntniß und Erkenntlichkeit auf der Seite des Publikums, überdies aber oft Parteilichkeit, Unbilligkeit und ein jedem freiern Aufschwung hinderliches Mißtrauen. Warnen wir in dem vorliegenden Falle und wünschen wir, es möge jenem Vorurtheile bei der Schätzung der in Rede stehenden Gedichte nicht Raum gegeben werden, so bewegt uns dazu nur der aufrichtige Wunsch, daß sich nicht die rauhe Hülle der Gleichgültigkeit über ein der Anerkennung vollkommen würdiges Dichtertalent ziehe und der gebildeten Lesewelt einen sich nicht so häufig darbietenden Genuß verkümmere oder ganz verdecke.

---

*) Gemeint sind ins Besondere: der Düsseldorfer Heine, der Lyriker F. Freiligrath, Ignaz Hub u. Schnezler. An L. Tieck, L. Uhland, Fr. Rückert, Platen u. a. darf wohl nicht erinnert werden.

Digitized by Google

In Betreff des Werkes selbst läßt sich hier nur ein sehr kurzer, mehr das Allgemeine berührender, Bericht erstatten. Die Gedichte sind in neun Abtheilungen gesondert, wobei theils auf Form und Inhalt, theils auf die Zeit ihrer Entstehung, theils auf ihren Zweck und ihre Bestimmung gesehen ist. Die erste Abtheilung, das Buch der Natur, enthält eine nicht unbedeutende Anzahl trefflicher Naturbilder, in milden doch lebhaften Farben gezeichnet; durch die meisten ziehen sich leichte Schattirungen der Wehmuth, weshalb man nicht selten an L. Uhlands Frühlings- und Wanderlieder erinnert wird. Aehnliches gilt von der vierten Abtheilung, dem Buche der Liebe. Fast überall ist der Gedanke lebendig und frei, wie die Phantasie; nur selten von einem materiellen Interesse gefesselt. In der sechsten Abtheilung liefert der Dichter eine Sammlung von Sonetten, die wohl jeder, auch der strengsten Anforderung genügen. Auf sie scheint ganz besonders viel Sorgfalt gewendet zu sein; hervorgehoben zu werden verdienen: an Franz Horn, die Lilie und an Henrich Steffens. Schließlich erwähnen wir besonders gern der neunten Abtheilung, enthaltend einen längern Aufsatz in ungebundener Rede, „die Frühlingsfeier am Ostseestrande," worin sich des Dichters ganze Liebe für die Natur, sein ganzes Leben in ihr eben so kräftig und heiter kund giebt, wie dessen Sicherheit in dem Erkennen und Würdigen ihrer tiefen und unendlichen Schätze. — Die äußere Ausstattung des Buches, Druck und Papier sind gut.

F. D.

Digitized by Google

Chronologischer Abriß der Weltgeschichte zum Schulgebrauch. Elbing, gedruckt in der Hartmannschen Buchdruckerei. 1834. 56 S. 8.

Bei Auszügen und Uebersichten dieser Art kann es nicht auf Beurtheilung des Stoffes abgesehen sein. Er ist gegeben und zu neuen Forschungen über ihn bietet sich keine Gelegenheit dar. Es ist daher nur die Weise seiner Verarbeitung für den Zweck zu betrachten, und wenn wir freilich nun den Gesichtspunkt, von dem aus Dieses geschehen soll, durch den ungenannten und unbekannten Verf. nur halb angedeutet finden, indem die Bestimmung „zum Schulgebrauch(e)" ein zu weites Feld eröffnet; so glauben wir doch den rechten zu erwählen, wenn wir jenen Schulgebrauch auf die Elementar-Lehranstalten, sogenannten niedern Bürgerschulen der kleineren Städte beziehen. Für höhere Anstalten wäre unser Abriß wohl nicht passend. Die unteren Klassen sowohl der Gymnasien, wie der höheren Bürgerschulen, bearbeiten noch nicht das ganze Feld der Geschichte. Sie finden in der alten noch genug zu thun. Für die oberen Klassen ist aber offenbar in einer zwiefachen Uebersicht auf 56 Oktav-Seiten zu wenig geboten. Für die erwähnte Klasse von Schulen hingegen scheint das Büchlein ganz zweckmäßig zu sein. Man findet nicht zu viel und nicht zu wenig; in gedrängter Kürze sind mit Uebergehung alles Redeschmuckes die Hauptsachen aus dem Gebiete der Weltgeschichte chronologisch an einander gereiht. Dem Lehrer bleibt es überlassen, durch passenden Vortrag Leben in das todte Gerippe zu bringen, wozu er um so größere Muße gewinnt, da er des Diktirens überhoben ist. Die Schüler haben den sicheren Haltpunkt in ihren Händen, und wenn sie nun angehalten werden, die Vorträge genau zu merken und schriftlich und mündlich erzählend wiederzugeben, so dürfte bei zweckmäßig angestellten Wiederholungen ein guter Erfolg zu erwarten sein.

Daß wir so auch dem Bürger der kleinen Stadt eine Uebersicht über die Geschichte der Menschheit wünschen, bedarf wohl keiner Rechtfertigung. Sie ist genügend in dem Werthe der Geschichte überhaupt begründet. Eben so wenig darf noch erst weitläuftig auseinandergesetzt werden, daß der Lehrer für den künftigen Bürger seinen Vortrag anders wird einrichten müssen, als für den künftigen Gelehrten. Bei ihm kommt es besonders darauf an, die religiösen Gefühle zu wecken, aus denen Vaterlandsliebe und Streben nach Haus- und Bürgerglück hervorgeht.

Digitized by Google

Der städtische Elementarlehrer wird mir bei der Empfehlung des bezeichneten Abrisses vielleicht den Vorwurf machen, daß die Hauptregel, von dem Nächsten, also hier von der vaterländischen Geschichte auszugehen, vergessen sei. Unser Abriß beginnt nämlich mit dem Anfange der menschlichen Geschichte überhaupt und geht durch die gewöhnliche Eintheilung in alte, mittlere und neue Geschichte mit ihren leicht erkennbaren Perioden bis zu den neuesten Ereignissen unserer Zeit hin, berücksichtigt also nicht die im Elementarunterrichte geltende Regel. Dennoch dürfen wir bei unserer Behauptung bleiben. Die städtische Elementarschule kann und muß weiter gehen, als die ländliche. Wenn diese daher sich auf die Geschichte des Vaterlandes, einschließlich der Hauptpunkte aus der Brandenburgischen und der Religionsgeschichte beschränkt, so hat sie für ihren Zweck durchaus das Erforderliche geleistet. Die städtische hingegen kann, weil ihr mehre Lehrer vorstehen, schon in der zweiten Klasse Dasjenige treiben, was die ländliche; in der ersten nimmt sie das ganze Gebiet der Geschichte vor. Es versteht sich übrigens von selbst, daß ein und derselbe Lehrer den Unterricht in beiden Klassen ertheilt, oder daß, wenn auch zwei ihn geben, doch ein gemeinschaftlicher Plan zum Grunde liegt Wir rechnen nämlich darauf, daß in unsern für die Förderung des Volksschulwesens so erfolgreichen Zeiten die alte wunderliche Zersplitterung der kleinstädtischen Schulen in Rektor-, Kantor- u. s. w. Schulen, wo jede Klasse als für sich bestehende Schule mit ihrem Lehrer, ohne Rücksicht auf einen das Ganze umfassenden Plan Besonderes trieb, nirgends mehr stattfindet. Der Nutzen, welcher aus der Anstellung der Lehrer in den verschiedenen Klassen je nach Maßgabe ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten hervorgeht, ist zu einleuchtend, als daß er jetzt noch irgend wo sollte außer Acht gelassen sein.

Doch es wird Zeit, daß der geehrte Leser mit dem Büchlein selbst nun näher bekannt gemacht werde. Es zerfällt in zwei Theile, einen allgemeinen und einen besondern. Jener enthält die „Uebersicht der Weltgeschichte," dieser „einige allgemeine (— besondere —) Uebersichten."

Der erste Theil, S. 1—38, gewinnt dadurch noch an Brauchbarkeit, daß eine besondere fortlaufende Spalte die Hauptsachen der Kulturgeschichte angiebt, eine Einrichtung, welche allerdings den Vorzug hat vor der oft beliebten, diese mit in die politische zu verweben. Wenn schon der Vortrag sie mit einander verknüpft, so bleibt es

Digitized by Google

doch für die Wiederholung erwünscht, sie in abgesonderten und in sich selbst zusammenhängenden Uebersichten zu finden. Wie dieses übrigens hier bewerkstelligt sei, möge folgende ungesuchte Probe S. 23 vor Augen legen:

1520 Carl V. Deutscher Kaiser. — 1556 Christian II. von Dänemark in Schweden gekrönt. Stockholmer Blutbad. Gustav Wasa.	1520 † Raphael Sanzio von Urbino, Haupt der Römischen Malerschule.
1521 Reichstag zu Worms; Reichsacht gegen Luther.	1522 † Johann Reuchlin.
1525 Friede zu Krakau. Preußen unter Albrecht v. Brandenburg wird ein weltliches Herzogthum und Polnisches Lehen. Schlacht bei Pavia. Franz I. gefangen.	1528 † Albrecht Dürer, Maler und Kupferstecher zu Nürnberg, Stifter der Deutschen Malerschule.

Die besondern Uebersichten S. 39—56 umfassen nach der Reihe Aegypten, das alte Persien bis zu Alexanders Zeit, das Römische Reich nebst den Kaisern bis zum Untergange beider Römischen Herrschaften, Frankreich, England, Deutschland, Rußland, Schweden, den Brandenburgisch-Preußischen Staat. Wie billig, ist der letzte am ausführlichsten behandelt worden von S. 49 bis 56. Nur erlauben wir uns hier die Frage, warum wohl der Verf. nicht zugleich die Niederlande, Italien, Türkei und die außereuropäischen Erdtheile mit Wenigem noch bedacht hat. Nach unserem unvorgreiflichen Dafürhalten würde dieser Theil dadurch sehr gewinnen und für den Gebrauch beim Privatunterrichte sich geeigneter gemacht haben. Uebrigens ist die Auswahl aus dem reichen Stoffe mit Umsicht getroffen.

Gebauer.

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

D. W. L. Richter,
Königl Preuß. Kriminalrathe.

Achtzehnter Band.

November-Heft.

Königsberg, 1837.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Borntträger.

Diese Zeitschrift zerfällt dem Inhalte nach in folgende Haup Abtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Berich über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch üb den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlth tige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtu gen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und der Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwes als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätz Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegr der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelne Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten ꝛc. e) Ueber Handel un Gewerbe. f) Einwirkung der Staatsverwalt. u. neuen Gesetzgebun g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobac tungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschich h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dies Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werd hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftliche Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubilä — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und ge ßer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfäl g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegeben Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker wer den hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruckten Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben zu sorgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehr werthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten ü ihre Schriften.

Su

Der Jahrgang von 12 Monats-Heften kostet, wenn die
itschrift direkte von der Expedition bezogen wird, 2 Thlr.,
f dem Wege des Buchhandels 2 Thlr. 15 sgr. Einzelne
efte werden nicht abgelassen. — Es wird gebeten,
n Abonnements-Betrag für diese Zeitschrift praenumerando
uzusenden; eben so werden Diejenigen, welche damit pro
835 und 1836 im Rückstande sind, ergebenst ersucht, solchen
uzusenden.

Aufsätze, Gelder, Notizen ꝛc. außerhalb Königsberg sind
mittelbar an den Verein zur Rettung verwahr-
ster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein"
senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der
ost wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze
der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24.,
geben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden sehr willkommen
in; es wird um dieselben angelegentlichst und ergebenst ge-
eten. Dieselbe kann nur bestehen und nur dadurch ihren
weck erfüllen, wenn ihr Werth von Gelehrten und Vater-
ndsfreunden der Provinz durch Original-Beiträge immer
ehr und mehr erhöht wird.

Von den früher angekündigten Kupferstichen
usgezeichneter Preußen ist abermals das Bildniß
es Preuß. Dichter Simon Dach, geboren zu
Memel 1609, und gestorben zu Königsberg als
Professor der Dichtkunst 1659, bekannt durch viele
äftige und fromme Kirchenlieder und andere ausge-
ichnete Gedichte, fertig geworden. Bestellungen auf
iese Bildnisse werden in der Hartungschen Hofbuch-
ruckerei und bei Hrn. Trib.-Sekretair Beckherrn
ngenommen. Jedes derselben in Quartformat
ostet 10 Sgr.

Richter.

Inhalt.

Seite

I. Einiges über Fäulniß und die Mittel zu ihrer Verzögerung 391

II. Beseitigung der Einwendungen des Hrn Dr. Hinz und der Bemerkungen des Hrn. Dir. Gotthold, den hebräischen Gymnasial-Unterricht in unserer Provinz betreffend. Von Dr. C. L. Hendewerk. (Forts.) 416

III. Historisch-statistische Nachrichten über das Dom- oder Kneiphöffsche Stadt-Gymnasium zu Königsbrrg in Pr. Von K. F. Merleker. 439

IV. Die Nutt'sche Bienenzucht. Vom Oberlehrer Heydenreich in Tilsit. (Beschluß.) 458

V. Geschichtliche Nachrichten über den Danziger Hafen. Von A. v. Treskow, Lieuten. im 3. Inf.-Reg. 469

VI. Giebt es Schildkröten in der Ostsee? Von K. Th. v. Siebold in Danzig. 495

VII. Naturgeschichte der höhern Thiere mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Prussica ꝛc. von Joh. Gottl. Bujack. Recensirt von Heinr. Rathke, Prof. der Zoologie u. Anatomie an der Univers. zu Königsberg. 497

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 1. November.

I. Einiges über Fäulniß und die Mittel zu ihrer Verzögerung.

Wie die Natur sich selbst durch den ununterbrochenen Wechsel von Bilden und Zerstören erhält und auch der Organismus, als individueller, nur dadurch beharrt — eben so ist ein allgemeines eiliges Bestreben zu produciren und zu zerstören, zu vernichten, überall in der menschlichen Thätigkeit bemerkbar.

Von dem Menschen wird zu Zerstörung seiner eignen Erzeugnisse oder der der Natur gewirkt durch das Verzehren, durch den Verbrauch zu so mancherlei Zwecken, je nach einem mehr oder weniger dringenden Bedürfniß.

Die Natur kommt aber diesem Zerstörungswerk zu Hilfe. Die allgemeinsten Naturkräfte und physischen Potenzen, Licht, Wärme, Feuchtigkeit, Einfluß der Atmosphäre, Würmer, Motten — dieses sind die Mittel, welche die Natur dazu anwendet.

So sehr nun dieses Zusammenwirken des Producirens und Zerstörens, so sehr sie beide das menschliche Leben rege, wach und munter erhalten, und deshalb beide im hohen Grade schätzens- und wünschenswerth sind, indem sie sogar die Möglichkeit einer möglichst großen Bevölkerung, einer möglichst großen Anzahl das Leben Genießender bedingen, und den Trieb nach Thätigkeit und Beschäftigung begünstigen, so ist man doch auch genöthigt sich nach Mitteln und Wegen zu Erhaltung und längerer Dauer von Naturprodukten umzusehen, theils für den künftigen Gebrauch, theils zum Zweck des Studiums der so unendlich mannigfaltigen, oft so zarten und leicht zerstörbaren Organismen, deren Gewebe oft in Kurzem zerfließt.

Digitized by Google

Dieses Bedürfniß in Betreff der Erhaltungsmittel der Form und des Stoffes, oder wenigstens des letztern bei unumgänglicher Veränderung der Form und Mischung ist groß und sehr allgemein verbreitet, so daß viel Mühe und Nachsinnen darauf verwandt worden ist, dasselbe für manche Fälle zu befriedigen.

Wenn es nun der Beruf der Naturkräfte ist, zu Zerstörung des Vorhandenen unabläßig zu wirken, und so einerseits der Wirksamkeit des Menschen entgegen zu kommen, sie zu unterstützen, während sie anderseits mit ihr im Kampf zu liegen, ihr entgegen zu treten scheint, so könnte man im Allgemeinen sagen: die Mittel zu Erhaltung sind darin zu finden, daß man die zu bewahrenden Körper der Einwirkung der erwähnten Naturkräfte entzieht, oder ihre Einwirkung beschränkt und ausgleicht. Sämmtliche Mittel und Wege das Zerfallen der Organismen, als das allgemeine Ergebniß des Todes bei Pflanzen wie bei Thieren oder ihren Theilen zu beschränken oder für kürzere oder längere Zeit aufzuhalten, knüpfen sich zwar an diesen eben erwähnten Punkt, jedoch sind sie ihrer Besonderheit nach so sehr verschieden, daß es zweckmäßig erscheint, sie in einer kurzen Uebersicht, wenn auch nicht vollständig, geordnet zusammen zu stellen, und dabei nicht nur die gewöhnlichen, allgemeinen, bekannten Verfahrungsarten zu diesem Zweck namhaft zu machen, sondern auch die Principien, auf welche diese beruhen, die wir von den Naturforschern gewonnen und den Bemühungen derselben zu danken haben, in der Kürze zu erwähnen. Zuvor aber wollen wir noch bemerken, daß die Verderbniß der Naturgegenstände, je nach Art und Grad, auch verschiedenartig bezeichnet wird.

Bei todten thierischen und pflanzlichen Organismen nennen wir diesen Proceß der Verderbniß, dem sie unterliegen, die Fäulniß. Allein es erstreckt sich dieser Ausdruck auch auf Körper, die nicht aus dem

Digitized by Google

organischen Reiche stammen. Auch z. B. das Wasser, das frisch und klar aus der Quelle geschöpft, längere Zeit bei einer Temperatur stille gestanden hat, die einige Grade gleich weit vom Kochpunkt und vom Gefrierpunkt ist, geht, nachdem es in Kurzem, wie man sagt, fade geworden ist, nach einiger Zeit eine Verderbniß ein, die wir ebenfalls als faul bezeichnen.

Hier mag noch erwähnt werden, daß außer der Einwirkung eines gewissen Wärmegrades und des Zutrittes der Luft auch Ruhe dazu mitwirkt, die Zersetzung, wenigstens von einer bestimmten Art, eintreten zu lassen.

Wenn diese Bedingungen stattfinden, so wird der Wein, das Bier schaal, dann sauer. Der Essig wird schaal, d. h. verliert seine Säure, und geht dann, wie die eben erwähnten Flüssigkeiten, endlich in Fäulniß über. Die Milch fängt an sich in ihre Bestandtheile zu trennen, wird, wie man es nennt, schlickrig, dann sauer u. s. w.

Wir bemerken an dergleichen Produkten aus dem organischen Reich, so wie an den Trümmern der Organismen, so auch an dem Wasser, wenn es in Fäulniß übergeht, was immer eher geschieht, wenn es mit organischen Bestandtheilen geschwängert ist; wir bemerken an ihnen, während sie in der Fäulniß fortschreiten, neue Produkte, Schimmel, Urthiere, microscopisches Leben.

Auch die concreten oder starren unorganischen Körper, namentlich die Felsarten, verschont die Zerstörung nicht. Durch den wechselsweisen Einfluß von Hitze und Frost, der Luft und der atmosphärischen Feuchtigkeit zerfallen sie in ihre Bestandtheile, und regelmäßig beobachten wir alsdann die Geneigtheit zum Uebergange in organische Formen. Es sprießen zuerst Moose aus ihnen hervor; dann auf den Grund des von diesen Urtypen organischer Wesen sich bildenden Humus (Pflanzenerde) entstehen bald höhere Or-

Digitized by Google

ganismen: Gräser, Kräuter, Wälder, die sich endlich ohne Zweifel durch die räthselhafte generatio ossiginaria mit thierischem Leben bevölkern; dagegen bei den pflanzlichen und thierischen Organismen dieselben durch die bei der fauligten Verderbniß bewirkte Veränderung ihres Gewebes zwar auch in Urorganismen, gleichzeitig aber in unorganischen Substanzen, namentlich größtentheils in flüchtige, strahlende Stoffe übergehen, während die thierischen Organismen, so wie einzelne Pflanzengattungen, die mit lockerem Gewebe, gleichzeitig in eine eigenthümliche breiartige Form zerfließen. Einzelne Erscheinungen bei dem Beginne der Fäulniß, als einigermaßen bemerkungswerth, wäre noch anzuführen die Veränderung der Farbe der Oberfläche der Körper, so wie die Lichterscheinung des Phosphorescirens bei dem faulenden Holze, faulenden Eingeweiden der Fische, im Dunkeln wahrnehmbar.

Wenn wir es hier nur vorzüglich und ausschließlich mit den organischen Gebilden zu thun haben, so wird sich nunmehr der Begriff der Fäulniß vorläufig ergeben. Es ist dieses Zerfallen und scheinbare Verschwinden kein wirkliches Vernichten, und der gewöhnlichen Beobachtung wird die Ansicht nicht fremd sein, daß die Fäulniß nur in der Veränderung der Form und Mischung der Substanz besteht, die eigenthümliche Art der Verbindung der Elemente aufgehoben wird, diese aber in der Natur vorhanden bleiben, das Leben sich vielmehr bei dieser Veränderung jederzeit, wenn gleich in niederer Potenz, überall regt und äußert, ja sogar vervielfältigt.

Die Fäulniß beruht nun hiernach unbedenklich auf das Ueberwiegen, auf die freie, ungehemmte Wirkung der allgemeinen plastischen, bildenden Naturthätigkeit in todten Gebilden, in deren Zurückbilden in einfache Elemente, wobei die Natur keinen bestimmten Lieblingstypus hat und nur ihrem innewohnenden

Digitized by Google

Bildungsstreben folgt, wenn gleich sie nach ewigen, unveränderlichen Gesetzen, je nach den Umständen, ihre Thätigkeit äußert.

Noch ist zu erwähnen, wie und auf welche Weise die Natur andererseits fäulnißwidrig wirkt, die Fäulniß abhält und ihr zuvorkommt.

Das Leben ist das anerkannte allgemeinste fäulnißwidrige Mittel; das einmal vorhandene belebte Individuelle erhält sich, stets sich verändernd nach Form und Bestandtheilen, gegen die mächtige Einwirkung des erwähnten allgemeinen plastischen Bestrebens der Natur, und so ist, mit der so reichlichen Erzeugung des Lebens in dem Todten, die gleichzeitig mit der Fäulniß auf ihrem Gebiete eintritt, schon die Anordnung vorhanden, dem Proceß der Verwesung Schranken zu setzen und ihn möglichst abzukürzen. Außerdem sehen wir auch Thiere höherer Ordnung damit beauftragt, das Todte, in Fäulniß Uebergehende zu verzehren, und dann ferner auch durch Vernichtung der aus der Fäulniß oder nur der Verderbniß organischer Wesen entkeimenden niedern Organismen, ihrer Ueberhandnahme zu wehren.

Die unorganischen, aus mehr oder weniger einfachen Stoffen bestehenden, den Organismus unseres Planeten bildenden Glieder, Luft und Wasser, die ebenfalls unter gewissen Bedingungen der Veränderung, die wir mit dem Ausdruck der Verderbniß zu bezeichnen gewohnt sind, unterliegen, erhalten sich frisch und stetig; für die lebenden Organismen brauchbar, ihr Leben, ihr Bestehen möglich machend, durch Bewegung und unablässiger Wiedergewinnung ihrer Identität, vermittelst des uns seinem Wesen und seiner Thätigkeit nach verhüllten, geheimnißvollen, und nur in seinen Wirkungen wahrnehmbaren Princips der Selbsterhaltung; durch einen nie ruhenden Kampf der tellurischen Kräfte: Magnetismus, Electricität, Licht. — So sehr diese dämonischen Kräfte durch ihre riesenhafte, mächtige

Digitized by Google

Thätigkeitsäußerung zu Zerstörung, Zersetzung des Bestehenden unabläſſig wirken: eben so sehr sind sie auch die Diener des erhaltenden Princips, indem sie das Fremde in der Atmosphäre zerstören, und überall die Ueberhandnahme von Afterbildungen, von Verderbniß verhindern. Der Kreislauf in der Natur erneuert das Waſſer der Quellen, und die Flüſſe führen dem Meere immer neuen Vorrath zu. Fluth und Ebbe sind sein Puls, und die nie ruhende Bewegung seiner Wellen erhält die gleichförmige Frische des Oceans. Erdbeben und Orkane sind die Beauftragten zu wachen über die Fortdauer der gesetzmäßigen Regelmäßigkeit und Ordnung in der Natur. In den Meteoren zeigt sich uns der Kreislauf der Natur, durch Selbstentzündung und Verbrennen eines unangemeſſenen Antheils der Atmosphäre, durch Verflüchtigung, Verflüſſigung, durch Niederschläge und wieder Erstarren in organische und unorganische Formen, das Vorhandene erhaltend.

Aber auch durch eigenthümliche Processe und Verhältnisse, denen die Natur ihre Erzeugniſſe unterwirft, werden diese bisweilen geschützt vor der allem vorhandenen irdischen unvermeidlich sonst bevorstehenden endlichen Vernichtung durch die Fäulniß.

Dergleichen Vorgänge und Bedingungen zu Erhaltung der Gewebe sind z. B. die Verkohlung, die mit den unterirdischen Wäldern vorgegangen ist, so daß ihre Umwandlung in steinartige Härte sie als Brennmaterial in hohem Grade geschätzt sein läßt. Ein anderes Mal ist es die hohe oder niedere Temperatur, welche das Gewebe durch Ausdörren oder durch ewigen Frost erhält, indem diese Verhältnisse sie der Einwirkung der Feuchtigkeit entzieht, die als eine der Hauptbedingungen der Verwesung ausgeschloſſen sein muß, wenn der Erfolg der Verderbniß nicht eintreten soll. So fand man den vorweltlichen Elephanten — das Mammuth — sein Gerippe noch mit Fleisch, Haut und Haaren bekleidet an dem Ufer der Lena im Eise.

Digitized by Google

In dem Gebiete der von Eise starrenden Pole ist überhaupt fast nur in dem wogenden Meere verhältnißweise dürftiges Leben und organische Thätigkeit; der Mensch verkümmert daselbst seiner edleren, höheren Anlagen und Kraftäußerungen nach, und selbst zum Vorgange der Fäulniß gehört eine gewisse Regsamkeit und die Möglichkeit der Kraftäußerung der Elemente.

Ferner giebt es gewisse Localitäten, Keller und Gewölbe, wo, vielleicht durch Zugluft, die austrocknend wirkt, und zugleich die Erzeugung und den Zugang von Insekten und Würmern verhindert, wobei auch die Luft selbst nicht verderben kann, oder durch andere, noch nicht genügend erforschte Umstände, die Verwesung der Leichname lange Zeit hindurch abgehalten wird.

Wollen wir nun die Natur nachahmen, so müssen wir eben dieselben oder noch andere, nach eben diesen Principien wirkende Mittel anwenden, um den Zweck, die Verwesung aufzuhalten, zu erreichen. Ehe ich jedoch die Mittel und Verfahrungsarten zu diesem Zweck näher in Betrachtung ziehe, sei es erlaubt einiger Operationen und ökonomischer Processe zu erwähnen, wobei einzelne Naturprodukte unter Herbeiführung aller Bedingungen absichtlich bis zu einem gewissen Punkt der Zersetzung geführt werden, diese dann unterbrochen und durch kunstmäßige Bearbeitung und Behandlung ein Produkt erzielt wird, das auf den Tafeln der Reichen, in den Hütten der Armen und auf dem Lager des Kranken dem freudigen Genuß oder der Erquickung dient. Wein, Essig, Weingeist sind die bekannten Erzeugnisse solchen Verfahrens, wobei die eingeleiteten zur Verderbniß führenden Processe nur bis zu einem gewissen Grade zugelassen werden; auch das Brodbacken gehört hieher, wobei wie bei den eben erwähnten Operationen, die Bestandtheile der zur Nahrung dienenden Naturprodukte mit Zuhilfenahme von Gährungsmitteln aufgeschlossen werden, verändert werden, neue Verhältnisse eingehen, um

Digitized by Google

dem Organismus analoger, genießbarer gemacht zu werden. Hierauf wird bei dem Backen durch die Wirkung der hohen Temperatur der größte Theil der Feuchtigkeit aus dem Teige verflüchtigt, die Brodmasse mit einer harten Oberfläche, die Rinde, versehen, und erhält sich dann längere Zeit für den Genuß *).

Bei jenen geistigen Getränken wird die künstlich erzeugte, durch Gährung gewonnene Flüssigkeit aus zuckerstoffhaltigen Naturprodukten noch besondern Bearbeitungsarten unterworfen und dann in luftdichten Gefäßen aufbewahrt. Der Weingeist, ein aus einfachen Elementar-Bestandtheilen zusammengesetzter Körper, erhält sich, so fest verschlossen, dem Zutritt der Luft entzogen, lange Zeit unverändert, und dient dann selbst wieder zu Aufbewahrung von der Fäulniß unterliegenden Substanzen, indem er seinerseits den Zutritt der Atmosphäre ausschließt, den organischen Theilen einen Theil ihrer wässrigen Bestandtheile entzieht, und so die geforderten Bedingungen erfüllt, um ihre Verderbniß aufzuhalten. Dieselbe Wirkung leistet in modificirter Weise der Essig, welcher in der Haushaltung zu diesem Zweck so häufig angewandt wird, um die Genüsse theils vorzubehalten, theils zu vervielfältigen.

Wenn ich nun ferner, um einigermaßen der Vollständigkeit zu genügen, der in der Haushaltung allbekannten Keller und namentlich auch der Eisgruben erwähne, so wie des Trocknens von Obst und andern Früchten und Gemüsen, um sie für den Winter zu conserviren, so muß ich hauptsächlich auch des Austrocknens des Brodes, als Schiffszwieback für längere

*) Das Gerben oder die Zubereitung des Leders beruht gleichfalls darauf, dieses Material aus seinem rohen Zustande bis auf einen gewissen Grad der Zersetzung hinzuführen, um das Fäulnißfähigere davon abzusondern und die eigentliche Haut durch besondere Bearbeitung dauerhaft zu machen.

Digitized by Google

Seereisen gedenken, wobei überall die erwähnten Principien wirksam sind, und der Erfolg ohne Mühe auf sie bezogen werden kann; ferner auch des in nördlichen Gegenden gebräuchlichen Dörrens des Getreides, wobei außer der Austrocknung auch noch gleichzeitig eine Räucherung wirksam ist.

Durch diese Operation, die bei uns nicht weniger Nutzen bringen würde, wenn es gleich nicht nothwendig erforderlich wäre, auch das Stroh, wie dort geschieht, mitzudörren, was gegentheils manchen Nachtheil mit sich führt, namentlich in Absicht der Ernährungsfähigkeit für die Hausthiere. Durch diese Behandlung des Getreides wird, ohne Beeinträchtigung der Keimfähigkeit, der große Vortheil erlangt, daß Mühe und Kosten des häufigen Umstechens und die Arbeit des fleißigen Harfens und Reinigens erspart wird, was bei ungedörrtem Getreide, um Staub und Insektenbrut zu entfernen, erforderlich ist; ein Verfahren, das hauptsächlich auch bei in fremden Häfen aufgespeichertem Getreide in Betreff der Kosten bedeutend in Anschlag kommt*).

Die bereits angedeutete Räucherung ist eine Behandlung organischer Substanzen, die darauf hinleitet, eine eigenthümliche fäulnißwidrige Kraft oder Wirksamkeit in dem Verbrennungsprodukt vegetabilischer Stoffe in der Form des Rauchs zu gestatten, den auch der Holzessig, als ein anderes Produkt desselben Verfahrens, zu ersetzen vermag, wie überhaupt die Erzeugnisse des Verbrennens, ihren verschiedenartig gemischten Elementar-Bestandtheilen nach, in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit und das Studium der Chemiker ausschließlich auf sich gezogen haben.

Denken wir nun ferner des Einsalzens und Pökelns, so wären wir zu glauben geneigt, daß wohl

---

*) Eine gemeinschaftliche große Dürranstalt könnte vielleicht dem in diesem Zweige handeltreibenden Publikum sich bedeutend nützlich erweisen.

Digitized by Google

kaum die Entziehung eines großen Antheils von Feuchtigkeit hiebei allein zu Hinderung der Verderbniß wirksam sein mögte, vielmehr führt auf den Gedanken, daß ein eigenthümliches, der Fäulniß wehrendes Princip in dem Küchensalz vorhanden ist, so manches; schon daß dasselbe als eine mineralische Substanz, worin das räthselhafte Chlor einen Bestandtheil ausmacht, die Entstehung von Ur- und After-Organismen nicht zuläßt, und daß es Miasmen oder vielmehr Contagien (Ansteckungsstoffe) zu zerstören im Stande ist, welche letztere nichts anderes sind als das Produkt der Neigung zu eigenthümlicher Ausartung der Säfte und Gewebe im lebendigen, mit besonderem intensivem organischem Zeugungs- und Fortpflanzungsvermögen ausgestattet. Die bleichende Wirksamkeit dieses Stoffes, des Chlor nämlich, läßt sich ebenfalls auf ein Vernichtungs-, gleichsam Verbrennungsvermögen eigenthümlicher Art beziehen, in Folge dessen das organische Gewebe auf seiner Oberfläche von Fremdartigem befreit wird, oder vielleicht diese Oberfläche der Körper in der Art chemisch umgewandelt wird, um farblos zu erscheinen, was eine besondere Beziehung dieser Substanz zu dem Licht andeutet, dessen, nämlich des in die nächste Erdadmosphäre gelangten Lichtes, färbende, schwärzende Eigenschaft sich so häufig nachweist, demnach es auch zu den Conservativmitteln zu rechnen ist, gewisse Gegenstände vor dem verändernden Zutritt des Lichts eben so, wie vor der Luft zu bewahren.

Nicht blos die zarte, weiße Haut, der Teint der Damen, leidet von den sengenden Strahlen der Sonne, auch gewisse thierische Substanzen, z. B. Elfenbein, wird farbig auf seiner Oberfläche, verliert seine Weiße, wenn es nicht vor ihrem Zutritt bewahrt wird. Mehre chemische Präparate und Arzneimittel müssen ebenfalls vor dem sie verändernden Zutritt des Lichts bewahrt werden, und werden deshalb in geschwärzte Gläser aufbewahrt.

Digitized by Google

Doch, zu unserm eigentlichen Gegenstande zurückkehrend, bemerken wir zunächst, daß die Aufbewahrungsart des Einsalzens in neuerer Zeit eine viel ausgebreitetere Anwendung zu finden im Begriff ist, da sie zum Theil das Verfahren des Trocknens der grünen Futterstoffe für die Hausthiere ersetzen oder es verdrängen dürfte.

Im Vorbeigehen erwähnen wir noch des Einmachens oder Einsäuerns mancher Vegetabilien, wie Gurken, Kohl, wobei diese Substanzen selbst zugleich mit der Flüssigkeit, in welcher sie sich befinden, eine saure Beschaffenheit annehmen, die zu ihrer Erhaltung dient. Ihr Nutzen ist bekannt.

Um bei den ökonomischen Verfahrungsarten zu verweilen, bringe ich die Zuckersäfte in Erinnerung, die, da der Zucker keine Veränderung an der Atmosphäre erleidet, als das Austrocknen, lange sich conserviren, und höchstens nur durch freiwilliges Eindicken, mittelst Verdunstung sich zum Theil krystallisiren, der Tendenz des Zuckers entsprechend *).

Um Pflanzentheile mit möglichster Erhaltung ihrer Eigenschaften, die sie im frischen Zustande besitzen, für die Tafel aufzubewahren, hat sich ein Französischer Gelehrter, Herr Appert, vor Jahren verdient gemacht; allein, wie vieles, was sich als neu und erst erfunden oder gefunden ankündigt, ohne zu der Kenntniß des vermeintlichen Erfinders zu gelangen, schon vor ihm vorhanden war, so müssen wir für die Methode, die von Herrn Appert angewandt wurde, die Priorität für die Hausfrauen vindiciren, die lange vor ihm ihre grünen Erbsen, Stachelbeeren u. dergl. in Flaschen

*) Wenn nämlich der Zuckerstoff nicht in einer größern Quantität von Flüssigkeit aufgelöst sich befindet, wo dann die Neigung zu der eigenthümlichen Art von Zersetzung vorherrscht, die bekanntlich als Gährung auftritt, deren bereits erwähnt worden.

Digitized by Google

gethan kochten, und nachdem dadurch die Luft daraus vertrieben war, die Flaschen fest verpfropft und verharzt an kühlem Ort aufbewahrten.

Auch kochten sie Spinat und anderes feines Gemüse, als schon eßbares, sogenanntes gestooftes Gericht, fertig, und begossen es, nachdem es erkaltet war, mit zerschmolzenem, beim Erkalten erstarrendem Fett, Talg, und setzten es als wohlschmeckende Speise im Winter ihren Gästen vor; wenigstens habe ich als Knabe die Praxis bei mir zu Hause gesehen. Nur das hermetische Verschließen dieser Präparate haben sie vielleicht nicht so vollkommen ausgeübt, als der gelehrte Chemiker. Item, sie gelangten zum Zweck.

Der Haushaltung im weitern Sinne gehört auch noch an: das Verkohlen der Pfähle, behufs ihrer längern Dauer in der Erde; das Anstreichen mit Oelfarben; das Theeren, welches auch auf die Schiffe angewandt wird. Bei andern Gewerben aber auch noch das Lackiren und Poliren, wodurch Schutz und Zierde vereinigt werden. Das Poliren wirkt, als die Oberfläche der Körper verdichtend, zum Abhalten der zersetzenden Einwirkung der Luft.

Wenn wir, von den bisher betrachteten Zwecken, zu denen man der verschiedenartigen Mittel zu Aufbewahrung von Naturkörpern sich bedient, andere ins Auge fassen, so sind es hauptsächlich die Wissenschaften, die sich der Erforschung des Gewebes und der ganzen Organisation der Menschen und Thiere, so wie der Pflanzen widmen, welche für ihre Sammlungen der Hilfsmittel bedürfen, ihre Präparate möglichst zu der Absicht ihres Studiums aufzubewahren. Wie die nützlichen und hochachtungswerthen Naturwissenschaften überhaupt sämmtliche Angelegenheiten der menschlichen Betriebsamkeit berücksichtigen und fördern, so haben sie ebenfalls in Betreff des hier betrachteten Gegenstandes auf dankenswerthe Weise sich bemüht und verdient gemacht. Sie haben die Chemie, den

Digitized by Google

Galvanism aufgeboten, um die kostbaren Gebäude, die die Wellen durchschneiden, vor der Verderbniß zu schützen, der dieselben so sehr unterworfen sind, und deshalb schon seit lange mit Kupfer bekleidet werden.

Der Sublimat, der auch zu Aufbewahrung von Leichen versucht worden ist, jedoch hier dem Zweck nicht recht hat entsprechen wollen, ist in neueren Zeiten zu diesem Zweck angewandt worden; das Holz weniger verwüstbar zu machen und den Kupferbeschlag der Schiffe hat man durch galvanische Wirkung der verschiedenartigen verbundenen Metalle, die sonst chemische Zersetzung der Körper begünstigt, vor Verderbniß zu schützen gelehrt.

Ein anderes Schutzmittel gegen Zerstörung der Körper ist hier noch wegen seiner, wenn gleich entfernten Beziehung zu unserm Gegenstande zu erwähnen. Die Wissenschaft hat sich nämlich auch bemüht der verzehrenden Wirkung des Feuers Einhalt zu thun *). Außer den chemischen Mischungen, welche von den Gauklern angewandt werden, um das staunenerregende Schauspiel der Unverbrennlichkeit sehen zu lassen, hat man sich auch bemüht, Holz in solcher Art zu behandeln, daß Gebäude, bei denen die Anwendung desselben unvermeidlich ist, vor dem Anbrennen geschützt sind. Außer manchem, vielleicht noch unbekannten hiezu benutzten Verfahren, ist hauptsächlich auch des sogenannten flüssigen Glases zu erwähnen, wo der erdige Grundstoff des Kiesels die Hauptrolle spielt.

Gewissen für die Sinne sehr widerwärtigen, aus dem animalischen Reiche stammenden Substanzen diese ihre belästigende Eigenschaft zu benehmen, ohne ihre ökonomische Nutzbarkeit besonders zu schmälern, hat man sich mit Erfolg bemüht.

---

*) Das heißt: die brennbaren Körper in so weit unverbrennlich zu machen, daß sie zwar verkohlen, aber zu Unterhaltung der Flamme unfähig werden; denn ganz unangetastet vom Feuer bleiben sie nicht.

Digitized by Google

Auch hat man seit Kurzem angefangen, bei thierischen Cadavern dem Fäulnißproceß zuvorzukommen, und durch ein rasch nach erfolgtem Tode der größern Hausthiere vorgenommenes technisches Verfahren alles mögliche von dem Körper noch Brauchbare zu verwerthen.

Nur bei den menschlichen Leichnamen wäre entweder ein schnell wirkender Zerstörungsproceß oder ein wenig mühsames und kostbares Verfahren zu Abwendung des Fäulnißvorganges wünschenswerth, da das Verbrennen wie das Mumisiren bedeutende Schwierigkeiten findet.

Aussichten dazu, dahin zu gelangen, die Verwesung abzuhalten oder wenigstens von derselben, bei späterer langsamer, allmählig erfolgender Zersetzung des thierischen Gewebes, nicht belästigt zu werden, scheint, nach folgender Ankündigung einer für die Naturforscher zumal höchst wichtigen Entdeckung, vorhanden zu sein:

Blätter zur literarischen Unterhaltung
No. 118. April 1836.

Italien. Das Haupt der Medusa, das durch seinen Anblick in Stein verwandelte, ist von einem glücklichen Italiener, Girolano Segato, aus Bellano, man weiß nicht wo, aufgefunden worden, und ein Zeugniß des Prof. der Chemie, Joh. Gazzeri zu Florenz, des Prof. Betti, eines Physiologen ebendaselbst, dann der Professoren Ant. Targioni, Tozetti und Ferdin. Janetti, alles namhafter Leute, die in Florenz in Ehren und Würden stehen, versichert, daß Segato durch seinen Fund im Stande ist, Thiere und Theile derselben, sowohl im normalen, als im pathologischen Zustande zu einer steinartigen harten Masse zu verwandeln, sie unveränderlich dadurch zu machen und für die längste Dauer zu erhalten. Ein eigner gedruckter Bericht eines Advokaten Joh. Pellegrini

(del artificiale riduzioni a solidita lapidea e inalterabilita degli animali scoperta da Girol. Segato, relaz. dell' advoc. Gius. Pellegrini, Florenz 1835) setzt dieses noch genauer auseinander, indem er hinzufügt, daß dieses von Segato erfundene Verfahren auf ganze thierische Körper eben so wie auf ihre Theile einwirke; daß es die einen wie die andern hart macht und ihnen eine beinahe völlig steinartige Härte beibringt, die um so größer ist, je weicher und schleimhaltiger sie früher waren. Haut, Muskeln, Nerven, Adern, Fett, Blut u. s. w. — alles unterliegt der wundergleichen Verwandlung; und, was das Wunder noch ungleich vermehrt, ist, daß es gar keiner Entfernung der Eingeweide bedarf, um diesen Zweck zu erreichen, sondern daß sie gleiche Härte mit den andern Theilen annehmen, sogar eine größere. Man glaube nicht, daß diese Verwandlung mit einer Veränderung der Farbe, der Gestalt und des Charakteristischen im Allgemeinen verbunden sei, denn sie bleiben bei allen Thieren und ihren Theilen dieselben. Auch der Geruch leidet nicht von diesen Leichen, weil alle Ausdünstung aufhört, so wie denn überhaupt die Kraft dieses Verfahrens der Art ist, daß es die schon begonnene oder selbst vorgerückte Verwesung aufhält, und die Macht der Zeit, der Atmosphäre und der Insekten von diesen verwandelten Körpern abhält. In einem veränderten Grade angewandt, ist es im Stande, den biegsamen Körpern diese Eigenschaft zu lassen, wobei sie immerhin an Unzerstörbarkeit nicht verlieren. Der Bericht versichert, daß außerdem kein Haar ausfällt, daß kein Vogel eine Feder, kein Fisch eine Schuppe dadurch verliert, und die feinsten Insekten ihre einzelnen Decken behalten *).

---

*) Girolamo Segato, geboren zu Vidano in der Delegation Belluno, ist am 2. Februar d. J. zu Florenz gestorben, und hat, nach No. 24. des Mailänder „Echo," das Geheimniß seiner Methode des Einbalsamirens mit

Digitized by Google

Der Verfaſſer dieſes Verſuchs über Fäulniß will ſchließlich anführen, daß auch er einige Verſuche angeſtellt hat zu dem Zweck, dem Fäulnißproceß Schranken zu ſetzen; bei ſeinen Bemühungen, todte Pflanzen und Thierorganismen mit möglichſter Erhaltung der Form ihrer Gewebe, legte derſelbe jene Idee der Verſteinerung zum Grunde, und es ſcheint ihm, daß durch ſie geleitet, man zu dem Zweck gelangen könne, ſowohl die relative Unverbrennlichkeit als auch die längere Erhaltung von Thier- und Pflanzengeweben zu erreichen. Vorläufig glaube ich, zufolge des Ergebniſſes meiner Verſuche, daß es leichter gelingen könnte, thieriſche Subſtanzen für lange Zeit durch eine Art von Verſteinerung unverweslich zu machen, als Pflanzen mit möglichſter Erhaltung ihrer Form in dieſen Zuſtand zu verſetzen.

---

ins Grab genommen. — Zufolge Frorieps Notizen, Juli 1836, hat ſich auch Hr. Prof. Göppert mit Erfolg mit Verſuchen zu dieſem Zweck beſchäftigt.

Digitized by Google

II. Beseitigung der Einwendungen des Hrn. Dr. Hinz und der Bemerkungen des Hrn. Dir. Gotthold, den hebräischen Gymnasial-Unterricht in unserer Provinz betreffend.

Von Dr. C. L. Hendewerk.

(Fortsetzung.)

Was meine dritte Klage, die über die Unlust betrifft, so ist dieselbe schon dadurch zum Theil als gerecht und vollkommen begründet erwiesen, daß diese Unlust nothwendig die unmittelbare Folge der Ignoranz ist. Denn kein Mensch kann eine rechte Lust haben, darin zu unterrichten, wovon er eigentlich nichts versteht, und wer sogar als Lehrer auf den beiden ersten Klassen eines Gymn. nicht einmal so viel Lust und Liebe zu seinem Lehrgegenstande hat, daß er sich darin auch nur ein klein Wenig über die niedrigsten Elementarkenntnisse zu erheben sucht und sich mit den ausgezeichnetsten Werken darüber einigermaßen bekannt zu machen bemüht, der muß schlechterdings mit Unlust unterrichten, da ihm „der Gegenstand von keiner Seite etwas Schätzenswerthes darbietet," wenn man das „Einkommen" und die so schmerzliche „Schmälerung" desselben abrechnet. Kommt aber bei einem Lehrer zu dieser Geringschätzung und Lieblosigkeit gegen seinen Lehrgegenstand noch eine solche Ansicht von seinen Schülern hinzu, daß sie ihm nur als „abgestumpfte Maschinen" erscheinen, welchen er „einen wirklichen Mangel an Capacität" zuschreiben zu müssen glaubt, so muß dieses nothwendig eine Unlust erzeugen, wie sie kein Fabrikarbeiter bei seinem Geschäft ärger haben kann. Daher ist es denn leicht erklärlich, wie ein Lehrer so weit gehen kann, daß er seine Unkenntniß nicht einmal vor seinen Schülern durch einige Präparation zu verbergen sucht, sondern unpräparirt zur Stunde kommt, nun aber eine Stelle nicht übersetzen

kann, oder von einer Verbalform seinen Schülern keine Rechenschaft zu geben im Stande ist, sondern sie damit bis auf die nächste hebr. Stunde nach mehren Tagen vertröstet. Ist das nicht in der That eine sehr arge Unlust? An all dergleichen scheint Hr. Hinz gar nicht gedacht zu haben, oder wollte nicht daran denken, wenn er diesem Punkte aus dem Wege geht und die Wahrheit meiner Beschwerde als so problematisch bezeichnet, daß er sich darüber also vernehmen läßt: „Wenn demnach die Beschuldigung, daß die (hebr.) Lehrer mit Unlust unterrichten, hie und da gegründet sein sollte" u. s. w. Indessen ungeachtet dieses für ihn scheinbar so Problematischen findet er es doch für gut und rathsam, schon gleich ein Paar Entschuldigungen und Beschönigungen herbei zu schaffen. Die erste ist, daß selbige Gymnasiallehrer bloß „sich von einem herrschenden Fehler nicht frei erhalten haben," und die zweite, „daß die Unlust so vieler Schüler ihre (der hebr. Lehrer) Lust gedämpft habe." Man sieht, wie Hr. Hinz immer nur in den Schülern die Ursache alles Uebeln sucht, so daß auch die Unlust der Lehrer, die sich S. 325 in dem „Wiederkäuen der Elemente (!) Jahr-aus Jahr ein um des lieben Brodes willen" recht grell kund giebt, durchaus nicht in diesen Lehrern, in ihrer Ignoranz, in ihrer Ungeschicktheit, in ihrer wissenschaftlichen Lethargie, sondern außer ihnen als begründet und veranlaßt darzustellen sucht und auch hier wieder nur die Schüler die Schuld tragen läßt. Die bösen Schüler! So die Lust „mancher Lehrer" zu „dämpfen," daß dieselben sich auch nicht einmal mehr präpariren und dann in ihrer Ignoranz und Unlust vor ihren eigenen Schülern dastehn! Allerdings wirkt nicht bloß der Lehrer auf die Schüler ein, sondern auch diese auf jenen zurück; wenn aber ihre Unlust und Trägheit durch die offenbare Unfähigkeit der Lehrer und durch die zweckwidrigste Unterrichtsmethode derselben erst veranlaßt worden ist, so fällt Hrn. H.'s Anklage der Schüler doppelt schwer auf die Lehrer

zurück. Oder kann denn ein Schüler beim Hebr. noch Lust behalten, etwas zu lernen und zu arbeiten, wenn er sieht, daß nicht einmal sein Lehrer das Eine oder das Andere thut? Kann denn der beste Schüler noch Lust behalten, wenn ihm eine Schwierigkeit gelöst werden soll, er aber damit erst auf eine Stunde nach mehren Tagen vertröstet wird? Ich kenne den ganzen Stand dieses Zweiges unseres Gymnasialunterrichts seit einer Reihe von Jahren viel genauer, als Hr. H. es geahnt zu haben scheint und ich will hier noch Manches gar nicht erwähnen, was eben nicht geeignet ist, die Lust der Schüler zur Sache und ihre Aufmerksamkeit in der Stunde zu erhöhen. Was aber die andere Entschuldigung und Beschönigung durch das Herrschende eines Fehlers betrifft, so halte ich sie eines Gymnasiallehrers für völlig unwürdig, denn ein solcher Lehrer soll und muß so viele moralische Kraft und Charakterfestigkeit besitzen, daß er sich nicht nur selber „von einem herrschenden Fehler frei erhält," sondern auch kräftig und männlich dagegen ankämpft. Es geschieht solches auch von allen würdigen Gymnasiallehrern, welche die Wissenschaft lieben und ihren höhern Beruf als Menschenbildner klar und lebendig erkannt haben. Eben so erscheint es mir als eines Gymnasiallehrers gänzlich unwürdig, die Jugend so ganz im Allgemeinen zur Rechtfertigung etlicher Lehrer öffentlich anzuklagen und sie namentlich zu diesem Zwecke einer „kraftlosen Unlust zur eigenen Anstrengung und Vervollkommnung" zu bezüchtigen. Erst muß jeder Gymnasiallehrer etwas mehr als die ersten Anfangsgründe seines Lehrgegenstandes auf Secunda und Prima lernen und so erst selber einige Lust „zur eigenen Anstrengung und Vervollkommnung" zeigen, dann mag er seine Schüler des Gegentheils anklagen; erst muß jeder Gymnasiallehrer über die zweckmäßigste Methode seines Unterrichts etwas nachdenken, und so seinen Schülern eine angemessene Anleitung zur Selbstthätigkeit im Memoriren angeben, dann mag er sie

der Entwöhnung des „selbstthätigen Memorirens" beschuldigen und sie als abgestumpfte Maschinen ohne alle Capacität bezeichnen; erst suche man „alle Ursachen des Mangels an wissenschaftlichem Bildungstriebe" bei „manchen" Gymnasiallehrern auf, dann mag ein solcher Lehrer von den Ursachen desselben Mangels auch „bei der Jugend" reden; erst dictire man den in wissenschaftlicher Hinsicht ganz abgestorbenen Lehrern eine Geldstrafe für das Fehlen des wissenschaftlichen Interesses und bestimme das so gewonnene Geld zur Anschaffung der ausgezeichnetsten Werke für ihren Lehrgegenstand, da „manche Lehrer," um nur nicht „eine Schmälerung ihres Einkommens zu erleiden," sich gar kein wissenschaftliches Buch mehr anzuschaffen scheinen, dann mag man auch die wirklich strafbaren Schüler zu einer Geldstrafe, obschon dieselbe nur die Eltern erleiden würden und diese erst die Strafe auf ihre Söhne übertragen müßten, verurtheilen und ein „Stipendium" projectiren, oder erst möge mancher Lehrer seinen hebr. Unterricht einiger Groschen werth machen und dann mag er auch vorschlagen, daß seine Schüler sie zahlen, aber dann mag er dieselben auch nur für sich in allen Ehren und mit demselben Rechte in Anspruch nehmen, mit welchem jeder der übrigen Gymnasiallehrer einen bestimmten Antheil an dem sonstigen Schulgelde hat. Oder sollen „manche Lehrer" die übrigen an unsern Gymn. durch Uneigennützigkeit übertreffen? Erst mögen sie sich ihrer Gemeinschaft und ihres Zusammenwirkens durch einen Reichthum von Kenntnissen in ihrem Lehrgegenstande würdig machen, jetzt aber müßte Mancher sich eigentlich schämen, in dem Kreise von Gymnasiallehrern der beiden ersten Klassen auch als ein solcher Lehrer zu figuriren, denn ein tüchtiger Gymn.-Lehrer der beiden obern Klassen ist ein Gelehrter in seinem Lehrgegenstande, ein solcher „Elementarlehrer" aber immer nur ein bloßer Ignorant, der nicht einmal an einer Elementarschule sein Licht kann leuchten lassen, geschweige denn auf einem Gymnasium.

Digitized by Google

Eine solche Sprache zu führen mag Manchem hart klingen und ist mir selber sehr unangenehm, aber warum zwingen meine beiden Gegner mich, darzuthun, daß meine Anklagen bei dem vorhandenen Stande des hebr. Gymn.-Unterr. weder „grundlos" sind, noch auch für einen wirklichen Freund der Wahrheit und der Wissenschaft „gehässig" sein können. Sehen wir jedoch von allem ab, wie Hr. H. meine Anklagen statt zu widerlegen, sie geradezu beweiset, und fragen wir ihn: wie steht es denn mit dem hebr. Unterricht auf den Gymnasien unserer Provinz? steht es gut oder schlecht mit ihm? so antwortet er: „Auch vor 20 Jahren stand es mit dem Hebr. Unterrichte nicht eben erfreulich." Es hat sich also, wie jenes „Auch" deutlich zeigt, seit zwei Decennien nichts verbessert, vielmehr ist der hebr. Unterricht eben so unerfreulich geblieben, wie er es schon vor 20 Jahren war, als Hr. Hinz „die ersten Klassen des Gymnasiums besuchte." Nun diese Angabe eines solchen Lehrers selber wird man doch wohl gewiß als hinlänglich wahr annehmen müssen, und nicht weiter als grundlos und gehässig bezeichnen können. Nun frage ich weiter: haben daran, daß der hebr. Unterricht auf den Gymn. unserer Provinz so unerfreulich ist, nicht die Lehrer selber Schuld? Auch diese Frage vermag Hr. Hinz nicht zu verneinen, wenn er den Lehrern auch „keine besondere Schuld" beilegen will. Aber mag nun ihre Schuld eine „besondere" sein, oder nicht, warum, frage ich Hrn. H., sind denn die hebr. Lehrer auch nach seiner Ansicht schuldig? wenn er nicht meine Anklage der Ignoranz und der Unlust eben so wie die der Fraudulenz beim Abiturienten-Examen als wahr anerkennen will, sondern sie als eine „Inconsequenz" bezeichnet, die „etwas Gehässiges" hat. Was aber diese vermeintliche Inconsequenz betrifft, die Hr. H. darin erkennen will, daß ich die Gründe des Hrn. Dir. Gotthold für eine allgemeine Entfernung des hebr. Unterrichts von allen Gymn. widerlege und doch eine solche Entfer-

Digitized by Google

nung für unsere Provinz aus ganz andern Gründen wünschenswerth finde: so scheint Hr. H. zu übersehen, was eine wahre Inconsequenz ist; denn nach der klassischen Logik eines Aristoteles, Kant, Herbart, Drobisch, die von jeder modernen, sie sei nun eine Logik des Einkommens, oder der Revolution, oder der Metaphysik u. dergl., wohl zu unterscheiden ist, kann wohl schwerlich Jemand darin eine Inconsequenz finden, wenn man sich wegen eines Grundes gegen eine Sache erklärt, wenn auch gleich hundert Gründe für sie sprächen? Nicht die Zahl, sondern die Kraft der Gründe kommt bei jeder letzten Entscheidung über einen besondern vorliegenden Fall in Anschlag, und ein Realgrund kann da in der Praxis, in der Wirklichkeit, im Leben mehr Kraft, Gewicht und Bedeutung haben, als hundert Idealgründe zusammengenommen. Oder was vermögen denn in unserm Fall alle nur möglichen Gründe der Wissenschaft, des höhern Interesses der protestantischen Kirche, des wahren Verhältnisses der Gymnasien zur Universität für den hebr. Gymnasialunterricht in unserer Provinz, wenn in derselben die dazu tauglichen Lehrer fehlen? Und wenn ein solches Fehlen faktisch und notorisch ist, ja von Hrn. H. selber durch alles, was er zur Beschönigung der angeklagten Ignoranz und Unlust und zur Beseitigung alles Nachtheiligen der Fraudulenz mancher Lehrer beim Abiturientenexamen gegen mich einwendet, „nur zu deutlich" gezeigt und bewiesen wird, dann soll man sich auch nicht einmal in so beschränktem Maaße und in so bedingter Weise für den Unterricht im Hebr. erst auf der Universität und für die Anstellung eines tüchtigen Lehrers dafür erklären können, ohne sich einer Inconsequenz schuldig zu machen? Freilich vom Standpunkte jener hebr. Lehrer aus und nach der Logik ihres Einkommens mußte es sehr inconsequent erscheinen, wenn ich zuerst zum Vortheil ihres Einkommens und nachher zum Nachtheil desselben mich aussprach. Für einen jeden Andern aber, der nicht ein solcher hebr. Gymnasiallehrer ist, kann auch

in meiner ganzen Darstellung nicht die geringste Inconsequenz vorhanden sein, wie denn auch Hr. Dir. Gotth. nichts von einer solchen weiß, obschon er Alles und Jedes in meinem Aufsatz, was ihn erlaubt oder auch unerlaubt in den Stand setzte, mir scheinbar beizukommen, auf das Sorgfältigste herausgesucht hat. Daß meine nur für Hrn. Hinz vorhandene und für ihn auch sehr gehässige Inconsequenz „zugleich etwas Naives und Tragisches" hat, ist bei seiner Stellung zur Sache auch aus gewissen subjectiven Gründen sehr leicht erklärlich. Ueberhaupt aber hat der rein materielle Standpunkt des Hrn. H. auf die richtige Beurtheilung und die gerechte Würdigung meines Aufsatzes und des ganzen streitigen Gegenstandes sehr nachtheilig eingewirkt. Schon „durch den Titel" desselben „wird er überrascht;" denn die Befreiung unserer Gymn. von dem hebr. Unterrichte erscheint ihm nicht wünschenswerth, wohl aber die vom Examen, da dieselbe keine „Schmälerung des Einkommens" zur Folge hat. Auch will Hr. Hinz in seiner so materiellen Besorgniß schon aus dem Titel auf keine unbefangene Behandlung des Gegenstandes schließen. „Denn," so läßt er sich vernehmen, „sollte man darnach nicht glauben, daß die Gymn. oder doch ein Theil derselben ihre Verpflichtung Hebräisch zu lehren als eine drückende Last ansähen, und im tiefen Gefühl derselben den Verf. um seine Mitwirkung zu ihrer Befreiung gebeten hätten, oder daß er aus eignem Mitleid mit ihrer vielleicht (!) von ihnen selbst nicht empfundenen Sklaverei sich zu ihrem Befreier aufgeworfen habe." Der Mann scheint es hiernach nicht gerne zu sehen, wenn man mit einigen Individuen nach ihrer Stellung und Wirksamkeit in einer gewissen Richtung hin „vielleicht" ein sehr natürliches Mitleid empfinden sollte, so wie er es auch sehr übel genommen zu haben scheint, daß ich mit meinem vorigen Aufsatze nicht gewartet hatte, bis er mich um meine Mitwirkung zu seiner Befreiung gebeten, denn sonst würde er es mir doch erlauben, den Hrn.

Digitized by Google

Dir. Gotthold auch als einen würdigen Repräsentanten der Gymn. und als ein eben so reines Organ ihrer Wünsche zu betrachten, zumal da der Hr. Dir. selber in allen Gymnasial-Angelegenheiten auch ganz allgemein Gültiges und völlig Unantastbares sagen zu können glaubt und daher auch den hebr. Unterricht auf den Gymn. als eine fremdartige und ganz unrechtmäßige Last der Gymn., die ihnen nicht nur ganz unnöthiger Weise Zeit und Kraft, sondern auch sogar Geld raube, in sechs Gründen darstellte und uns akademische Privatdocenten um unsere „Mitwirkung" zu der Befreiung der Gymn. vom hebr. Unterr. gewisser Maßen gebeten hatte, indem er uns überreden wollte, daß wir durch Uebernahme dieses Unterrichts „eine für uns wünschenswerthe Thätigkeit gewinnen." Da indessen Hr. Hinz dem Hrn. Gymnasial-Director die Repräsentantenwürde in dieser Gymnasial-Angelegenheit streitig macht, und, wie es scheint, mit vollem Rechte, so kann ich nun wohl nach der gehörigen Beleuchtung seiner „Einwendungen" hoffen, eine gerechte Anerkennung meiner Klagen und Wünsche in dieser Beziehung noch zu erleben, da das bereits herausgestellte Ergebniß seiner Einwendungen und Vorschläge gewiß auch eine sehr allgemeine Gültigkeit für unsere Provinz beanspruchen kann. Auch darf ich jetzt gar nicht mehr sagen: Hr. Hinz, sondern zum Wenigsten: „ein Theil der Gymnasien," d. h. der hebr. Gymnasiallehrer hat gar keinen Begriff von seiner eigentlichen „Verpflichtung," wenn er meint, die Gymnasien hätten bloß die ganz unbestimmte Verpflichtung, überhaupt nur „Hebr. zu lehren," es sei dieses Lehren auch noch so unerfreulich und schlecht, als es nur irgend sein könne. Denn seine eigentliche „Verpflichtung" ist die, Alles und somit auch das Hebr. so zu lehren, daß auch etwas Ordentliches gelernt werde, da es der Wissenschaft, der evangelischen Kirche und unserm Staate auf das Hebr. Lehren ganz allein noch ganz und gar nicht ankommt, es muß das Hebr. Lernen

nothwendig noch dazu kommen. Darum werden eben Examina gehalten, auch im Hebräischen, damit man sieht, ob die jungen Leute bei ihren Lehrern auch etwas lernen und gelernt haben. Wenn also „manche Lehrer" ob ihrer eigenen Schwäche „ihren schwachen Schülern auf ungesetzliche Weise," d. h. auf fraudulöse Art „durch das Examen zu helfen suchen," wenn sie eben darum vom Examen ganz und gar befreit zu werden wünschen, um nur nie zeigen zu dürfen, was ihre Schüler denn eigentlich bei ihnen lernen, wenn sie darum, weil dieselben nichts und fortwährend oder auch nur in vollen „zwanzig Jahren" nichts oder so viel wie nichts bei ihnen lernen, dieselben öffentlich „abgestumpfte Maschinen" nennen und sich selber dadurch zu Fabrikarbeitern machen, die nur ein größeres „Einkommen" als andere Fabrikarbeiter haben, und wenn dieselben bei diesem Allen „vielleicht" noch immer keine „drückende Last" und keine „Sklaverei" empfinden, so kann dieses nur daher kommen, weil sie keinen Begriff von ihrer eigentlichen Verpflichtung haben, oder weil ihnen das richtige Pflichtgefühl ganz abgeht, oder weil die Süßigkeit des Einkommens alles sonst Unangenehme und Unwürdige bedeutend überwiegt. Aber „ein Theil der Gymnasien," d. h. der hebr. Gymn.-Lehrer hat auch keinen rechten Begriff von den Gymnasien, denn nach seiner Ansicht bilden schon die Gymnasiallehrer ganz allein die Gymnasien, so daß ihm gar nicht einfällt, darnach zu fragen, ob nicht etwa die Schüler ganz ohne ihre Schuld und ohne alle Noth bei seiner Unterrichtsweise „eine drückende Last" und eine „Sklaverei" empfinden, was doch nothwendig der Fall sein muß, wenn es mit ihnen schon so weit gekommen ist, daß er sie „abgestumpfte Maschinen" nennt und ihnen mitunter alle Capacität abspricht. Die Schüler bilden nun aber bei den Gymn. und allen Schulen die Hauptperson, denn nur um ihretwillen werden die Lehrer angestellt und besoldet. Eben darum verdienen die Schüler auch eine ganz

Digitized by Google

besondere Berücksichtigung, zumal da kein Geldeinkommen sie oder ihre Eltern für die „drückende Last" und „Sklaverei," welche mancher ungeschickte und unwissende Lehrer ihnen aufbürdet, irgendwie entschädigt. Jeder Sachverständige weiß aber, wie sehr ein geschickter, kenntnißreicher, und eben darum auch bei seinen Schülern in hoher Achtung stehender Lehrer den Unterricht ihnen erleichtern und den Lernbegierigen sogar angenehm machen kann, während ein Lehrer ganz entgegengesetzter Art ihnen diesen Unterricht zu einer wahren Höllenpein verbittert oder doch gänzlich verleidet. Endlich aber hat „ein Theil der Gymnasien," d. h. der hebr. Gymn.-Lehrer auch gar keine Ahnung von dem Wohl- und Uebelbefinden einer Wissenschaft, weiß nichts von ihrer Sklaverei und Knechtschaft, wenn sie von den unholden Händen eines Ignoranten und Fabrikarbeiters übel tractiret und arg gemißhandelt ihre bitteren Thränen vergießt. Von einem „Mitleid" mit der Wissenschaft weiß seine Seele eben so wenig wie von einem „Mitleid" mit den Schülern einer wissenschaftlichen Anstalt, sondern denkt auch bei diesem etwaigen „Mitleid" nur an sich und an das „Leiden einer Schmälerung des Einkommens." Darum konnte er auch meinen, ich hätte mich zum Befreier der Gymn. „aufgeworfen," obgleich Pflicht und Beruf mich dazu nöthigten, obgleich die Wissenschaft und das höhere Interesse unserer Landeskirche, obgleich die eigentliche Verpflichtung der Gymnasien und die vorhandene Quälerei eines Theils ihrer Schüler, obgleich sogar Hr. Dir. Gotthold mich dazu aufgefordert hatten. Darum hält er es für angemessen, mir entgegenzutreten mit der Angabe, daß „der ganze Inhalt" meines Aufsatzes „nur zu deutlich" zeige, er sei durch mein (materielles) Interesse hervorgerufen. Darum ist er sogar so zudringlich, meinem Aufsatze einen neuen obschon nicht sehr saubern Titel aufdrängen zu wollen, und anzugeben, daß mein voriger Aufsatz „eigentlich den Titel führen müßte:

Digitized by Google

„Beweis, daß den Privatdocenten an den Universitäten der hebr. Unterricht zur Sicherung ihrer Subsistenz (!) ausschließlich vorbehalten werden müsse.“ In dieser gewiß sehr berechneten Angabe ist mein Gegner nur so verblendet, unmittelbar nach dem Titel seiner Fabrik sich selber dadurch zu strafen, daß er sogleich anführt, wie sehr er „überrascht“ worden sei durch das Gegentheil von dem, was er doch eben von meinem Aufsatze so nachdrucksvoll ausgesagt und durch einen neuerfundenen Titel noch recht grell hervorgehoben hatte. Es heißt nämlich in jenem Collectivschreiben: „Mehr noch als durch den Titel wird man durch die Ausführung überrascht; denn in den ersten Abschnitten tritt der Verf. nicht als Gegner, sondern vielmehr als beredter Vertheidiger der Nothwendigkeit des hebr. Gymn.-Unterr. auf, so daß wer diese Nothwendigkeit etwa leugnen oder bezweifeln sollte, nur auf den Aufsatz des Hrn. Dr. H. verwiesen werden dürfte, um eines Bessern belehrt zu werden. Ja er sucht weiterhin“ u. s. w. Nun wenn solches wirklich „in den ersten Abschnitten“ meines Aufsatzes und auch noch „weiterhin“ zu finden ist, so kann doch unmöglich „der ganze Inhalt“ desselben „nur zu deutlich“ zeigen, daß er durch mein materielles „Interesse hervorgerufen worden ist.“ Zeigt aber solches nicht der ganze Inhalt, zeigt er vielmehr das Gegentheil, so daß man nur einen sehr kleinen Theil desselben bei einer rein materiellen Gesinnung so wie Hr. Hinz deuten kann, dann ist auch der neue Titel wohl viel eher als meine Beschwerde eben so grundlos als gehässig, und nicht nur jenes Einschiebsel: „zur Sicherung ihrer Subsistenz“ ein übel angebrachtes Prävenire, sondern auch jener Schluß: „ausschließlich vorbehalten werden müsse,“ eine sehr arge Suppeditirung. Denn nicht ich, sondern Hr. Dir. Gotthold will eine solche „ausschließliche“ Vorbehaltung, und eben darum widerlegte ich seine sechs

Digitized by Google

Gründe; gleichwohl fand ich aber eine Ausnahme von dem, was allgemein sein sollte, für unsere Provinz wünschenswerth, da ganz besondere Umstände dazu dringend nöthigen. Diese dringende Nöthigung glaube ich aus den Einwendungen des Hrn. Hinz so ziemlich dargethan zu haben, und damit bin ich denn auch mit ihm selber schon so ziemlich fertig, weshalb ich jetzt gegen meinen andern eben so würdigen Gegner und zweiten Repräsentanten des hebr. Gymn.-Unterr. in unserer Provinz mich wenden kann.

Hr. Dir. Gotthold ist zunächst der Meinung, ich hatte bei meiner Widerlegung seiner sechs Gründe für eine allgemeine und ewige Verlegung des hebr. Unterrichts von den Gymn. auf die Universitäten etwas Wesentliches darin übersehen, daß sein Aufsatz „eine Gelegenheitsschrift ist und seinen Ursprung der jetzt so vielfach besprochenen Gymnasialfrage verdankt. Man klagt," so fährt er fort, „über zu viele Lehrgegenstände. Wohl, sage ich, entfernt das Hebräische, so wird ein Lehrgegenstand weniger sein, so wird Zeit und Kraft für andere Gegenstände gewonnen, so wird Geld erspart werden." Dagegen erlaube ich mir Folgendes ganz ehrerbietigst zu erwiedern:

1. Der Wissenschaft, deren Interesse ich als akademischer Docent zu vertreten habe, ist es ganz gleichgültig, bei welcher Gelegenheit gewisse Gründe für oder wider einen wissenschaftlichen Gegenstand vorgebracht werden. Sie hält sich nur an den Inhalt der Gründe und prüfet dieselben ohne alle persönliche und zeitliche Nebenrücksichten so, wie es die strenge Wahrheit erfordert, d. h. so, daß man klar und deutlich sieht, ob jene Gründe das, was sie beweisen sollen, auch wirklich beweisen, oder ob sie bloße Scheingründe sind. Wenn also auch jener Aufsatz des Hrn. Dir. eine bloße Gelegenheitsschrift war, so war es doch wohl nicht sachwidrig, oder nicht zeitgemäß, oder gar ungebürlich, wenn ich vom Standpunkte der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Interesses

unserer evangelischen Kirche die sechs Gründe des Hrn. Dir. für eine allgemeine und ewige Abschaffung des hebr. Gymn.-Unterr. mit Beiseitesetzung alles Zufälligen und Gelegenheitlichen so beleuchtete, daß selbst jeder Laie und Idiot sehen konnte, wie sie nichts Wesentliches und wahrhaft Gültiges enthalten, wie sie gleichsam nur ein vorübergehender Nebel, ein Gelegenheits-Dunst sind, der aller compacten Realität entbehrt und daher am Angemessensten bei derselben Gelegenheit, bei welcher er entstand, auch wieder verscheucht wurde, damit er nicht etwa irgendwie nachtheilig einwirke.

2. Klagt man über zu viele Lehrgegenstände, so sagt die Wissenschaft und das wissenschaftliche Interesse unserer protest. Kirche nicht wie der Hr. Dir. so ohne Weiteres sogleich: „Wohl!" sondern viel eher: Wehe! und fügt dann auch wohl bei solcher Klage noch strafend hinzu: o du beschränktes und ohnmächtiges, oder du geistesmattes und materiellgesinntes Geschlecht! Muß aber die Wissenschaft der Beschränktheit an Zeit, dem Mangel an Kraft, oder der Trägheit und materiellen Gesinnung nachgeben, dann wägt sie wenigstens Alles wohlbedächtig und besonnen ab, fällt aber nicht vorschnell über diesen oder jenen bisherigen Lehrgegenstand her, laut ausrufend: „entfernt das Hebräische, so wird ein Lehrgegenstand weniger sein." Daß nun bei einer solchen Entfernung ein Lehrgegenstand weniger sein werde, ist nicht eben ein so schwerer Schluß, daß er nicht ohne besondern Scharfsinn gemacht werden könnte und darum noch besonders hervorgehoben werden müßte; aber gewinnt denn auch das Gymn. etwas Wesentliches, wenn ein solcher Lehrgegenstand entfernt wird, an dem nicht einmal der zehnte Theil der sämmtlichen Schüler eines Gymn. Antheil nimmt? und dann: warum soll denn gerade das Hebr. jener vielleicht ganz grundlosen Klage so ohne Weiteres zum Opfer fallen? Könnte nicht vielleicht ein anderer Lehrgegenstand viel eher aufgegeben, oder ein paar andere

nur ein wenig beschränkt werden, wenn einmal jener Klage nachgegeben werden soll? Dieses Alles hätte der Hr. Dir. erst wohl erwägen und alles mit der sonstigen Weisheit des Alters und der Erfahrung wohl abmessen mögen, um dann endlich eine würdige Entscheidung herbeizuführen. Ist doch z. B. das Hebr. ein viel älterer Zweig des Gymn.-Unterr. als der naturwissenschaftliche, wie er neuerdings verordnet und eingeführt ist. Wäre es da wohl ganz unangemessen zu fragen, ob nicht der naturwissenschaftliche Unterricht in größerm Umfange, als es sonst der Fall war, den höhern Bürgerschulen zu überlassen sei, zumal da die protestant. Kirche bei diesem Unterrichte gar nicht so, wie bei dem hebr. betheiligt ist? Die Wissenschaft liebt alle Lehrgegenstände gleich sehr und stößt darum keinen in blinder Eile und kalter Herzlosigkeit aus den Gymn., sondern überleget alles, wenn sie nachgeben muß, gar wohl, damit sie nichts Ungeschicktes begehe und sich an der ewigen Wahrheit versündige.

3. Wäre der Gewinn an Zeit und Kraft, die Ersparniß von Geld so ganz im Allgemeinen und schon an und für sich ein hinreichender Grund zur Entfernung irgend eines Lehrgegenstandes, so würde man darnach gerade einen von denjenigen Lehrgegenständen wählen müssen, welche die meiste Zeit und Kraft, das meiste Geld kosten. Dieses ist nun wohl das Griechische und das Lateinische, nimmermehr aber das Hebr., das erst auf Secunda und Prima gelehrt und von den allerwenigsten Secundanern und Primanern erlernt wird, so daß von allen Schülern des Gymn. nur diese sehr Wenigen und auch diese nur ein sehr Unbedeutendes an Zeit und Kraft „für andere Gegenstände" gewinnen, und doch hatte man bei jener Klage gerade sämmtliche Schüler der Gymn. im Auge. Demnach hätte der Hr. Dir. bei seinem Zeit-, Kraft- und Geld-Grunde consequenter Weise gerade auf einen Lehrgegenstand verfallen müssen, dessen beabsichtigte Entfernung nicht nur ihm sehr frevelhaft erschienen sein würde, sondern

auch wirklich ganz ungereimt ist. Diese Ungereimtheit zeigt aber auch zugleich, wie bei einer solchen Frage nach der Möglichkeit, die Zahl der Lehrgegenstände auf den Gymn. zu vermindern, auf bloße Zeit-, Kraft- und Geld-Ersparniß ganz allein noch gar keine solche entscheidende Rücksicht zu nehmen ist. Steht es also einmal aus wissenschaftlichen und kirchlichen Gründen fest, daß ein protestantisches Gymn. als solches auch Hebr. lehren müsse, wie es die Wissenschaft und das Interesse unserer Kirche erfordert, so muß auch der Staat oder die Stadt im Interesse der Wissenschaft und Kirche das dazu erforderliche Geld hergeben. Der für den hebr. Unterricht angestellte Lehrer aber, der eigentlich immer ein Theologe sein sollte und es bis jetzt auch in der Regel gewesen ist, wird dann auch nach Pflicht und Schuldigkeit so viel Zeit und Kraft auf und für seinen hebr. Unterricht verwenden müssen, wie viel nun eben erforderlich ist, und „für andere Gegenstände" gar nicht einmal Zeit und Kraft auf Kosten des ihm anvertrauten Unterrichts begehren dürfen.

4. Daß es bei der beabsichtigten Entfernung des Hebr. mit der Zeit- und Kraft-Ersparniß zu Gunsten „anderer Gegenstände" nichts auf sich habe und jener Klage über zu viel Lehrgegenstände durchaus nicht genügt wird, ist schon bemerklich gemacht worden. Aber auch die Geld-Ersparniß ist eine reine Chimäre. Zwar sagt der Hr. Dir.: „Ich in meiner Unschuld meine, die Gymnasien sollen das Geld ersparen;" aber damit sind wir noch nicht am Ende, denn a) als vor einiger Zeit sich einige hundert Thaler an Ersparnissen in der Kasse des Friedrichscollegiums vorfanden, wurden sie unter die Lehrer vertheilt. Dagegen habe ich nun durchaus nichts, aber ich kann nicht wünschen, daß um der Bezweckung so zu vertheilender Ersparnisse willen, bei denen im Grunde die Gymnasien nichts ersparen und nur die Gymnasiallehrer gewinnen, der hebr. Unterricht eingehe. Für die Bibliothek des Friedrichscollegiums kann auch nichts durch Abschaffung

des Hebr. erspart werden, denn wenn ein Gymn. so viel Geld hat, daß es Werke, wie die critici sacri, die wahrhaftig kein Gymnasialbedürfniß erheischt, für seine Bibliothek anschaffen kann, so wird wohl das vom Hebr. ersparte Geld anderweitig aufgehen müssen, wenn es nicht der Staat wieder einziehen soll, was doch der Hr. Dir. nicht zu wünschen und zu wollen scheint. b) Hr. Dir. G. hält es für „eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, wenn ein städtisches Gymn. der Provinz — denn bei einem Königlichen wäre die Sache (für ihn) doch wenigstens denkbar — einem Lehrer statt der vier hebräischen Stunden vier deutsche, lateinische, historische oder andere übertrüge, das Honorar für diese Stunden aber nicht ihm anwiese, sondern der Universität für einen jungen Orientalisten übersendete." Diese himmelschreiende Ungerechtigkeit beweiset himmelschreiend, wie ein Gymnasium das Hebr. abschaffen könne und doch nichts an Geld erspare, wie doch der Hr. Dir. nur wenige Zeilen vorher in seiner Unschuld meinte, indem er angab, die Gymnasien sollen das Geld ersparen. Freilich wäre jenes eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, aber wer sieht nicht, worin sie liegt? nämlich darin, daß der hebr. Lehrer bei Uebernahme anderer Stunden an Stelle der bisherigen hebr. und bei Verlust des bisherigen hebr. Stundengeldes allerdings ungerecht verliert, aber eben so viel der andere Lehrer, dem etwa die vier „lateinischen" Stunden abgenommen werden, ungerecht gewinnt. Während also bei den Königlichen Gymn. das für das Hebr. ersparte Geld unter die Lehrer vertheilt wird, zieht es bei den städtischen Gymn. derjenige Lehrer ein, dem vier griechische, oder lateinische, oder andere vom bisherigen hebr. Lehrer abgenommen werden, aber die Gymnasien ersparen dadurch gar nichts, oder man müßte bei den Königl. Gymn. die Lehrer in pleno als identisch mit den Gymn., und bei den städtischen Gymn. nur einen Lehrer, oder auch zwei also betrachten, was doch nicht erlaubt ist, so

daß

daß immer das Resultat ist, die Gymnasien ersparen nichts in Folge einer solchen Benutzung der Abschaffung des Hebr. bei aller „Unschuld" des Hrn. Dir. Uebrigens stehn sich die städtischen und Königlichen Gymn. ganz gleich, denn ob der König oder die Stadt die erforderlichen Fonds hergiebt, ist ganz einerlei. Auch ist der Lehrer des Hebr. öfters ein bloßer Hilfslehrer, ist also seine Hilfe bei Verlegung des hebr. Unterrichts auf die Universität nicht mehr nöthig, so kann er mit seiner etwaigen Ignoranz, Unlust u. s. w. in allen Ehren entlassen werden. Endlich aber ist bei der Verlegung des hebr. Unterrichts auf die Universität die Uebertragung des bisherigen Honorars der Gymn. für diesen Unterricht an die Universität auch schon darum von Wichtigkeit, weil es früher oder später wieder wünschenswerth erscheinen muß, den Gymn., nachdem man durch Gründung eines philologisch-semitischen Seminars für die Bildung tüchtiger Gymnasiallehrer im Hebr. gesorgt hat, den hebr. Unterricht wieder zurückzugeben, so daß es dann weiter keine Schwierigkeit macht, wovon der neue hebr. Gymnasiallehrer honorirt werden solle, welche Schwierigkeit doch ohne Zweifel eintreten würde, wenn es nun etwa erst nach „zehn Jahren" ermittelt werden sollte, wer denn eigentlich so lange von den übrigen Gymnasiallehrern mit himmelschreiender Ungerechtigkeit das Honorar für den sonstigen hebr. Unterricht versteckter Weise immer eingezogen hatte. Um also keine solche Uebelstände geflissentlich zu erzielen, wolle man auch kein so ungehöriges „Wenn" statuiren, und man wird es sehr leicht begreifen können, daß meine Forderung ganz einfach und gerecht ist.

Was die Summe betrifft, welche nach des Hrn. Director Meinung „die Gymnasien ersparen sollen," aber nicht wirklich ersparen, so meint er auch jetzt noch immer seine 10,000-Thaler-Ersparniß als vollkommen zutreffend festhalten zu können und sucht sie nun durch eine detaillirte Rechnung als

Digitized by Google

richtig zu erweisen. Bei dieser Rechnung fühlt sich der Hr. Dir. so sicher, daß er mich noch ganz besonders herausfordert, „damit er doch etwas von mir lerne." Dieses etwas wäre 1) daß es ein grober Rechnungsfehler ist, wenn der Hr. Dir. zur Bestimmung des Kostenbetrages der einzelnen Lehrstunde das jährliche Gehalt in die jährliche Stundenzahl dividirt. Die Stelle heißt: „Die Summe seiner (des Oberlehrers) Lehrstunden beträgt demnach 52 mal 20, d. h. 1040, welche durch (!) 800 (Thaler jährl. Gehalts) dividirt für die einzelne Stunde 1 Thaler und 9 Sgr. geben." Welches Kind sieht nicht sogleich, daß bei 1040 Lehrstunden und 800 Thalern Gehalt jede einzelne Stunde weniger, aber nicht mehr als 1 Thaler kosten und es in statt „durch" heißen müsse. Wenn also ein Gymnasialdirector rechnet, so sieht man, wie viel ein solcher Herr bisweilen vergessen, oder wie sehr er sich von der Leidenschaft verblenden lassen kann. 2) Bloß des Hebräischen wegen wird nirgends ein Oberlehrer mit circa 800 Thaler Gehalt an einem Gymn. angestellt. Es läßt sich also in Preußen auch nicht „ein Oberlehrer durch das eingehende Hebräisch ersparen." Will daher der Hr. Dir. die 800 Thaler Oberlehrer-Gehalt in seine Rechnung bringen, so weise er vorerst nach, daß wenigstens an einem Preuß. Gymn. bloß des Hebr. wegen ein besonderer Oberlehrer mit 800 Thlr. Gehalt angestellt ist. Endlich erlaube ich mir 3) noch bemerklich zu machen, daß die ganze detaillirte Ausrechnung der 10,000 Thaler ein reiner Hocuspocus ist, was der Hr. Dir. auch selber dadurch bezeuget, daß er sagt: „Wie oft ein Ortsgeistlicher, ein Oberlehrer (zu streichen!), ein Unterlehrer oder bloß ein Hilfslehrer erspart würde, kann ich nicht angeben." Denn dieses offene Geständniß eines solchen Unvermögens zeigt doch ganz offenbar, daß die ganze Ausrechnung ohne alle Basis ist, und darum dem Statistiker nur als eine leere Schaustellung erscheinen muß, welche schon zur Vermeidung jenes Rechnenfehlers am

Digitized by Google

Besten ganz unterblieben wäre. Demnach bleibt die Zehntausend-Thaler-Ersparniß bei solcher Ausrechnung nach wie vor bloß eine imaginäre Größe und ist noch viel eher „eine Aufschneiderei und Possenreißerei," als meine Angabe, daß er jene Zehntausend eben so leicht auch auf eine Million hätte bringen können; denn könnte einem einzigen Gymn. ohne Beeinträchtigung seines wahren Wesens und ohne Verkümmerung seiner eigentlichen Aufgabe das Hebr. entzogen werden, ja gewänne durch diese Entziehung noch die Kirche, die Universität und das Gymn., so würde es dem Hrn. Dir. doch etwas schwer werden nachzuweisen, mit welcher Nothwendigkeit er schon bei 100 Gymn. habe stehn bleiben müssen, zumal da schon der Preuß. Staat ganz allein mehr hat. Zum Allermindesten also würde man doch alle deutsche Gymn., auf denen Hebr. gelehrt wird, in Rechnung bringen können, wenn man einmal eine recht erkleckliche Summe, auf die es doch nur allein ankam, herausbringen will.

Wenn es nun so mit dem stärksten Theile der Bemerkungen meines Gegners bestellt ist und er im Gefühl seiner Untrüglichkeit und Unübertrefflichkeit mich hierbei noch ganz besonders herausfordert, ihn „zu belehren, damit er doch etwas von mir lerne," so wolle doch nur Niemand glauben, daß ich mir schmeichele, durch eine solche Widerlegung des vom Hrn. Dir. Gesagten ihn zu belehren, denn das ist rein unmöglich, nachdem er meine frühere Darstellung als eine Polemik dargestellt, die „ihre Widerlegung größtentheils schon in sich trägt" und nachdem er mich als einen „abnormen Polemiker" bezeichnet hat. Demnach wird auch wohl meine Hinweisung auf jenen Rechnungsfehler als etwas Abnormes und jene Division der Lehrstunden „durch" statt in das Gehalt als ganz sachgemäß und richtig behauptet werden, weil der Hr. Dir. selber es war, der so gerechnet hat und der doch auch eine Zeit lang sogar Rechnenlehrer gewesen ist, wie sein zweiter Aufsatz in jenem Mai-Heft der Preuß. Prov.-Bl. zeigt.

Gleichwohl kann ich nicht umhin, auch noch einiges Andere in seiner Unrichtigkeit darzustellen, da die Sache es zu erfordern scheint.

Der Hr. Dir. geht noch immer von der ganz unrichtigen Voraussetzung aus, daß Philologen das Hebr. auf den Gymn. lehren, zeigt daher S. 416, was alles ein philologischer Oberlehrer wissen soll, wobei man das Rechnen wenigstens bis zur einfachen Regeldetri ganz vermißt, und will dadurch auch jetzt noch die Abschaffung des hebr. Gymn.-Unterr. motiviren, obschon daraus doch höchstens nur folgen würde, daß ein Philologe durchaus nicht im Stande sei, auch noch Hebr. zu lernen und dasselbe zu lehren, so daß man nicht Philologen, sondern nur Theologen den hebr. Unterr. an den Gymn. vernünftiger Weise übertragen könne, was doch am Friedrichscollegium und auch anderweitig schon längst der Fall ist. Er folgert also hierbei offenbar zu viel aus seiner Voraussetzung, selbst wenn sie richtig wäre, und demnach kann durch ein solches Verfahren sein vierter Grund für die allgemeine und ewige Abschaffung des hebr. Gymn.-Unterr. durchaus nichts gewinnen. Da nun auch an dem eigenen Gymn. des Hrn. Dir. ein Theologe und kein Philologe das Hebr. lehrt, da ich hierauf den Hrn. Dir. schon einmal hingewiesen habe und derselbe immer noch von Philologen als Lehrern des Hebr. redet, so sieht man daraus, wie auch das ganz Offenbare und Handgreifliche nicht im Stande ist, meinen Gegner zur Anerkennung und Aufgebung einer irrigen Meinung zu bewegen.

Eben so verhält es sich mit dem, was der Hr. Dir. S. 412 zur Befestigung seines ersten Grundes noch anführt, nachdem er ganz unangemessen meine Gedanken corrumpirt hat, um gegen „das Unpädagogische solcher Gedankenspäne" zu Felde ziehn zu können. Es ist mir eine solche Ungereimtheit, daß schon die

Sextaner Hebr. lernen sollen, ganz fremd, und wenn mein Gegner mir solche Ungereimtheiten dennoch unterschiebt, so ist das nur ein unerlaubtes Mittel, welches ihm die Polemik gegen mich etwas erleichtern soll. Die Wissenschaft und das Interesse der Kirche verlangt nur auf Secunda und Prima den hebr. Unterr., von diesen beiden Klassen rede ich daher auch immer nur ganz allein, und wenn ich also sage, daß der hebr. Unterr. „möglichst früh" angefangen werden soll, so wird wohl Niemand jene letzte Ungereimtheit noch überbietend sogar von „einer hebräischen Wärterin" u. dergl. ein wenig faseln, sondern hinlänglich ersehen, daß nicht erst auf der Universität, auch nicht erst auf Prima, sondern schon auf Secunda der hebr. Unterr. nach meiner Meinung beginnen soll.

Was mein Gegner zur Sicherstellung und Begründung seines erſten Grundes anführt, daß „der Abiturient sich eben so gut in das semitische Sprachidiom hineinfinden wird, als er von der Dekadik zur Pentadik oder Hexadik überzugehen vermag," so wird auch dieser erſte Grund dadurch nur noch mehr in seiner Nichtigkeit dargestellt. Denn 1) fügt der Hr. Dir. die Bedingung hinzu: „wenn er sonst ein tüchtiger Schüler war." Ei wenn er es nun nicht war? Man kann also, wie dieser conditionelle Satz des Hrn. Dir. beweiset, ein Abiturient sein und von dem Gymn. als reif zur Universität abgehen, auch ohne ein tüchtiger Schüler gewesen zu sein. Folglich wird man es schon um dieser bloßen Möglichkeit willen bei einiger Besonnenheit rathsam finden müssen, die jungen Leute schon auf dem Gymn. das Hebr. anfangen zu lassen, zumal da die Erfahrung hinlänglich gezeigt hat, daß jene Möglichkeit nur zu oft zur Wirklichkeit geworden ist.

2. Ich habe schon einmal gesagt, daß die Erlernung des Hebr. eine solche anderweitige Vorbildung, wie sie ein Abiturient im Französischen, Griechischen,

Digitized by Google

Lateinischen und Deutschen besitzt, gar nicht erst bedarf, sondern daß schon der von Tertia nach Secunda versetzte Gymnasiast dasselbe zu erlernen mit Erfolg und Nutzen anfangen kann, wenn ihm ein vernünftiger und guter Unterricht im Hebräischen ertheilt wird.

3. Das Beispiel von der Dekadik, Pentadik und Hexadik ist von der Art, daß es gerade das Gegentheil von dem darthut, was der Hr. Dir. eigentlich will, so daß er selber dadurch seine eigene Meinung widerlegt und meine Angabe nur noch bestätigt; denn a) vermag allerdings ein Abiturient von der Dekadik leicht zu der Pentadik und Hexadik überzugehen, aber das kann auch schon ein Secundaner, ja ich wurde schon auf Quarta mit diesem Uebergange bekannt gemacht. b) Dieser leichte Uebergang an und für sich hat noch gar nicht so viel zu bedeuten, als seien damit schon alle Schwierigkeiten überwunden, da er nur so viel besagt, daß man sich im Allgemeinen von der Dekadik aus auch nach jedem andern Zahlensystem ein solches Numeriren und Rechnen denken kann, wie es nun eben von uns nach dem zehntheiligen geschieht. Soll nun aber wirklich in besondern und bestimmten Fällen nach der Pentadik oder wohl gar nach der Hexadik numerirt und gerechnet werden, dann wird ein Jeder leicht sehen, wie er in der Dekadik befangen und an dieselbe gefesselt ist, wie er nach jedem andern Zahlensystem die größern Zahlen schon sehr langsam und schwerfällig lieset und schreibt, noch unendlich langsamer aber und schwerfälliger darnach rechnet, und wie ungemein leicht er sich dabei, wenn es auch nur die vier Species sind, bald hier bald da verrechnet, so daß er nur zu bald die ganze Hexadik oder auch die Pentadik bei Seite wirft und nichts von ihr für den Gebrauch wissen mag, wie leicht er auch zu ihnen „überzugehn vermag." Ganz eben so nun verhält es sich mit dem Hebr.,

nachdem man erst ganz anders geartete Sprachen vielfach und lange getrieben und sich in sie hineingearbeitet, hineinstudirt hat. Kommt nun gar noch ein schlechter hebr. Unterricht hinzu, so ist Alles verdorben und die jungen Leute kommen dann eben so wenig mit der hebr. Formenlehre bei der Anwendung und dem Gebrauche derselben zurecht, wie beim wirklichen Numeriren und Rechnen auch der größeste Rechenmeister mit der Hexadik. Denn der Hr. Dir. versuche nur einmal, um sich hievon durch eine kleine Probe vollkommen zu überzeugen, seine ganze statistische Ausrechnung der 10,000 Thaler auf den zwei Seiten 421 und 422 ganz eben so en detail nach der Hexadik zu vollziehn, und dann wird er sehr bald fühlen, wenn auch nicht sehen, wie übel er seine Ansicht vom Erlernen des Hebr. durch die Hexadik oder auch durch die Pentadik empfohlen hat. Gleichwohl ist er von der Richtigkeit und Bündigkeit seiner Beweisführung so sehr überzeugt, daß er unmittelbar darauf fortfährt: „Wenn Ich also (!) behaupte, er (der Abiturient) sei auf das Erlernen des Hebr. vorbereitet, so weiß ich was ich sage.“ Die Hexadik sammt der Pentadik schaltet nach den Worten: „so weiß ich“ noch ein nicht ein, und dieses Nicht wird noch unterstützt durch die unmittelbar folgenden Worte: „Wie sollte Ich auch nicht? Auch Ich habe ja als Sekundaner und Primaner Hebr. gelernt und seine große Abweichung von den Abendländischen Sprachen ist mir vollkommen bekannt.“ Vollkommen? Um die Differenz zweier Sprachen oder Sprachfamilien vollkommen zu kennen, muß man eine jede derselben sehr genau oder ganz vollkommen kennen. Dieses ist aber beim Hrn. Dir. hinsichtlich des Hebr. schon darum nicht der Fall, weil er sich zu seinen Behauptungen vollkommen berechtigt und befähigt glaubt ob seiner ehemaligen Erlernung des Hebr. als Primaner und Sekundaner. Denn dieses Erlernen des

Digitized by Google

Hebr. vor einem Menschenalter etwa, oder zur Zeit des Hrn. Hinz, wo es mit dem hebr. Gymn.-Unterr. „nicht eben erfreulich" stand, hat in Ermangelung aller weitern Studien auf dem Felde der semitischen Sprachforschung gar nichts zu bedeuten, oder könnte von jenem gewiß „nicht eben erfreulichen" Wissen des Hebr. wohl mehr nach einem Menschenalter verblieben sein, als von dem Rechnen, dessen einfache Regeldetrie schon nicht mehr, wie sichs gebührt, gehandhabt werden kann? Es ist also sehr übel, wenn der Hr. Dir. sich zu seinen so unhaltbaren Behauptungen durch sein ehemaliges Lernen des Hebr. vor etwa 20—30 Jahren befähigt und berechtigt glaubt, überdies nichts wissend und ahnend von dem, wie die semitische Sprachforschung unterdessen vorwärts geschritten ist. Wenn aber Jemand unter solchen Umständen doch noch zu sagen vermag, ihm sei der große Unterschied des Hebr. von den abendländischen Sprachen vollkommen bekannt, so sieht man, wie schwach auch diese Vollkommenheit basirt ist, aber wie fest das schrankenlose Selbstvertrauen des Hrn. Dir., wie unerschütterlich sein Glaube an seine Infallibilität auch in dieser Sache ist.

(Beschluß folgt.)

Digitized by Google

III. Historisch-statistische Nachrichten über das Dom- oder Kneiphöffsche Stadt-Gymnasium zu Königsberg in Pr.

Die Nachrichten über diese Anstalt entlehne ich dem Programme, welches der damalige Prorector der Domschule, jetzige Königl. Professor und Pfarrer zu Heiligenbeil, Dr. Albert Leopold Julius Ohlert, zu Michaelis 1831 herausgab.

Die Domschule, eine von den sogenannten drei großen Stadtschulen, wurde wahrscheinlich nicht lange nach 1302, dem Stiftungsjahre des Domes, eröffnet. Sie lag damals mit der Domkirche und den Wohnungen der Domherren in der Gegend der heutigen Heiligengeiststraße. Als, wie Hartknoch in seiner Preuß. Kirchenhistorie S. 170 sagt, die Thumkirche aus der Alten-Stadt Königsberg, aus der Heil. Geist-Gassen in den Kneiphof gesetzet wurde, woselbst sie noch stehet, so wurde auch die Domschule in den Kneiphof verlegt und den Einwohnern dieser Stadt zur Pflicht gemacht, ihre Kinder in dieselbe zu schicken. Die Urkunde über die Verlegung des Doms ist vom Jahre 1333*). Die Schule lag da, wo späterhin das alte Academie-Gebäude errichtet wurde, und blieb daselbst bis zur Zeit der Reformation. Uebrigens war sie, wie die meisten andern Schulen Deutschlands vor Luther, nach dem

*) Die Angabe des erläuterten Preußens (Tom. III. S. 353—355) über die Domschule ist nicht ganz richtig, daß nämlich die Kathedralschule 1381 den 8. September „in dem alten Dom zu stiften beliebt worden," und daß sie nach der Zeit in den neuen Dom verlegt worden sei. In der Urkunde vom Jahre 1351, durch welche der alte Dom von dem Kapitel den Bürgern der Altstadt überlassen wurde, und welche sich im Rathhäuslichen Archive vorfindet, wird auch die Schule beim alten Dome genannt. Dieselbe muß also schon vor 1381 bestanden haben.

Digitized by Google

Geständnisse der durch die Bischöfe von Samland und Pomesanien besorgten Kirchenordnung, schlecht bestellt.

Ein neues reges Leben begann aber in der Domschule und in allen Schulen Preußens, als der Herzog Albrecht die evangelische Kirche in Preußen gründete, und mit echt fürstlicher Weisheit sich zugleich des Schulwesens annahm. Denn, so sagt er selbst in der Urkunde über die Stiftung der Universität zu Königsberg: „quare et in oppidis scholas pueriles constitui curavimus, ubi linguae Latinae et doctrinae Christianae elementa tradi volumus.“ Als evangelische Lehranstalt wurde die Domschule am 28. Mai 1534, und zwar auf dem Remter, da wo jetzt das neue Collegium sich befindet, eröffnet. „Der erste Rector ist gewesen Erhardus Rogge, welchem zugegeben worden Christophorus Cantor, Joh. de Thorn, Coadjutor, und bald darauf wurden noch zwei andere junge Coadjutores angenommen. — Von nun an bestand die Domschule bis zum Jahre 1810 als eine gelehrte, oder sogenannte lateinische Schule. Ueber ihre Schicksale während dieser Zeit, und namentlich über ihre Rectoren und Lehrer, finden sich bis auf das Jahr 1750 in ihren Manual-Akten keine nähern Nachrichten, sei es nun, daß kein Album angelegt worden, oder daß es verloren gegangen ist.

Wohl aber enthält das erläuterte Preußen (Tom. III. S. 352—391) eine ziemlich genaue Beschreibung der Kathedralschule bis zum Jahre 1721. Die wichtigsten Vorfälle für die Domschule während dieser Zeit waren die Verlegung derselben auf die Stelle, wo sie jetzt steht, im Jahre 1560, und der Ausbau des Schulgebäudes 1696. Bei der Einweihung des erneuerten Hauses wurde ein Actus oratorius gehalten, und über die Thüre ließ der damalige Kneiphöffsche Pfarrer und Schul-Inspector Dr. Pesarovius folgende Verse setzen:

Digitized by Google

Ecce Cathedralis schola! quam reparaverat urbis
Cniphoviae curam qui gerit ordo patrum.
Hic tu discentes, hic dirige Christe docentes
Atque domus custos sis, pater ipse patrum.
Anno cIↃ IↃC xcVI die Friderici.

Unter den Rectoren der Kathedralschule zeichneten sich besonders aus: der berühmte Theologe Martinus Chemnitius, welcher das Rectorat am 31. Mai 1548 antrat. Ferner Petrus Hagius, welcher 1620 an der Pest starb, und die Schule so hob, daß von Levinus Vouchenius in Bezug auf sie geschrieben wurde: in qua sub ductu viri non pietate magis, quam eruditione clarissimi Hagii rectoris in pietatis artiumque cognitione progreditur etc. Eben so hat sich Andreas Mylius von 1641 bis 1649 um die Domschule verdient gemacht, indem er es dahin brachte, daß aus der Mitte des Rathes Scholarchen erwählt wurden, und indem er Gesetze für die Schüler niederschrieb, die er ihnen zu gewissen Zeiten vorlas. Das jus vocandi hat übrigens stets der Rath im Kneiphof gehabt, als Nutritius und Patronus der Kirche und Schulen.

Im Jahre 1750 begann der Rector Flottwell eine Chronik der Domschule, in welcher er mit folgenden Worten anhebt: cum omnis opera in exquirendo Albo praeteritorum Saeculorum fuerit frustranea, posteris omni cura consulturus novum Athenaei Cathedralis Album confecit Flottwell etc. Es sei mir vergönnt, die Hauptschicksale der Domschule und namentlich deren Vorsteher seit jenem Jahre etwas genauer aufzuführen, da vielleicht noch Dieser oder Jener in Königsberg lebt, welcher als Knabe damals vielleicht unsere Schule besuchte.

Am 22. Mai 1750 wurde Cölestin Christian Flottwell, ordentlicher Professor der Philosophie und Beredsamkeit und Director der Königl. Deutschen Gesellschaft, von dem damaligen Pastor der Domkirche

Digitized by Google

und Inspector der Domschule, Cleinow, als Rector der letztern introducirt. Als Mitarbeiter fand er den Prorector Laxdehn, den Conrector Harnack, den Cantor Kirchhof und die Schulcollegen Albäck, Herold, Matthös, Freitag, Wiemann. Die Zahl der Schüler betrug auf Prima 25, in Secunda 33, in Tertia 38, in Quarta 35, in Quinta 31, im Ganzen also 162. Die Frequenz der Schule nahm aber ab, denn als Rector Flottwell am 2. Januar 1759 starb, betrug die Schülerzahl auf allen 5 Klassen nur 79. Die Schuld davon lag weder an dem Rector, noch an der Schule, sondern an dem Einfalle der Russen in Preußen. Flottwell schrieb in dieser Beziehung unterm 3. October 1758 in das Album der Domschule folgende Worte: durans in Prussia Russorum rabies Scholarum adhuc maturat damnum et decrementum. Uebrigens hatte Flottwell in noch nicht vollen 9 Jahren 115 Schüler zur Universität entlassen und 287 in die Schule aufgenommen.

Es folgte als Rector Georg Christoph Pisanski, vorher Prorector am Altstädtschen Gymnasium, und lud zu seiner Introduction am 20. Februar 1759 durch ein Programm: de tironibus mature in scholis adversus revelatarum doctrinarum hostes, quos Naturalistas vulgo vocant, muniendis, ein. Der ꝛc. Schulinspector Cleinow verglich in seiner Einführungsrede Scholas cum Nosocomiis, Docentes cum Medicis; der neue Rector aber setzte auseinander: quid scholam florentem efficiat. Ueber 30 Jahre verwaltete Pisanski das Rectoramt in der Domschule, und als er am 11. October 1790 starb, hatte er wenige Tage vorher den 1209ten Schüler inscribirt und den 408ten zur Academie dimittirt.

Johann Gottfried Hasse, Consistorialrath und Professor der orientalischen Sprachen, trat nun an die Spitze der Domschule, welche damals 126 Schüler zählte. Sein Einladungsprogramm zur Introduction am 11. März 1791 handelte de scholarum refor-

matione, der ꝛc. Schulinspector Gräf sprach de studio reformandi caute adhibendo, der neue Rector selbst quo animo esse deberet is, qui scholam regendam susciperet. Leider fand sich dieser ausgezeichnete Gelehrte veranlaßt, seine Stelle als Rector am 9. April 1796 niederzulegen. Mißhelligkeiten, welche zwischen ihm und den Lehrern der Domschule, mancher von ihm versuchter Reformen wegen, entstanden waren, bewogen ihn dazu. Er selbst schreibt darüber so: Mense Novembre 1795 exortae sunt graviores illae inter Rectorem scholae et collegas lites, quibus ille commotus a Magistratu urbis petiit, ut proximo paschatis festo a Rectoratu dimitteretur. Unter seiner Verwaltung waren 211 Schüler aufgenommen, 53 dimittirt worden.

Das erledigte Amt übergab der Magistrat dem bisherigen Prorector der Löbenichtschen Schule, Carl Ferdinand Nicolai, welcher 108 Schüler vorfand. Zu dem feierlichen Antritte seiner Würde lud derselbe durch ein Programm: de juventutis morali institutione in docendo, ein. Bei der Introduction selbst sprach der ꝛc. Schulinspector Gräf: de damno studii scholas reformandi nimis festinanter instituti et ad rationem non exploratam delineati; Nicolai aber: de rei scholasticae gravitate et dignitate. Auch diesen Führer behielt die Domschule nicht lange, denn er wurde ihr schon am 21. Februar 1802 durch den Tod entrissen, nachdem er in den 6 Jahren seines Rectorats 150 Schüler aufgenommen und 26 zur Universität entlassen hatte.

In seine Stelle trat Johann Friedrich Theophil Lehmann, Professor der Philosophie und erster Lehrer des Friedrichscollegiums, von demselben Inspector, welcher schon zwei Rectoren der Domschule zugeführt hatte, durch eine Rede: de cultu in Scholis morali atque religioso, introducirt, worauf er seiner Seits: de proprietatibus atque difficultatibus muneris scholastici sprach. Zu dieser am 21. Mai 1802

Digitized by Google

gehaltenen Schulfeier war durch eine Schrift: de necessario studio linguarum latinarum et graecarum, eingeladen worden. Die Schülerzahl, welche Lehmann vorfand, betrug 123. Bis zum Jahre 1810 stand er der Domschule, als einer gelehrten Anstalt, vor, nahm 285 Schüler auf und dimittirte 61. Ueber die Veränderung, welche sich in dem genannten Jahre mit der Domschule zutrug, enthält die Chronik derselben von der Hand des Rectors Lehmann diese Worte: „Zu Ostern 1810 ward die Kathedralschule, als eine Gelehrtenschule, durch die Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts aufgehoben. Man wollte Bürgerschulen und wenigere Gelehrtenschulen haben. Warum eben diese Kathedralschule dies Loos traf? Sunt certae causae, nulla suspicione praeceptorum hujus scholae.“

Es trat nun für die Domschule eine traurige Zeit ein. Anderthalb Jahre befand sie sich ohne eine feste Verfassung, und als sie diese endlich erhielt, so fehlte ihr das Zutrauen des Publicums, welches der neuen höheren Bürgerschule anfangs nicht besonders wohl wollte. Dazu kam noch, daß die Lehrer mit der eingetretenen Verwandlung ebenfalls nicht zufrieden waren. Genug die Domschule wurde immer sparsamer besucht, und als im August 1818 der Professor Lehmann, welcher seit 1811 Director hieß, und der Prorector Falk pensionirt wurden, betrug die Schülerzahl in 3 Klassen 26. Unter diesen waren 8 Pauper und 7½ Freischüler, so daß 10½ zahlende Schüler waren.

Am 30. September 1818 führte der verstorbene evangelische Erzbischof, Ritter ꝛc. ꝛc. Dr. v. Borowski den bisherigen Oberlehrer am Altstädtschen Gymnasium, Herrn Johann Friedrich Wilhelm Dieckmann, welcher vom Magistrate in das erledigte Amt berufen war, durch eine Rede: über das Verhalten der Schule gegen den Zeitgeist, feierlich ein. Der neue Director legte in seiner Rede die Gründe seines Vertrauens auf guten Fortgang des begonnenen Werkes

dar. Als fest angestellte Lehrer befanden sich damals an der Domschule: Herr Dr. Gemnich, Herr Schulz und Herr Cantor Gladau. — Um dieselbe Zeit bewilligten die Stadtverordneten 500 Thlr. Durch dieses Geld wurde ein neues Lehramt gestiftet, welches die schnell wachsende Frequenz der Anstalt nöthig machte; denn durch die Bemühungen des neuen Directors hob sich die Domschule jetzt schneller, als sie früher gesunken war. Am Ende des Jahres 1818 wurde sie bereits von 70, um Ostern 1819 von 94, und um Michaelis desselben Jahres von 135 Schülern besucht. Durch eine neue von den Stadtverordneten bewilligte Zulage wurde die Stiftung noch einer Lehrstelle möglich, und es arbeiteten nun, nach dem Abgange des Herrn Dr. Gemnich, außer dem Director, die Herren Schulz, Sämann, Zeist, Müttrich, Taureck und Cantor Gladau, und außerdem 5 Hilfslehrer an der Domschule, welche von da an fünf von einander getrennte Klassen hatte, deren erste aber nicht früher, als zu Ostern 1820, des Namens Prima für würdig erklärt wurde. Zu dem öffentlichen Michaelis-Examen 1819 hatte der Director durch ein Programm eingeladen, worin er auseinandersetzte: wie sich die Idee einer höhern Stadtschule gebildet, zur Einsicht in das Wesen und Bedürfniß dieser Schulen.

Die Frequenz der Schule stieg nun bis zu Ende des Jahres 1826 fortwährend. Um Michaelis 1820 zählte sie 170, ein Jahr darauf 201 Schüler, welche sich 1823 auf 230 und 1826 auf 260 vermehrten. Die letzte Zahl, oder vielmehr die schwankende zwischen 260 und 280, ist seitdem die stehende geblieben, theils weil die Schulzimmer für nicht mehre Platz darboten, theils aber vorzüglich weil in 6 Klassen — um Michaelis 1821 war die sechste Klasse eingerichtet worden — nicht füglich mehr als 260 bis 280 Schüler mit Nutzen beschäftigt werden können.

In dem Lehrerpersonal gingen mancherlei Veränderungen vor. Zu Ostern 1821 verließ Herr ꝛc. Müttrich

die Domschule, und in seine Stelle trat Herr Wilde, welcher aber bereits im October d. J. als Oberlehrer an das Gymnasium zu Stargardt in Pommern ging. Seine Stelle erhielt Herr Dr. Ohlert, und zugleich trat Herr Dr. König in das neugestiftete siebente Lehramt. Beide hatten bereits einige Zeit als Hilfslehrer bei der Anstalt gearbeitet. Zu Michaelis 1822 trat Herr Taureck von der Schule ab, weil er zu kränklich war, und Herr Fabian trat in die Reihe der Lehrer ein. Am 27. Februar 1824 starb Herr Zeist, und zu Ostern dieses Jahres übernahm Herr Cantor Haberbier statt des Herrn Cantor Gladau den Unterricht im Gesange. In die erledigte Stelle trat Herr Dr. Kähler, folgte aber bereits zu Ostern 1825 einem Rufe an die Löbenichtsche höhere Stadtschule, worauf Herr Zornow der Reihe der ordentlichen Lehrer an der Domschule zugeführt wurde. Um Ostern 1825 trug Herr Prorector Schulz darauf an, ihn seiner Verbindlichkeit zu entlassen. Dem zu Folge wurde Herr Oberlehrer Ellendt bei der Kneiphöffschen höheren Stadtschule angestellt. In tiefe Trauer wurde die Anstalt am 1. Juni 1826 durch den Tod des Herrn Conrector Sämann versetzt. Die Lehrer verloren in ihm einen biedern, treuen Gefährten, die Schüler einen milden, einsichtsvollen, wackern Lehrer. Herr Friederici übernahm den Unterricht in den Naturwissenschaften und in der Geographie. Das Lehrerpersonal war demgemäß nun folgendes: Dieckmann, Director und erster Lehrer; Ohlert, zweiter Lehrer; König, dritter Lehrer; Fabian, vierter Lehrer; Zornow, fünfter Lehrer; Ellendt, sechster Lehrer; Friederici, siebenter Lehrer; Haberbier, Gesanglehrer. Außerdem unterrichteten zwei Lehrer im Zeichnen, ein Schreiblehrer und mehre Hilfslehrer. — Diese Vereinigung von Lehrern bestand bis zum Jahre 1831. Da traf die Domschule der schmerzlichste Verlust, der sie treffen konnte, denn ihr bisheriger Director, Herr Dr. Johann Friedrich Wilhelm Dieckmann, ging zu Pfingsten d. J. als Kön. Regierungs-Schulenrath

nach

nach Gumbinnen. Wenn schon der Abgang eines jeden Lehrers für die Anstalt, an welcher er eine Zeit lang arbeitete, etwas Betrübendes mit sich bringt, um wie viel tiefer mußte die Domschule es empfinden, als der Mann sie verließ, welcher als ihr Vorsteher seit beinahe 13 Jahren, mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft dahin gewirkt hatte, sie aus dem Nichts, in welches sie versunken war, wieder zu erheben. Denn wenn der Patron der Schule gleich bereitwillig alle Mittel zur Wiedergeburt derselben darbot, so bedurfte es doch eben eines Mannes, wie des Herrn ꝛc. Dr. Dieckmann, um jene Mittel mit Glück anzuwenden. Viele Jünglinge, ja Männer Königsbergs danken ihm einen großen Theil ihrer Bildung, und blickten ihm bei seiner Entfernung mit Rührung nach, unzählige Eltern und Schüler sahen ihn mit Trauer scheiden, mit der tiefsten Wehmuth aber die Lehrer der Domschule.

Unter dem letzten Directorate traf die Domschule das Unglück, daß ihr Gebäude, nachdem es durch die Sorgfalt des Magistrats 1820 im Innern sehr zweckmäßig und dauerhaft ausgebaut worden war, im Frühjahre 1825 durch das Abbrechen des damit zusammenhängenden Pfarrhauses so stark erschüttert wurde, daß es den Einsturz drohte und abgebrochen werden mußte. Einige Tage hindurch wurden die Klassen in verschiedene Häuser vertheilt, bis die Schule durch die Güte des Herrn Commerzienrathes Tamnau das ehemalige Helmuthsche Haus, Fleischbänkenstraße No. 23., auf 4 Monate eingeräumt erhielt, worauf sie in den nördl. Flügel des Hauses vom Hrn. Geh. Comm.-R. Richter, Domplatz No. 1., zog. Hier blieb sie, bis der Neubau des Schulhauses, den die städtischen Behörden im Winter $18^{25}/_{26}$ beschlossen hatten, vollendet war, nämlich bis Michaelis 1827. Am 10. Oct. zogen alle Schüler paarweise, unter Begleitung der Lehrer und des Hrn. Prof. Dr. Giehlow, aus dem alten Local in das neue Haus. Hr. ꝛc. Giehlow hielt die Einweihungsrede: über die Erwartungen der Stadt von der Schule in dem neuen

Hause. Dann sprach der Director: über die Umgestaltung der Kindlichkeit zur Freisinnigkeit, welche Rede späterhin auf Verlangen des Publikums gedruckt wurde.

Die unter dem Directorate des Herrn ꝛc. Dr. Dieckmann angeordneten Revisionen, im Frühjahre 1825 und im Sommer 1830, ergaben beide günstige Resultate und verschafften der Domschule eine lobende Anerkennung der höheren Behörden.

Das wichtigste Ereigniß für die Domschule während der Direction des Herrn Schulrathes Dieckmann ist aber die der Sache nach schon seit geraumer Zeit vollendete, der Form nach erst 1831 eintretende Umwandlung derselben als höhere Bürgerschule in ein Gymnasium.

Das Bedürfniß eines dritten Gymnasiums in Königsberg hatte sich schon längst fühlbar gemacht, stieg aber von Jahr zu Jahr. Das Geld, das die Stadtverordneten im Sommer 1818 bewilligten, wurde besonders in der Absicht zugelegt, daß die Bürgerschule im Kneiphofe die Bildung Derjenigen, welche die Universität zu besuchen gedächten, hinlänglich vorzubereiten im Stande wäre. Hierin lag bereits, was späterhin als deutlicher Wunsch der Stadtverordneten ausgesprochen worden ist, und was zugleich der Grund war, daß die Entscheidung über die Umwandlung der Domschule sich so in die Länge gezogen hat. Man wollte eine Bürgerschule und ein Gymnasium in einer Anstalt vereinigen. Die vorgesetzten Behörden stimmten aber mit jenem Wunsche nicht überein. Der Director selbst war anfangs mehr dafür, die Bürgerschule zu heben, und trug wiederholt auf Anordnung einer Entlassungsprüfung für dieselbe an. Da indessen einige Eltern ihre Söhne der Domschule anvertrauen und sie dennoch für die Universität vorbereiten lassen wollten, so wurden mit Uebereinstimmung der städtischen Behörden philologische Nebenklassen eingerichtet, in welchen diejenigen Schüler, welche zu studiren wünschten, in den classischen Sprachen unterrichtet wurden, während

Digitized by Google

die übrigen Französisch oder Zeichnen trieben. Diese Nebenklassen haben bis 1831 bestanden, und durch deren Hilfe sind von Michaelis 1822 bis Ostern 1831 42 Jünglinge der Universität zugeführt worden. Inzwischen befand sich die Domschule selbst in einem peinlichen gedrückten Zustande, weil sie nicht recht wußte, was sie vorstellen sollte. Da sich nun das Bedürfniß eines neuen Gymnasiums immer deutlicher zeigte, indem in der Domschule die Zahl der Schüler, die studiren wollten, bald die der übrigen überstieg, endlich doppelt so viel betrug, da also vorauszusehen war, daß die Domschule über kurz oder lang in ein Gymnasium verwandelt werden müßte, weil die Stadt unmöglich ein neues Gymnasium stiften konnte, so fand der Director es für gut, die künftige Umwandlung durch Vermehrung der Stundenzahl für latein. Sprache einzuleiten. Auf diese Weise wurde der Unterricht in der Domschule allmählig dem eines Gymnasiums gleich, mit dem einzigen Unterschiede, daß in den obern Klassen dem Unterrichte in den classischen Sprachen nicht ganz so viele Stunden gewidmet wurden, wie in den meisten Gymnasien, und daß die Nichtstudirenden zum Erlernen des Griechischen nicht verpflichtet waren. Nachdem nun der eben geschilderte Zustand der Domschule von den hohen und höchsten Behörden sorgfältig erwogen, auch mancherlei Verhandlungen über den Standpunkt derselben, und ob für Königsberg ein Gymnasium oder eine Bürgerschule nothwendiger sei, gepflogen worden waren, so forderte das hiesige Hochverordnete Prov.-Schulkollegium am Anfange des Jahres 1831 die Väter der Stadt auf, sich nach reiflicher Ueberlegung zu erklären, ob sie in der Domschule ein reines Gymnasium, oder eine vollständige höhere Stadtschule haben wollten. Hierauf beschlossen die Stadtverordneten auf den Antrag des hochgeneigten Patrones dieser Schule, am 11. März 1831, die der Domschule zugewiesenen Fonds allein für den Gymnasialzweck zu verwenden. Auf die deshalb gemachten Anträge genehmigte das Königl.

Digitized by Google

Hohe Ministerium der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten unterm 21. August ej., daß die bisherige Kneiphöffsche höhere Bürgerschule als ein vollständiges Gymnasium organisirt werde. In Folge dessen erhielt der Prorector Dr. Ohlert von dem Hochlöbl. Magistrate hieselbst am 3. Octbr. ej. den Auftrag, mit dem Ende Octobers den Sommercursus der Kneiphöffschen höhern Bürgerschule, und damit diese selbst zu schließen, mit dem Anfange Novembers den Cursus des neuen Kneiphöffschen Stadtgymnasiums zu beginnen, und für dieses unverzüglich einen Lehrplan auszuarbeiten und der Hochlöbl. Stadt-Schul-Deputation zur Bestätigung einzureichen.

Eine so seltene Begebenheit, wie die angedeutete Umwandlung, verdiente aber wohl, auf irgend eine Weise öffentlich bezeichnet zu werden. Deshalb übernahm es der Königl. Regierungs-Schulenrath ꝛc. Hr. Dr. Lucas, die Domschule zu ihrer künftigen Bestimmung feierlich einzuweihen, am 1. November, wobei derselbe in der Einweihungsrede über die vaterländische Bestimmung der Gymnasien sprach. Der Prorector, Oberlehrer Dr. Ohlert, schloß die Feierlichkeit mit einer Rede: „über die Wichtigkeit der Verwandlung der Kneiphöffschen höhern Bürgerschule in ein Gymnasium für die Stadt Königsberg, wie für die Lehrer und Schüler der Domschule."

Und hiezu lud das erste Programm des neuen Kneiph. Stadtgymnasiums alle Beschützer, Gönner und Freunde des Schulwesens, vornehmlich aber den hochverehrten Chef des hiesigen Magistrates, welcher mit unermüdlichem Eifer für das städtische Schulwesen sorgt, und dem namentlich die Domschule gar viel zu verdanken hat, den Hochlöbl. Magistrat selbst, die verehrten Mitglieder der Stadt-Schul-Deputation, die Herren Stadtverordneten, durch deren gütige Bewilligungen die erwähnte Umwandlung der Domschule möglich geworden ist, und die geehrten Eltern der Schüler, ehrerbietigst ein.

Digitized by Google

Während nun die innere Organisation der Anstalt für ihre neue Bestimmung vorrückte und Herr Pred. Detroit für den Unterricht im Französischen, Herr Predigt-Amts-Candidat Rhode für den in der Religion und im Hebräischen eintrat, wurde die Hoffnung in dem Lehrer Krieger, der früher am Altstädtschen Gymnasium fungirte, einen durch anerkannte Berufstreue ausgezeichneten Mitarbeiter zu gewinnen, durch seinen Tod vereitelt. Den größten Theil der ihm bestimmt gewesenen Stunden übernahm Herr Schwidop. Am 6. Januar 1832 wählte der Magistrat, als Patron der Anstalt, aus eigener Bewegung, den Herrn Dr. Lucas, welcher damals das Amt eines Schulrathes bei dem Königl. Hochverordneten Provinzial-Schul-Collegium und der Königl. Hochverordneten Regierung hieselbst bekleidete, zum Director. Derselbe trat, nachdem gegen Ostern die erste Dimission im Kneiph. Gymnasium stattgefunden, mit dem Schlusse des Winterhalbjahres (17. April 1832) in sein neues Amt, obwohl ihm die Fortdauer seiner übrigen amtlichen Obliegenheiten noch nicht die Uebernahme der vollen Stundenzahl gestattete. Zu derselben Zeit verließ die Anstalt, in Folge ihrer Umwandlung in ein Gymnasium freiwillig ausscheidend, der Lehrer Herr Friederici, welcher 6 Jahre hindurch derselben angehört hatte und ihr durch seine vorzüglichen Leistungen im naturwissenschaftlichen Fache, wie durch seinen ausgezeichneten pädagogischen Einfluß theuer geworden war. Seine Stelle wurde Herrn Witt, bisherigem Lehrer der höhern Burgschule hieselbst, übertragen. Im Laufe des Sommerhalbjahrs 1832 trat an die Stelle des Herrn ꝛc. Rhode, bei seinem Abgange nach Elbing, Herr Candidat Ulmer für den Unterricht im Hebräischen. Der Musiklehrer Herr Haberbier, der von Ostern 1824 ab in der Anstalt den Unterricht im Gesange mit günstigem Erfolg ertheilt hatte, fand sich veranlaßt, diese Stunden vom 1. Juni 1832 ab aufzugeben. Herr Oberlehrer Ellendt hat von dieser Zeit an den Gesang-Unterricht übernommen.

Digitized by Google

Während der von Herrn Prorector Oberlehrer Dr. Ohlert zur Herstellung seiner Gesundheit unternommenen Reise (18. Juni bis 18. August) gewährten für den Religions-Unterricht Herr Domprediger Bursch und für geschichtl. und Sprachunterricht Herr Beneke und Herr Reichau, Inspector des Gröbenschen Stipendienhauses, bereitwillig ihre Hilfe.

Die Lehrer der Anstalt waren zu Michaelis 1832: Schulrath Dr. Lucas, design. Director; Dr. Ohlert, Prorector, erster Oberl. und im Sommerhalbjahr Ordinarius von Secunda; Dr. König, zweiter Oberl. und Ordinarius von Prima; Fabian, design. dritter Oberl. und Ordinarius von Quarta; Zornow, vierter Oberl. und im Winterhalbjahr Ordin. von Secunda, im ganzen Jahre zugleich Ordin. von Quinta; Ellendt, fünfter Oberl. und Ordin. von Tertia; Witt, design. sechster Lehrer und im Sommer Ordin. von Sexta. Als Hilfslehrer arbeiteten an derselben Candidat Hartwich, Schwidop, Ulmer, der akadem. Zeichenlehrer Wienz, der Rendant und Schreiblehrer Hoffmann und der Lehrer Dubosque. Im folgenden Jahre übernahm den Unterricht in der Physik in den beiden obern Klassen Herr Prof. Dr. Moser, und mit dem Sommerhalbjahr 1833 begann der Candidat des höhern Schulamtes und Privatdocent an der hiesigen Universität Herr Dr. Horch sein Probejahr an dieser Schule, welches er zu Michael 1834 beendete. Zu Weihnachten 1833 verließ Herr Candidat Hartwich, ein mehrjähriger Hilfslehrer der Anstalt, dieselbe in Folge seiner hiesigen festen Anstellung. An seine Stelle trat der Predigtamts-Cand. Herr Schurich. Anstatt des in Mitte Mai 1834 in einen andern Wirkungskreis abberufenen Candidaten des Predigtamts, Hrn. Ulmer, übernahm Hr. Prof. Dr. v. Lengerke den Unterricht im Hebräischen. Dem Oberlehrer Dr. Ohlert ertheilte das Kön. vorgeordnete Ministerium als Anerkennung seiner bisherigen Leistungen und ausgezeichneten Amtsführung das Prädicat eines Professors; doch verließ derselbe gegen Ostern 1835

Digitized by Google

nach einem 16jährigen, treuen, erfolgreichen und liebevollen Wirken die Anstalt, um das Amt eines evangel. Pfarrers zu Heiligenbeil anzutreten. Der Magistrat, als Patron der Anstalt, bestimmte hierauf mittels Verfügung vom 14. April 1835 die Ascension der übrigen Lehrer der Anstalt, so daß Hr. Dr. König in die Stelle des Prorectors und ersten Oberlehrers eintrat, Hr. Oberl. Fabian in die zweite, Hr. Oberl. Zornow in die dritte, Hr. Oberl. Ellendt in die vierte Oberlehrerstelle und Hr. Lehrer Witt in die fünfte Lehrerstelle einrückte, welcher letztere zugleich definitiv angestellt wurde. Für die sechste Lehrerstelle ist Hr. Dr. Schwidop designirt worden. Der Antrag des Directors, durch Errichtung einer neuen Lehrerstelle (der achten in der ganzen Reihenfolge) diese Anstalt in Betreff der Lehrkräfte den übrigen Gymnasien mehr gleich zu stellen, fand bei dem Patrone der Anstalt geneigte Berücksichtigung. In Folge dieser wesentlichen Vervollständigung des Gymnasiums ist der Candidat des höhern Schulamts, Hr. Dr. Lentz, für die neu errichtete Lehrerstelle zu Ostern 1835 designirt worden. Den Religions-Unterricht in Sexta übernahm zu Michael 1834 der Predigtamts-Candidat Hr. Gebauhr und Hr. Prof. Dr. v. Lengerke auch den Religions-Unterricht in Prima und Secunda, so wie nach Abgang des Hrn. Schurich, an dessen Stelle für die Religionsstunden in Tertia, Quarta und Quinta trat der Predigtamts-Candidat Hr. Brausewetter.

In Betreff der statistischen Schüler-Verhältnisse ist zu bemerken, daß seit 1826 die schwankende Zahl zwischen 260 und 280 Schülern die stehende geblieben ist; es würde also etwa die Zahl 1620 (nämlich im Durchschnitt 270 gerechnet) sich als diejenige Schülerzahl ergeben, welche in dem Zeitraum von Michael 1825 bis dahin 1831 die Schule besuchten. Zur Universität wurden von Michael 1821 bis Ostern 1831 entlassen 42 Jünglinge.

Digitized by Google

Amtliche Nachweisung der statistischen Verhältnisse des Kneiph. Gymnasiums zu Königsberg in Pr. seit dem Wintersemester 1831—32.

Nr.	Semester.	Anzahl der Lehrer: ordentl.	Anzahl der Lehrer: außerordentl.	Frequenz im vorhergehenden Semester.	Abgang: zur Univ.	Abgang: anderweit.	Aufnahme im Anfange des lauf. Semest.	Frequenz im laufenden Halbjahr: I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	Sa.
1	Winterhalbjahr 18³¹/₃₂	7	7	286	1	43	49	29	35	61	54	67	45	291
2	Sommerhalbjahr 1832	7	7	291	3	40	33	25	36	61	55	69	59	305
3	Winterhalbjahr 18³²/₃₃	7	7	305	—	24	60	35	45	66	72	71	52	341
4	Sommerhalbjahr 1833	7	7	341	5	50	31	30	45	64	67	66	45	317
5	Winterhalbjahr 18³³/₃₄	7	7	317	4	65	51	34	42	63	69	63	28	299
6	Sommerhalbjahr 1834	7	7	299	5	29	19	28	41	58	79	56	22	284
7	Winterhalbjahr 18³⁴/₃₅	7	7	284	7	20	43	31	44	66	76	59	24	300
8	Sommerhalbjahr 1835	8	5	300	7	26	36	21	40	69	79	66	28	303
9	Winterhalbjahr 18³⁵/₃₆	8	6	303	—	38	54	30	55	69	78	58	29	319
10	Sommerhalbjahr 1836	8	6	319	2	25	19	25	52	67	82	57	28	311
In zehn Semestern		73	66	3045	34	360	395	288	435	644	711	632	360	3070
		139												
Im Durchschn. in einem Sem.		7,₃	6,₆	304,₅	3,₄	36	39,₅	28,₈	43,₅	64,₄	71,₁	63,₂	36	307

Hiernach betrug die Frequenz in dem genannten Zeitraum 3070 Schüler, die von Prima 288, also hatten von 31 Drei, oder von 10 Einer Prima erreicht. Die Anzahl im Sommerhalbj. 1836 betrug in Prima 25, welches von 311 Schülern zwischen $\frac{1}{12}$ und $\frac{1}{13}$ der ganzen Frequenz ist. Da 25 der Bestand von Prima zu Ostern 1836 und 288 die Gesammtzahl aller Primaner in zehn Semestern war, so haben also in dieser Zeit $\frac{263}{4} = 67$ bis 68 Primaner die Anstalt verlassen. Von diesen sind 34 von der Anstalt selbst zur Universität entlassen und 33 bis 34 zu andern Bestimmungen übergegangen. Während der Zeit, daß 34 Primaner zur Universität abgingen, hatten überhaupt 394 Schüler die Anstalt verlassen; es war also unter 13 abgehenden Schülern Einer, der auf die Universität ging. Der Zugang betrug 395, also Einen mehr als der Abgang.

Der Etat dieser Anstalt für die Jahre 1832, 33 u. 34 enthält eine Einnahme von 4295 Tlr. 28 sgr. 10 pf.

1) An Legaten	192	2	3
2) Zinsen vom Kapital . .	24	—	—
3) Zuschuß aus dem allgem. Schulfond	4079	26	7
	wie oben.		

Die Ausgabe:

1) Besoldungen	3186 Tlr.	— sgr.	— pf.
2) Heizung	12	—	—
3) Verzinsung u. Amortisation der Schulbau-Actien .	950	—	—
4) Für Bauten, Reparaturen und das Invenkarium .	100	—	—
5) Feuerkassenbeiträge . .	16	20	—
6) Reinigungskosten . . .	18	23	10
7) Für das Programm . .	12	15	—
	geht auf.		

Digitized by Google

Nach dem Etat für 1835, 36 u. 37 beträgt die

Einnahme	4358 Tlr.	3 sgr.	7 pf.
1) An Legaten	192 "	2 "	3 "
2) Zinsen vom Kapital . . .	24 "	— "	— "
3) Zuschuß aus dem allgem. Schulfond	4142 "	1 "	4 "

wie oben.

Die Ausgabe:

1) Besoldungen	3186 Tlr.	— sgr.	— pf.
2) Heizung	12 "	— "	— "
3) Verzinsung u. Amortisation der Schulbau-Actien .	950 "	— "	— "
4) Für Bauten u. Reparaturen	112 "	4 "	11 "
5) Zur Unterhaltung u. Herbeischaffung von Utensilien .	49 "	29 "	2 "
6) Feuerkassenbeiträge . .	16 "	20 "	— "
7) Reinigungskosten . . .	18 "	24 "	6 "
8) Für das Programm . .	12 "	15 "	— "

geht auf.

Dazu kommt noch der nach drei und dreißig Theilen festgesetzte Antheil am Schulgelde für die Lehrer, und zwar in der Art, daß eine Stelle $^{9}/_{33}$, eine $^{8}/_{33}$, eine $^{7}/_{33}$, drei $^{6}/_{33}$ und eine $^{1}/_{33}$ bezieht; $^{1}/_{33}$ ist nach dem neuen Etat zu 77 Tlr. veranschlagt; also die einzelnen Schulgeldsquoten resp. zu 693 Tlr., 463 Tlr., 386 Tlr., 310 Tlr. und 77 Tlr.

Hiernach beträgt die Einnahme dieser Anstalt:

durch Legate	192 Tlr.	2 sgr.	3 pf.
durch Zuschüsse aus d. allgem. Schulfond	4142 "	1 "	4 "
durch Hebungen v. d. Schülern und zwar 1) nach dem festgesetzten Antheil der Lehrer am Schulgelde 2549 Tlr., 2) nach der Schulgeldtantieme 184 Tlr. 12 sgr. 6 pf.	2733 "	12 "	6 "
durch Zinsen vom Capital .	24 "	— "	— "
die Accise-Bonification aus der Staatskasse . . .	8 "	10 "	5 "
die Einnahme überhaupt	7099 Tlr.	26 sgr.	6 pf.

Digitized by Google

Ausgegeben werden zu Besoldungen

	3186 Tlr.	— sgr.	— pf.
Schulgeldsantheil . . .	2549 "	— "	— "
Accise-Bonification . . .	8 "	10 "	5 "
zu Besoldungen überhaupt .	5743 "	10 "	5 "
davon f. d. G.-Diener ab etwa	150 "	— "	— "
bleiben für die Lehrer . . .	5593 "	10 "	5 "
zu Unterrichtsmitteln . . .	62 "	14 "	2 "
zu allen übrigen Ausgaben .	1294 "	1 "	11 "
Die Ausgabe überhaupt	7099 Tlr.	26 sgr.	6 pf.

Da nun das Kneiphöffsche Gymnasium im Sommer 1836 mit 14 Lehrern besetzt, und nach einem Durchschnitt von zehn Semestern von 307 Schülern besucht war, so kommen von der Gesammteinnahme dieser Anstalt: 1) auf jeden Lehrer durchschnittlich 507 Tlr. 4 sgr. $^2/_7$ pf.; 2) auf jeden Schüler durchschnittlich 23 Tlr. 3 sgr. 10 pf. Von der zu Besoldungen festgesetzten Summe kommen aber im Durchschnitt auf jeden Lehrer 399 Tlr. 15 sgr. 9 pf. Nach Verhältniß der oben angegebenen Hebungen von den Schülern, zahlt jeder Schüler dieser Anstalt im Durchschnitt jährlich 8 Tlr. 27 sgr. 1 pf. Dagegen werden von der übrigen Einnahme dieser Anstalt für jeden Schüler hergegeben 14 Tlr. 6 sgr. 8 pf.; folglich kostet jeder Schüler im Durchschnitt diese Anstalt jährlich: 5 Tlr. 9 sgr. 7 pf.

Auf jeden Lehrer kommen aber bei dieser Anstalt im Durchschnitt etwa 22 Schüler; folglich erhält jeder Lehrer für jeden Schüler, den er unterrichtet, im Durchschnitt jährlich 18 Tlr. 4 sgr. 10 pf.

Königsberg, Sommer 1836.

K. F. Merleker.

Digitized by Google

IV. Die Nutt'sche Bienenzucht.

Vom Oberlehrer Heydenreich in Tilsit.

(Beschluß.)

Die Bienenwirthschaft.

Die naturgemäße Behandlung der Bienen muß sich wohl auf die richtige Kenntniß der Bienen gründen, daher unterläßt es Herr Nutt auch nicht, eine Beschreibung der Honigbiene zu geben. Obgleich er aber die Bienen mit solcher Vorliebe, so lange und so sorgfältig beobachtet hat, so ist ihm, wie er selbst gesteht, noch so vieles in ihrer Natur und Wirthschaft dunkel geblieben, daß für andere Beobachter noch vieles übrig bleibt. Seine Meinung, die er aus Watkin's Encyclopädie geschöpft hat, ist folgende:

Es giebt dreierlei Bienen: die Königin, die Drohnen und die Arbeitsbienen. Die Königin unterscheidet sich von den andern durch ihre Größe, Gestalt und Farbe. Sie ist länger, als die andern, ihr Hintertheil läuft spitziger zu, die Flügel reichen kaum bis zur Hälfte des Leibes, der Obertheil ist dunkler, der Untertheil und die Beine gelber. Die Arbeitsbienen haben die Fähigkeit, eine Königin aus einem Ei in einer gemeinen Zelle aufzuziehn. Werden sie durch einen Trieb dazu bewogen, so füllen sie eine dicke, weiße Flüssigkeit in die Zelle, erweitern diese durch Anbaue und schließen dieselbe am 7ten Tage, nachdem die königliche Larve erschienen ist. Nach mehren Verwandlungen erscheint sie am 14ten oder 15ten Tage als vollkommene Bienenkönigin. Diese ist nun die Seele des Stockes, ohne dieselbe hören die andern auf zu arbeiten, sie kriechen langsam und verdrossen herum, verzehren den Vorrath, fliegen ohne Zweck herum und verschwinden bald. Das Geschäft der Königin ist das Eierlegen, und sie ist so fruchtbar, daß sie weit über 10,000 Eier in zwei Monaten legt.

Digitized by Google

Die Drohnen sind größer als die Arbeitsbienen, haben einen runden Kopf, große Augen, einen runden Hintertheil ohne Stachel, und fliegen mit größerm Geräusch als die andern. Sie zeigen sich in guten Stöcken von Anfangs Mai bis höchstens Ende Juli. Dann findet mehre Tage eine Drohnenschlacht statt, in der sie theils getödtet, theils herausgetrieben werden. Sie sammeln weder Honig noch Wachs; ihr Geschäft ist die Befruchtung der Königin. So spricht Nutt dem alten Huber nach, gesteht aber, daß er die Paarung nie selbst beobachtet habe, ihm also die Art der Befruchtung der Königin durch die Drohnen ein Naturgeheimniß sei. Wahrscheinlich bleibt die Königin, wenn sie einmal befruchtet ist, fruchtbar ihr ganzes Leben; denn im folgenden Frühjahr legt sie Eier, aus denen Bienen jeglicher Art auskommen, ohne daß Drohnen im Stocke sind. Ein anderer Zweck der Drohnen ist in den Monaten Mai, Juni, Juli, in welcher Zeit kaum eine Arbeitsbiene im Stocke zurückbleibt, durch ihre Körperwärme zur Ausbildung und Zeitigung der Brut beizutragen.

Die Arbeitsbienen sind viel kleiner als die Drohnen und die Königin. Ihre vier häutigen Aderflügel sind so lang als der Körper, und setzen sie in den Stand mit schwerer Ladung zu fliegen. Von ihren sechs Beinen sind die vordersten zwei die kürzesten; mit diesen entledigen sie sich ihrer Ladung. An den beiden hintersten befindet sich eine Höhle (die Höschen), in der die Bienen die Materialien zum Wachs sammeln. Jeder Fuß endigt sich in zwei Häkchen. (Im Innern haben sie zwei Magen, einen Honigmagen und einen Wachsmagen. Im erstern nehmen sie den Saft aus den Blumen auf, welchen sie bei guter Tracht fast unverändert ausbrechen, aber wieder bei Regenwetter und Nachts einnehmen, im andern Magen eindicken und einen Theil davon zu Wachs zubereiten, das ihnen dann in ganz feinen Blättchen durch die Ringe des Hinterleibes ausschwitzt. Diese Wachsblättchen lösen

sie sich gegenseitig ab und erbauen daraus ihre Zellen zur Aufnahme der Brut und des Honigs.) Im After ist ein horniger hohler Stachel verborgen, durch den sie, wenn sie stechen, ein Gift ausspritzen, das in den Muskeln einen empfindlichen Schmerz und eine Entzündung hervorbringt. Es ist bekannt, daß wenn dieser Stachel in der Wunde zurückbleibt, die Biene in Folge dieses Verlustes stirbt. Bestimmte Beobachtungen über das Alter der Arbeitsbienen kann Nutt nicht angeben, doch glaubt er, daß sie mehre Jahre leben.

Ueber die Entstehung der Bienen füge ich aus andern Werken noch dieses hinzu: Die Bienen entstehen aus Eiern, welche von der Königin in die Zellen gelegt werden. Sobald dies geschehen ist, setzen die Arbeitsbienen Futterbrei hinzu und legen sich darüber, um sie zu bebrüten. Aus den Eiern entwickeln sich Maden, die gekrümmt auf dem Boden der Zelle liegen; diese wachsen täglich, bis sie am 7ten oder 8ten Tage einen völligen Kreis bilden und den ganzen Boden der Zelle einnehmen. Nun werden die Zellen mit einem Deckel verschlossen, die Maden strecken sich aus, spinnen sich zu Puppen ein, und bilden sich in diesen Hüllen zu vollkommenen Bienen bis zum 21sten Tage aus. Dann öffnen sie die Deckel der Zellen, entfalten ihre Flügel, lernen am 2ten oder 3ten Tage fliegen, und nehmen sogleich an den Arbeiten der übrigen Theil.

Diese Arbeiten der Bienen bestehn im Verkitten der Stöcke, im Zellenbau, im Besorgen der Brut, Honigsammeln und Reinigen der Stöcke. Alle Ritzen und unnöthigen Oeffnungen werden sorgfältig mit einem Kitt (Vorwachs), den sie von den Pappeln, Kastanien u. a. Harzbäumen holen, verklebt. Sie tragen diesen und den Blumenstaub an den Hinterfüßen ein, den Honig aber saugen sie mit ihrem Rüssel aus den Honigbehältern der Blumen, verschlucken und verarbeiten ihn in ihrem Honigmagen und geben ihn dann wieder in die Zellen von sich. Dabei schwitzt ihnen das Wachs in feinen Blättchen durch die Ringe

des Hinterleibes aus, welche sie sich gegenseitig ablösen und daraus ihre Zellen bauen. Bei diesem Geschäft sitzen sie dicht über einander und bilden Ketten, indem sie sich mit den Haken ihrer Füße an einander hängen. Ihre Zellen sind viererlei: Honig-, Arbeitsbienen-, Drohnen- und Königinzellen. Die erstern drei, von sechsseitiger Gestalt, haben eine fast horizontale Lage, die letztere, wie eine Eichel geformt, hängt perpendikulär herab. Aus solchen an einander gebauten Zellen entstehn die Scheiben, auch Waben genannt, die, wenn sie Eier, Maden und überdeckelte Puppen enthalten, Bruttafeln heißen. Diese Brut pflegen sie mit äußerster Sorgfalt, versorgen sie mit Futterbrei, einer Mischung von Honig, Blumenstaub, Wasser und Mistjauche, überdeckeln sie, wenn sich die Zeit ihrer Verwandlung nähert, und bebrüten sie mit ihrer natürlichen Wärme. Einige stehen dabei am Eingange ihrer Wohnungen auf der Wacht, andere reinigen die Stöcke von Unrath und todten Bienen, und alle arbeiten früh und spät mit der größten Munterkeit und Ordnung zur Erhaltung und Bereicherung ihres Stockes.

Menschlichkeit gegen die Bienen.

Schon der Eigennutz sollte uns menschliche Gefühle gegen diese unermüdlichen Insekten einflößen, und uns bewegen ihr Leben zu schonen und ihr Wohlsein zu befördern. Dreierlei zu thun *gebietet* uns diese Menschlichkeit gegen die Bienen: das Lüften in heißen Sommertagen, das Füttern armer Stöcke im Herbst und Frühling, und das Vereinigen schwacher Stöcke; dreierlei *verbietet* sie uns: das Schwärmenlassen, das Räuchern mit Schwefel und das Berauben.

Die *Lüftung* ist der Hauptpunkt in der verbesserten Methode des Herrn Nutt und ganz seine Erfindung. Allen andern Naturforschern, die sich mit der Beobachtung der Bienen beschäftigten, ist die zum Wohlsein der Bienen erforderliche Luft-Temperatur

Digitized by Google

entgangen, und daß sie nur die Ursache des Schwärmens sei. Er giebt uns darüber folgende Erfahrung an, die er zuerst im Juni des J. 1826 gemacht hat. „Das Thermometer, sagt er, hatte 6 Tage lang in einem der Seitenkasten auf 110° F. (34⅔° R.) gestanden *); am 8ten Tage stieg es plötzlich auf 120° (39° R. beinahe). Am 9ten Tage (den 26. Juni) halb ein Uhr flog der schönste Schwarm, den ich jemals sah, über meinen Kopf weg und verdunkelte buchstäblich die Luft vor meinem Bienenstocke. Nachdem er ungefähr fünf Minuten in freier Luft geblieben war, setzte sich die Königin auf einen Baum in meinem Garten, wo sie den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt war, aber ihre getreuen Unterthanen umgaben sie sogleich und schützten sie gegen den (nachtheiligen) Einfluß derselben. Ich that auf der Stelle, was ich konnte, meinen lieben Bienen Beistand zu leisten, indem ich ein Betttuch vor dieselben hängte. An diesem Orte ließ ich sie bis zum Abend. Während der Abwesenheit des Schwarmes vom Stocke, war meine ganze Aufmerksamkeit auf den Mutterstock gerichtet. — Die zurückgebliebenen Bienen fuhren fort zu arbeiten, und am Abend des nämlichen Tages stand das Thermometer auf 90° (beinahe 26° R.), so daß die Abwesenheit des Schwarms die Temperatur des Hauptstocks um 30° (über 13° R.) vermindert hatte, und ich war fest überzeugt, daß ich dieselbe in den Seitenkasten bis auf die der äußern Luft herabbringen könnte, welche nach Sonnenuntergang blos 65° (etwas über 14° R.) betrug. Um dies zu bewerkstelligen, nahm ich eine mit Honig angefüllte Glasglocke weg. Dies brachte die innere Wärme auf 75° (19° R.) herab. Dann

*) Die Angabe der Wärme ist, wie in England gewöhnlich, nach der Farenheitschen Scala. Für den mit dieser Bezeichnung Unbekannten habe ich die hier in Preußen gewöhnliche Bezeichnung nach der Réaumurschen Scala beigefügt.

Digitized by Google

Dann nahm ich einen vollen Seitenkasten weg und stellte einen leeren an die Stelle. Nachdem ich den Seitenschieber herausgezogen hatte, sank die Temperatur des ganzen Stockes auf 65° (14° R.), welches auch der Wärmegrad der äußern Luft war. Nun war ich völlig überzeugt, daß jetzt der rechte Zeitpunkt sei, den Schwarm zurückzubringen. Dies geschah des Abends, und schon am folgenden Morgen flogen die Bienen mit außerordentlicher Munterkeit und Regelmäßigkeit aus, und in sechs Tagen war eine große Glasglocke wieder mit Honig gefüllt. In den folgenden 9 Tagen stieg das Thermometer immerfort, bis es im Seitenkasten auf 90° (26° R. beinahe) stand, und am 10ten sah ich zwei königliche Nymphen todt hingestreckt auf dem Flugbrett. Dieser Umstand überzeugte mich, daß kein Schwärmen mehr nothwendig sei." Aus dieser und ähnlichen Erfahrungen macht nun Herr Nutt den Schluß: daß das Schwärmen eine Folge der für die Bienen zu hohen Temperatur des Stockes sei, also dadurch jedesmal vermieden werden könne, daß man dieselbe erniedrigt, sowohl durch Lüften, als durch Erweiterung des Stockes. Zu dem Ende hat Herr Nutt den Lüftungsapparat in seinen Seitenstöcken eingerichtet und beobachtet den in dem Zylinder befindlichen Thermometer. Die den Bienen zuträgliche, und in einem gut besetzten Stocke in den Sommermonaten gewöhnlich herrschende Temperatur ist 20° R. Nimmt man nun wahr, daß dieselbe in einigen Stunden um mehre Grade steigt und sogar auf 30° steht, so ist die Lüftung nothwendig. Der Deckel nämlich über der Lüfterplatte des Seitenkastens wird abgehoben und der untere Schieber geöffnet, dadurch wird der atmosphärischen Luft der Zugang in den Seitenkasten gestattet, die Temperatur in demselben sinkt auf die der äußern Luft herab, die Königin mit den Drohnen zieht sich in den Hauptstock zurück und wird verhindert in diesen Seitenkasten Brut abzusetzen. Giebt man den Bienen überdies noch neue

Digitized by Google

Räume zum Scheibenbau, so verhindert man das Schwärmen und erhält den Stock stark und kräftig.

Die zweite Pflicht gegen die Bienen gebietet: die armen Stöcke im Herbst und Frühjahr zu füttern. Herr Nutt füttert seine Bienen in einem Untersatze unter dem Hauptstocke, der 2½ Zoll im Lichten hoch ist, so lang und breit ist, als die drei drüberstehenden Stöcke, und auch in drei Abtheilungen getheilt ist. In diesen Abtheilungen befinden sich genau passende Blechkasten, in welche das Bienenfutter gegossen und mit einem feinen Seihetuch bedeckt wird. Die Bienen gelangen dazu durch halbmondförmige drei Zoll lange Oeffnungen im Bodenbrette der Stöcke, die mit Blechschiebern verschlossen werden können. Die Oeffnungen dieses Untersatzes, welche durch genau passende Blöcke verschlossen werden, sind an der Hinterseite des Stockes. Musfehl hält eine Fütterung von oben her, wie es früher beschrieben ist, für zweckmäßiger.

Das beste Bienenfutter ist Honig, besonders im Herbste. Sollte er fehlen, so kann man sich künstliches Futter aus Zucker und Weizenbier bereiten. Zu einem Quart Weizenbier setze man 1½ Pfd. Zucker, lasse ihn bei einem gelinden Feuer einige Minuten lang kochen, und nehme während dessen den oben aufsteigenden Unrath ab. Die Mischung muß flüssig bleiben, wie Syrup, und kann noch 2 Drachmen Kochsalz auf das Quart erhalten. Die Fütterung selbst ist immer nur ein Nothbehelf und wird nur bei späten Schwärmen, oder, wenn nach der Wegnahme eines Seitenstocks, im Herbst eine so ungünstige Witterung eintritt, daß die Bienen nicht mehr den nöthigen Wintervorrath eintragen können. Dann muß man aber nicht warten, bis sie in Noth gerathen, sondern man muß wohl drei Wochen früher, ehe sie ihren Vorrath aufgezehrt haben, ihnen dieselbe reichen, damit sie davon ihre Zellen füllen und bis zum Frühjahr ausreichen; daher ist die beste Zeit zur Fütterung früh im Herbst und dann füttere man reichlich. Im Winter füttre man gar nicht,

Digitized by Google

im Frühjahr nur wenig. Auch muß man Schwärme füttern, wenn bald nachdem sie eingefangen sind, ungünstiges Wetter, Regen und Sturm folgt.

Das Füttern kann man aber vermeiden, wenn man schwache Schwärme, besonders späte, mit starken und reichen vereinigt. Dies geschieht entweder indem man sie auf die oben beschriebene Weise in einen leeren Flügel eines Flügelstockes faßt und nach fünf bis sechs Tagen den Seitenschieber öffnet; oder auch auf folgende Weise. Nachdem der Schwarm in einen leeren Kasten oder Strohkorb gefaßt worden ist, und man ihn in demselben ein oder zwei Stunden lang sich hat festsetzen und zusammenballen lassen, nehme man sacht und mit fester Hand den Kasten weg und schlage durch einen plötzlichen Stoß die Bienen aus demselben in eine Wanne mit reinem Wasser. Darin lasse man sie einige Minuten, gieße dann das Wasser durch ein Sieb ab und breite die jetzt scheinbar leblosen Bienen auf ein trocknes Hand- oder Tischtuch aus und bringe die Königin in Sicherheit. Dann lege man ein oder zwei Bretter von dem Flugloche des Hauptstockes nach dem Boden hin, breite das Tuch mit den Bienen über diese Bretter aus und lasse sie abtrocknen. Sind sie trocken, so werden sie zu dem Stock hinaufkriechen und keinen Widerstand von den darin befindlichen Bienen erfahren. Eine dritte Art der Vereinigung geschieht durchs Räuchern. Man betäubt durch den Rauch von der getrockneten Bovista die beiden zu vereinigenden Schwärme, nimmt eine von den Königinnen weg, bringt sie dann in den Stock, den sie bewohnen sollen, und sperrt sie daselbst eine Nacht und einen Tag ein. Nachdem man den Stock auf seinen vorigen Stand gebracht hat, öffne man am Abend das Flugloch, und sie werden friedlich in der gemeinsamen Wohnung bleiben, wenn sie auch anfangs etwas böse sein werden. Eine andere Art der Vereinigung geschieht auf folgende Weise. Man kehre den schwächern Stock um, lege ein Brett mit einer

Oeffnung von 3 Zoll Durchmesser auf die nach oben gerichtete Mündung, stelle den reichen jüngern auf das Brett, verschließe das Flugloch des gestürzten Stockes und stelle diesen Doppelstock fest und sicher so auf, daß der obere Stock so viel als möglich seinen frühern Platz wieder erhält. Jetzt vereinigen sich beide Völker in dem obern Stocke, und man kann den untern Stock im October wegnehmen. Die beste Zeit zur Vereinigung schwacher Stöcke ist die 2te Hälfte des Augusts, wenn die junge Brut heraus ist, und der ganze September.

Daß man das Schwärmen verhindert, erklärt Herr Nutt für einen der größten Vortheile seiner neuen Behandlungsweise. Wie dies verhindert werden könne, wird aus dem Gesagten deutlich geworden sein; doch kommt es als Ausnahme doch wohl vor, ja Mussehl empfiehlt, die Schwarmzucht mit der Lüftungszucht zu vereinigen, damit man durch die Schwärme den Abgang seiner Lüfterstöcke wieder ersetzen könne. Die eigene Erfahrung wird da wohl einem jeden am besten rathen. Dagegen muß das Tödten der Bienen, das Räuchern mit Schwefel und das unmenschliche Berauben derselben, daß sie nachher vor Hunger umkommen, gänzlich aufhören. Die Besorgniß, daß die Bienenmenge eines Flügelstockes, da er nicht schwärmt und doch fortwährend sich durch Brut vermehrt, sich endlich zum Verderben des Stockes übermäßig vermehren werde, ist durchaus unbegründet. Regen, Wind und Vögel raffen im Sommer die Bienen zu Tausenden dahin, und im August werden die Drohnen **und die alten zur Arbeit untauglichen Arbeitsbienen getödtet und vertrieben, und durch dieses alles die Bevölkerung der Stöcke so vermindert, daß die sämmtliche im Hauptstock den Winter über Platz findet.**

Um sie nicht durch zu starkes Berauben zu tödten, muß man den nöthigen Winterbedarf ermitteln. Der Honigvorrath des Hauptstockes darf nie genommen

Digitized by Google

werden; er beträgt gegen 12 Pfd. Ein Flügel muß auch zu ¾ ausgebaut sein, so daß das Netto-Gewicht der Scheiben 17 bis 18 Pfd. beträgt; dann hat ein starker Stock hinlänglichen Vorrath. Besitzt er diesen nicht, so muß er zeitig gefüttert werden. Das Wegnehmen der Flügel oder Glasglocken darf nur bis Mitte August geschehn.

Endlich wird ein vernünftiger Bienenvater noch dafür sorgen, daß seine Bienen im Sommer hinreichende Nahrung finden. Herr Nutt giebt daher ein Verzeichniß der Pflanzen, welche von den Bienen am häufigsten besucht werden. Von diesen sind einige schätzbar, fügt er am Schluß hinzu, wegen des Futters, das sie den Bienen im Frühjahre darbieten, wie Krokus, Haselstaude, Kellerhals (Daphne), Weide, Pappel, Schneeglöckchen u. a. Andere sind schätzbar, weil von ihnen die Bienen bis spät in den Herbst ihren Unterhalt ziehen, als Goldruthe, Heidekraut, Reseda, Jakobskraut. Noch andere haben einen Ueberfluß an Honig, wie Boretsch, Buchweizen, Rübsen, Raps, Senf, Zwiebel, Thymian, die Linde, die Obstbäume und der Klee. Die ausgedehnteste und dauerndste Bienenweide bietet der Klee und das Heidekraut dar.

Zum Schluß füge ich noch einiges

über die Vortheile der Lüftungsbienenzucht

hinzu. Herr Nutt hat folgende summarische Uebersicht aller Honigerndten gegeben, die er von einer Reihe von Kasten im Jahre 1826 machte:

den 27. Mai	Glasglocke und Kasten	54	Pfd.
„ 9. Juni	ein Kasten	56	„
„ 10. „	eine Glasglocke . .	14½	„
„ 12. „	ein Kasten	60	„
„ 13. „	desgleichen . . .	52	„
	und ein Seitenkasten . .	60	„
	Summa	296½	Pfd.

Digitized by Google

Gegen diese Angabe erhebt Mussehl gerechte Zweifel und glaubt, daß dabei einmal eine Unrichtigkeit, dann aber ein anderes Gewicht, als das Berliner Pfund gebraucht ist. Die Unrichtigkeit soll im Datum bestehn, da vom 9. bis 13. Juni, also in drei Tagen, unmöglich ein ganzer Flügel ausgebaut worden ist. Das Gewicht muß nur halb so groß genommen werden, denn nach M. Erfahrungen wiegt der Honig in einem Flügel von der angegebenen Größe nur 20 bis 30 Pfd. Dadurch würde sich jene Summe auf die Hälfte zurückstellen, also auf ungefähr 148 Pfd. Aber auch dieses wäre ein sehr reichlicher Ertrag; und wenn es auch nur 100 Pfd. betrüge, so wäre die Methode bei ihrer Einfachheit, Menschlichkeit und Annehmlichkeit wohl des Versuches werth, besonders da nach der beschriebenen vereinfachten Einrichtung des Flügelstockes die Kosten der Anschaffung desselben auch nur gering sind. Ich werde in hiesiger Gegend mehre Personen vermögen darüber Versuche anzustellen und die Resultate im künftigen Jahre bekannt machen. Wollten betriebsame Landwirthe in andern Gegenden dasselbe thun, so könnte man dadurch gewiß zu sichern Erfahrungen gelangen.

Digitized by Google

V. Geschichtliche Nachrichten über den Danziger Hafen.

Von A. v. Treskow,
Lieutenant im 3. Infanterie-Regiment.

Unter den vielen Sehenswürdigkeiten, welche Danzig und seine schöne Gegend in reichlichem Maaße darbieten, zieht gewiß der Moolenbau bei Neufahrwasser die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich; bei seinem Anblick drängt sich unwillkührlich der Gedanke auf, daß durch dieses wirkliche Riesenwerk, welches Sturm und Wellen zu trotzen vermag, allen Mängeln des Danziger Hafens abgeholfen sein wird, und daß die Besorgniß, dieser könne jemals unbrauchbar werden, für immer beseitigt sei. Ob die großen Kosten dieses Baues mit dem Nutzen im Verhältniß stehen, den man von der Anlage der Moolen am „neuen" Fahrwasser schon jetzt hat oder noch erwartet, sei dahingestellt; die folgenden Blätter sollen nur geschichtlich darstellen, was bisher geschehen, um den Hafen von Danzig zu erhalten und zu verbessern, mit welchem die merkantilische Existenz der Stadt so eng verknüpft ist.

Schiffahrt und Handel hatten Danzig, einst ein Mitglied der Hanse, zu Macht und Glanz erhoben und dieser Stadt sogar eine nicht unbedeutende politische Stellung angewiesen, woher sie denn auch zur Zeit ihrer Selbstständigkeit ungeheure Summen verwendete, um sich Schiffahrt und Handel zu sichern, denen durch die Versandung der Weichsel bei ihrer Ausmündung in die Ostsee, des natürlichen und von Alters her benutzten Hafens von Danzig, der Untergang drohte. Den Maaßregeln zur Erhaltung und Verbesserung des Hafens verdanken der Kanal, das neue Fahrwasser genannt, die Westerplatte und der Flecken Neufahrwasser ihre Entstehung, daher diese Blätter als Beitrag zur Territorial-Geschichte Preußens vielleicht nicht unwillkommen sein werden.

Digitized by Google

Danzig war schon in der Mitte des 10. Jahrh. durch seine günstige Lage an der Weichsel ein namhafter und wegen seines Kornhandels und der Schiffahrt einträglicher Ort *). Gleich andern an der Südküste der Ostsee gelegenen Städten war die Stadt nicht hart am Ausflusse der Weichsel in die Ostsee erbaut, um nicht den Anfällen von Seeräubern ausgesetzt zu sein, welche die Küsten oftmals beunruhigten; sie lag aber dem Meere näher als jetzt, da dieses, wie die Erfahrung von Jahrhunderten lehrt, von dem an der Mündung der Weichsel sich ansetzenden Lande, mehr und mehr zurückgedrängt ist.

Ueber die Beschaffenheit der Weichselmündung, des Hafens von Danzig vor dem 14. Jahrh. sind keine geschichtlichen Nachrichten vorhanden. Im J. 1308 kam Danzig unter die Herrschaft des Deutschen Ordens; seit dieser Zeit ist für die Erhaltung und Verbesserung des Hafens gewiß Sorge getragen, da es zu sehr im Interesse des Ordens und der Danziger Bürgerschaft lag, die Weichselmündung als Handelsweg ins Ausland brauchbar zu erhalten. Im Jahr 1341 erhielt Danzig vom Hochmeister Dietrich von Altenburg die Erlaubniß, einen Seezoll, das Pfahlgeld oder den Pfundzoll einnehmen zu dürfen von auslaufenden und einkommenden Schiffen, um die Unterhaltung des Hafens damit zu bestreiten. Zur Erhebung desselben lagen auf dem rechten Weichselufer dicht an der See Zollgebäude, und hier war auch der Strom durch eine eiserne Kette gesperrt. Auf dem linken Ufer der Weichsel, den Zollgebäuden gegenüber, lag ein Kretschem (Krug), welchen im J. 1359 der Komthur des Danziger Schlosses, Wulffram von Baldirsheim an Albrecht von Bremen verlieh. Der Hochmeister Winrich von Kniprode, welcher sich so vielfache Verdienste um die Landeskultur

*) Vgl. Bestätigungs-Urkunde des Leslauischen Bisthums, abgedruckt in der Preußischen Sammlung allerlei bisher ungedruckter Urkunden ꝛc. T. 1. Seite 371.

erwarb, hatte sein stetes Augenmerk auf die Erhaltung und Beförderung des Handels gerichtet, welcher in jener Zeit durch Mißverhältnisse mit England manche Störung erlitt und dem die in zahlloser Menge auf der Ostsee umhertreibenden Seeräuber großen Schaden zufügten. Mehrmals waren diese Seeräuber in der Gegend der Weichselmündung gelandet und hatten die Küste beunruhigt; daher Winrich zum Schutze der hier gelegenen Zollgebäude im J. 1379 die Erbauung eines Blockhauses anordnete, in welchem sich stets eine Anzahl Krieger aufhalten mußte. Die Zollgebäude selbst wurden mit Pfahlwerk umgeben, und hießen gewöhnlich der Pfahlhoff oder die Münde; letzterer Name kommt wenigstens schon im J. 1400 vor *). Auch für die Erhaltung der guten Fahrt auf der Weichsel trug der Orden stete Sorge. Als im J. 1394 gewaltige Ungewitter und beispiellose Regengüsse die Flüsse des Landes mit solchen Wassermassen angefüllt hatten, daß weit und breit die Saaten überschwemmt, Mühlen und ganze Dörfer fortgerissen, die Weichsel- und Nogatdämme durchbrochen, und die Niederungen, so weit das Auge reichte, mit Wasser überzogen waren und der wilde Weichselstrom mit furchtbarer Gewalt in der Umgegend von Graudenz mehre Sandberge hinweggeschwemmt und die Sandmassen in die Nogat und das Frische Haff mit fortgerissen hatte, bereiste der Hochmeister Conrad von Jungingen selbst die Weichsel von Danzig nach Graudenz, um zweckmäßige Anordnungen für die Sicherheit des Landes zu treffen. Schon 1385 existirte eine Schiffsordnung für die Weichselfahrt **), und für den Hafen von Danzig waren gewiß vom Hochmeister ähnliche Verordnungen ertheilt. 1433 wurde das Blockhaus an der Weichselmündung von den Hussiten zerstört, gleich darauf aber wieder erbaut.

*) Siehe Voigts Geschichte Marienburgs S. 538. Auszug aus dem Tresselbuch.

**) Geheime Archiv zu Königsberg Fol. 22.

Digitized by Google

Die in den Jahren 1408, 1427 und 1430 statt-findenden Ueberschwemmungen der Weichsel hatten in der Nogat und der neuen Weichsel *) große Veränderungen herbeigeführt. Beide Arme der Weichsel waren gänzlich versandet, und die Danziger Weichsel muß auch bei ihrem Ausflusse in die See bedeutenden Schaden hinsichts ihrer Tiefe erlitten haben, indem man sich genöthigt sah, den Strom bei seiner Mündung durch zwei Bollwerke einzuzwängen, um dadurch seine Kraft zu verstärken, welche den angehäuften Sand fortspülen sollte. Das Jahr der Anlage dieser Bollwerke ist nicht bekannt, allein vor 1454 sind sie schon vorhanden gewesen **).

Im J. 1443 trat Danzig das Pfahlgeld oder den Pfundzoll an den Orden ab, und seit dieser Zeit dürfte auch dieser wohl für die Erhaltung des Hafens bis 1454 (als die Preuß. Städte und Lande von ihm abfielen) gesorgt haben; ein Beamter des Ordens unter dem Namen Mündemeister verwaltete die Zollerhebung und das Blockhaus bei der Weichselmündung, und stand unter dem im Schlosse Danzig wohnenden Pfundmeister, welcher dem Groß-Schäffer zu Marienburg untergeordnet war. Weinrich v. Manstet war im J. 1446 Pfundmeister zu Danzig; 1454 war Wolfgang Hirschhauer Mündemeister.

In dem im J. 1454 zu Krakau zwischen Polen und den Preußischen Landen und Städten abgeschlossenen Hauptvergleiche wurde für Danzig namentlich das

---

*) Geheimes Archiv zu Königsberg Schiebl. XXIII. No. 110. Brief des Marschalls datirt Fürstenwerder am Tage Aegidii (1. Sept.) 1433: „.... Also legen wir allhie vnd haben zumal wenig volkes vnd doch wahrlich notdurftig meer das wir eym grose macht bey vns hetten mit der wir obirall hin das Neuwe wasser vnd die Nerye (Nehrung) mochten bemannen wend es also smal feuchte vnd flach ist, das man an velen enden mit hawffen mag obervorten (übergehen)" ꝛc.

**) Henneberger S. 72.

Recht festgesetzt, frei über seinen Hafen gebieten zu können, selbigen nach Gutdünken zu öffnen und zu schließen, einen Zoll zur Unterhaltung des Hafens an sich nehmen und für die Sicherheit desselben nach eigener Willkühr sorgen zu dürfen. Ueber die seit dieser Zeit von der Stadt Danzig getroffenen Maaßregeln zur Sicherheit des Hafens sind geschichtliche Nachrichten hinreichend vorhanden, da sie aber zum vorliegenden Zwecke nicht gehören, so sollen sie hier nur obenhin berührt werden; über den Zustand des Hafens selbst und über Anordnungen zur Erhaltung und Verbesserung desselben ist aber fast keine geschichtliche Quelle bis zur Mitte des 16. Jahrh. aufzufinden; Henneberger erzählt, daß im J. 1465 ein großer Sturm das Bollwerk vor der Münde und das dortige Blockhaus zertrümmert habe; letzteres wurde sogleich in Holz neu gebaut; eben so ist im Archiv des Danziger Rathhauses die Nachricht aufbewahrt, daß 1482 ein hölzerner Thurm als Seeleuchte gebaut wurde *), und zwar an derselben Stelle, wo der heutige Thurm steht. — Zur Beschützung des Hafens unterhielt die Stadt Danzig einige Galeeren, an deren Ruderbänke die Mitverschworenen des Seifensieders Koch geschmiedet wurden.

Als 1517 Markgraf Albrecht von Brandenburg, Hochmeister des Deutschen Ordens, die Preußischen Städte mit Krieg bedrohte, wurde das Blockhaus bei der Weichselmünde (seit dieser Zeit gewöhnlich „das Haus Weichselmünde" oder blos „das Haus" genannt) neu und fester aufgebaut, auch der Pfahlhof mit Planken, Stacketen ꝛc. eingezäunt und gesichert; auch ein gemauertes Kirchlein errichtete man neben dem Hause, um welches sich eine Fischerkolonie anbaute, das heutige Dorf Weichselmünde. Auf dem linken Weichselufer,

*) Danziger Archiv Schlieff et Schuhmaniana Miscell. No. 50. „Fortalitium in ostio Vistulae constructum annis successivis ab a. 1454." — Der Thurm von Weichselmünde liegt unter 36° 20′ 15″ der Länge und 54° 23′ 50″ der nördlichen Breite.

Digitized by Google

dem Hause gerade gegenüber, lag auf dem zum Kloster Oliva gehörigen Grunde der „Westkrug.“ Alle Hafenbeamte und Lootsen standen unter der Aufsicht des „Hauptmanns auf dem Hause,“ welcher nach dem von der Stadt ertheilten „Burgrechte“ den Befehl im Hause und im Hafen führte. Eine Fahne Fußvolk und einige Büchsenmeister (bedienten das Geschütz) machten die Besatzung im Blockhause aus.

Im J. 1550 war der Danziger Hafen 18 Schuh tief; die Weichsel hatte, so weit sie im Preuß. Gebiete floß, wenig Sandhaken, der Strom ging stark und speiste die Nogat nur beiläufig, so daß man diese nur mit kleinen Fahrzeugen befahren und im Sommer sogar durchwaten konnte; die neue Weichsel hatte ebenfalls nur wenig Wasser. Die Städte Elbing und Marienburg litten in ihrem Handel durch die mangelhafte Fahrt auf der neuen Weichsel und Nogat beträchtlichen Schaden, und baten 1553 den König Sigismund von Polen um die Erlaubniß, dem in der Nogat stattfindenden Wassermangel dadurch abhelfen zu können, daß sie bei der Montauer Spitze die Hindernisse wegräumen durften, welche die Weichsel abhielten die Nogat zu speisen. Oberhalb des weißen Berges hatte sich aber eine große Kempe (250 Ruthen lang, 134 Ruthen breit, bei dem Ausflusse der Nogat aus der Weichsel aber nur 50 Ruthen breit) gebildet, die nach und nach mit hohen Bäumen bewachsen war; vom Fuße des weißen Berges wurde diese Kempe durch die sogenannte todte Laak getrennt, welche in die Nogat mündete und das Regenwasser vom weißen Berge u. von der Kempe abführte*). Diese Kempe hinderte hauptsächlich die Weichsel an der Speisung der Nogat, und es kam also nur darauf an, einen Kanal durch dieselbe zu ziehen, welcher das Weichselwasser in die Nogat führte. Noch ehe die

*) S. die Karte der Weichsel-Niederungen von L. Koppin oder die der Geschichte Danzigs von Löschin beigefügten kleinen Pläne der Montauer Spitze nach ihren Hauptveränderungen seit Anlegung des Mägde-Grabens.

Digitized by Google

Erlaubniß vom Könige ertheilt war, wurde mit Bewilligung des Marienburger Woiwoden Kostka die Arbeit eines solchen Kanals angefangen; meistentheils arbeiteten daran weibliche Dienstboten, daher derselbe gewöhnlich der Mägde-Graben genannt wurde.

Danzig hatte die Erfahrung gemacht, daß die Tiefe seines Hafens von der größern oder geringern Wassermenge, welche die Weichsel herabführte, abhängig sei, und mußte jetzt befürchten, daß durch die Ableitung des Weichselwassers in die Nogat die Fahrt auf der Weichsel nach Danzig Schaden erleiden und die Tiefe seines Hafens abnehmen würde. Auf alte Privilegien sich berufend, protestirte daher die Stadt beim Könige gegen die von Marienburg und Elbing begonnenen Arbeiten auf jener Kempe.

König Sigismund II. war zwar geneigt den Bitten der Stadt Danzig zu willfahren, und ernannte Kommissarien, um die Sache zu untersuchen; allein noch ehe diese ihr Gutachten darüber abgegeben hatten, war der Graben bereits fertig und der Durchbruch des Weichselwassers in die Nogat erfolgt. Der König bezeigte zwar dem Woiwoden Kostka, welcher als unversöhnlicher Feind der Stadt Danzig die Ausführung des Grabens beeilt hatte, sein Mißfallen, und verbot jede weitere Aenderung in dem Laufe der Weichsel vorzunehmen; allein trotz dieses Befehls und der vielen Debatten in dieser Angelegenheit auf dem 1556 zu Marienburg abgehaltenen Landtage, wurde für das Interesse Danzigs von Polen nichts gethan. Wenngleich Danzig ohne Unterlaß diese Angelegenheit immer von Neuem in Anregung brachte, so blieb sie von Polen ganz unberücksichtigt.

Als 1563 ein Krieg mit Schweden zu befürchten stand, wurde das Blockhaus bei der Weichselmünde in starkem Mauerwerk aufgebaut, und 1577, als die Stadt Danzig mit dem Könige Stephan Bathory von Polen Krieg führte, noch besser befestigt. Mit welchem ruhmwürdigen Erfolg das Haus Weichselmünde in

Digitized by Google

der Belagerung durch Stephan Bathory vertheidigt wurde, gehört der Kriegsgeschichte an und muß hier übergangen werden.

Erst als die Verhältnisse zwischen Danzig und Polen sich wieder ausgeglichen hatten, konnte die Stadt von Neuem Polen auffordern die Nachtheile zu beseitigen, welche dem Danziger Hafen durch Anlegung des Mägde-Grabens erwachsen waren. Mittlerweile hatte aber das in die Nogat strömende Weichselwasser den Mägde-Graben erweitert und die Dämme der Nogat konnten der Gewalt des Stroms nicht widerstehen; der Marienburger und Elbinger Werder litten durch die fast jährlich stattfindenden Ueberschwemmungen bedeutenden Schaden, und auch Königsberg klagte darüber, daß die neue Weichsel noch weniger Wasser als früher habe; erst jetzt (1580) wurden vom Könige Stephan Bathory Maaßregeln ergriffen, um den durch die Anfertigung des Mägde-Grabens entstandenen Uebelständen abzuhelfen.

Eine Kommission, welche 1581 den Mägde-Graben besichtigen mußte, fand, daß der anfänglich 4 Ruthen breite und 4 Schuh tiefe Graben, jetzt schon 12 bis 16 Ruthen breit und 14 Schuh tief war, und daß durch die daraus entstandene Schmälerung des Weichselwassers der Danziger Hafen von 9 Ellen Tiefe auf 5 Ellen abgenommen hatte. Mehre Jahre hindurch wurden über die zweckdienlichsten Mittel zur Abhilfe des durch jenen Graben entstandenen Schadens Unterhandlungen gepflogen, und endlich 1585 den Danzigern wie den Elbingern, als den dabei am meisten betheiligten, auferlegt, daß sie beiderseits ein Hauptschlagen mit eingerammten Pfählen an den Orten machen sollten, wo es am zweckmäßigsten befunden wurde, dem Strome dadurch seine gehörige Leitung zu geben; allein weder diese noch die später ausgeführten Wasserbauten konnten die schädlichen Wirkungen des Mägde-Grabens beseitigen. Man fand, daß sich von Jahr zu Jahr die Wassermenge verminderte, daß die Kraft des Stroms

natürlich abnahm, und daß die Untiefen in der Ostsee vor dem Ausflusse der Weichsel sich vermehrten und die Einfahrt in den Strom schwieriger machten. Die Ostsee trat mehr und mehr zurück und die Versandung des Hafens nahm so zu, daß der Strom der Weichsel nicht mehr Kraft hatte den Sand fortzuspülen, um dadurch dem Hafen die zur Schiffahrt nöthige Tiefe zu geben. Es hatte sich besonders der Weststrand (linke Ufer) bedeutend vergrößert *), und von diesem legte sich eine große Sandbank vor die Weichselmündung, welche von Jahr zu Jahr größer wurde, so daß seit 1605 die ausgehenden Schiffe, sobald sie das am Ende der Ostmoole liegende Blockhaus passirt hatten, sogleich ganz östlich ihre Fahrt nehmen mußten. Da sich mehre Jahre diese Ostfahrt erhielt, der Strand an der Westmoole jährlich zunahm, und die vor der Weichselmündung liegende Sandbank sich immer weiter in die See hineinstreckte und an Consistenz jährlich zu gewinnen schien, glaubte man, daß das jetzt vorhandene Fahrwasser für immer verbleiben würde, und suchte es gegen eine Versandung vom Weststrande her dadurch zu schützen, daß man 1608 das West-Bollwerk (West-Moole) gegen Nordost hin verlängerte, wodurch das Weichselwasser gezwungen wurde, bei seinem Ausflusse in die See sich sogleich gegen Osten zu wenden. Aber schon in dem darauf folgenden Jahre fand es sich, daß die bisherige Fahrt versandet, dagegen eine andere Fahrt queer durch die Sandbank sich gefunden hatte. Von dieser Zeit an veränderte sich wiederum alljährlich der Meeresgrund vor der Mündung der Weichsel, so daß man genöthigt war, in jedem Frühjahr beim Beginn der Schiffahrt die Tiefe der See zu peilen und die ermittelte Fahrt durch Zeichen (Bollen, Tonnen,

*) Noch im Jahre 1652 fand man in der Gegend des heutigen Kuhnschen Gasthauses in Neufahrwasser den Wrack eines großen Schiffes; vom Kuhnschen Gasthause bis zur Mündung der Weichsel in die Ostsee sind jetzt fast 1400 Schritt.

Digitized by Google

Baaken ꝛc.) zu bestimmen; meistentheils fanden sich 2 bis 3 Fahrten brauchbar, die aber jährlich verschieden, sowohl in ihrer Richtung als Tiefe waren *).

Trotz der Nähe der Hafenbeamte **) trieben die Bewohner der am Weststrand auf Olivaschem Grunde befindlichen Fischerkathen starken Schleichhandel; die Stadt schloß daher im J. 1597 mit der Abtei Oliva einen Vertrag, wonach diese Fischerhütten abgebrochen und keine andere daselbst erbaut werden sollten; die Stadt sollte dagegen das Recht haben, während des Sommers leichte Gebäude für ihre Zollwächter zu erbauen; ein jährlicher Kanon von 40 Mark Preuß. (à 20 Gr.) fiel der Abtei dadurch zu. Der zu Oliva gehörige Westkrug war aber davon ausgenommen.

Noch immer sann man auf Mittel, wie dem durch die Nogat der Weichselfahrt und dem Danziger Hafen zugefügten Schaden abzuhelfen sei; 1609 schlug man vor, den starken Strom in der Nogat dadurch zu hemmen, daß man die mit hohem Walde bestandene Montauer Spitze durchsteche, oder durch die bei Mewe liegende große Kempe einen breiten und tiefen Graben ziehe. Beide Vorschläge kamen aber ihrer Kostbarkeit wegen nicht zur Ausführung, und man richtete jetzt die Aufmerksamkeit auf den Weichselarm, welcher unfern der Montauer Spitze, gegenüber dem Dorfe Grunowo, die unter dem Namen „der Küchenwerder" bekannte Kempe bildet, gewöhnlich „Borau" genannt wird und außer bei hohem Wasser keinen Strom hatte. 1612 ließ Danzig in der Weichsel am weißen Berge ein Haupt von 6 Ruthen Breite schlagen und durch An-

*) Vom Jahre 1598 an finden sich die Pläne der jährlichen Peilungen vor der Mündung der Weichsel im Archiv des Danziger Rathhauses.

**) Zu den Hafenbeamten gehörte auch der 1609 angestellte geschworne „Ducker," dessen Amtsgeschäfte darin bestanden, den Grund des Hafens und der Weichsel rein zu halten und die gesunkenen Sachen heraufzubringen.

Digitized by Google

Anlage von Häuptern am Küchenwerder es hindern, daß der jetzt in der Borau bewirkte Strom nicht der Nogat zufloß, was sonst wohl geschehen wäre, da die Ausmündung der Borau in die Weichsel mit der Nogat in gerader Linie lag. Für die Danziger Weichsel hatte dieses großen Einfluß, da sie an Tiefe bedeutend zunahm; als aber die Nogat (welche nach den Landesbeschlüssen von 1588 ⅓ des Weichselwassers haben sollte) hiedurch für die Schiffahrt fast untauglich wurde, erhob besonders Elbing große Klage, und wußte es auch beim Könige von Polen dahin zu bringen, daß 1623 eine Untersuchung der Wasserbauten an der Montauer Spitze stattfinden sollte; allein der Krieg zwischen Polen und Schweden schob diese Angelegenheit weit hinaus, welche aber nach 1638 für Elbing eine günstige Wendung erhielt, denn es mußten 1642 neue Bauten an der Montauer Spitze stattfinden, welche der Nogat das zur Schiffahrt nöthige Wasser wieder verschafften.

Auf den Danziger Hafen hatte es weniger Einfluß gehabt, daß fast die ganze Masse des Weichselwassers ihm zufloß, eine beständig brauchbare Fahrt hatte sich in dieser Zeit nicht gezeigt. Seit 1630 hatte sich ein ganz vorzügliches Fahrwasser dicht am Oststrande vorgefunden, welches einige Jahre hindurch fast ausschließlich gebraucht wurde; aber 1634 war dasselbe plötzlich verschwunden und statt dessen ermittelte man eine Nordfahrt und dicht am Weststrande eine Westfahrt von 7½ Fuß Tiefe. Von 1635 an fand sich der Oststrand bedeutend größer, und von ihm erstreckte sich ein langer breiter Sandhaken gegen Nordwest queer vor die Mündung der Weichsel, welcher sich an manchen Stellen sogar trocken legte.

Im Kriege mit König Stephan Bathory hatte die Stadt Danzig den Werth der Befestigung ihres Hafens kennen gelernt, und auch erkannt, daß das vorhandene Blockhaus den Fortschritten nach, welche die Kriegskunst gemacht hatte, nicht mehr ausreichend

Digitized by Google

sei; 1586 wurde daher der Anfang gemacht, um den alten 1482 erbauten hölzernen Thurm und um den gemauerten Kranz das heutige Fort quarré zu erbauen, dessen Nordseite von der Ostsee bespült wurde. Der Bau wurde aus Mangel an Geld langsam betrieben, und erst der zu Anfang des 17. Jahrh. zwischen Polen und Schweden ausgebrochene Krieg, in welchem Danzig eine neutrale Stellung zu behaupten suchte, führte eine schnellere Ausführung herbei; demungeachtet war der Bau erst 1624 beendet.

Während des ganzen 17. Jahrhunderts wurden an der Fortification von Weichselmünde und an der gegenüber auf dem linken Weichselufer 1627 angelegten Westerschanze Veränderungen vorgenommen, und nirgends kann in dieser Beziehung mehr gekünstelt sein, als hier; der Stadt kostete es ungeheure Summen, und kein anderes Resultat wurde erzielt, als daß man am Ende des 17. Jahrh. den Entschluß faßte, die „ins Große getriebene Fortification von Weichselmünde" auf das einfache fort quarré und die gegenüber liegende Westerschanze zu reduziren.

Daß an den jährlichen Veränderungen der Ostseetiefe vor der Mündung der Weichsel die im Herbst und Winter stattfindenden Stürme einen großen Antheil hatten, war augenscheinlich, eben so daß durch die Ableitung der größeren Wassermasse der Weichsel nach der Nogat die Kraft des Stromes zu geschwächt war, als daß dieser den durch die Stürme vor der Weichselmündung aufgehäuften Sand fortzuspülen im Stande sein konnte; allein es ließen sich keine Mittel auffinden, den Sand von der Mündung der Weichsel abzuhalten; wenn aber auch ein zweckdienliches Mittel gefunden wäre, so konnte man voraussehen, daß zur Ausführung desselben große Kosten erforderlich sein würden, das vorhandene Geld aber mußte zur Zeit des Krieges zwischen Schweden und Polen zu den Vertheidigungsanstalten der Stadt Danzig und ihres Hafens verwendet werden, und die Bewohner der Stadt zu einer

Geldauflage zur Verbesserung des Hafens zu bewegen, hätte nichts genützt, da in den Kriegsläuften der Handel zur See gänzlich darniederlag. Was aber die Ableitung des größeren Theils des Weichselwassers von der Nogat in die Danziger Weichsel betrifft, so lief dieses den bestehenden Verträgen mit Polen ganz zuwider, und hätte auch Polen Danzig wirklich berücksichtigt und hiezu seine Erlaubniß ertheilt, so waren so große Wasserbauten, als bei der Montauer Spitze nöthig geworden, ebenfalls mit ungeheuren Kosten und nur in Zeiten des Friedens auszuführen.

Da die 1608 gegen Nordost ausgeführte Verlängerung der Westmoole bei der jetzt jährlich stattfindenden Zunahme des Oststrandes den Gebrauch der dicht am Weststrande vorhandenen guten Westfahrt beschwerlich machte, so beschloß man 1645, im folgenden Frühjahr den krummen Arm (wie jene Verlängerung der Westmoole genannt wurde) fortzubrechen; allein die beim Eisgange 1646 stattfindende Eisstopfung beim Ausflusse der Weichsel riß diesen krummen Arm auf 16 Ruthen fort, worauf sich ein 8½ Fuß tiefes Fahrwasser gegen Nord-Nord-Ost fand und der Oststrand bedeutend zunahm. Aber auch dieses war sehr bald wieder verschwunden, und der Oststrand, so wie die von diesem sich vor die Mündung der Weichsel erstreckende Sandbank nahm so zu, daß 1666 an der Ostseite des Hafens sich mehre kleine Platen zeigten, auf welchen man trocknen Fußes gehen konnte. Da wo die Strömung des Weichselwassers in die See stattfand, bildete sich wie natürlich vor der Mündung ein Kolk, um den sich von Osten her die Sandbank im Halbkreise erstreckte. Die Besorgniß, daß die Schiffahrt im Danziger Hafen gänzlich aufhören werde, ließ den Danziger Rath jetzt, da es Frieden war, ernste Anstalten zur Verbesserung des Hafens treffen, und verschiedene Projekte dazu wurden von Sachverständigen entworfen. Ein sicherer Erfolg, um die Versandung des Hafens zu beseitigen, und eine beständige, gute

Fahrt herbeizuführen, war aber bei der Ausführung keines der Projekte abzusehen. Der Kunstmeister Daniel Wilcke machte den Vorschlag, den vor der Mündung der Weichsel befindlichen Kolk von den Enden der vorhandenen Ost- und Westmoole zu beiden Seiten im Halbkreise mit Dämmen zu umgeben; diese Dämme sollten aus Pfählen, Flechtwerk und Steinen, jeder im Bogen ausgeführt werden; er hoffte hievon, daß sich der Kolk vergrößern und die ihn umgebende Sandbank fortspülen werde, wobei man durch Baggerung jener Sandbank dem Wasser zu Hilfe kommen sollte. Mit diesem Vorschlage erklärte sich aber der damalige Ingenieur der Stadt, Hauptmann Georg v. Strackwitz, nicht einverstanden; er wollte vielmehr *), daß die vorhandenen Moolen in gerader Linie fortgeführt würden bis zu jener 180 Ruthen vom Ende der Moolen entfernten Sandbank und noch 25 Ruthen über dieselbe hinaus, als ihrer Breite; oder wenn dieses der großen Kosten wegen nicht ausgeführt werden könnte, so sollten in der Verlängerung beider Moolen einige Bordinge mit Steinen gefüllt versenkt werden, und was sich schon bei der Verbesserung des Hafens von Enkhuysen in Holland als brauchbar erwiesen hatte, die sogenannten „pflügenden Säcke" (Hand-Bagger) und große Baggerwerke in Anwendung kommen. Durch die versenkten Bordinge hoffte er den Meeresgrund zu beiden Seiten dieser neuen Fahrt mehr zu befestigen, indem der Sand sich an diese mehr und mehr anhäufen sollte; dem Strome der Weichsel aber wurde alsdann mehr Kraft gegeben, um seine Wirkung bis zur Sandbank ausdehnen und jene durch Baggerwerk aufgelockert, fortspülen zu können.

In Folge dieses Vorschlages des Georg v. Strackwitz wurde das Projekt des Kunstmeisters Wilcke vom

*) Im Besitze des Herrn Präsidenten v. Vegesack befindet sich die Schrift des Wilcke nebst Plan hierüber; ebenso der Vorschlag des Georg v. Strackwitz.

Digitized by Google

Rathe verworfen, man war sogar geneigt die Idee des ersteren zu verwirklichen; allein Georg v. Strackwitz starb 1674, und mit seinem Tode gerieth die Ausführung seines Vorschlages in Vergessenheit *).

Während man nun schon so viele Jahre hindurch sich über die Mittel nicht einigen konnte, wodurch der Hafen zu verbessern wäre, versandete dieser mit jedem Jahre mehr, und wie natürlich stieß man bei der Wahl eines neuen Mittels stets auf größere Schwierigkeiten. Endlich entschloß man sich 1676 das seit mehren Jahren stets brauchbar gewesene West-Fahrwasser durch Baggerung tiefer zu machen und Anstalten zu treffen, es für immer praktikabel zu erhalten; man wollte es zu beiden Seiten mit einem Bollwerke versehen, und um dieses werkstellig zu machen, die auf der rechten Seite desselben befindliche Sandbank, welche sich schon an manchen Stellen von selbst trocken gelegt hatte, vollständig trocken legen; die Nähe des Weststrandes ließ für die Schlagung des Bollwerks auf der linken Seite des Fahrwassers keine Schwierigkeiten besorgen. Wenn gleich man durch dieses Mittel eine beständige, gute Fahrt aus der Weichsel in die See zu erhalten hoffte, so rücksichtigte man dabei gar nicht darauf, daß auf diese Weise die Erhaltung der für die Fahrt nöthigen Tiefe nur allein durch künstliche Mittel bewirkt werden konnte, daß die Weichsel ihrem natürlichen Laufe gerade aus auch ferner folgen würde, und daß auf ihre Hilfe bei Tiefung der Westfahrt durchaus nicht zu rechnen sei, und endlich daß die vor der Mündung der Weichsel vorhandenen Sandbanken, welche, wie die Erfahrung gelehrt hatte, sich jährlich nach Westen zu vergrößerten, auch endlich sich vor die Mündung der projektirten

*) Dem schiffahrttreibenden Publikum wurde der Zustand des Fahrwassers zu verschiedenen Zeiten und wenn die Veränderungen desselben sehr bedeutend waren, durch gestochene Pläne bekannt gemacht; dergleichen Pläne existiren aus den Jahren 1655, 1674, 1758 ꝛc.

Digitized by Google

künstlichen Westfahrt legen könnten, und dadurch neue kostspielige Maaßregeln bedingt werden würden. Da aber dieses Projekt für den Augenblick die wenigsten Kosten bei seiner Ausführung erwarten ließ, so wurde dasselbe vom Danziger Rathe mit Eifer ergriffen, und die Baggerwerke sofort in Arbeit gesetzt; zur Trockenlegung der Westplate wurde ein Bollwerk von circa 180 Ruthen Länge in der Verlängerung der alten Westmoole geschlagen, und da wo die Einfahrt aus der Weichsel in das West- oder neue Fahrwasser war, eine Schleuse angelegt, welche den Zweck hatte, nicht allein die Schiffe durchzulassen, sondern auch das Fahrwasser vor Sand und anderen Unreinlichkeiten zu schützen, welche der Eisgang der Weichsel mit sich zu führen pflegt.

Als sich in dem darauf folgenden Jahre ein gutes Nordtief in der Verlängerung des Weichselstroms fand, wurde man wegen Anlegung des künstlichen Fahrwassers unschlüssig; es befanden sich gegen dieses viele Widersacher, und man betrieb daher die Arbeiten zur Trockenlegung der Westplate, eben so die Baggerung der Westfahrt läßiger, und als der Vorschlag, die Ostplate durch Baggerung zu durchbrechen, wofür die Kosten sich auf 88,525 Gulden belaufen sollten, mehr Anklang im Danziger Rathe fand, gab man die Arbeiten bei der Westfahrt ganz auf und beschäftigte sich nur allein mit Anlegung einer Fahrt durch die Ostplate. Aber auch dieses wurde bald aufgegeben und statt dessen 1690 die Arbeiten bei der Westfahrt von neuem begonnen, und da die bisherige Schleuse durch den Eisgang sehr beschädigt worden war, eine neue Schleuse angelegt.

Aus allem diesen ersieht man, wie wenig man über das Mittel einig war, welches der völligen Versandung des Hafens abhelfen und das Fortbestehen desselben sichern sollte. Einheimische Baumeister wie fremde *) hatten ihre Vorschläge gemacht; bald war

*) Im J. 1681 hatte sich die Stadt mit einem Oberstlieutenant Heinrich Collert v. Lingden, der von Hamburg

dieſem, bald war jenem in Ausführung ſeiner Anſicht über die Verbeſſerung des Hafens Gehör gegeben, und noch immer hatte man ſich kein Ziel geſteckt, das mit Hintenonſetzung aller übrigen Vorſchläge verfolgt werden mußte. Da ſich 1697 wieder das Nordtief als brauchbar zeigte, ſo wurde der Vorſchlag des Artillerie-Hauptmanns Gabriel Siewert, die alten Oſt- und Weſtmoolen weiter in die See hinaus in geräder Linie zu führen, mit Beifall aufgenommen und ſogleich ausgeführt. So war man nach 20 Jahren ſeit dem Tode des Georg v. Strackwitz, welcher denſelben Vorſchlag gemacht hatte, um nichts weiter gekommen.

Der Danziger Rath ließ zwar den Vorſchlag des Hauptmann Siewert in Ausführung bringen, es ſcheint aber dennoch die Hoffnung, durch die begonnenen Arbeiten bei dem Weſtfahrwaſſer eine beſtändig brauchbare Fahrt zu erhalten, die Oberhand behalten zu haben, denn hier wurden die Arbeiten unabläßig fortgeſetzt, und auf Empfehlung des damaligen Oberkommandanten der Stadt, des Oberſten v. Kemphen, verſchrieb der Rath einen Baumeiſter aus Riga, welcher die Bauten beim Weſt-Fahrwaſſer leiten ſollte.

Schon 1699 überreichte der mit der Verbeſſerung des Nordtiefs beauftragte Ingenieur Herrmann Schütz dem Rathe eine Vorſtellung, daß durch die Nord- und Nordoſt-Winde die Arbeit im Nordtiefe viel Schwierigkeiten erlitte, und daß auch das Weſtfahrwaſſer oder der Kanal bei ſeinem Ausfluſſe in die See verſande, weswegen eine Verlängerung des 1690 angelegten Bollwerks ſchon nöthig würde. Man konnte hieraus genugſam erkennen, daß es nur Verſchwendung ſei, große Koſten auf den Bau des Weſtfahrwaſſers zu verwenden, und daß auch dieſes der Hoffnung, durch

---

nach Danzig gekommen war, dieſer Waſſerbauten wegen eingelaſſen; ſeine Vorſchläge ſind vom Rathe nicht angenommen worden, und iſt auch nicht zu ermitteln, worin dieſelben beſtanden haben.

Digitized by Google

daſſelbe ein beſtändiges brauchbares Fahrwaſſer zu erhalten, nicht entſprechen würde, zumal die Erfahrung vieler Jahre es gelehrt hatte, daß die Verſandung ſich alljährlich gegen Weſten und Nordweſten erweitere und die Verlängerung der Bollwerke im Verhältniß zum Wachsthum der Sandhaken von Zeit zu Zeit bedingt würde. Dem ohngeachtet fuhr man im Bau des Weſtfahrwaſſers fort und wandte auch eine von dem Baumeiſter Lucas Tiede aus Lübeck erfundene Maſchine gegen die Verſandung deſſelben an, fand aber auch dieſe nicht von Erfolg. — Auch für die Verbeſſerung des Nordtiefs machte Lucas Tiede Vorſchläge; ob dieſe aber in Anwendung gekommen und worin ſie beſtanden, iſt unbekannt.

Durch die Unvorſichtigkeit eines Soldaten brannte am 4. October 1709 Abends 9 Uhr der alte hölzerne Thurm in der Feſtung Weichſelmünde ab; man erſetzte ihn vorläufig durch eine hölzerne Bliese und baute erſt 1721 den noch jetzt vorhandenen gemauerten Thurm, welcher 18,055 Gulden 18 ſgr. 9 pf. koſtete.

Seit 1713 hatten ſtarke Stürme und Eisgänge großen Schaden an den Arbeiten des Nordtiefs und des Weſtfahrwaſſers verurſacht, auch große Schlickhaufen und Sandbänke vor beiden gebildet; die Beſorgniß, daß der Hafen ganz unbrauchbar werden würde, war um dieſe Zeit größer als je. Das Fahrwaſſer ſowohl in der Nord- als Weſtfahrt hatte kaum die Tiefe von 5½ Fuß, und man war genöthigt mit großen Anſtrengungen und Koſten die Reparaturen beider in den Jahren 1714 und 1715 vorzunehmen. Allein im J. 1716 trug die Danziger Kaufmannſchaft dem Rathe die Bitte vor, daß vorzugsweiſe das Weſtfahrwaſſer in brauchbaren Zuſtand geſetzt und erhalten werden möchte, da nach dem Urtheile fremder und einheimiſcher Schiffer ſo wie der Bauverſtändigen, nur von dieſem allein die Ekhaltung des Danziger Hafens zu hoffen ſei. Wenngleich dem Rathe bei der Erfahrung, daß das Weſtfahrwaſſer ſich eben ſo wenig wie das

Nordtief beständig brauchbar zeigte, auch die Erhaltung und Verbesserung des letztern wichtig schien, so gab er dennoch den Bitten der Kaufmannschaft nach und ließ 1716 unter Leitung des Ingenieur-Hauptm. Charpentier das Westfahrwasser in die heutigen engen Grenzen bringen, beide Seiten desselben mit starken Pfählen verrammen und diesen durch Feststampfung der hintergeworfenen Baggererde mehr Festigkeit und Stärke geben. Seit dieser Zeit dient dieser Kanal, gewöhnlich das „neue Fahrwasser" genannt, zur Ein- und Ausfahrt der Schiffe. Die Westplate legte sich von jetzt an mehr und mehr trocken, da auch sie durch die darauf geschüttete Baggererde erhöht wurde, und wenngleich noch viele Jahre hindurch neben beiden das Fahrwasser eingrenzenden Bollwerken kein fester Boden sich bildete, so hat er mit der Zeit eine solche Festigkeit gewonnen, daß auf ihm der größte Theil des heutigen Flecken Neufahrwasser gebaut ist, und durch fortwährende Aufschüttung der Baggererde sogar der Hügel entstand, auf dem sich heute die Lootsenhäuser befinden.

Die Nordfahrt zeigte sich bald nach 1716 wieder brauchbar und ab und zu wurden auch einige Kosten darauf verwendet und die rechts desselben befindliche Pfahlreihe verlängert; diese Ausgabe schien um so weniger unnütz, als die stattfindenden Versandungen vor dem neuen Fahrwasser die Verlängerung der beiden Bollwerke desselben, namentlich des Ostbollwerks, durch gesenkte Steinkasten und Grundpfähle jährlich nöthig machte *). Um 1741 war das Ostbollwerk des neuen Fahrwassers schon gegen 64 Ruthen länger als das

*) 1740 war das Ende der Ostmoole 367 Ruthen, das der Westmoole 315 Ruthen von der Schleuse entfernt; 1741 das Ende der Ostmoole 384 Ruthen, das der Westmoole 320 Ruthen; 1745 das der Ostmoole c. 400 Ruthen, das der Westmoole 330 Ruthen von der Schleuse entfernt. 1741 reichten die Pfähle an der rechten Seite der Nordfahrt noch 230 Ruthen weit in die See hinein, von gegenüber der Schleuse gerechnet.

Digitized by Google

Westbollwerk, denn die Westplate wurde gegen Nordwest immer größer und legte sich immer von neuem vor die Fahrt.

Bis 1745 war die Nordfahrt gut und brauchbar; in diesem Jahre legte sich aber eine Sandbank vor, welche von nun an jährlich in eben dem Maaße zunahm, als die auf der rechten Seite des neuen Fahrwassers trocken gelegte Nord- oder Westplate sich mehr und mehr auch gegen Nordost trocken legte und die Nordfahrt verengte. Die an der rechten Seite derselben angebrachte Verpfählung wurde vernachlässigt, und 1774 war die Nordfahrt nur noch 4 bis 5 Fuß tief und daher für die Schiffahrt fast gänzlich unbrauchbar. Besonders im J. 1773 hatte die Tiefe der Nordfahrt bedeutend abgenommen, als Preußen, welches durch die Theilung Polens in den Besitz der beiden Nogatufer gelangt war, sich bemühte den Handel mit Polen durch Verbesserung der Schiffahrt auf der Nogat nach Elbing zu ziehen und den Handel Polens mit Preußen in Aufschwung zu bringen. Durch neue Bauten an der Montauer Spitze wurde die Nogat für die Schiffahrt brauchbarer und der Stadt Elbing dadurch sehr bald eine Bedeutsamkeit gegeben, während Danzigs Hafen und Danzigs Handel in jeder Beziehung dadurch benachtheiligt wurde. Hätte Preußen voraussehen können, daß Danzig zwanzig Jahre später (1793) in seinen Besitz kommen würde, es hätte gewiß die Absicht aufgegeben den Handel Elbings auf Kosten der Stadt Danzig zu heben, und hätte die bedeutenden Kosten für die Bauten an der Montauer Spitze erspart, deren schädlicher Einfluß auf den Danziger Hafen unberechenbar ist. Im J. 1793 war die neue Weichsel beim Danziger Haupte schon so seicht, daß man ohne Gefahr durchreiten konnte.

Die Versandung vor dem neuen Fahrwasser bei Danzig wurde durch die jetzt schon sehr weit in die See hineingeführten beiden Bollwerke nicht aufgehoben, und in den Jahren 1796 bis 1802 mußten große Kosten

Digitized by Google

zur Reparirung und Verlängerung beider verwendet werden. In dem Zeitraume von 1802 bis 1806 wurde auch die von Holz erbaute Schleuse bei der Einfahrt ins neue Fahrwasser, welche sehr schadhaft geworden war, von Bremer Steinen massiv erbaut, wofür die Kosten sich auf 150,000 Thlr. beliefen; auch sollte die ganze Einfassung des Kanals in gleicher Art statt des bisherigen Bollwerks ausgeführt werden, allein die bald darauf eintretenden Kriegszeiten, in Folge deren Danzig einen Freistaat bildete, machten daß dieser Plan nicht zur Ausführung kam.

Die hundertjährige Erfahrung hatte gelehrt, daß die Versandung des neuen Fahrwassers in ein und derselben Richtung stets zunahm, und dennoch gab man sich noch immer der trüglichen Hoffnung hin, auf dem Wege, den man eingeschlagen, nämlich durch den Kanal und durch dessen stete Verlängerung, also nur durch künstliche Mittel, zum Zwecke zu gelangen, während man auf die Mithilfe der Kraft des Weichselstroms, auf dieses natürliche Mittel, ganz entsagte. Vielfache Berathschlagungen, auf welchem Wege am sichersten die Versandung des Danziger Hafens zu beseitigen, führten zu keinem andern Resultate, als die östliche Moole des neuen Fahrwassers bis über die vor dem Ausflusse des Kanals befindliche Sandbank fortzuführen; daß die Anlage von zwei Moolen an der Weichselmündung, welche weit in die offene See über die dortige Sandbank hinausgeführt werden mußten, die Aufräumung des Sandes in der Weichselmündung selbst und zweckmäßige Anstalten an der Montauer Spitze, durch welche dem Strome volle Kraft gegeben wurde, daß diese Maaßregeln ein besseres Resultat herbeiführen würden, als die bloße Verlängerung der Ostmoole beim neuen Fahrwasser, davon überzeugte man sich, allein abgesehen davon, daß die Kosten dieser Anstalten ungeheuer gewesen wären, sie führten auch die Nothwendigkeit des Aufbaues neuer Hafengebäude mit sich, und sicherten endlich doch die vollständige und

Digitized by Google

stete Brauchbarkeit dieses neuen Hafens nicht zu; mit Rücksicht hierauf beschloß man, mit der Verlängerung der Ostmoole am neuen Fahrwasser zu beginnen, und diese, da sie weit hinaus in die offene See geführt, Sturm und Wetter widerstehen mußte, ganz in Stein aufzubauen; ihre ganze Länge wurde auf 2647 Fuß projektirt. Im Frühjahr 1824 begann der Bau. Die Kastenwerke der bisherigen 1567 Fuß langen Ostmoole wurden unter dem Wasser beibehalten, in der Grundlage durch Senkstücke bis auf 45, 65 und 90 Fuß breiter gemacht, und die 7 Fuß über der Wasserlinie (der angenommene mittlere Wasserstand und die hiernach bestimmte Normal-Wasserlinie für sämmtliche Hafenbauwerke ist 11 Fuß über dem Drempel der Hafenschleuse) angelegte Krone $8\frac{1}{2}$, $9\frac{3}{4}$ bis 12 Fuß breit gemacht und in Stein abgepflastert; auf der Ostseite erhielt die Moole eine Dossirung unterm Wasser von 5 Fuß, über dem Wasser von 3 Fuß, dagegen auf der Westseite unterm Wasser keine und über dem Wasser $\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Dossirung. Im Herbste 1833 war der Umbau der alten Moole beendet, und hatten die Kosten dafür nach dem Anschlage 108,878 Thlr. 18 sgr. 5 pf. betragen. 1830 wurde der Anfang gemacht die Moole zu verlängern; je weiter sie in die See hinausgeführt wurde, je größer mußten auch alle Anlagen derselben werden, so daß vom Endpunkte des alten Kastenwerks der Neubau in der Grundlage eine Breite von $134\frac{1}{2}$ Fuß und in der Krone eine Breite von $14\frac{2}{3}$ Fuß erhielt; die Moole erhielt von jetzt an eine Höhe von $7\frac{1}{2}$ Fuß über dem Wasser, und auch auf der Westseite eine Dossirung von 3 Fuß unter dem Wasser und $2\frac{1}{2}$ Fuß über dem Wasser, während die Dossirung auf der Ostseite dieselbe blieb. Im Herbste 1834 betrug die ganze Länge der gefertigten Steinmoole 1927 Fuß. In dem Zeitraume von 1835 bis 1837 ist sie wiederum 360 Fuß verlängert, wobei die Grundlage $145\frac{1}{2}$ Fuß breit gemacht, und alle übrigen Maaße der Breite der Krone, der Dossirung ꝛc. dieselben blieben.

Digitized by Google

Im Herbste 1839 sollen die an der (auf 2647 Fuß) festgesetzten ganzen Länge der Ostmoole noch fehlenden 360 Fuß beendet sein, welche in der Grundlage eine Breite von 150 Fuß erhalten, während alle übrigen Maaße beibehalten werden sollen. Die Kosten der ganzen Ostmoole incl. jener Summe von 108,878 Thlr. betragen dann laut Anschlag 359,049 Thlr. 19 sgr. 10 pf., so daß durchschnittl. der laufende Fuß derselben 134 Thlr. 15 sgr. 10 pf., oder die laufende Ruthe derselben 1614 Thlr. 12 sgr. 6 pf. gekostet haben wird. Um den Schiffern den Endpunkt der Moole und die Einfahrt in den Hafen zu bezeichnen, projektirt man die Moole mit einem flach geböschten und verbreiteten Kopfe zu schließen, und auf diesem einen Leuchtthurm von Gußeisen mit 3 Reverberen zu erbauen; die Kosten dafür sind auf 12,000 Thlr. veranschlagt; die alte Bliese würde alsdann eingehen, der bisherige Leuchtthurm aber beibehalten werden. Zur bessern Bezeichnung der Einfahrt in den Hafen ist die Westmoole im Jahre 1837 um 120 Schritt gegen Nordwest verlängert, so daß ihre ganze Länge jetzt circa 820 Schritt beträgt.

Schon 1724 hatte sich zu beiden Seiten des neuen Fahrwassers durch die ausgeschüttete Baggererde so fester Boden gebildet, daß auf diesem und dem angrenzenden Lande, welches vermöge eines emphytheutischen Kontrakts mit dem Kloster Oliva seit 1627 der Stadt Danzig als Nutzeigenthum überlassen war, einige für den Hafen nöthige Gebäude aufgebaut werden konnten. Dicht neben der Schleuse wurde zuerst ein Haus für den Schleusenwärter und ein Wachtgebäude errichtet; die Zollgebäude, welche ihre alte Benennung „Pfahlhof" bis zum 18. Jahrh. beibehielten, verblieben auf dem rechten Weichselufer oberhalb Weichselmünde. Im J. 1739 erneuerte die Stadt Danzig den emphytheutischen Kontrakt mit dem Kloster Oliva, und erhielt dadurch das Eigenthumsrecht der am Ausflusse der Weichsel gelegenen Olivaschen Ländereien für folgende 93 Jahre; die Stadt verpflichtete

sich eine Pachtsumme von 4000 fl. und einen jährlichen Kanon von 100 Thlr. dafür zu zahlen.

Bei der ersten Theilung Polens im J. 1773 kam Preußen in den Besitz des Klosters Oliva, und folgerte hieraus sein Eigenthumsrecht auf den Danziger Hafen, den es trotz aller Remonstrationen *) von Seiten Danzigs in Besitz nahm. Es wurden Preuß. Hafenbeamte ernannt, Zollgebäude und Wohnungen für die Beamten gebaut, und auch eine Salzniederlage neben dem neuen Fahrwasser etablirt, so daß 1789 schon 40 Feuerstellen daselbst vorhanden waren. Seit dieser Zeit baute sich nach und nach der Flecken Neufahrwasser an, der, als 1793 auch Danzig unter Preuß. Scepter kam, eine Vorstadt von Danzig ausmacht. Im Jahre 1808 bestand Neufahrwasser schon aus 90 Häusern, 2 Schneidemühlen und zählte 832 Einwohner. Auf der alten Bliese (1758 errichtet) und dem neuen massiven Leuchtthurm wurden bis zum J. 1817 zwei Feuerkörbe mit Steinkohlen unterhalten **); in diesem Jahre richtete man Laternen mit Reflectoren und Wachslichtern als Seeleuchten ein; da man sich aber auch von der Unzulänglichkeit dieser überzeugte, so wurde seit dem 1. Januar 1819 die Gaserleuchtung eingeführt. Die beiden jetzigen Feuer befinden sich in gerader Linie mit der Mündung des Hafens; sie sind 274 Fuß von einander entfernt, das auf der alten Bliese

---

*) Ueber die Streitigkeiten Preußens und Danzigs in Betreff der Besitznahme des Hafens 1773 sind folgende Schriften erschienen: 1) Gedanken über das Eigenthum des Danziger Hafens; 2) Beweise und Vertheidigung der Rechte des Königs auf den Hafen und Zoll der Weichsel; 3) Anmerkungen über die zu Berlin 1773 herausgekommene Schrift unter dem Titel: Beweise und Vertheidigung der Rechte des Königs von Preußen auf den Hafen und Zoll der Weichsel ꝛc.

**) S. „Anwendung des Steinkohlen-Gas zur Seeleuchte in Neufahrwasser bei Danzig." Beitr. zur Kunde Preußens Band 2. S. 268.

59 Fuß, das auf dem Leuchtthurme 67 Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Eine eigene Kirche hat Neufahrwasser niemals gehabt, es gehörte zur Kirche von Weichselmünde; als diese 1807 abgebrannt wurde, hielt die Gemeine von Weichselmünde und Neufahrwasser ihren gemeinschaftlichen Gottesdienst in Neufahrwasser in einem Lokale des Salzmagazins, und seit 1815 in einer vormaligen Königl. Böttcherwerkstätte. Als 1823 die Kirche von Weichselmünde wieder aufgebaut wurde, behielt man das bisherige Bethaus bei, für welches seit 1833 ein eigner Prediger angestellt ist; auch für ein neues Gotteshaus in Ermangelung einer Kirche ist seit dieser Zeit Sorge getragen.

Im J. 1837 besteht Neufahrwasser aus 85 für Staats- und Kommunalzwecken bestimmten und 122 Privathäusern, einem Bethause, 11 Fabrikgebäuden und Mühlen, 190 Ställen und Scheunen, und zählt 2090 Einwohner.

Das Dorf Weichselmünde, von wohlhabenden Fischern bewohnt, ist zum öftern zerstört und wieder aufgebaut. Im J. 1577 wurden bei Anordnung der Vertheidigungsanstalten im Hause Weichselmünde, der Pfahlhof, die dabei befindlichen Häuser und das gemauerte Kirchlein niedergerissen; nach und nach bauten sich die Fischer wieder an, und auch die Kirche wurde wieder aufgebaut, jedoch 1656 abgebrochen und innerhalb der Festungswerke verlegt; 1671 war sie baufällig, wurde neu gebaut, jedoch schon 1709 wieder abgebrochen, als man einen Theil der Festungswerke demolirte; ein in der Nähe der Festung stehendes Pestilenzhaus wurde jetzt zur Abhaltung des Gottesdienstes eingerichtet, und als dieses im J. 1734 in der Belagerung abgebrannt werden mußte, baute man 1737 eine neue Kirche, jedoch nur von Fachwerk, welche man 1789 wieder abbrach und nun ein gemauertes Gebäude aufbaute. Auch dieses wurde am 15. März 1807 bei der Belagerung Danzigs den Flammen geopfert

und erst 1823 durch ein neues (kostete 8483 Thlr.) ersetzt. Bei dem Eisgange der Weichsel im April 1829 wurden große Verheerungen im Dorfe Weichselmünde angerichtet; nahe an 30 Gebäude, theils Wohnungen, theils Ställe, wurden von den Fluthen fortgerissen und zerstört.

Zur Landkommunikation zwischen Neufahrwasser und Danzig wurde bis 1803 ausschließlich der Weg über Neu-Schottland und Saspe gebraucht; in dem Zeitraum von 1803—1805 baute aber der Kaufmann Broschke auf eigene Kosten eine chaussirte Landstraße längs dem linken Wiesenufer der Weichsel, deren Kostenanschlag 12,598 Thlr. betrug, wofür er sich ein Wegegeld auf 10 Jahre ausbedungen hatte, welches seinem Testamente zufolge dem städtischen Lazareth nach seinem Tode zufiel, von diesem aber nicht erhoben ist. Die Instandhaltung dieses Weges geschieht jetzt auf Kosten der Königl. Regierung zu Danzig. Die zur Kommunikation zwischen Danzig und dem Hafen bestehende Einrichtung einer Treckschute besteht seit dem 3. Mai 1692, wo sie zum erstenmale in Gang gesetzt wurde; ein Danziger Kaufmann, Georg Löllhösel, richtete sie ein, und genoß dafür einige Jahre hindurch die Einkünfte, ohne dem Danziger Rathe dafür Pacht zahlen zu dürfen.

Traurig vereint sich jetzt die Weichsel dem Meere; wo einst stolze Schiffe ihre Fluthen durchschnitten, vermag kaum ein leerer Fischerkahn seine Fahrt zu nehmen. Danzig schaut aber nach wie vor mit seinen prächtigen Thürmen in die schöne Gegend hinaus, und doch gleicht die Gegenwart nicht der Vergangenheit, in welcher Wohlstand und Handel in Danzigs Mauern blühten! Möge beides wiederkehren!! —

Digitized by Google

VI. Giebt es Schildkröten in der Ostsee?

Von K. Th. v. Siebold in Danzig.

In dem letzten Oktober-Hefte dieser Blätter hat ein Ungenannter Bemerkungen über die Bewohner der Ostsee geliefert, nach denen man glauben sollte, es wimmle der Putziger Meerbusen von größeren Seethieren, sogar an einem Seeungeheuer ließ es der Erzähler nicht fehlen. So willkommen der geringste Beitrag zur Naturgeschichte unserer Provinz sein muß, so können Notizen obiger Art, die beim ersten Blick jeder naturhistorischen Sicherheit ermangeln, wenig nützen; was hilft es, bloß von Schildkröten, Delphinen, Robben, Seegänsen u. s. w. zu sprechen, ohne diese Thiere näher zu bezeichnen oder genauer zu beschreiben; wie leicht es jener Ungenannte aber überhaupt mit dem Aufzählen der Bewohner der Ostsee genommen hat, und wie wenig derselbe den von ihm besprochenen Gegenständen nachgeforscht zu haben scheint, geht wohl aus Folgendem hervor.

Am 8. November 1835 wurde bei Zoppot eine von den Wellen aufs Land gesetzte lebendige Seeschildkröte entdeckt und zwei Tage darauf vom Herrn Milczewski hierselbst käuflich an sich gebracht, nachdem diese Schildkröte einem Danziger Drechsler vergebens zum Kaufe angeboten war. Ich habe Gelegenheit gehabt, dieses Thier näher untersuchen und einen Theil desselben genauer zergliedern zu können. Es war diese Schildkröte nichts anderes als die im mittelländischen Meere und atlantischen Oceane häufig vorkommende Karettschildkröte, Testudo Caretta des Linné oder Chelonia Caouana nach Schweigger, welche weder ihres Fleisches noch Schildpaddes wegen geschätzt wird. Ihr Magen sowohl wie ihre Gedärme waren von genossenem Futter und Speisebrei vollkommen leer, auch waren ihre Eingeweide von Fettmassen, an welchen diese Thiere sonst so reich sind, ziemlich entblößt. Das Vorkommen einer solchen Schildkröte in der Ostsee oder Nordsee ist bis jetzt von keinem Naturforscher erwähnt worden, Linné, Retzius und Müller, welche sich um die Fauna ihres Vaterlandes (Schweden, Norwegen und Dänemark) so viele Verdienste erworben haben, führen in ihren bekannten Werken unter den Bewohnern der Ost- und Nordsee die Seeschildkröten mit keiner Silbe an.

Digitized by Google

Im Oktober-Hefte dieser Blätter heißt es nun zwar, daß von Zoppoter Fischern im Frühjahre 1836 am Strande von Zoppot eine Schildkröte lebendig gefangen worden sei; hier in Danzig ist mir so wenig als anderen etwas von einem solchen Fange zu jener Zeit in Erfahrung gebracht worden, und es wird hier wohl nur eine Verwechslung in der Zeit stattgefunden haben. Daß aber die Karett-schildkröte, weil ein einziges Exemplar am Strande der Ostsee gefangen worden ist, deshalb eine Bewohnerin derselben sein sollte, ist ein sehr voreiliger Schluß. Ich habe freilich nicht erfahren können, wie jene Schildkröte in unsere See gekommen ist, aber sehr wahrscheinlich ist es mir, daß dieses Thier von einem Schiffe aus dem südlichen Meere nach der Ostsee gebracht wurde, von welchem es dann durch irgend einen Zufall entkommen und in die See gerathen ist; in dieser Vermuthung, welche ich bereits am 2. Januar 1836 in einer Versammlung der hiesigen naturforschenden Gesellschaft ausgesprochen habe, wird man noch bestärkt, wenn man die gänzliche Leere der Gedärme und Magerkeit dieses Thieres erwägt, indem es demselben in der Ostsee gewiß an den gewohnten Nahrungsmitteln gefehlt hat. So wurde im August dieses Jahres in den Schiffsdocken zu Havre ein lebender Alligator gefangen, ohne daß es jemanden einfiel, ihn als einen Bewohner des dortigen Meeres auszugeben *); es wurde im Gegentheil und zwar mit Recht vermuthet, daß das Thier mit einem amerikanischen Schiffe herübergekommen und von da entwischt sei; man versicherte auch, daß im Februar 1836 ein Schiffskapitain einen jungen Alligator von Port au Prince mit herübergebracht und beim Landen ihn habe ins Meer fallen lassen und so verloren habe.

*) S. Froriep's neue Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde No. 58.

VII. Naturgeschichte der höheren Thiere mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Prussica. Ein Handbuch für Lehrer der Jugend, Oekonomen, angehende Forstmänner und Freunde der Natur von Joh. Gottl. Bujack, Oberlehrer am Friedrichs-Collegium zu Königsberg ꝛc. Mit 2 Kupfertafeln. Königsberg, bei Gräfe und Unzer. 1837. (8vo. XVIII. 428.)

An Handbüchern über die Naturgeschichte der Thiere mangelt es wahrlich nicht, und es sind noch in den letztern Jahren mehrere von ausgezeichneten und sachkundigen Männern in deutscher Sprache gegeben worden, die für höchst schätzenswerth und ihrem Zwecke entsprechend gehalten werden dürfen, und die auch eine rühmliche Anerkennung schon gefunden haben. Wenn daher Jemand jetzt mit einem neuen hervortritt, so läßt sich das Erscheinen desselben nur in dem Fall gehörig rechtfertigen, daß es von andern dergleichen Werken, sei es nun in seiner Form, oder in seinem Inhalte, oder in beiden, sich wesentlich unterscheidet, nicht aber blos in Ansehung seines Umfanges, oder einer veränderten Stellung, oder neuen Benennung einiger wenigen Thiere von ihnen abweicht. Aus diesem Gesichtspunkte nun betrachtet, darf die oben genannte Schrift nichts weniger, als eine überflüssige Arbeit genannt, vielmehr als eine sehr verdienstliche bezeichnet, und mit gutem Grunde nicht blos denen, welche sich mit der Naturgeschichte der Thiere bekannt zu machen erst anfangen wollen, sondern auch selbst den Männern vom Fach, recht sehr empfohlen werden.

Zuvörderst sind bei Abfassung desselben, wie schon der Titel besagt, vorzugsweise die in Preußen einheimischen Thiere im Auge behalten worden, und es hat der Verfasser keine Mühe gespart, zu ermitteln und sicher festzustellen, welche Thiere aus den 4 höhern Klassen, oder sogenannte Wirbelthiere hier zu Lande nur irgend vorkommen, dadurch aber zu der Lehre von der geographischen Verbreitung der Thiere, die einen der interessantesten Theile der Zoologie ausmacht, jedoch einer weitern Ausführung noch sehr bedarf, einen werthvollen, wichtigen Beitrag geliefert. Das wissenschaftliche Publikum hat in diesem Werke zum erstenmale, nachdem längst schon von mehrern andern Ländern Europas Faunen erschienen waren, eine möglichst vollständige und aus zuverläßigen Quellen (namentlich und insbesondere aus den Sammlungen des Königl. zool. Museums zu Königsberg) entnommene Angabe der in Preußen, besonders in Ostpreußen vorhandenen Wirbelthiere erhalten. Andrerseits aber ist dadurch ein Jeder hier zu Lande, der

Digitized by Google

die ihn zunächst umgebenden und ihm zu Gesicht gekommenen höhern Thiere dem systematischen Namen nach kennen lernen möchte, in den Stand gesetzt worden, seinen Wunsch befriedigen zu können, ohne an das Anschaffen größerer Werke viele Kosten und an das Aufsuchen dieser Thiere in einem zoologischen Systeme viel Zeit setzen zu dürfen.

Das Thema über die geographische Verbreitung der Thiere führte den Verf. auf historische Untersuchungen über das frühere Vorkommen und das allmählige Verschwinden einiger Thiere in Preußen, namentlich des Auerochsen, des Luchses, der wilden Katze und des Bären, und auch darüber sind in diesem Werke genaue und schätzbare Angaben gemacht worden.

Ein großer Vorzug, der diesem Werke vor vielen andern der Art zugestanden werden muß, besteht endlich aber auch darin, daß in ihm mit Vorliebe die Lebensweise, überhaupt der ganze Haushalt, so wie der Nutzen und Schaden der einheimischen Wirbelthiere abgehandelt sind, grade hierdurch aber möglichst dahin gewirkt worden ist, einestheils Sinn und Liebe für das Studium der Zoologie zu wecken und zu beleben, anderntheils dieses Studium recht fruchtbar zu machen.

Die ausländischen Thiere sind in der Naturgeschichte des Herrn Bujack zwar in den Hintergrund gestellt worden, doch findet man auch von ihnen viele hinsichtlich ihres Aeußern und ihrer Lebensweise ausführlich genug behandelt.

Dies nun im Allgemeinen vorausgeschickt, will Ref. noch einige das Einzelne betreffende Bemerkungen geben, zumal da der Verfasser selber zu einer Mittheilung von Berichtigungen in der Vorrede aufgefordert hat.

Sorex tetragonurus, der nur in den beiden Anhängen, die dem Werke beigefügt worden, als einheimisch aufgeführt ist, kommt in Preußen, namentlich auch bei Königsberg, nicht selten vor, und ist allem Anschein nach hier sogar häufiger, als S. fodiens. — Daß der Auerochs allerdings auch im Kaukasus, ja wahrscheinlich noch weiter östlich in Asien vorhanden ist, hat v. Baer unlängst in dem Bulletin der Petersb. Akad. der Wissensch. gezeigt.

Die Eidotter des Eierstockes der Vögel hängen von diesen nicht blos an Blutgefäßen, sondern hauptsächlich an Vorsprüngen, die aus der Substanz des Eierstockes selbst bestehen, herab. — Falco brachydactylus ist auch in der Nähe von Königsberg geschossen worden. — Von Merops apiaster erhielt das Museum im Spätsommer dieses Jahres ein Pärchen aus Groß-Dirschkeim (in Ostpreußen) mit der Bemerkung, daß dort noch drei andere Exemplare gesehen worden wären, die man für Junge gehalten hätte. Außerdem ward dem Ref. vom Herrn Kreisphysikus Dr. Lietzau gesagt, daß vor wenigen Jahren bei Fischhausen, von dem jener Ort nur wenige Meilen entfernt liegt, einige Exemplare

Digitized by Google

gesehen worden wären. Es kommt dieser Vogel also auch, wenn gleich selten, in Preußen vor. — Otis Tarda soll sich recht häufig auch in dem östlichen Theile der Danziger Niederung, nach Angaben, die dem Ref. von dortigen Einwohnern gemacht wurden, vorfinden. Gleichfalls soll sie in einigen Gegenden von Preuß. Litthauen recht häufig bemerkt worden sein. — Von Sterna caspia ward dem Ref. in diesem Jahre ein Exemplar gezeigt, das in Ostpreußen geschossen worden war.

Nach neueren anatomischen Untersuchungen scheinen wohl alle Amphibien, selbst die unvollkommneren unter den geschwänzten Batrachiern, zwei Vorkammern des Herzens (Atria) zu besitzen; nur ist bei den Batrachiern die Scheidewand zwischen beiden sehr dünn, und daher früher übersehen worden. Nach den Angaben einiger Anatomen soll bei Krokodilen auch die Herzkammer doppelt sein. — Wenn man sagt, daß sich bei den Amphibien die Lungen weiter nach hinten erstreckten, als bei den Vögeln, so ist dies nicht ganz richtig, denn die Vögel besitzen eigentlich zweierlei Arten von Lungen, nämlich solche, die denen der Säugethiere, und noch andere, die denen der Amphibien entsprechen; die letztern sind die Luftsäcke, die, wie die Entwickelungsgeschichte gelehrt hat, als häutige Säcke aus den erstern hervorwachsen, und nicht, wie man gewöhnlich sagt, Verdoppelungen des Bauchfelles sind; die Luftsäcke aber erstrecken sich nicht blos durch die ganze Länge der Rumpfhöhle, sondern dringen auch in den Hals und selbst in einige Knochen hinein. — Eine Milz kommt auch bei den eigentlichen Schlangen vor, ist aber sehr klein, befindet sich an einer ungewöhnlichen Stelle, nämlich auf der Bauchspeicheldrüse, und ist dieserhalb früher ganz übersehen worden. — Eine den Gehörwerkzeugen beizuzählende Schnecke fehlt nicht allen Amphibien, denn bei den Sauriern ist sie zugegen und im Allgemeinen ähnlich gebaut, wie bei den Vögeln; bei Schildkröten und Schlangen aber kommen Andeutungen, Vorbildungen von ihr vor. — Wollte man Vipern, Blindschleichen und noch manche andere Reptilien nicht lebendiggebärende nennen, weil sie die Eier bis zur völligen Reife bei sich tragen, und weil ihre Eier erst kurz zuvor, ehe sie gelegt, oder auch während sie gelegt werden, platzen, so müßten auch alle Säugethiere eierlegende Geschöpfe heißen. — Die Angabe mancher Naturforscher, daß die Schildkröten im Gegensatze zu den übrigen Wirbelthieren nicht ein inneres, sondern ein äußeres Skelet hätten, ist ohne Sinn und Bedeutung; der Unterschied in der Organisation, der zu einer solchen Behauptung Anlaß gegeben hat, beruht lediglich darauf, daß bei den Schildkröten die Rippen und das sogenannte Brustbein, das eigentlich, wie sich aus der Entwickelungsgeschichte entnehmen läßt, eines-

Digitized by Google

theils dem wahren Brustbeine, anderntheils dem Sternum abdominale anderer Reptilien entspricht, eine enorme Ausdehnung gewinnen und andere Partien des Skeletes überwölben, ferner daß bei ihnen zwischen jenen Theilen und dem Felle keine Muskeln entstehen, daß sich dagegen in dem Felle meistens eine Menge von Knochenplatten bildet, und daß sich diese nun bei dem Mangel von unter ihnen liegenden Muskeln sammt dem Felle an die Rippen und das Brustbein dicht anschließen, anstatt daß bei andern Reptilien, bei welchen ähnliche Knochenplatten erzeugt werden, dieselben von den genannten Skeletstücken entfernt bleiben. Die Muskeln übrigens, welche die Gliedmaßen bewegen, sind im Ganzen genommen an dieselben Abtheilungen des Skeletes angeheftet, wie bei andern Wirbelthieren. — Ref. hat einmal ein Paar Flußschildkröten (Emys europaea) die Begattung, die ihren Anfang im Wasser gehabt hatte, auf dem Lande vollziehen sehen: das Weibchen kam mit dem Männchen auf dem Rücken aus einem Teiche hervor, und blieb dann auf dem Ufer mit ihm stehen. — Nicht bei allen Schlangen kommt nur eine Lunge vor; bei vielen findet man zwei, und von diesen die eine mitunter nur um ⅓ oder ½ kleiner, als die andere, so z. B. bei der Riesenschlange und der Blindschleiche, welches letztere Reptil jedoch eigentlich — was von mehren Zoologen auch schon geschehen ist — zu den Eidechsen gezählt werden muß. — Daß sich junge Schlangen, namentlich Vipern, zur Zeit der Gefahr in den Rachen der Mutter flüchten, ist wohl nur eine Fabel; die ansehnliche Größe der Neugebornen spricht schon dagegen; denn wenn neugeborne Vipern sich selbst so enge zusammenrollten, wie sie am Ende des Fruchtlebens in den Eiern lagen — was jedoch nicht gut möglich ist — so würde nicht einmal ein einziges Exemplar im Rachen der Mutter Raum haben, falls dieser sich nicht etwa so enorm ausdehnte, wie es, jedoch nur sehr langsam und mit sichtlicher Anstrengung, beim Verschlucken einer größern Beute geschieht; käme das Junge aber mehr oder weniger ausgestreckt in den Rachen, um sich im Innern der Mutter völlig zu verbergen, so müßte ein Theil von ihm in die Speiseröhre und den Magen gerathen, und dann würde es nicht leicht wieder lebendig zum Vorschein kommen können. Ueberdies würden die Jungen beim Abzuge aus ihrer Herberge nur gar zu leicht in Gefahr gerathen, von den Zähnen der Mutter beschädigt und vergiftet zu werden. — Die Griechen belegten in frühern Zeiten mit dem Namen *Δρακων*, Drache, wie Tiedemann gezeigt hat *), eine jede Schlange; erst Herodot brachte die Erzählung

*) Anat. u. Naturgesch. des Drachens. Nürnberg 1811.

vor, daß sich in Egypten geflügelte Schlangen fänden (wo man übrigens auch jetzt noch auf einigen Ruinen von Tempeln Schlangen mit zwei ovalen Flügeln am Rücken abgebildet sieht), welche Erzählung darauf von andern griechischen und von mehren römischen Schriftstellern weiter verbreitet, von Strabo aber und Pausanias bestritten wurde. Später behielt man dann den Namen Drache für geflügelte theils fabelhafte, theils wirklich existirende Reptilien bei. — Ein weibliches ausgewachsenes Exemplar von Triton cristatus erhielt Ref. unlängst aus einem hier in der Stadt befindlichen und in der Nähe des Schloßteiches gelegenen Garten.

Daß bei den Fischen eine jede Flosse drei Muskeln besitze, ist zu allgemein ausgedrückt und nicht richtig. Dasselbe gilt von der Angabe, daß den Fischen ein Hals mangele: Haifische, Rochen und Cyclostomen besitzen allerdings einen Hals, und zwar einen recht langen. — Die Angabe einiger Zoologen, daß namentlich bei den Lophobranchen die Kiemen aus Büscheln von Fäden bestehn, beruht auf ungenauen Untersuchungen; wirklich aber als solche Büschel erscheinende Kiemen kommen höchst selten, und dann nur als accessorische Organe neben den gewöhnlichen Kiemenblättchen vor, so namentlich und nur allein, so viel bis jetzt bekannt, bei Heterobranchus anguillaris; bei Rochen und Haien übrigens gehen bandartige Fäden zwar in früherer Zeit des Fruchtlebens von den Kiemen ab, verschwinden jedoch vor Ablauf des Fruchtlebens völlig. — Eine Ausnahme von der Regel, daß bei den Fischen die Nasenhöhle nicht in die Mundhöhle übergeht, bieten nach den sehr genauen Untersuchungen von Joh. Müller die Myxinoiden dar. — Daß die Kiemenbogen der Fische die Brustrippen höherer Thiere repräsentiren, ist eine irrige Behauptung einiger Anatomen; diese Bogen entsprechen vielmehr einem Theile des Zungenbeines höherer Thiere. — Daß der unter dem Rückgrathe der Fische gelegene Gefäßstamm die Aorte ist, nicht aber die Stelle der linken Herzkammer höherer Thiere vertritt, lehrt die Entwickelungsgeschichte: denn auch bei Schlangen, Vögeln und Säugethieren hat die Aorte in frühester Lebenszeit nicht blos eben dieselbe Lage, sondern entspringt auch mit mehren Wurzeln aus den zu jener Zeit vorhandenen Kiemenbogen. — Daß jemals bei einem Fische in der einen Seitenhälfte des Körpers ein Roggensack (Eierstock), in der andern ein Milchsack (Testikel) vorgekommen sei, ist nicht wahrscheinlich. Ref. muß nach seinen Erfahrungen glauben, daß, wenn man einen solchen Fall vor sich zu haben geglaubt hat, der eine Roggensack sich der Eier schon entleert und zusammengezogen, dadurch aber das Aussehen eines Testikels angenommen hatte, der andere dagegen noch mit Eiern erfüllt war.

Von Petromyzon marinus (Lamprete) besitzt das zoolog. Museum ein großes Exemplar, das nach der Angabe des Ka-

Digitized by Google

taloges dieser Anstalt im Pregel gefangen worden ist. Indeß kommt dieser Fisch in hiesigen Gegenden gewiß höchst selten vor. — Die Angabe, daß Petromyz. fluviatilis einen Uebergang von den Fischen zu den Reptilien bildet, läßt sich durch Nichts befriedigend rechtfertigen; gegentheils haben unter allen Fischen wohl die Cyclostomen, also auch P. fluviatilis oder die Neunaugen, die wenigste Aehnlichkeit mit Reptilien. — Daß nicht die weiblichen, sondern die männlichen Syngnathen die Eier brüten, ist zwar in neuester Zeit von Mehren, namentlich auch von Eckström, Retzius und Agassiz geäußert worden; es fehlen aber noch genaue mikroskopische Untersuchungen über die innern Geschlechtswerkzeuge der brütenden Individuen, die doch hier nur allein den Ausschlag geben könnten. Gegen jene Behauptung aber spricht die Beschaffenheit der Bruthöhle und die äußere Körperform der Syngnathen. Denn hiernach zu urtheilen ist es unmöglich, daß das Weibchen dem Männchen, wenn dieses auch wirklich eine Bruthöhle besäße, die Eier in dieselbe, wie in eine Tasche hineinlegen könnte. — Cyclopterus Lumpus ermangelt einer Schwimmblase. — Die Eierstöcke der Aale hat Ref. vor mehren Jahren ausführlich beschrieben: sie stellen zwei lange manschettenartig gefaltete Streifen dar, die durch die ganze Länge der Bauchhöhle gehen, und großentheils aus Fett bestehn, was bei andern Fischen nicht der Fall ist. Die in ihnen in unzählbarer Menge enthaltenen Eier sind ungemein klein und lassen sich nur unter dem Mikroskope von den Fettkügelchen gehörig unterscheiden; daher läßt sich denn auch erklären, daß diese Organe nicht schon längst für das erkannt worden sind, was sie bedeuten. Lösen sich bei den Aalen die Eier von den Ovarien ab, so fallen sie in den freien Raum der Bauchhöhle, wie dies auch bei den Neunaugen, dem Lachs und den übrigen Fischen der Fall ist. Daß übrigens die Aale eben so wenig Hermaphroditen sind, wie die Lampreten und Neunaugen, die Home ebenfalls dafür gehalten hat, ist jetzt gewiß: nur lassen sich die männlichen Organe noch schwerer erkennen, als die weiblichen. — Daß der Seehase (Cyclopt. Lumpus) den Seewolf (Anarrhichas Lupus) oft tödtet, indem er sich in den Nacken desselben einbeißt, ist nicht glaublich, denn sein Gebiß ist dafür viel zu schwach; ansaugen aber mag er sich mitunter an ihn mittelst seiner Saugscheibe.

Was endlich die beiden dem Werke beigegebenen Kupfertafeln anbelangt, so sind die auf ihnen vorgestellten Gegenstände, die alle zur Erläuterung des innern Baues der Thiere dienen sollen, zweckmäßig gewählt. Die Abbildungen selber aber sind zum Theil zu matt.

Heinr. Rathke,
Prof. der Zoologie u. Anatomie an der Univers. zu Königsberg.

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

O. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Achtzehnter Band.

December-Heft.

Königsberg, 1837.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Diese Zeitschrift zerfällt dem Inhalte nach in folgende Haup
Abtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Berich
über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch üb
den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlth
tige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtu
gen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und der
Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwese
als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsä
Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbeg
der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzel
Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten ꝛc. e) Ueber Handel u
Gewerbe. f) Einwirkung der Staatsverwalt. u. neuen Gesetzgebun
g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobac
tungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschich
h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke die
Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslied
und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckunge
Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werd
hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlich
Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubilä
— Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und g
ßer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfä
g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegeben
Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bück
Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker w
den hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruck
Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derse
zu sorgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehe
werthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten v
ihre Schriften.

ins
chriften.

Der Jahrgang von 12 Monats-Heften kostet, wenn die
tschrift direkte von der Expedition bezogen wird, 2 Thlr.,
f dem Wege des Buchhandels 2 Thlr. 15 sgr. Einzelne
efte werden nicht abgelassen. — Es wird ge-
ten, den Abonnements-Betrag für diese Zeit-
rift praenumerando einzusenden.

Aufsätze, Gelder, Notizen ꝛc. außerhalb Königsberg sind
mittelbar an den Verein zur Rettung verwahr-
ster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein"
senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der
st wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze
der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24.,
geben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden sehr willkommen
z es wird um dieselben angelegentlichst und ergebenst ge-
ten. Dieselbe kann nur bestehen und nur dadurch ihren
eck erfüllen, wenn ihr Werth von Gelehrten und Vater-
dsfreunden der Provinz durch Original-Beiträge immer
hr und mehr erhöht wird.

Von den früher angekündigten Kupferstichen
sgezeichneter Preußen sind die Bildnisse Kant's
d Simon Dach's in der Hartungschen Hof-
chdruckerei, in der Kunsthandlung der Herren
oigt und Fernitz und bei Hrn. Trib.-Sekretair
eckherrn zu haben. Jedes derselben in Quart-
mat kostet 10 Sgr.

Richter.

Inhalt.

I. Wie läßt sich die Einführung eines neuen Gesangbuches am zweckmäßigsten befördern? Vom Pfarrer Krause zu Niebudschen. . . . . .

II. Beseitigung der Einwendungen des Hrn. Dr. Hagen und der Bemerkungen des Hrn. Dr. Gerhold, den hebräischen Gymnasial-Unterricht in unserer Provinz betreffend. Von Dr. C. L. Hendewerk. (Beschl.

III. Der Goldappfluß und dessen Umgegend bis zur Polnischen Grenze. Vom Geh. Reg.-Rath Wutke.

IV. Medizinisch-topographische Skizze vom Danziger Stadtkreise. . . . . .

V. Beobachtung einer neuen Art des Tales, so wie Bemerkungen über einige andere einheimische Fische. Vom Pred. Löffler zu Gerdauen.

VI. Kirchengeschichte der Stadt Konitz. Von W. Benwitz. . . . . .

VII. Bemerkungen über ein angeblich bei Tannenberg gefundenes Schulterblatt eines Wallfisches. Vom Medizinalrath und Professor Rathke. . . . . .

VIII. Eine Notiz über am Seestrande von Ostpreußen gefundene Seeigel. Von demf. Verf.

IX. Landwirthschaftliche Mittheilungen.
Die Verlegenheiten des Landbaues, der Fabrikation und des Handels in den Preußischen Provinzen, in Verbindung mit den Mitteln und Wegen ihrer Abhilfe. Von einem Preußen. (Beschluß.)

X. Die Hexenprobe auf der Ostsee im Winter 1835 im Jahr 1836. . . . . .

XI. Bericht über den Zustand einiger Kommunal-Institute, des Kommunal-Schulden-, des Armen-Wesens und der Wohlthätigkeits-Anstalten der Stadt Thorn. Von Poplavski. . . .

XII. Literarische Chronik.
Ueber: Bujack's Naturgeschichte der höhern Thiere mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Preußens. Von Dr. Karl Theodor v. Siebold
Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Gesammelt von W. J. A. v. Tettau und J. D. H. Temme. .

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Der [illegible]

Digitized by Google

I. Wie läßt sich die Einführung eines neuen Gesangbuches am zweckmäßigsten befördern?

Vom Pfarrer Krause zu Niebudschen.

Die christliche Kirche, als die Anstalt der moralischen Ordnung der Dinge in der sinnlichen Welt, bildet den Menschen an Geist und Herz für ein höheres Leben. Als ein Mittel diesen erhabenen Zweck zu befördern, hat sie den öffentlichen Gottesdienst eingerichtet, durch ihn soll jener Zweck so viel als möglich befördert, erreicht werden. Nur wenn alle Theile eines großen Ganzen in gehöriger Verbindung und Uebereinstimmung sind, wird der Zweck erreicht, der beabsichtigt worden, und so verhält es sich auch mit den einzelnen Theilen des christlichen Gottesdienstes.

Der Gesang, als ein Theil desselben, und zwar keineswegs der unwichtigste, hat zur Erreichung des allgemeinen Zwecks der christlichen Kirche von jeher mächtig gewirkt. In ihm vereinigen sich Dicht-, Sing- und Tonkunst zu einem schönen Ganzen. Wer den unwiderstehlichen Zauber und den tiefen Eindruck eines herrlich ausgeführten Gesanges auf das Herz des Menschen kennt, der wird seinen innern Werth um so höher anschlagen. Es liegt auch ganz im Geiste des Christenthums, alles was mächtig auf das Gemüth des Menschen wirkt, zu benutzen, wenn es nur der Heiligkeit des erhabenen Gegenstandes gemäß ist. Nach der Einsetzung des heiligen Abendmahls stimmte Jesus mit seinen Jüngern den Lobgesang an. Die ersten Christen sangen bei ihren Versammlungen Lob- und Danklieder *), und dieser Gebrauch hat sich bis

*) S. Augusti Handbuch der christlichen Archäologie. Leipzig 1836. 2ter Theil S. 106 ff.

auf unsere Zeiten fortgepflanzt. Da aber in der ältern Zeit die Gemeinde während des Gesanges nur den Zuhörer machte, da überdem in lateinischer Sprache gesungen wurde, so betrachtete man den Inhalt dessen, was man sang, nur als Nebensache. Fromme Männer beseufzten schon vor der Reformation diesen übeln Zustand, und hie und da fing man an, auch dem Inhalte mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Dies war besonders bei den Waldensern und Albigensern der Fall. Luther war's, der auch hier Alles aus dem Schlummer weckte, und der christlichen Kirche wesentliche Dienste leistete, indem er nicht nur selbst viele herrliche Lieder dichtete, sondern auch den Schwung dazu, bei vielen seiner Zeitgenossen und Nachkommen gab. Die Menge der geistlichen Lieder und der Gesangbücher, welche seit seiner Zeit und besonders in den letzten 60 Jahren erschienen, sind redende Beweise davon, für wie außerordentlich wichtig man das Aeußere, wie das Innere, des christlichen Gesanges gehalten hat.

Darum ist es auch in der That eine Sache von großer Wichtigkeit, wie eine christliche Gemeinde in dieser Hinsicht versorgt ist.

Wenn das Christenthum recht eigentlich bilden und erheben soll, so muß auch der Gesang, als ein Mittel desselben, sich immer in sich selbst ausbilden, und dem Geiste der Zeit gemäß Fortschritte machen.

Wenn man auch nur oberflächlich mit der Lieder- und Gesangbuchs-Geschichte bekannt ist, so wird man doch einsehen, daß man im Allgemeinen zum Bessern vorgeschritten und dem Geist der Zeit gefolgt ist. Nur einzelne Gemeinden bleiben noch zurück.

Die verschiedenen Gesangbücher, welche in Preußen erschienen und eingeführt worden sind, blieben nicht immer in ihrer ursprünglichen Gestalt. Sie wurden von Zeit zu Zeit aufgelegt, mit neuen Zugaben vermehrt, aber die vorhandenen wurden nur selten gegen andere verwechselt. Schon die Geschichte zeigt uns also die Nothwendigkeit der Einführung von neuen

Digitized by Google

Gesangbüchern, noch mehr aber thut es der Begriff und die innere Beschaffenheit des Gesanges, und wir können daher mit Grund behaupten: die Sammlungen von Liedern, welche bei der öffentlichen Andacht gebraucht werden, müssen der Zeit gemäß eingerichtet, abgeändert oder umgeschaffen werden, wenn die Erbauung nicht mehr gehindert, als befördert werden soll. Es dürften deshalb für den Einsichtsvollen und Nachdenkenden keine weitläuftigen Beweise aufgestellt werden. Die Nothwendigkeit liegt am Tage, wenn wir die Sache blos von dieser Seite betrachten. Aber wir finden noch wichtigere Bewegungsgründe dazu, wenn wir unsrer vaterländischen Gesangbücher innere Beschaffenheit ansehen; dies führt unfehlbar zu der festen Ueberzeugung, daß es hohe Zeit ist, für etwas Besseres zu sorgen. Fast alle unsre ältern Gesangbücher, welche zum Theil noch im Gebrauch sind, enthalten eine sehr große Menge schlechter, zusammengestoppelter, mystischer Lieder, die oft nur ein verworrenes Spiel mit Worten enthalten und die Erbauung oft mehr hindern als fördern. Es bedarf hier keiner Beispiele, da sie besonders dem Prediger nicht unbekannt sein können. Das in einem bessern Geiste veranstaltete Berliner Gesangbuch von 1781 entspricht keinesweges den Forderungen, welche man an ein gutes vollständiges Buch dieser Art macht. Die Lieder, und besonders die geänderten, sind zwar leicht und fließend, es fehlt ihnen aber größtentheils die christliche Salbung. Ueber viele Verhältnisse im menschlichen Leben enthält es keine Gesänge, und der größte Theil derselben ist auch im Geiste des sogenannten reinen Christenthums verfaßt, und wir vermissen an ihnen den praktischen Geist des Evangeliums *).

*) Das zu Berlin im Jahre 1829 erschienene Gesangbuch entspricht auch nicht allen Anforderungen, und hat auch schon mancherlei Kämpfe veranlaßt. Stier in Frankenberg hat kürzlich ein Gesangbuch herausgegeben, welches

Ob die allgemeine Einführung eines neuen Gesangbuches für alle vaterländischen Gemeinden möglich und räthlich sei, ist eine Frage, die gewiß einer genauen Untersuchung und Berathung werth wäre, und es wäre zu wünschen, wenn für unsre Zeit über ja und nein entschieden würde. So groß auch das Bedürfniß nach einem neuen zweckmäßigen Gesangbuche in vielen Gemeinden ist, so ist die Einführung eines solchen für eine einzeln dastehende Gemeinde immer sehr mißlich, so lange man in Ungewißheit ist, ob nicht doch vielleicht von Seiten oberer kirchlicher Behörden ein allgemeines Gesangbuch eingeführt werde. Die Bemühungen Einzelner dürften also in der That voreilig und vergeblich sein. Wie dem aber auch sei, die Frage:

Wie läßt sich die Einführung eines neuen Gesangbuches am zweckmäßigsten befördern?

ist gewiß der Aufmerksamkeit und der Berathung werth.

1. Daß fast alle einzelnen Kirchen-Gemeinden Preußens eines verbesserten Gesangbuches bedürfen, darüber ist unter allen christlich gesinnten Seelen kein Zweifel, wo aber an die Einführung eines neuen Gesangbuches gedacht wird, da muß es erst zur Gewißheit gekommen sein, daß das vorhandene dem Zwecke des Christenthums nicht mehr entspreche. Wo dies schon ermittelt worden, wo der Nachtheil, welcher durch das schlechte Gesangbuch entsteht, schon klar am Tage ist, daß nämlich durch dasselbe unwürdige, dem reinen Evangelio Jesu widersprechende Begriffe von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt werden, wo die Verbreitung richtiger Religionsbegriffe gehindert und aufgehalten wird, wo durch dasselbe Anstoß bei andächtigen Gemüthern, Gelegenheit zum Spott bei Leichtsinnigen

---

in mancher Hinsicht, besonders wegen der Wahl der kurzen Lieder, lobenswerth ist. — Der Liederschatz von 1832 ist zwar sehr umfangreich, wird aber wegen dieses Umstandes sich zu einem Buche für die ärmeren Gemeinden nicht eignen.

Digitized by Google

veranlaßt wird: da ist es Zeit auf alle Weise die Einführung eines bessern Gesangbuches vorzubereiten und zu befördern. Auf alle Fälle ist dann

2. die günstige Stimmung der Geistlichen erforderlich. Sie ist die Hauptsache. In den mehresten, besonders in den Landgemeinden, geht alle christliche Erkenntniß nur von dem Prediger aus. Wo dieser noch so am Herkömmlichen hängt und aus Bequemlichkeit nur das ihm Bekannte liebt, alle Bemühungen, die einige Anstrengung, Aufopferung und Nachdenken erfordern, scheuet und vermeidet: da wird das Gute nicht gedeihen, da ist auch an die Einführung eines neuen Gesangbuches nicht zu denken. — Wo der Prediger aber durch triftige Bewegungsgründe für die gute Sache gestimmt ist, da wird sich die Einführung eines neuen Gesangbuches um so eher in Anregung bringen und befördern lassen. Bei Bestimmung eines Gesangbuches von Seiten des Staats wäre die Stimmung der Synoden wohl mit der entscheidende Hauptpunkt, ohne welche nichts geschehen sollte. Das Werk eines Einzelnen wird nie den Forderungen Aller entsprechen.

3. Aber auch die Gemeinde muß vorbereitet und gewonnen werden. Immer giebt es in jeder Gemeinde gewisse Glieder, welche das Alte lieben und demselben anhangen. Insbesondere ist dies bei alten Liedern der Fall. Daher muß da, wo die Einführung eines neuen Gesangbuches befördert werden soll, und wo der Prediger über die Stimmung der Gemeinde in Zweifel oder Ungewißheit ist, dieselbe erforschet werden. Wo sich ihm schickliche Gelegenheit darbietet, sei es bei Vorträgen oder in Gesprächen, muß er sich guter Verse bedienen und salbungsreiche Lieder empfehlen. Besonders kann er mit solchen Mitgliedern der Gemeinde Rücksprache nehmen, von welchen er hoffen darf, sie werden dem Bessern nicht entgegen sein. Ist eine Gemeinde gewöhnt mit Nachdenken, Ueberlegung und Theilnahme auch über Sachen in Absicht der Religion zu urtheilen, so dürfte es wohl nicht schwer werden,

Digitized by Google

den größern Theil zu gewinnen. Derjenige Theil, welcher am Alten hängt, blos weil es alt ist, nicht weil es etwa schlecht ist, wird schwerlich mit Ueberzeugung gewonnen werden. Allein das könnte wohl unter keinen Umständen eine bestimmende Ursache sein, für das Gute gar nicht zu wirken. Wenn auch nur der kleinere Theil für die Einführung eines neuen Gesangbuches wäre, so ist er gewiß doch der bessere, und auf ihn vorzüglich Rücksicht zu nehmen. Ja sollte auch wirklich ein Theil der Gemeinde vorwenden: an den alten, so oft gesungenen Liedern nehme keiner Anstoß, sondern sie gereichten, wie einst den Vätern, so noch den Kindern zur Erbauung, und das Bedürfniß einer Aenderung sei nicht vorhanden, so ist das offenbar ein nichtiger Grund, gegen den man denken kann, wie Ortmann zu Züllichau an Teller schrieb: die Alten mögen bedenken, wie doch gewiß durch das neue Gesangbuch auch neues Leben und neue Wärme in die gottesdienstliche Anbetung ihrer jüngern Umwelt und der Nachwelt nach ihnen auf lange Zeit wird gebracht werden, und sich um dieser willen dessen freuen, wenn gleich sie nicht lange mehr Antheil nehmen können. Ueberdies ist es ja auch für sie wohl gut, wenn sie am Ende ihrer irdischen Laufbahn zur nähern Vorbereitung auf die Ewigkeit noch manchen gottseligen Gedanken aus einem ihnen unbekannten Liede mit hinübernehmen. Wo sich in einer Gemeinde, in welcher noch ein altes schlechtes Gesangbuch im Gebrauch ist, keine finden sollten, welche sich für ein neues stimmen ließen, da hieße es wohl: hier ist nur eitler Dienst und keine Erbauung oder Besserung. Traurig stünde es um eine Gemeinde, wo in unsern Tagen noch nicht so viel vorgearbeitet wäre, daß ein Theil das Bessere wünschte, eben so traurig aber, wo der bessere Theil des störrischen wegen leiden müßte. Bessere Einsichten müssen allenthalben durch die christlichen Einrichtungen befördert werden, also auch durch die Gesänge. Da nun ein Gesangbuch kein symbolisches Buch ist, so ist eine Aenderung nicht

nur nicht dem freien Geiste des Evangeliums zuwider, sondern gemäß, und die Gemeinden müssen auf alle Fälle für das Bessere umgestimmt werden. Aber die Einführung werde

4. mit Ueberlegung, Weisheit, Vorsicht und Schonung befördert. Ist die Gemeinde, oder wenigstens ein Theil derselben, dafür gestimmt, so kann der Prediger, was er für Beförderung der Einführung so lange gleichsam nur im Stillen gethan hat, gewissermaßen öffentlich machen, indem er davon in Predigten anfangs gelegentlich und dann einmal offen und geradezu von der guten Sache mit Wärme und Nachdruck spricht. Bei welcher Gelegenheit etwa die Sprüche: auch im Himmel wird ein neues Lied gesungen werden, Off. Joh. 5, 9. 14, 3. oder: siehe, ich mache alles neu, Off. Joh. 21, 5. nicht ohne Eindruck bleiben und den Zweck nicht verfehlen werden. Doch hüte er sich, das Alte und Bekannte auch nur in entfernter Hinsicht zu tadeln oder verächtlich zu machen, das brächte der Sache wahrlich keinen Vortheil. Aber auch Machtsprüche vermögen im Reiche der Geister nichts, nur die höhere Bildung des Menschen für das Höhere und Edlere wird das Bessere wollen und annehmen. Ein ganz rohes und ungebildetes Volk will das Bessere, weil es neu ist, nicht. Welche Vorsicht und Weisheit auch besonders zur Einführung eines neuen Gesangbuches erforderlich ist, lehrt die Geschichte. Ja selbst die größte und weiseste Ueberlegung vermag nicht, das Beste zu befördern. Es darf hier nur auf die in Elbing versuchte, nicht ganz gelungene Einführung des Berl. Gesangbuches hingedeutet werden. Zum Beweise des vorher Gesagten möge noch ein etwas entfernter Umstand angeführt werden.

Kein Gesangbuch in Preußen ist vielleicht in seinem Inhalt so schlecht, als das, dessen sich heute noch die National-Litthauer bedienen. Der um sein Vaterland verdiente Pfarrer Ostermeyer zu Trempen besorgte 1780 in Gemeinschaft mit einigen andern ein neues Gesang-

Digitized by Google

buch, das mit Genehmigung des Consistorii erschien, auch wirklich unter Empfehlung dieser hohen Behörde eingeführt werden sollte. Nach allen Umständen auch den geschichtlichen Nachrichten und nach dem Urtheile von Sachverständigen war es ein sehr gutes Buch. Aber es ist auch nicht in eine einzige Gemeinde eingeführt. Noch heute singt man aus dem alten Buche. Der Verleger des alten und einige Prediger wußten die Einführung zu verhindern. Dies mag ein Beispiel sein, daß nie Vorsicht genug, bei einer allgemeinen Einführung eines neuen Gesangbuches, gebraucht werden kann.

Alle Bildung des Volkes muß nur durch die Jugend emporblühen, darum wird es

5. gewiß die Einführung eines neuen Gesangbuches befördern, wenn dasselbe zuerst in den Schulen eingeführt wird. Lehrer und Kinder gewonnen, giebt der Sache ein großes Gewicht, und unvermerkt lernen die Erwachsenen das Gute kennen und lieben, um so mehr, wenn auch die Confirmanden veranlaßt werden, nur das neue Gesangbuch zu gebrauchen. Unter diesen Umständen darf der Prediger schon geflissentlicher und öfterer von der Sache sprechen, die Wißbegierde immer reizen und die Gemeinde nach und nach für die gute Sache ganz gewinnen. Ist diese erst gewonnen, so findet sich nur ein, aber keineswegs geringes Hinderniß in der Umschaffung derselben. Wo, wie bei uns, der größte Theil der Gemeinde arm ist, daß er nur die nothwendigsten täglichen Bedürfnisse erwirbt, kann

6. die Einführung eines neuen Gesangbuches nur nach und nach geschehen. Wie würde eine plötzliche Einführung wohl da möglich sein, wo ein großer Theil der Mitglieder der Gemeinde wirklich außer Stande ist, die Kosten dazu zu erübrigen. Darum kann da, wo die Sache nur Privat-Unternehmung ist, und wo sie keine Unterstützung für die Armen findet, nur allmählig und besonders durch die Schulen gedeihen. Eine ganz andere Sache ist es da, wo die

Digitized by Google

Gemeindeglieder reich oder wohlhabend sind, wenigstens dem größten Theile nach, wo Collecten angestellt und den Armen die erforderlichen Exemplare als Geschenke gereicht werden können, oder wo man das Buch um einen so geringen Preis kauft, daß auch der Tagelöhner ihn erübrigen kann.

So war's in Preußen vor beinahe 100 Jahren, als Rogall einen beträchtlichen Theil seines Vermögens bestimmte, dem Volke eine recht wohlfeile Liedersammlung in die Hände zu geben. In 7 Jahren waren 50,000 Exemplare abgesetzt, und in 50 Jahren erlebte dasselbe beinahe 40 Auflagen. So war's in Fischhausen, wo durch ein Legat des Diakons Fischer das Berl. Gesangbuch eingeführt wurde.

Bei der Armuth der mehresten Kirchen und Kirch-Gemeinden in Pr. wird die Einführung eines neuen Gesangbuches gewiß auch

7. dadurch befördert, daß dasselbe vom alten nicht ganz und gar abweicht, daß wenigstens der bessere Theil der Lieder aus dem alten ins neue übertragen werde. Unsre alten Gesangbücher sind nicht ganz so schlecht, daß sich nicht eine Anzahl guter Lieder darin finden sollte. Ja es ist wahr, daß die ältern Lieder von Luther, Paul Gerhard und Andern, sich durch Kraft, Fülle der Gedanken und durch Herzenserhebung auszeichnen. Darum möge das Vorhandene geprüft, das Schlechte ausgesondert, das Gute beibehalten und mit Besserm vermehrt werden. Doch müßte durchaus nur das von mehren Sachverständigen für vorzüglich gehaltene gewählt und aufgenommen werden. Ein gutes Lied ist ja nur die wohlzubereitete Kost, welche die Bibel unserm Herzen reicht, und es ist wahr: das Gesangbuch ist noch mehr der Vertraute des Menschen, als die Bibel selbst. Daher kommt die Anhänglichkeit des gemeinen Mannes, der oft nichts weiter weiß, als einige Liederverse, an das Alte; daher die Abneigung das Alte mit Neuem zu vertauschen. Dies ist wahrlich ein Zug, welcher das Herz rührt. Lieder, die wir von

Digitized by Google

Jugend auf gesungen, haben sich mit Allem, was uns theuer ist, tief in unser Gemüth eingegraben, und wer könnte so grausam sein, sie herauszureißen? Sie sind alte Vertraute, von denen wir uns nicht ohne Schmerzen trennen; und wenn der neue Freund auch der bessere wäre, können wir ihn so lieben als den erprobten? Darum wird die Einführung eines neuen Gesangbuches gewiß um so mehr Fortgang haben, je mehr das neue mit dem Inhalte des alten übereinstimmt, und warum sollten wir die alten schönen Lieder nicht beibehalten, wie sie aus der Seele des frommen Sängers kamen?

8. Darum wird die Wahl und die Beschaffenheit des gewählten Gesangbuches viel dazu beitragen, die Einführung zu befördern. Die Frage: wie muß ein Gesangbuch beschaffen sein? ist gewiß ganz relativ. Man wähle also mit weiser Rücksicht auf die Gemeinde. Die alten Gesangbücher waren fast alle zu arm, die neuen gehen oft fast zu sehr ins Specielle. Der Geist des Christenthums liebt bei aller Mannigfaltigkeit doch die Einheit und einen Mittelpunkt, dieser ist, wie auch in der Bibel, das Historische des Christenthums; dieses giebt Geist und Leben. Man denke hier nicht an die alten historischen Festlieder, die in geschmackloser Poesie oder wasserreicher Prosa die nackten Erzählungen wiedergeben. Nichts kann den Geist eines seelenvollen Dichters mehr erwecken, als das Historisch-Praktische des Evangeliums. Wo dies einem Gesangbuche fehlt, wie dem Berliner, da lasse man es uneingeführt und harre in Hoffnung der Zukunft. Wo es aber allen an ein Ganzes zu machenden Forderungen der Kenner entspricht, wo die Gemeinde für das Bessere gestimmt ist, wo man mit weiser Vorsicht alles vorbereitet hat, da wird die wirkliche Einführung still und mit Theilnahme vollzogen werden, und man säume nicht. Schwerlich wird es sich thun lassen, daß eine ganze arme Gemeinde auf einmal mit neuen Büchern versorgt sei. Man mache etwa damit den Anfang, einen

Digitized by Google

Sonntag um den andern zu wechseln, oder, wie es jetzt in den mehrsten Kirchen Ostpreußens geschieht, aus beiden zugleich zu singen. Dann müssen nämlich nur solche Lieder gewählt werden, welche in beiden Büchern enthalten sind. Auch dies wird beitragen, allmählig zum Ziele zu führen. Um sich aber dieses Mittels zu bedienen, müßten nicht solche die Andacht störende und keinen Gewinn bringende Veränderungen mit den einzelnen Liedern vorgenommen sein. Es ist überhaupt immer ein Verbrechen, das Werk eines andern zu modeln; dies haben die neuesten Herausgeber des Rogallschen Gesangbuches nicht beachtet. Sie sind überhaupt mit den Geisteswerken Anderer unbarmherzig umgegangen, und die gemachten Aenderungen sind häufig ganz mißlungen und störend. Was sich für unsre Zeit nicht eignet, mag wegbleiben; immer verbleibt noch ein guter Theil von Liedern, welche für alle Zeiten heilig sind. Der Werth eines Gesangbuches ist immer nur für gewisse Zeit. Wir dürfen nicht glauben, daß das, was uns schon vollkommen zu sein schien, auch unsern Nachkommen also erscheinen werde. Der Kirchenrath Schulz, ein Mann, der ums Vaterland sehr verdient ist, und der bei einer neuen Auflage des Rogallschen Gesangbuches eine sehr lesenswerthe Vorrede schrieb, sagt in derselben: Man müßte sehr armselige Gedanken und schlechte Erkenntniß vom Christenthume haben, wenn man glauben wollte, daß in unsern Liedern bereits alles erschöpft und deshalb nichts mehr zu thun übrig sei. Vielmehr wird jeder Verständige gestehen müssen, daß viele und wichtige Glaubenslehren, Lebenspflichten, Trostgründe, göttliche Wohlthaten, Gnadenwirkungen, Führungen der Seele ꝛc. entweder noch gar nicht oder doch mit wenigem in den bisherigen Liedern berührt sind, welche, wenn sie recht ausgeführt wären, ein Großes zur allgemeinen Erbauung beitragen würden. —— Was wir inzwischen noch nicht haben, solches kann uns Gott noch in Zukunft geben, und daher sollen wir ihn anrufen, daß er

Digitized by Google

selbst dazu erfahrene und geschickte Männer durch seinen Geist ferner erwecken wolle, damit es uns an keinem Guten auch an diesem Stücke fehle. Dieser fromme Wunsch ist in unsern Tagen größtentheils erfüllt, aber seine Worte sind Worte für kommende Tage. Ehe das christliche Gesangbuch die höchste Stufe der Vollkommenheit erreiche, wird noch manches Geschlecht dahinsterben. Aber alle sollen sorgen, daß es sich der Vollkommenheit immer nähere, dem Grade der Erkenntniß des Christenthums in unsern Tagen anpasse und dem Bessern der Zukunft vorarbeite.

Wo die Geistlichkeit in Verbindung mit ihren Gemeinden es nicht vermag, da muß

9. der Staat ins Mittel treten, und wenn er auch nichts weiter thäte, als daß über die innere Beschaffenheit Berathung von Sachverständigen angestellt und Anstalten getroffen würden, die gute Sache ihrem Ziele zu nähern. Der hochwürdige Erzbischof v. Borowski schrieb schon 1773 in einer Abhandlung über die Verhältnisse der Obrigkeit und des Predigers: Die Obrigkeit kann gewiß zu mystische, auch sonst anstößige Gesänge aus den Gesangbüchern wegthun, und den Gebrauch der faßlichen, planen Lieder solcher Dichter, in denen der göttliche Geist in unserm Jahrhundert so wirksam gewesen ist, als er es bei den frommen Liederverfassern des vorigen war, nicht allein erlauben, sondern befehlen. Obgleich diese Behauptung dem freien Geiste des evangelischen Christenthums zu widersprechen scheint, so ist doch sehr zu wünschen, daß der Staat eine Berathung und Wirksamkeit durch sämmtliche Synoden des Landes anordnete. Es ist kein Zweifel, daß das Resultat davon nicht segensreich ausfallen sollte. Ein von einem einzelnen Manne veranstaltetes Gesangbuch kann und wird nie allen Forderungen der Kritik und der Erbauung entsprechen. Die freie evangelische Kirche verträgt sich nicht mit Satzung und hierarchischen Einrichtungen, aber sie will als Pflegerin des Staats von diesem geschützt

Digitized by Google

und in ihrer Wirksamkeit unterstützt sein. Es ist zu bedauern, daß der Staat in der Vergangenheit so wenig hierauf achtete, sonst wäre, um nur Ein Beispiel anzuführen, die Zugabe des Rogallschen Gesangbuches, welche höchst wahrscheinlich ein Buchdrucker zusammenstoppelte, und welche nur verworrenes Geschwätz enthalten, nie öffentlich erschienen. Da das Bedürfniß nach einem guten Gesangbuche gefühlt und der bessere Theil der Christenheit sich nach dem Bessern herzlich sehnt, so wäre zu wünschen, daß dieser Wunsch recht bald erfüllt würde. Der Geist allein schafft Leben in die christliche Kirche, und wo er nicht waltet, da sind alle Versuche vergeblich, dem Gottesdienste Ansehn, den Christen Liebe dazu einzupflanzen *).

*) Sollte es nicht möglich sein, auf irgend eine passende Weise die patentirte Herausgabe des Gesangbuches gänzlich aufzugeben? Würde nicht der so viel Gutes stiftende Herr Verleger sich bereitwillig finden lassen, sei es durch Entschädigung oder auf irgend eine Weise, dieses so sehr wichtige geistige Bildungsmittel unserer menschlichen Natur als freies Recht gelten zu lassen? Denn wo man dem geistigen Wirken Fesseln schmiedet, da verkümmert der Wuchs der herrlichen Geistespflanze, und das schützt nicht Eisen noch Mauer, was nur durch den Geist geschaffen ist *); das gedeiht nicht freudig, was durch Ketten und Fesseln gebunden ist. — Trefflich sagt Ruhnau in Kleinhoff bei Wormditt: „In den mittlern und höhern Ständen zieht die Nemesis mit ihren Strafen wider denjenigen aus, welcher seinem Stande nicht durch Bildung und anständiges Betragen Ehre macht; sie verfolgt und ergreift jeden, der nicht die Ausbildung der geistigen Kräfte, bei ihrer ewigen Jugend, mit der höchsten Energie unabläßig zu seiner heiligsten Angelegenheit erhebt, um in allen seinen Verhältnissen jede Obliegenheit zu erfüllen“ **). Wenn dieses von Einzelnen gilt, wie viel mehr vom Staate, von Corporationen und von Gesellschaften. — Nostri isti nobiles, nisi vigilantes, boni.

*) Hildebrand von Voigt S. 228, 432.

**) Ueber das Schulwesen in Ermland. S. Beiträge zur Kunde Preußens, neue Folge, 1., S. 112.

Digitized by Google

II. Beseitigung der Einwendungen des Hrn. Dr. Hinz und der Bemerkungen des Hrn. Dir. Gotthold, den hebräischen Gymnasial-Unterricht in unserer Provinz betreffend.

Von Dr. C. L. Hendewerk.

(Beschluß.)

Der Standpunkt des Hrn. Dir., von dem aus er die ganze Streitfrage und meinen frühern Aufsatz beurtheilt hat, ist überhaupt der seiner Vollkommenheit und Untrüglichkeit, in welcher er sich zugleich als den vollgültigen Repräsentanten und natürlichen Protector aller Gymn. in jeder Beziehung betrachtet. Daher seine leidenschaftliche Vehemenz, bei der zwar meine Person Vieles erleidet, aber die Sache nichts gewinnt. Letzteres kann, wenn mich nicht Alles trügt, nur von dem Standpunkte der Wissenschaft und des *wissenschaftlichen* Interesses der protest. Kirche aus erreicht werden, wie ich denn überhaupt diesen Standpunkt als den allein richtigen und angemessenen bei dieser Angelegenheit betrachte. Von diesem Standpunkte aus konnte ich nicht umhin, manche Forderung zu machen, welche dem Idioten übertrieben erscheinen muß. Demnach meint der Hr. Dir., es würde sich bei Beachtung der gegenwärtigen Umstände mein „Eifer für das Hebr. in den gebührlichen Schranken gehalten haben, ich würde" durch das, was ich als die „eigentliche Pflicht" der Gymn. in dieser Beziehung angab, „der bedrängten Lage der Gymn. nicht Hohn gesprochen haben." Indessen wohl nur der Hr. Dir. weiß es, daß die Lage der Gymn. in Preußen „bedrängt" ist, und wenn in den Worten: du sollst vollkommen sein! der wirklich bedrängten Lage des Menschen nicht „Hohn" gesprochen ist, so kann bei meiner Forderung wohl noch viel weniger davon die Rede sein. Das Sollen und die eigentliche Pflicht hängt aber

Digitized by Google

überhaupt nicht von dem Können und der „Lage“ oder den „Umständen“ ab. Wenn es daher heißt: „Der Gymnasiast hat keinen Ueberfluß an Zeit und selten die Kraft oder Lust, seine verschiedenen Lehrgegenstände in Harmonie zu bringen:“ so kann nur wiederholt werden: daß der Mangel an „Lust“ von Seiten des Gymnasiasten nicht darüber entscheiden kann, was auf den Gymn. gelehrt und gelernt werden soll. Dasselbe gilt in Beziehung auf den Mangel an „Kraft,“ denn die Gymnasien sind nicht für geistige Schwächlinge da. Auch könnte man aus diesem Mangel eben so sehr die Abschaffung der erzwungenen Versmacherei, oder die Beschränkung anderer Lehrgegenstände als die Entfernung des hebr. Unterrichts, bei dem so sehr wenige Schüler betheiligt sind, folgern. Dieser hebr. Unterr. will auch gar nicht „Ueberfluß an Zeit,“ sondern fordert einen Theil der gesetzmäßigen Arbeitszeit, und wenn die übrigen Lehrgegenstände ihm diesen Theil, der ihm von Rechts wegen zukommt, nicht zugestehen, so ist das eine selbstsüchtige Beeinträchtigung und ungebührliche Anmaßung, wie sie nicht gelitten werden darf.

Wenn der Hr. Dir. zur Bezeichnung meiner vermeintlichen Uebertreibung bemerkt: „den gewöhnlichen Landgeistlichen sollte ich das Syrische und Arabische erlassen; die Befähigung für die Seelsorge liege in ganz andern Dingen, als in einigen orientalischen Dialekten:“ so muß man fragen, ob diese „andern Dinge“ die gemachten Verse, oder die griechischen und lateinischen Regeln u. dgl. sind? Gleichwohl hat unsere Kirche nichts mit den Quäckern und andern unwissenschaftlichen Sekten gemein, sondern verlangt von ihren Geistlichen eine vollständige Gymnasial- und Universitäts-Bildung. Zu letzterer gehört aber heut zu Tage bei einem Theologen auch einige Bekanntschaft mit dem Arabischen und Syrischen, denn wer mit der neuern Schriftforschung und biblischen Literatur gebührlich mitgehen soll, für den dürfen arabische und

Digitized by Google

syrische Worte keine böhmischen Wälder sein. Daher sagt schon Tychsen hinsichtlich der Erlernung des Arabischen, so viel desselben nöthig ist: „Dazu reicht ein Cursus hin, den kein Theolog versäumen sollte.“ Ebenso hat Hr. Prof. v. Lengerke den Theologen das Syrische in zwei Dissertationen zu empfehlen gesucht. Was ich also fordere, ist keineswegs neu und unerhört, sondern haben schon Andere gesagt und ist nicht nur in der neuern biblischen Wissenschaft, sondern auch zum Theil in dem Grundsatz der protest. Kirche begründet. Denn soll der Theolog mit den Grundsprachen der Bibel bekannt sein, so muß er nicht bloß das Griechische und Hebräische, sondern auch das Chaldäische kennen, da nicht bloß manche Bücher des A. T. viele Chaldaismen, sondern manche auch ganze chaldäische Abschnitte enthalten. Mit der Kenntniß des Chaldäischen ist aber die des Syrischen schon fast von selbst gegeben. Uebrigens ist das, was ein praktischer Geistlicher von diesen semitischen Dialekten zu seinem Bedarf nöthig hat, nicht nur verhältnißmäßig sehr wenig, sondern wird auch, wenn ein guter Grund im Hebr. gelegt ist, ungemein leicht angeeignet. Daher sollte der Staat nach jenem unabänderlichen Grundsatze unserer Kirche von den künftigen Theologen verlangen, daß sie nicht nur auf dem Gymn. das Hebr. erlernen, sondern auf der Universität sich auch mit dem Chaldäischen etwas bekannt machen. Denn die traurige Folge dieser gänzlichen Unkunde des Chald. ist, daß über Bücher wie Jeremia, Daniel, Esra, nie ein Collegium gelesen werden kann, und es fast als ein Privilegium bei den Candidaten-Examen gilt, von diesen Büchern nichts wissen zu dürfen. Zwar bemerkt der Hr. Dir.: „nicht Mangel an Wissen drückt den religiösen Zustand der evangelischen Kirche, sondern Mangel an Können und Wollen, Mangel an Ernst, Ehrfurcht und Liebe.“ Aber warum läßt er hier überall die Objecte aus? Oder ist die biblische Wissenschaft, die exegetische Literatur für einen protest.

Geist-

Geistlichen kein würdiger Gegenstand seines Könnens und Wollens, seines Ernstes, seiner Ehrfurcht und Liebe? Soll er seine ganze Nahrung nur aus Traktätlein, Hauspostillen u. dgl. ziehn? So scheint es fast, denn es heißt: „Gelehrsamkeit und Frömmigkeit sind ganz verschiedene Dinge, und ich kann mir einen wahrhaft frommen Menschen denken, der nie eine Sylbe vom A. T. gehört hat, ja selbst vom N. T. nichts kennt, als die Reden Christi, und selbst diese nur in Luther's Uebersetzung." Aber wenn der Hr. Dir. solches sagt, „um seine Ansichten näher zu begründen," so zeigt er eben dadurch die Irrigkeit derselben. Denn ich kann mir noch mehr denken, da nach meinen Begriffen von Frömmigkeit auch Männer wie Sokrates und Platon für „wahrhaft fromme Menschen" zu halten sind; gleichwohl muß es als Thorheit erscheinen, um deß willen unsere Geistlichen von aller Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Bildung gänzlich entbinden zu wollen. Nur durch eine Vereinigung von „Gelehrsamkeit und Frömmigkeit" konnte die protest. Kirche gegründet werden, und nur durch dieselbe Vereinigung kann sie sicher erhalten und würdig gefördert werden. Darum soll jeder protest. Geistliche eben so gut wie ein tüchtiger Gymnasial-Director nicht bloß ein frommer Mensch sein, sondern muß auch etwas Ordentliches auf dem Gymn. und der Universität gelernt haben. Darum schilt Luther die unwissenschaftlichen Geistlichen so hyperbolisch und derb, um seinen Studenten recht nahe zu legen, wie dringend und nothwendig die prot. Kirche in ihrem Interesse von ihren Geistlichen eine gewisse Gelehrsamkeit fordere, und es muß wohl Jedem sehr ungeziemend erscheinen, wenn der Hr. Dir. unserm großen Luther darob heimlich grollt, und mich, weil ich solches anführe, schon gleich zu einem „treuen Nachbar" der pecora campi Luthers macht. So polemisirt man nicht bei einigem Edelsinn, bei einiger Urbanität und Humanität. „Daß Christus eben so wohl durch das enge Pförtlein der Dorfschule, als

Digitized by Google

durch die große Thür des großen akademischen Auditoriums eingeht und sie heiligt, wenn man darnach macht," wußte Luther gewiß eben so gut als sein moderner Bekämpfer, aber dennoch verlangte er mit allem nur möglichen Nachdruck die Kenntniß der biblischen Grundsprachen, und betrachtete eine solche Gelehrsamkeit durchaus nicht als unnütz für einen praktischen Geistlichen. Dem Hrn. Dir. aber erscheint dieselbe nicht bloß als ganz unnütz, sondern auch sogar als sehr gefährlich, indem er gegen mich bemerkt, daß „große Gelehrsamkeit oft die Gefahr herbeiführt, der echten Praxis entfremdet zu werden." Was doch der Hr. Dir. unter „der echten Praxis" eines Geistlichen verstehn mag? Dieselbe muß Luthern wohl ganz unbekannt gewesen sein, da dieser Heros unter den praktischen Geistlichen nichts von einer solchen Gefahr bei einem ächtwissenschaftlichen Bibelstudium wußte, sondern dasselbe vielmehr als durchaus nothwendig betrachtete. Es muß in der That Aufsehn erregen, einen Gymnasial-Director so gegen die Gelehrsamkeit polemisiren zu sehen und mag leicht als etwas Abnormes erkannt werden, jedenfalls stimmt es sehr gut zu der Einführung der Klöster und Mönche in Süddeutschland. Außerdem aber erscheint die Polemik meines Gegners auch noch darum ganz seltsam, weil seine Persönlichkeit alle Augenblick variirt. Bald redet er als „Pädagog, der auf seinem Standpunkte steht," d. h. als Director des Friedrichscollegiums, bald wiederum spricht er „nicht als Director des Friedrichscollegiums, sondern (!) als ein Freund der Wahrheit, als ein Patriot, als Gelehrter," bald endlich will er wiederum, daß ich und er „als schlichte Menschen" etwas anerkennen sollen, so daß er nicht nur „als schlichter Mensch," d. h. als Idiot gegen sich selbst „als Gelehrten" polemisirt, sondern auch den Director des Friedrichscollegiums durch jenes „sondern" auf eine gar bedenkliche Weise von dem Patrioten, Gelehrten und Freunde der Wahrheit sondert. Bei dieser

so höchst bedenklichen Sonderung darf es nun allerdings nicht mehr auffallen, wenn der Hr. Director des Friedrichscollegiums „vom geweihten Boden der Universität und den heiligen Räumen höherer Wissenschaft" nichts wissen will. Aber jeder „Freund der Wahrheit" sieht leicht, daß ungeachtet all des Sündigen auf den Universitäten ihr wahrer Boden und ihr eigentliches Wesen dennoch heilig und geweiht bleibt, gleichwie der Staat und die Kirche heilig und geweiht sind, obgleich des Sündigen und Verbrecherischen in ihnen noch unendlich mehr vorkommt. Uebrigens ist es unwahr, wenn der Hr. Dir. angiebt, daß ich „im Gegensatze zu den Gymn." vom geweihten Boden der Universität gesprochen habe. Vielmehr bezeichnete ich die Gymn. als die Vorhallen der Universität; ist aber das ganze Gebäude heilig, so sind es auch die Vorhallen, obschon in geringerem Grade als das Innere. Ebenso sind die Universitäten nur die Vorhallen der Kirche und des Staates und darum nicht in dem Grade heilig wie diese beiden.

Nach alle diesem wird es wohl klar sein, daß ich in meinem frühern Aufsatze noch keineswegs die „gebührlichen Schranken" überschritten oder wohl gar als ein blinder „Zelot" und „im Eifer und Geifer" geredet habe. Wäre dieses der Fall gewesen, so hätte der Hr. Dir. wohl nicht nöthig gehabt, sich auf künstlichem Wege Stoff zur Polemik gegen mich zu schaffen. Denn er hält sich gar nicht, wie er sollte, an das von mir Gesagte, sondern corrumpirt auch öfters meine Gedanken, ja er macht sogar ganz unerlaubte Voraussetzungen. So nimmt er an, daß ich „vielleicht glauben mag," er setze „das Hebr. mit dem Tanzen, Fechten oder der Heraldik in Eine Klasse." Etwas so sehr Ungereimtes beim Hrn. Dir. anzunehmen, hatte ich schon darum nicht nöthig, weil er das Hebr. bereits mit dem Arabischen, Persischen und Sanscrit „in Eine Klasse" gesetzt hatte, und ich schon dieses als ganz unstatthaft erkannte und bewies. Der Hr. Dir. scheint

also bloß darum seine Zuflucht zum Tanzen, Fechten und der Heraldik zu nehmen, um sich mit seinen frühern Angaben auf solche Weise zu verbergen und aus seinem Versteck gegen mein vermeintliches „Glauben" zu polemisiren. Ebenso ist es unerlaubt, mir bei meinen Worten niedrige und gehässige Absichten unterzuschieben, und so z. B. da, wo ich von „einer gewissen Nichtachtung unserer Glaubensurkunden" rede, „den widerwärtigen Ton der Verdächtigung" finden zu wollen, um so nur sich eine Gelegenheit zu verschaffen, mich grauenhaft zu verdächtigen. Denn ich auf meinem reinwissenschaftlichen Standpunkte sprach von unsern Glaubensurkunden im Urtext, und konnte also nur die unwissenschaftliche Nichtachtung derselben in dieser ihrer ursprünglichen Gestalt meinen. Wenn er daher mir versichert, daß er „vom hohen Werth unserer Glaubensurkunden überzeugt und durchdrungen ist," er aber das Hebr. dennoch dem Arabischen, Persischen und Sanscrit ganz gleichstellt und es darum von den Gymn. auf ewige Zeiten abgeschafft wissen will, so verhält es sich mit dieser seiner Werth-Ueberzeugung und Durchdrungenheit nur ebenso, als wenn ein anderer „schlichter Mensch" versichert, von dem hohen Werthe der griechischen und römischen Klassiker vollkommen überzeugt und durchdrungen zu sein, aber dennoch das Griechische und Lateinische eben so wenig als das Arabische, Persische und Sanscrit auf den Gymn. gelehrt wissen will, da wir jene Klassiker ebenso wie das A. T. in deutscher Uebersetzung besitzen. Hierbei wird der Hr. Dir. eine „gewisse" Nichtachtung des Idioten gewiß nicht verkennen, und darum hätte er mir auch kein Verdächtigen seiner sittlich religiösen Gesinnung so geflissentlich unterschieben mögen, um dasselbe in dem Augenblick, wo er es als „wohlfeil und — abscheulich" erkennt, gegen mich recht schauderhaft in Anwendung bringen zu können, obgleich das, was von ihm als „faktisch" bezeichnet ist, gar nicht stattgefunden hat, und er dieses aus einem Briefe

von mir ebenso wissen mußte, wie ich es aus zwei Briefen von ihm Jedem darthun kann. Diesem Verfahren ist es ganz entsprechend, wenn er aus gewissen Gründen die Worte „ohne Bezahlung aber" durch Anführungsstriche als die meinigen bezeichnet, obgleich sie es ganz und gar nicht sind, noch auch das besagen, was ich eigentlich will. Wenn der Hr. Dir. durch ein solches Verfahren bei seiner Polemik „den Edelsinn, die Urbanität und Humanität" der Philologen in ein glänzendes Licht gesetzt zu haben glaubt, so ist das eine nicht geringere Verrechnung als jene bei den zehntausend Thalern, obschon es mir nie in den Sinn gekommen ist, jene Tugenden allen Philologen ohne Ausnahme abzusprechen, so daß er durchaus keinen Grund hatte, in seiner leidenschaftlichen Hitze auf meinen Namen von den „verruchten Philologen" zu reden; statuirt doch übrigens er selber S. 416 sogar „Narren" unter den Philologen.

Das Griechische und Lateinische wird jeder wissenschaftliche Theologe ebenso wie das Hebr. auf den Gymn. mit allem Fleiße gelehrt und gelernt wissen wollen, so wie es die Universität fordert. Habe ich also wirklich „wie ein Handwerker" über diesen Zweig des Gymn.-Unterr. geurtheilt, so war dieses nur die Folge der einfachen Uebertragung des Urtheils vom Hrn. Dir. über den hebr. Gymn.-Unterr. auf jenen griech. und lat., und da er nun selber dieses Urtheil als das eines „Handwerkers" bezeichnet hat, so wird er seine frühere Ansicht über das Hebr. jetzt wohl ein wenig berichtigen. Uebrigens hat das neue Prüfungsreglement die Extravaganzen manches Philologen schon so ziemlich in die „gebührlichen Schranken" gewiesen, so daß z. B. keine griechische Rede mehr, wie ich sie im Friedrichscollegium als ein ganz eiteles Prunkstück gehört habe, gefertigt werden darf. Ebenso dürfte es bei näherer Erwägung wohl angemessen erscheinen, wenn zwar die Theorie der Verskunst allgemein gelehrt würde, aber die Praxis nur denen überlassen bliebe,

Digitized by Google

die dazu Geschick und Neigung haben. Denn die Verskunst kann wie jede andere Kunst nur bei Geschick und Lust angemessen geübt werden und bereitet im Gegenfalle nur eine erzwungene Stümperei und eine zeitraubende Quälerei. Wie groß diese Quälerei im Friedrichscollegium wohl sein möge, wird man wohl daraus ersehen, daß der Hr. Dir. in dem von mir Geäußerten nur „Sirenenstimmen" für seine jungen Verskünstler erkennt. Demnach dürfte auch wohl „ein Doctor philosophiae" die Ansicht äußern können, daß eine erzwungene Versmacherei nicht stattfinden sollte, zumal da schon die freiwilligen Versmacher heut zu Tage eben so häufig als die wahren Dichter selten sind, und diese gerade eine solche Zustutzung gar nicht bedürfen, wenn anders der ächte Dichtergeist sich auch die rechte Form zu schaffen weiß.

Ob ich hiernach „vom Werthe der Versübungen in Gymn. nur die Ansicht des Ungebildeten" habe, kümmert mich wenig, denn bei mir steht es nun einmal fest: soll etwas der wohlgemeinten Klage Lorinser's weichen, so ist es zu allererst die erzwungene Versmacherei. Ebenso wird es bei mir stets nur als die Ungereimtheit eines Idioten gelten, wenn ein Nichtkenner des Hebr. behauptet: „Gründliches Treiben des Griechischen und Lateinischen und sorgfältige Lesung der klassischen Autoren sind die sicherste Vorbereitung auf das Hebr. und das Studium des A. T.'s." Die in dieser Behauptung sich kundgebende Unkenntniß tritt noch greller hervor, wenn der Hr. Dir. mich zur Bekräftigung seines Irrthums auf „die Erasmi und Grotii" verweiset; denn was haben Erasmus und Grotius auf dem Felde des Hebr. geleistet? Der Hr. Dir. nenne mir doch die Werke, in welchen Erasmus seine großen hebr. Kenntnisse niedergelegt hat? Was aber des Grotius annotationes zum A. T. betrifft, so könnte man aus dieser unbedeutenden Arbeit viel eher das Gegentheil von jener seltsamen Behauptung folgern. Und die übrigen Erasmi

und Grotii, etwa Schleiermacher, was hat denn der vom Hebr. gewußt? Oder wie sehr hat der das A. T. im Urtext studirt? So häuft der Hr. Dir. einen Fehlgriff auf den andern, und eine Verrechnung auf die andere, so daß ich seine Bemerkungen wohl nicht noch weiter beleuchten darf und sie hiemit als hinlänglich beseitigt betrachten kann.

In einer Nachschrift bemerkt der Hr. Dir., was ihn angeblich bewogen habe, seine Bemerkungen gegen mich zu veröffentlichen, nämlich „1) das wiederholte sehr christliche Bemühn, die Gymn. als Sitze des Heidenthums und wohl gar als Feinde des Christenthums darzustellen. Dergleichen müssen zur Steuer der Wahrheit und zur Beruhigung des Publikums widerlegt (?) und mit ihrer ganzen Last auf das Haupt (!) der Beschuldiger zurückgeworfen werden." Demnach hatte es also der Edelsinn des Hrn. Dir. wirklich auf mein „Haupt" mit seinen Bemerkungen abgesehen und demselben nach seiner Humanität den Wurf einer „ganzen Last" zugedacht, um auf solche Weise nach seiner Urbanität das Publikum zu beruhigen. Indessen dieser ganze Aufwand von Edelsinn, Humanität und Urbanität war dieses Mal ganz überflüssig, da ich in meinem ganzen Aufsatze auch nicht mit einer Silbe des Christenthums auf den Gymn. gedacht hatte, so daß er mir wiederum etwas ganz Fremdartiges recht geflissentlich unterschiebt. Oder ist denn Christenthum und hebräischer Unterricht ein und dasselbe? Wer sieht nicht auch ohne allen Scharfsinn, daß Jemand ein recht guter Religionslehrer, aber doch ein schlechter Sprachlehrer sein und eine sehr christliche Gesinnung haben aber vom Hebr. doch nichts verstehen könne?

Den 2ten Beweggrund gaben dem Hrn. Dir. zu seinen Bemerkungen angeblich „die falschen Ansichten von dem Wesen, der Aufgabe und den Leistungen der Gymn., die zu berichtigen die Pflicht der Sachkundigen ist." Daß er aber in der obschwebenden Streitsache kein „Sachkundiger" ist, hat er nur zu oft gezeigt, und

Digitized by Google

daß meine Ansichten von dem Wesen und der Aufgabe der Gymn. nicht so ganz irrig sein können, muß er schon darum bemerkt haben, weil er sich zur Beistimmung genöthigt sieht, indem er zugeben muß, daß die Gymn. „allgemeine Vorbereitungsanstalten für die Universität sind," woraus sich in einem protest. Lande die Verpflichtung, auch das Hebr. ganz ordentlich zu lehren, für die Gymn. ganz von selbst ergiebt. Freilich meint er, daß die Gymn. „noch etwas mehr sind," aber bei der Angabe dieses „Mehr" confundirt er wiederum die Gymn. mit den höhern Bürgerschulen ebenso wie kurz vorher Religion und Sprache, Christlich und Hebräisch. Denn nicht bloß die Gymn., sondern auch die höhern Bürgerschulen, ja alle Schulen *) überhaupt „sollen bei ihren Schülern den Grund legen zu einer humanen, d. h. gleichmäßigen Ausbildung ihrer Kräfte;" und wenn es weiter heißt: „Dies geschieht durch Gründlichkeit des Wissens, Läuterung des Gefühls und religiös-sittliche Richtung des Willens:" so gilt dieses doch wahrlich in ganz gleichem Maaße von den höhern Bürgerschulen wie von den Gymn., so daß die Gymn. als solche, d. h. in ihrer specifischen Differenz von den höhern Bürgerschulen dadurch noch gar nicht begriffen und bezeichnet sind. Hinterher freilich werden die griech. und latein. Sprache als die gebildetsten der uns bekannten Sprachen angeführt und wird von den nie genug zu preisenden Schätzen der alten klassischen Welt geredet, aber darin erkennt man nur zu leicht die einseitige Vorliebe und Beschränktheit eines übermäßig Eingenommenen. Wie könnte er sonst jene immerhin sehr gebildeten Sprachen so ohne Weiteres als „die gebildetsten der uns bekannten Sprachen"

*) Gewisse Schulen, z. B. Kunstschulen, kommen hierbei natürlich nicht in Betracht. Es ist hier nur von den allgemeinen Bildungsanstalten für die Jugend die Rede, zu denen auch die „Dorfschulen" und die städtischen Elementarschulen gehören.

Digitized by Google

bezeichnen, da er doch anderer höchst gebildeter Sprachen, z. B. des Arabischen und des Sanscrit, völlig unkundig ist und also ganz außer Stande ist zu entscheiden, welche von den uns bekannten Sprachen wirklich „die gebildetste" ist? Oder wie könnte er sonst so ausschließlich von den nie genug zu preisenden Schätzen in jenen beiden Sprachen reden, als hätten alle übrigen Sprachen der ganzen Welt gar nichts Aehnliches aufzuweisen? Ist doch des wahrhaft Vortrefflichen auch in jenen beiden Sprachen nur sehr wenig vorhanden und über welches griechische oder gar lateinische Drama hat Göthe ein solches Urtheil gefällt wie über die indische Sakontala? Oder soll ich dem Hrn. Gymnasial-Director noch erst Namen wie Shakespeare, Locke, Gibbon, Des Cartes, Rousseau, Montesquieu, Dante, Petrarka u. v. A. nennen, um es ihm nahe zu legen, daß es auch noch andere höchst gebildete Sprachen giebt und in ihnen nie genug zu preisende Schätze vorhanden sind? Doch er wird dessen wohl nicht mehr bedürfen und somit sei jedem Freunde der Wissenschaft auch die Sprache eines Moses, eines Jesaja, eines Jeremia bestens empfohlen; enthält doch auch sie für jeden gebildeten Christen gewiß „nicht genug zu preisende Schätze," welche, gehörig erkannt und erfaßt, ganz dazu geeignet sind, die Menschheit ihrem erhabenen Ziele, das in dem „Einen Hirten und in der Einen Heerde" gegeben ist, würdig und sicher entgegen zu führen. Darum wollet stets, Ihr Edelsten der Menschen, nach diesem hohen Ziele unermüdlich streben, ob auch gewisse Geister solches Streben bespötteln mögen. —

Digitized by Google

III. Der Goldappfluß und dessen Umgegend bis zur Polnischen Grenze.

Vom Geheimen Regierungs-Rath Wutzke.

Der Goldappfluß, welcher sich unterhalb in den Angerappfluß ergießt, hat seine Quelle in dem hochliegenden Boden zwischen Oletzko *) und der Stadt Goldapp. Hier bei dem Dorfe Gurnen vereinigen sich die Fließe und Bäche und bilden einen Fluß bis zum Goldapp hin, der mit Anhöhen von Mittelboden theils mit Gesträuch bestanden, umgeben ist. Aus diesem See setzt die Wassermenge, nämlich der Goldappfluß, nachdem er die Mühle bei Goldapp durch seine Kraft thätig gemacht hat, seinen Lauf nach der im Jahre 1564 vom Marggraf Albrecht angelegten offenen, regelmäßig gebauten und oft genug durch Feuersbrünste heimgesuchten Stadt Goldapp; von da nach Sperling (früher eine Churfürstliche Jagdbude) und so weiter nach dem Dorfe Gurguttschen fort, und fällt hier in die Angerapp. Die Zuleitungsfließe und Bäche, welche den Goldappfluß östlich bilden und der Goldappfluß selbst schlängeln sich durch hügeliches Terrain, aus Sand und Mittelboden, bis unterhalb Goldapp hin.

Hügel und Thäler, welche Wiesenflächen bilden, wechseln sehr mannigfaltig ab. Die Erdoberfläche ist durch ihre Erhabenheiten sehr rauh, besonders hebt sich eine Anhöhe östlich an der Stadt Goldapp mit schroffen Abdachungen sehr hoch **). Man hat hier eine weite

*) Nach Henneberger früher eine Jagdbude oder Jagdschloß.

**) Nach der Messung und Berechnung des verstorbenen Prof. Wrede (siehe meine Bemerkungen über die Gewässer der Ostseeküste ꝛc. Seite 159) über den Wasserspiegel des Goldappflusses 403 und über den Wasserspiegel der Ostsee 603 Fuß hoch.

Digitized by Google

Aussicht in die Umgegend. Der wellenförmige zum Theil fruchtbare Boden auf den Dörfern, zum Theil in malerischen Gruppen liegend, größtentheils von Holz in Gehrsaß oder Füllholz gebaut, zieht sich südlich nach den Domainenämtern Czychen, Stradaunen, bis hinter die offen und freundlich liegende Stadt Lyk, nach der großen sandigen Ebene fort, auf der die Stadt Johannisburg am Pissekfluß liegt *).

Das Schloß Lyk ist auf einer Insel des Sees im Jahre 1273 gebaut. Es hat eine angenehme Lage. Auf dem alten Schloß selbst, welches vor mehren Jahren abbrannte und im Jahr 1809 und 1810 unter meiner Direction wieder ausgebaut wurde, hat die Kreis-Justiz-Commission ihren Sitz, die Nebengebäude bilden das Domainenamts-Vorwerk. Das Schloßgebäude ist leider den 25. Juni 1833 wieder durch Feuer zerstört worden. Ueber die beiden Seearme führen hölzerne Brücken, welche die auf dem nördlichen Ufer des Sees liegende Stadt mit dem Schloß und dieses mit dem südlichen Ufer verbinden, so wie Hartknoch es schon im Jahr 1684 in einer Zeichnung in seinem Werke Seite 403 dargestellt hat.

Das Schloß Johannisburg ist im Jahre 1268 erbaut. Die Stadt Johannisburg, in welcher ich im Jahr 1801 behufs Schiffbarmachung des Pissek- und des Narewflusses einen bedeutenden Zeitraum verlebte, hat auf der großen zum Theil sandigen Ebene am Pissekfluß, der sich aus dem Warschausee ergießt, eine angenehme Lage. Auf der Ruine oder dem Grunde des alten Schlosses, welches nahe an der Stadt liegt, sind jetzt Privatgebäude aufgebaut.

Die Pläne ziehet sich von hier östlich bis an die Grenze von Polen und nördlich bis zur Grenzscheide, zwischen Masuren und Litthauen, welche dort durch

*) Bei Hartknoch sind die Städte Lyk und Johannisburg nebst den dabei belegenen Schlössern, wie solche im Jahre 1684 beschaffen waren, bildlich dargestellt.

Digitized by Google

den Höhenzug gebildet wird, fort. Sie ist theils mit großen Wäldern, theils mit kleinen Gruppen bestanden. Beim Uebertritt über die Landesgrenze zwischen Johannisburg und Kolno bemerkt man einen auffallend schroffen Gegensatz zwischen Masuren und Polen, in Religion, Sprache, Sitten und Gebräuchen. Eben so auffallend ist der Unterschied der Preußischen und Polnischen Litthauer auf der Grenze zwischen Stallupönen und Willkowißky.

Die Anhöhen enthalten viele Steinarten vom Urgranit bis zum Porphyr, viele Kalksteine in runder Form und Geschieben, vorzüglich in der Gegend bei Czychen, welche die Einsassen sammeln, brennen und größtentheils zum Verkauf nach Königsberg bringen, wodurch sie das zu ersetzen suchen, was ihnen der magere Boden stellweise versagt. Sie fertigen ferner Haus- und Landwirthschafts-Geräthschaften an, die Nutzhölzer der großen dort noch vorhandenen Forsten, die vieles Laubholz, vorzüglich Linden enthalten, benutzend.

Die Unebenheiten des Bodens und die Waldungen behindern hier den freien Zug der Luft über die Erdoberfläche; die vielen Landseen dünsten aus, kühlen die Luft ab, weshalb in der Gegend bei Goldapp oft noch 8 bis 14 Tage lang Schlittweg ist, wenn in der Ebene bei den Städten Stallupönen, Gumbinnen und Insterburg sich bereits die bloße Erde zeigt.

Von dem Höhenzuge oder Kamm, welcher hier nördlich Litthauen scheidet, fängt die Masurische, eine platte Polnische Sprache an, und verbreitet sich nun südlich durch Masuren, einen Theil des Ermlandes, des Oberlandes, nach Westpreußen, und so nach Polen, wo die Sprache schon reiner und wortreicher wird.

Von Goldapp durchläuft der Goldappfluß theils eine breite und schöne Thalebene, welche die Anhöhen begrenzt. Es giebt hier fruchtbare Wiesen, die den Ueberschwemmungen durch Fluthwasser ausgesetzt sind. Durch diese Anhöhen windet sich der Fluß in vielen

Krümmungen und strebt an manchen Stellen sichtbar sich ein anderes Bette zu gewinnen. Die Thalebene giebt den Beweis für den alten Wasserlauf. Die Abschwemmungen von den Anhöhen formten die Thalebene, der Fluß mußte sich neue Rinnen eingraben. Auf dem Goldappfluß ward schon im Jahre 1510 viel Verkehr betrieben, Holz u. Diehlen wurden bei hohem Wasser nach Königsberg geflößt.

Auch auf dem Szeschuppfluß, welcher oberhalb Ragnit in den Memelstrom fällt, ist in früheren Zeiten viel Holz nach Königsberg geflößt worden; in Lencken am Szeschuppfluß war früher eine große Niederlage von diesem Artikel *).

IV. Medizinisch-topographische Skizze vom Danziger Landkreise.

Die vier äußersten Grenzörter des Kreises im Norden, Süden, Westen und Osten haben nach den Berechnungen des Herrn Prof. Anger folgende Lage:

	geogr. Länge	geogr. Breite
Hochwasser	36° 14′ 15″	54° 25′ 40″
Mühlbantz	36° 23′ 50″	54° 8′ 20″
Ellernitz	36° 4′ 30″	54° 20′ 20″
Polski	37° 19′ 30″	54° 27′ 20″

Der Kreis grenzt im Osten an das Pillauer Tief, das frische Haff und die Weichsel; im Süden an den Stargardter, im Westen an den Behrendter Kreis und einen Theil des Karthauser Kreises; im Norden zum kleinsten

*) Diese Flüsse waren in früherer Zeit wasserreicher, weil damals die Wälder in der Umgegend nicht so gelüftet und weniger zerstört waren. Der Schnee hielt sich in ihnen länger und konnte durch sein allmähliges Aufthauen die Flußbette besser bespeisen.

Digitized by Google

Theil an den Neustädter Kreis, zum größten aber an das Baltische Meer. Sein Flächeninhalt beträgt 18½ Q.M. und die Ausdehnung von Westen nach Osten ist gleich 1° 15′ 0″ und von Norden nach Süden gleich 0° 17′ 20″.

Der Kreis umschließt die Königl. Preuß. See-Handelsstadt und Festung Danzig, den Sitz der Kön. Regierung des Regierungsbezirks gleichen Namens. — Er zerfällt in drei verschiedene Theile; in den Werder, die frische Nehrung und die Höhe. Der Werder (Danziger Werder) liegt im Süden der Stadt Danzig. Es ist eine 4½ Meilen lange Ebene und wird von der Nehrung durch die Weichsel getrennt. Der Boden besteht aus Dammerde, welche zuweilen mit Lehm oder Sand gemischt ist, Moorerde ist nur eine Seltenheit. In einer Tiefe von 6—20 Fuß findet sich viel Sand. Die Ebene ist durchaus nicht bedeutend erhöht, wenn gleich sie von Norden nach Süden schräg aufwärts steigt. Wegen des tief gelegenen feuchten Bodens und der beinahe fortwährenden Anhäufung des Wassers in seinen sumpfigen Abzugsgräben, welche die ganze Fläche durchschneiden, sind die aufsteigenden Dünste und Nebel besonders im Winter, Herbst und Frühjahre keine seltene Erscheinung. Der ganze Boden besteht aus Acker-, Garten- und Wiesenland, mit Ausnahme einer unbedeutenden Waldung. Die Vegetation ist besonders in trockenen Jahren sehr üppig und wegen der saftreichen Kräuter zur Viehzucht geeignet.

Die frische Nehrung, eine Insel, im Osten von Danzig gelegen, ist 14 Meilen lang und circa ½ Meile breit. Die Ostsee, die Weichsel und das frische Haff umschließen diese flache Ebene, welche aber an ihrer nördlichen Seite längs der Ostsee von hohen und breiten Dünen (aus angeschwemmtem fliegenden Seesande bestehend) umfaßt wird. Zur Schützung des fruchtbaren Bodens der südlichen Seite sind die Dünen zum Theil mit Kiefernholz bewachsen, zum Theil

Digitized by Google

mit Sandriedgras (carex arenaria) bepflanzt. Die tiefe, an der südlichen Seite der Dünen gelegene Fläche enthält den fruchtbarsten Lehmboden, welcher zur Abwässerung ebenfalls überall mit Abzugsgräben durchschnitten ist und meistens zu Acker- und Gartenland, besonders aber zu Wiesen benutzt wird. Baumgärten giebt es zwar, indessen wird hier, wie im Werder, mit Ausnahme der Weiden, auf die Baumzucht keine besonders große Kultur verwandt. Auch hier ist die Vegetation sehr üppig und für die Viehzucht besonders gedeihlich. — Wegen der tiefen Lage des Bodens werden Nebel und aufsteigende Dünste besonders bemerkt.

Werder und Nehrung, beide den Ueberschwemmungen der Weichsel bei starken Eisgängen ausgesetzt, sind mit hohen Dämmen oder Deichen eingefaßt. An einer Stelle der Nehrung, an der sogenannten Elbinger Weichsel, fehlt der Damm, damit das Wasser, falls es zu hoch steigt, von hier durch einen Theil der Nehrung in das frische Haff abfließen kann. — Die letzte große Ueberschwemmung ereignete sich im Jahre 1829.

Die Höhe, im Südwesten, Westen und Nordwesten von Danzig gelegen, ist überall bergigt. Der Boden besteht aus einer durch das Wasser herbeigeführten Schuttmasse aus Kies, Sand, Nagelfluhe und Kalktuf mit Lehm vermengt. In einer Tiefe von 20 F. finden sich mitunter Lagen von Mergel mit grob- und kleinkörnigem Kies und Rollgeschiebe. In derselben Tiefe befindet sich auch Quellwasser. Die höchste Bergspitze ist gegen 400 F. über die Ostsee erhaben. Der Boden ist nicht feucht aber oft sehr kalt und bei seiner sonstigen Beschaffenheit nur mittelmäßig fruchtbar. Uebrigens ist er einer höhern, wiewohl mühsamen Kultur fähig, und wird größtentheils zum Acker-, Wiesen-, Wald- u. Weideland (besonders für veredelte Schaafe) benutzt.

Die Bewässerung des Kreises ist besonders im Werder und der Nehrung durch die Weichsel bedeutend. Im Werder sind außerdem noch die Mottlau

und die alte Radaune, welche dazu beitragen. Das Trinkwasser ist hier jedoch schlecht. Wiewohl die Höhe durch mehre kleine Quellen, durch die Kladau und die alte Radaune mit Wasser versorgt wird, so ist dies doch nicht hinreichend, daher in trocknen Jahren leicht Mißwachs entsteht. Das Trinkwasser ist dagegen in diätetischer Hinsicht vortrefflich. Nehrung u. Werder haben mehre kleine Teiche, die Ueberreste alter und neuer Durchbrüche der Weichsel, welche tief und fischreich sind. Auf der Höhe giebt es nicht nur Teiche in Menge, sondern auch ein paar kleine Landseen. — Waldungen findet man in der Nehrung und der Höhe. Letztere sind von Bedeutung.

Haupterzeugnisse sind überhaupt: Holz und Torf in nicht unbedeutender Quantität, Wildprett aller Art, Pferde, Rinder, Borstenvieh, Schaafe, Fische, Getreide aller Art, in beinahe gleicher Qualität und Quantität, Rapps- und Rübsaamen und Gemüse aller Art, Flachs, Taback, Klee, Heufutter und Obst. — An der Seeküste wird der Bernstein, besonders bei Stürmen von Nord und Nordosten, ausgeworfen. Jedoch gräbt man ihn auch sowohl in der Nehrung, als im Werder, als auf der Höhe. Hier findet er sich alsdann in mehr oder weniger großen Lagen und Schichten. — Bei der Mannichfaltigkeit des Bodens und der üppigen Vegetation ist eine sehr reiche Flora an wildwachsenden Pflanzen erklärbar. — Am Schlusse des Jahres 1834 befanden sich im Kreise 11,817 Pferde und Füllen, 16,415 Häupter Rind- und Jungvieh, 38,231 Schaafe (darunter 20,864 veredelte) und 12,820 Schweine. Der Vergleich der letzten Zählung im Jahre 1831 ergiebt für diese 3 Jahre einen Zuwachs von 1408 Pferden, 2726 Häuptern Rindvieh, 7501 Schaafen und 1044 Schweinen.

Die eigentliche Luftbeschaffenheit ist keineswegs als gesund zu betrachten, da die Witterung fast den größten Theil des Jahres rauh, feucht und veränderlich ist. Weil jedoch das schnelle und häufige Eintreten

von

Digitized by Google

von Witterungsveränderungen im Allgemeinen nicht erlaubt, daß die Bewohner sich dagegen vollkommen schützen, so gewöhnt sich der Organismus mehr oder weniger an diese Einflüsse, welche sonst unter andern Umständen viel nachtheiliger auf die Gesundheit einwirken würden. Indeß wird die Ausdünstung unverkennbar häufig genug gestört und unterdrückt. Daraus entstehen denn, bei vorhandener catharrhalischer, rheumatischer und gichtischer Anlage, die völlige Ausbildung dieser oder anderer consensuell oder metastatisch damit verbundener Krankheiten.

Nach den allergenausten 18jährigen Beobachtungen des Herrn Regierungsraths Dr. Kleefeldt hieselbst ist der Westwind der vorherrschende; diesem folgen Süd-, Nord- und Ostwind. — Der mittlere Barometerstand ist nach demselben bei einer mittlern Temperatur der Luft von 12°, 9,96 R. gleich 28 Z. 2,02 d. Par. — Der mittlere Stand des Thermometers im Schatten ist gleich + 6°, 23.

In Bezug auf die Lebensverhältnisse der Einwohner ist zu bemerken, daß nach dem Resultat der am Schluß des Jahres 1834 erfolgten Zählung der Kreis überhaupt 52,726 Einwohner enthält, welche in 243 Ortschaften und in 5638 Privatgebäuden wohnen. Hievon gehören 26,535 Individuen dem männlichen und 26,191 dem weiblichen Geschlechte an. Aus dem Vergleiche mit der am Schlusse des Jahres 1831 vorhandenen Volkszahl von 50,063 Seelen ergiebt sich also für diese Jahre ein Zuwachs von 2661. Von diesen kommt jedoch nur ein Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen von 679, so daß also 1982 neue Ansiedler sind. — Nach Religionsverhältnissen zerfällt die Anzahl in 33,429 evangelische, 18,768 katholische, in 1 griechische, in 504 mennonitische und 21 jüdische Individuen. Es kämen mithin auf die Geviertmeile 2850 Einwohner.

Geboren wurden im Jahre 1834 2312 Kinder, von denen 1194 Knaben und 1118 Mädchen und über-

Digitized by Google

haupt 39 Zwillinge waren. Am Schlusse dess. Jahres bestanden 8606 Ehen und 511 wurden neu geschlossen. Es kommen also auf 1000 Lebende 9 — 10 neue Ehen und von 1000 Personen leben 163 — 164 Paare in der Ehe.

Es starben im Jahre 1834 überhaupt 1679 Personen und zwar 877 männlichen und 802 weiblichen Geschlechts. Folglich sind 630 Individuen mehr geboren als gestorben, und auf 1000 Lebende sind demnach nur 32 Todte, dagegen beinahe 44 Geborene zu zählen. Unter den Geborenen desselben Jahres befinden sich 220 uneheliche Kinder, mithin ist beinahe das elfte Kind ein uneheliches. Von diesen starben im ersten Lebensjahre 84, also mehr als ein Drittheil, während von 2092 ehelichen Geburten im gleichen Alter 459, folglich nur etwas mehr als ein Fünftheil gestorben sind. Von den Gestorbenen befinden sich (incl. der Todtgebornen) 929 Kinder unter 14 Jahren, 478 Personen in einem Alter zwischen 14 — 60 Jahren, 144 zwischen 60 — 80 Jahren, 24 zwischen 80 — 85 Jahren, 16 zwischen 85 — 90 Jahren und endlich 9 Personen zwischen 90 — 100 Jahren. — 3 Personen waren Selbstmörder und 31 verloren ihr Leben durch besondere Unglücksfälle.

Der Verwaltung des Kreises steht die landräthl. Behörde vor, welcher, in Medicinal-Angelegenheiten, als Sachverständige ein Kreisphysikus und ein Kreischirurgus coordinirt sind. Aerztliche Personen, welche auf dem Lande ihren Wohnsitz haben, sind der Kreischirurgus und 34 approbirte Hebammen. In Krankheitsfällen wenden sich die Bewohner nach Danzig oder nach andern nahe gelegenen Städten. Im Falle, daß arme Kranke einer besondern Pflege bedürfen, werden sie, weil es an einem eigenen Kreislazareth mangelt, in die Krankenheilanstalt nach Danzig gesendet, wo für ärztliche Behandlung und Verpflegung pro Kopf und Tag 8 sgr. berechnet werden.

In Bezug auf Gewerbe zählt der Kreis 40 Bäcker, 23 Fleischer, 3 Gerber, 151 Schuhmacher, 1 Kürschner,

Digitized by Google

20 Riemer, 8 Seiler, 113 Schneider, 19 Zimmerleute, 19 Böttcher, 2 Drechsler, 2 Korbmacher, 16 Maurer, 7 Töpfer, 10 Glaser, 1 Maler, 130 Schlosser und Schmiede, 2 Klempner, 1 Uhrmacher, 13 Ziegeleien, 2 Kalkbrennereien, 6 Branntweinbrennereien, 8 Brauereien, 22 Wasser-, 23 Wind-, 24 Roß-, Getreide- und Grützmühlen, 1 Oelmühle, 1 Walkmühle, 3 Sägemühlen, 3 Papiermühlen, 18 Eisenhammer, 1 Schleif- und Bohrmühle und Eisengießerei, 1 Kupferhammer, 99 Leineweber, 1 Wollweber, 230 stehende und 66 herumziehende Händler, und endlich 211 Krüge, Gast-, Speise- und Schankwirthschaften.

Der Körperbau der Bewohner ist gewöhnlich normal und einer langen Lebensdauer entsprechend. Schöne Bildungen sieht man nur in der Nehrung und zwar beim männlichen Geschlechte; seltener sind sie im Werder und auf der Höhe. Die Sinnorgane sind vollkommen und Schwerhörigkeit selten. Augen und Haare haben gewöhnlich eine dunkele Farbe. Verkrüppelungen kamen im Allgemeinen nicht besonders häufig vor und es ist auch keine besondere Neigung zum Fettwerden vorhanden. — Beschwerden und Anstrengungen werden eben so leicht, wie die Einflüsse des unbeständigen Klimas, ertragen. Die Aufklärung macht zwar überall Fortschritte, ist indessen noch lange nicht weit genug vorgerückt, um den wahren Segen herbeizuführen. Daher finden denn auch in ärztlicher Hinsicht Pfuscher und Quacksalber ihr zahlreiches Publikum.

Das Temperament der Nehrunger und der Werderischen Bauern ist mehr phlegmatischer Natur, dagegen sind die Bewohner der Höhe mehr sanguinisch cholerisch. Jene lieben darum auch vorzugsweise gutes Essen und halten sich an den Genuß der fetten schweren Fleisch- und Mehlspeisen, wogegen letztere mehr Pflanzenkost genießen. Der Branntwein ist fast überall als das summum bonum anerkannt, und wenn auch hie und da Mäßigkeitsvereine dagegen angepriesen

Digitized by Google

werden, so scheinen dies doch nur pia desideria zu sein, über welche, bei den mannigfaltigen Interessen, der Sieg unzweifelhaft erscheint.

Die allerhäufigste Ursache zu den Krankheiten der Einwohner ist die Erkältung und die dadurch bewirkte Störung der Ausdünstung. Daher entstehen denn Catharre aller Art, Zahn- und Gliederschmerzen, rheumatische Fieber und Entzündungen, welche meistens eine schweißtreibende und ableitende Behandlung erheischen.

Im Winter und Frühlinge sind es besonders Affektionen der Brust und Respirationsorgane, acute Rheumatismen und Entzündungen u. s. w., welche vorkommen. Alle zu dieser Zeit erscheinende Entzündungen machen Blutentziehungen mehr oder weniger nothwendig. Dies bestätigte sich auch bei der zu Anfange dieses Jahres vorkommenden epidemischen Pneumonie (Grippe), wenn gleich auch hier eine diaphoretisch-derivatorische Heilungsweise gleichzeitig verfolgt werden mußte.

Im Sommer und Herbste werden die Unterleibseingeweide mehr ergriffen. Daher sehen wir denn häufig gastrisch und gastrisch-nervöse Fieber, welche oft mit acuten Exanthemen verknüpft sind. Außerdem kommen rheumatisch-krampfhafte Excretionen zu Tage.

Der nasse und rauhe Spätherbst und Winteranfang bringen gewöhnlich fieberhafte metastatisch, inflamatorische, rheumatische, arthritische und hämorridalische Zustände, so wie überhaupt gefährliche Rückfälle chronischer Krankheiten hervor.

Unter den chronischen Krankheiten stehen Wurmleiden, veraltete chronische Rheumatismen, chronische Fußgeschwüre oben an. Nach diesen folgen besonders bei den Bewohnern der Höhe, der Weichselzopf, und außerdem fast überall gleichmäßig Radialgien, Magenkrebs, Brust- und Gebärmutterkrebs, Gehirntuberkel, Melanose, Wahnsinn mit und ohne Epilepsie, chronische Leberleiden, Amenorrhoe, chronische Lungencatharre

und daher entspringende Lungen- und Luftröhrenschwindsucht. Nicht selten sind Brust- und Bauchwassersucht, Asthma, Gicht, Knochenfraß, chronische Gelenkentzündungen aller Art. Unter den chronischen Hautkrankheiten kommt seit einigen Jahren die Krätze am häufigsten vor. Dieser folgen Kopfgrind, Psoriasis, Ekthyma, Radesyge, Impetigo, Lupus, Ekzama u. s. w. Die Syphilis bemerkt man im Allgemeinen nur selten. Desgleichen gehören chronische Augenkrankheiten zu den seltenern Erscheinungen. In den letzten 8 Jahren erschienen folgende durchgreifende Epidemien: Wechselfieber, gastrisch nervöse Fieber, Cholera (1831 u. 1837), Scharlachfieber, die Grippe (1832 u. 1837), Pocken und Masern. — Schwere Geburten sind nicht selten Gegenstand der männlichen Geburtshilfe.

V. Beobachtung einer neuen Art des Aales, so wie Bemerkungen über einige andere einheimische Fische.

Vom Prediger Löffler zu Gerdauen.

Mit diesen Bemerkungen sollen ununterbrochen mehre Aufsätze folgen, die zum Zweck haben, für eine künftige gründliche Bearbeitung unsrer Fauna einige Data zu liefern. Dieselben stützen sich auf wahre, gründliche Erfahrungen in der Natur, und werden sich an die Naturgeschichte der höhern Thiere, mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Prussica von Herrn Oberlehrer Bujack zu Königsberg, anschließen; keineswegs, um über dieses Buch eine Kritik zu liefern, sondern nur, um Einiges theils zu berichtigen, theils zu vervollständigen, damit die wahre Kenntniß der Natur immer mehr gefördert und die Liebe zu ihr vermehrt werde.

Digitized by Google

Dabei werde ich mich an keine bestimmte Ordnung binden, sondern die Gegenstände abhandeln, wie sie mir gerade vorkommen.

Kaum mag irgend ein Fisch so allgemein verbreitet sein, als der Aal. Man findet ihn sowohl in der See, als in Flüssen, Seen und Teichen, auch oftmals in großer Menge beisammen. Er lebt eben so gut in den größten, wie in den kleinsten Flüssen, und erreicht in kleinen mitunter eine bedeutendere Größe. So kenne ich ein kleines Flüßchen im mittlern Deutschland, welches viele Aale hat, die oft 8—11 Pfd. schwer sind. So sahe ich daselbst oft, daß beim Reinigen geringer, sumpfiger Gräben der Wiesen, die an kleinern und größern Flüssen lagen, Aale gefangen wurden, die freiwillig ihren Aufenthalt daselbst genommen hatten. So bemerkte ich, daß in mehren sehr großen Karpfenteichen, die alle drei Jahre gefischt wurden und dann allemal wieder ein Jahr trocken standen, die Aale keineswegs den Teich verließen, sondern ein ganzes Jahr, auch den Winter hindurch, im Schlamm verblieben. Von einem solchen Teich weiß ich, daß sich viele Aale mehrmals, wahrscheinlich bei jeder Fischerei, in einen kleinen, etwas sumpfigen Graben, der höher als der Teich und außerhalb desselben lag, und dem Teich das Wasser von einer Quelle zuführte, in dem auch das Wasser nur 2 Zoll hoch war, zurückzogen und da blieben, statt durch den Mittelgraben aus dem Teich in den ganz nahen Fluß zu gehen. In einem Frühling wurden daher einmal in meiner Gegenwart gegen 200 Aale, ¼ bis 6 Pfd. schwer, die den Winter in dem Sumpfe dieses geringen Grabens zugebracht hatten, durch Kneten mit den Füßen in 2 Stunden gefangen. Aber auch weit entfernt vom Graben hielten sich viele Aale im Schlamm auf, wo kaum etwas Wasser war, kamen dann beim Treten zum Theil unter die Füße, oder sie wurden oft des Morgens oben auf dem Schlamm gefunden, worin sie sich bei Tage wieder verbargen, so daß man kaum die Möglichkeit begreift,

Digitized by Google

wie sie da leben konnten. — Daß Aale von außen in die Teiche hätten kommen können, war bei der Lage und Einrichtung derselben unmöglich, so wie man kaum anführen darf, daß die Aale in den Flüssen, auch daselbst geboren werden. Wie wäre es z. B. möglich, daß junge Aale von 3—4 Loth schwer, wie ich sie sehr häufig gesehen habe, bis aus der Nordsee, über so sehr viele und hohe Wehre, zur Werra hinauf steigen sollten?

So viele große und kleine Flüsse und andere Gewässer ich nun in Deutschland und in Preußen habe kennen gelernt, und so sehr genau ich von Jugend auf mit dieser und andern Fischarten bekannt war, so habe ich doch fast überall nur eine und dieselbe Aale-Art angetroffen, die sich durch folgende Stücke unterscheidet.

1) Sie hat einen langen, sehr biegsamen Körper, der in der Mitte ein bedeutendes Stück fast von gleicher Dicke ist, und hinterwärts nur allmählig abnimmt. 2) Sie wird bedeutend schwer. (Bei uns soll sie das Gewicht von 11 Pfund zuweilen weit übersteigen.) 3) Sie macht auf schlüpfrigem Boden außer dem Wasser schlangenförmige Bewegungen und bewegt sich in solchen Krümmungen leicht fort. Diese Art ist in Deutschland und in Preußen überall die ganz gewöhnliche und hat bei uns, um ein Beispiel anzuführen, die Form der wohlschmeckenden und häufigen Angerburger Aale.

Die zweite Art unterscheidet sich von der angeführten, gewöhnlichen Art 1) durch einen sehr auffallend kurzen Körper, der nur ein kurzes Stück in der Mitte am dicksten ist, sodann aber auffallend abnimmt; 2) sie wird nicht sehr schwer und nur etwa 2—3 Pfd.; 3) sie bewegt sich außer dem Wasser nicht so schlangenförmig, sondern mehr durch Schwenkungen mit dem mittlern Theil des Körpers, nach Art der andern Fische, und ist vermöge ihres, nur in der Mitte dickern Körpers, lange nicht so biegsam als erstere, ja sogar etwas steif, so daß sie sich keineswegs auf schlüpfrigem Boden so fortbewegen kann, wie die gewöhnliche Art.

Digitized by Google

Den Aufenthalt dieses Aales betreffend, so habe ich ihn in Deutschland und in Preußen beobachtet. In Deutschland ist er sehr selten; ich traf ihn nur in der Werra an, und lernte ihn da schon in früher Jugend kennen. Die daselbst gefangenen Aale sind gewöhnlich die erste Art und gleichen dem Angerburgschen bei uns an Größe und gewöhnlich dunkler Farbe; doch ändert die Farbe oft grünlicher und dunkler ab. — Bei Gewittern und trübem Wasser gehen bekanntlich die Aale stromabwärts und kommen in die Aalfänge. In einem mir sehr bekannten Aalfange nun, wurden bei trübem Wasser, welches die Werra nach Gewittern öfters trübt, fast nur allein Aale der ersten Art gefangen, und es giebt in diesem Flusse selbst, wie ich aufs genauste weiß, keine andere Art. Nur selten einmal kamen solche ganz besondere, kurze Aale bei einer Trübe, dann aber in 1—2 Tagen, so lange das Wasser gewöhnlich trübe blieb, mehrmals vor, indeß niemals anders, als wenn das Wasser, nicht wie gewöhnlich, eine ziegelrothe, sondern eine ganz gelbe Farbe hatte, wie dies in einem oder mehren Jahren nur einmal der Fall war. Ohne Zweifel kamen sie aus einem, wahrscheinlich kleinen Nebenflüßchen der Werra dann, wenn dasselbe durch eine besonders starke Gewitterfluth im Stande war, die ganze Werra abwärts ein gutes Stück zu trüben. Diese sehr kurzen Aale waren gewöhnlich in der Mitte eben so dick, als die gewöhnlichen langen; aber in der Schwere war stets ein großer Unterschied, so daß, wenn ein langer Aal 2—2½ Pfd. wog, so wog ein solcher kurzer, bei gleicher Dicke des Körpers, nur 1¼—1½ Pfd. — Außerdem ist mir dieser Aal in Deutschland, bei steter Aufmerksamkeit, niemals zu Gesicht gekommen; nur bei uns, in Kirschnehnen, Samland, sahe ich wieder dergleichen Aale, wo ein Fischerweib vom Kurischen Haff, unter andern Fischen, 2 dergleichen sehr kurze Aale lebendig brachte. Im Kurischen Haff, oder um dasselbe, mag es vielleicht viele solche Aale geben, ich sahe aber keine mehr; indeß

scheinen die vielen geräucherten Aale, die die Kurischen Fischer im Sommer nebst Lachs so häufig herumfahren, von derselben Art zu sein. Ob die Meeraale zu einer dieser beiden Arten gehören, oder nicht, wird eine Vergleichung leicht zeigen.

Petromyzon branchialis, Querder.

Dieser Fisch wird in Deutschland allgemein Steinbeißer genannt, weil er sich im Wasser häufig an Steine ansaugt. Er mag sich bei uns in kleinen Flüssen fast überall finden, namentlich ist er sehr häufig in dem Flüßchen bei Groß-Klingbeck (bei Brandenburg), auch findet er sich im hiesigen Flüßchen, jedoch nicht häufig. Er ist gewöhnlich 5—7 Zoll lang. Man zerschneidet ihn in 1½ Zoll langen Stückchen und steckt ihn an die Nachtschnüre, und er giebt dann für Aale den allervorzüglichsten Köder ab. Der Neunauge ist er sehr ähnlich. In der Werra habe ich ihn größer gesehen, als bei uns.

Esox Lucius, der Hecht.

In Kirschnehnen sahe ich 2 Hechte, wovon jeder 1—1½ Pfd. wog, die von außen grün aussahen, sonst aber dem gewöhnlichen Hecht glichen. Als sie lebendig zerschnitten waren, war das Fleisch durch und durch sehr grün. Eine Fischfrau, die sie aus dem Kurischen Haff brachte, erzählte, daß die Fischer nur selten solche grüne Hechte fangen, sie aber, weil sie sonst kein Glück zu haben glauben, immer wieder ins Wasser werfen.

Cyprinus Barbus, die Barbe.

Die Barbe erreicht gewöhnlich eine Schwere von 5—7 Pfd.; so groß waren nämlich die größten, die ich unter Tausenden in der Werra, Saale ꝛc. sahe. Das sind schon sehr ansehnliche Fische, und man findet sie seltner so schwer. Obgleich die Barbe sonst nur in großen, tiefen, starkströmenden Flüssen gefunden wird, so sahe ich sie doch in Westpreußen in einem kleinen Fluß, welcher nur etwa 12—16 Fuß breit ist, aber schnell fließt und viele tiefe Stellen hat, sehr häufig. Entweder war es in Hochzeit, oder Peters-

Digitized by Google

walde. — Die Barbe hält sich stets in der Tiefe und zwar nur dicht am Grunde auf, da, wo der Strom am stärksten ist und sich bei einer kleinen Biegung, oder an einem Brückenbogen, oder in einer kleinen Nebenbucht, bei Mühlen und Wehren, stark kreiselt, und wer sie fangen will, findet sie nur hier. Im März und April bei heiterm Wetter (wenn auch noch Frost ist) fängt sich die Barbe an Nachtschnüren, mit großen Regenwürmern als Köder, häufig, sonst im ganzen Jahre fast nicht. In Halle, wo die Barbe in der Saale häufig ist, fangen sie die Fischer an den bemerkten Orten mit Wurfnetzen, die sie aus einem Kahn, bei trübem Wasser, auswerfen, welche dann durch viele angebrachte Bleikugeln schnell auf den Grund gezogen werden und die Fische bedecken. Durch eine Schnur wird nun das Netz auf dem Grunde zusammen- und herausgezogen. Im Mai laicht die Barbe und dann kommt sie bei warmen, hellen Sonnenschein in großen Gesellschaften an seichte, steinige, schnellfließende Stellen im Flusse, und wälzt sich da herum, daß oft der Rücken über dem Wasser ist, und da habe ich gesehen, wie an solchen Stellen, in großen Zugnetzen, mit einem Zug mehre hundert Barben gefangen wurden. Nicht aber nur zur Laichzeit, sondern beständig lebt die Barbe gesellschaftlich, und zwar so, daß bei einer oder einigen großen, 10—20 immer kleinere (bis zu 6—8 Zoll lang) bleiben und sie beständig nahe umgeben. Dies habe ich theils gesehen in Halle, bei dem Fang mit Wurfnetzen, in jeder Jahreszeit, theils in der Werra, die reines, klares Wasser hat, habe ich von einer Brücke herab solche Gesellschaften auf dem Grunde des Wassers sehr häufig gesehen. Wenn im Sommer beim Mühlenbau das Mühlwasser ab und über das Wehr geleitet wurde, so waren die Barben, die gefangen wurden, nur stets in solchen Gesellschaften bei einander, und blieben, so lange es nur ging, dicht beisammen. Wenn im Herbste das Laub von den vielen Bäumen und Hecken an der Werra fällt, so geht es bald unter und treibt auf dem Grunde weiter fort. Dies ist der

Digitized by Google

Barbe zuwider, und sie geht (doch aber nur allein im Herbste), wenn ein Trübe einfällt, häufig im Fluß zurück und kommt in die Aalfänge. Da wird sie nie anders als in solchen Familien gefangen. Dasselbe ist auch der Fall bei hellem Wasser, wenn bei anfangendem Froste das Grundeis anfängt zu gehen, dann geht sie ebenfalls noch zurück, jedoch weniger, auch verstopfen sich die Aalfänge bei zunehmenden Grundeise und frieren bald zu. — Das Fleisch der Barbe ist gut und ziemlich geschätzt, jedoch ist es häufiger, als bei allen mir bekannten Fischen, mit kleinen, sehr dünnen Gräten durch und durch vermischt, die beim Essen sehr hindern und stechen.

Die Giftigkeit des Rogens der Barbe kenne ich aus Erfahrung. Als einmal bei meinen Eltern Barben zu Abend gegessen wurden, aß ich mit meinen Geschwistern den Rogen, worauf bei allen in der Nacht ein äußerst heftiges, anhaltendes Erbrechen erfolgte. Da aber den Fischen die Schuld nicht gegeben wurde, so geschahe es, daß im Frühling einmal eine sehr große, laichende Barbe, die bei dieser Gelegenheit geschossen worden war, auch zu Abend gegessen wurde, und da jetzt auch meine Eltern und zahlreichen Geschwister von dem reichlichen Laiche genossen hatten, so erfolgte in der Nacht bei allen das heftigste Erbrechen, bis zur größten Erschöpfung des Körpers. Sonst wurde jedoch weiter kein Nachtheil an der Gesundheit verspürt.

C. Phoxinus, die Elritze.

Im Mai, bei warmen Wetter und Sonnenschein, steigt sie ungemein häufig, wo sie kann, in kleine, schnellfließende, helle Bäche hinauf, und wird dann in Menge in Reusen gefangen. Kann man in ihrem Flusse dann irgendwo einen kleinen Fall anbringen, z. B. einen Strahl Wasser von kaum Fingers Dicke bis einige Fuß hoch herabfallen lassen, so springt sie häufig darnach, und wenn man den Strahl in einen kleinen Korb fallen läßt, den man bis fast an den Rand ins Wasser gestellt, ihn aber oben etwas mit grünen Reisern bedeckt hat, so fallen oft sehr viele Elritzen

Digitized by Google

rückwärts in den Korb und können nun nicht mehr herausspringen. Dies dauert nur etwa 8 Tage.

Im Winter hält sie sich, wo sie häufig ist, wie in der Werra, in sehr großer Menge zusammen, in tiefen, ruhigen Buchten, mit recht reinem Wasser, besonders da, wo dieses nicht zufriert, und wird dann häufig gefangen. Man schätzt in Deutschland die Elritze ganz besonders, und hält dafür, daß ihr bitteres Fleisch dem Magen gesund sei. Diese Bitterkeit liegt jedoch nur in den Eingeweiden.

Cobitis Barbatula, die Schmerle.

Sie ist in Deutschland ein ungemein geschätzter Fisch. Sie hält sich gewöhnlich in kleinen und großen Flüssen mit reinem Wasser und steinigem Grunde auf; wo der Kaulkopf vorkommt, findet man sie immer in dessen Gesellschaft, unter den Steinen seichter, fließender Stellen. Bedeutend größer aber und fetter wird die Schmerle in Teichen, die keinen sumpfigen, sondern einen Lehmboden, oder einen aus Lehm und Sand gemischten Boden haben, wie ich dies in Deutschland und hier gesehen habe. In Kirschnehnen wurden beim Fischen eines nicht sehr großen Teiches mehre große Stalleimer voll Schmerlen zusammengelesen, die sehr groß und fett waren, während sie Niemand hineingesetzt hatte, und doch waren gewiß die meisten schon mit dem Ablaufen des Wassers in den kleinen Bach gegangen, der in die Ostsee fällt.

Salmo Fario, die Forelle

heißt in Deutschland nicht allein Forelle, sondern auch sehr häufig Steinforelle, zum Unterschied von der Lachsforelle. Sie lebt in größern und kleinern, schnellfließenden Flüssen, die reines Wasser und steinigen Grund haben; sie ist sogar häufig in kleinen, steinigen Gebirgsbächen, und steigt in diesen zum Gipfel der Gebirge empor, z. B. des Thüringer Waldes, den sie ungemein häufig bewohnt, daher auch noch in der Werra und in allen ihren größern und kleinern Nebenflüssen gefunden wird. Ihre gewöhnliche Größe beträgt ½ Pfd.,

Digitized by Google

welches Gewicht sie sehr selten übersteigt. So sehr viele Forellen ich in den verschiedensten Gewässern dort gesehen habe, so ist mir nur ein einziges Mal eine von 1½ Pfd. vorgekommen, von welcher Größe sie auch viele meiner Bekannten nicht gesehen hatten. Sollte diese kleine Gebirgsforelle von der größern, die Herr Bujack anführt, nicht eine besondere Art ausmachen? Die Forelle laicht im October und begiebt sich dann auf die allerseichtesten Stellen ihres Aufenthalts, und steigt dann häufig in die geringsten Bäche hinauf, wo sie oft halb über dem Wasser ist. In dieser Zeit kann man sie in kleinen Flüssen und Bächen sehr oft mit der Hand fangen. Im Sommer fängt sie sich an der Nachtangel, woran Regenwürmer gesteckt sind, häufig, und zur Laichzeit geht sie so häufig in kleine, kurze Garnsäckchen nach einer Witterung, wie wohl kein anderer Flußfisch. Sie setzt auch über große Wehre, mit starken Wasserfällen. Mehrmals fand ich sie todt neben dem Wasserfall eines großen Wehres der Werra, aus dessen schnellen Strom sie beim Uebersetzen einen falschen Sprung aufs Trockene gemacht hatte, und ist darin dem Lachs ähnlich.

S. Thymallus, die Aesche.

Sie kommt auch in Deutschland in Flüssen mit reinem Wasser vor, was sie liebt. Merkwürdig ist von ihr, daß sie sehr schnell außer dem Wasser stirbt, wie kein einziger anderer Flußfisch.

Xiphias Gladius, der Schwertfisch.

Von diesem Seefisch wurde auch zu meiner Zeit ein sehr großer, in der Gegend der Ostsee bei dem Amte Grünhof gefangen, den die Fischer verzehrten, und ich fand nach einem großen Sturm selbst einen kleinern todt am Strande liegen, dessen Schwert 1¼ Fuß lang war. Das sogenannte Schwert dieses Fisches ist von besonderer Beschaffenheit und dem Fischbein ähnlich. Es läßt sich von der knöchernen Verlängerung des Oberkiefers abziehen, und ist dann von innen ein Stückchen hohl, wird aber bald fest, und sitzt also auf einem Kern.

Digitized by Google

VI. Kirchengeschichte der Stadt Konitz.

Von N. G. Benwitz.

§. 1.

Im Jahre 1734 schrieb der Notarius dieser Stadt, J. J. Gödtke, eine Kirchengeschichte derselben, in welcher, sowohl von dem Anfange der evangelischen Lehre und deren Zustand bis zum J. 1762, desgleichen von den dortigen Kirchen- und Schulbedienten, wie auch von dem mit der Römisch-katholischen Geistlichkeit gehabten Streit, und über die Gründung der dortigen protestantischen und katholischen Kirchen umständliche Nachricht enthalten ist; zusammengetragen aus den geschriebenen Urkunden des Rathsarchivs und aus den Raths- und Gerichtsbüchern der Stadt. Ferner schrieb er, als Königl. Poln. Hofrath und Bürgermeister von Konitz, im J. 1760 eine Kirchengeschichte der evangel. kleineren im Poln. Preußen belegenen 15 Städte, mit Urkunden und einem Register versehen. Beide Werke sind noch Manuscripte und in meinem Besitze. Aus denselben habe ich nachfolgende Kirchengeschichte von Konitz entnommen und von 1761 ab aus anderweitigen und zuletzt aus meinen selbst vermerkten Nachrichten bis jetzt fortgesetzt, und übergebe sie diesen Blättern, nach dem Beispiele anderer kleinerer Städte, von deren Kirchen- und Schulwesen ich schon Manches darin gefunden habe. Da das Verzeichniß der hiesigen evangelischen Prediger, von 1555 bis 1749, nebst ihren merkwürdigsten Schicksalen — auch von Gödtke verfaßt — sich schon im 1. Bande der Preuß. Lieferungen, gedruckt 1755, Seite 598—608 befindet, und bis 1832 fortgesetzt auch in Rhesa's kurzgefaßten Nachrichten von allen seit der Reformation an den evangel. Kirchen in Westpreußen angestellten Predigern, S. 17—19, gedruckt 1834, so wäre es überflüssig, solches hier nochmals zu liefern. Die Geschichte der

evangel. Stadtschule zu Konitz, abgefaßt vom Lehrer bei derselben, Herrn Berwald, wird in Kurzem in diesen Blättern erscheinen, und dann, wie ich glaube, mit dieser Kirchengeschichte zusammen, kein übles Ganzes bilden, denn wohl wenige Städte in Westpreußen möchten so alte und vollständige Nachrichten besitzen als Konitz.

Gödtke fängt seine Kirchengeschichte mit folgenden Worten an: „So wie Konitz vormals dem Deutschen Orden bis 1466 den 21. Septbr. stets treu geblieben (Runau, Schütz u. A. m.), eben so wenig hat sich selbige Stadt in Religionssachen von der Römischen Kirche und ihrem Oberhaupte trennen wollen. Denn als die Hussiten, gemeinschaftlich mit den Polen, 1433 Konitz lange Zeit belagerten [1]), hielt sich solches tapfer, weshalb auch der Hochmeister Konrad v. Erlichshausen der Stadt den ihm gehörigen Stadthof 1446 schenkte. Selbige blieb noch 1517 der Römischen Kirche gehorsam, in welchem Jahre Luther, am 17. Octbr., zu Wittenberg seine Religionsreformation anfing."

Obgleich, nach Voigts Geschichte von Preußen 7. Bd. S. 556—559, Wirkungen einzelner Hussitischer Lehrsätze auf die Denkart der Menschen und selbst der Geistlichen, 1430 in Preußen sich auffallend zeigten, und auch, nach zwei Urkunden im Geh. Archive zu

---

1) Diese Verbindung der rechtgläubigen Polen mit den Hussiten, damals Ketzer genannt, gereicht ersteren zum großen Tadel. Bei diesem Zuge durch Pomerellen wetteiferten sie mit letzteren in Grausamkeit. So z. B. erschienen die Polen früher als die Hussiten vor Dirschau; 10,000 Einwohner der Stadt und dahin geflüchtetes Landvolk kamen durch die brennende Stadt und durch das Schwert der Polen um, und ein Polnischer Hauptmann ließ einen Haufen gefangener Schiffskinder ins Feuer treiben und verbrennen, und die sich retten wollten, niederstoßen. Dieses berichtet uns Voigts Gesch. von Pr. 7. Bd. S. 633.

Digitized by Google

Königsberg, im 15. Jahrh. Geistliche in Konitz von den Bürgern geschlagen und einer sogar verwundet wurde, so daß der Offizial von Kamin die Stadt in den Bann thun wollte, so deutet dieses wohl nicht auf das Wohlgefallen der Einwohner derselben an den Lehrsätzen der Hussiten hin, sondern vielmehr auf den schlechten Lebenswandel der Geistlichen jener Zeit, von welchem Voigt im 7. Bde. fr. Gesch. v. Pr. S. 479 bis 481 Folgendes sagt:

„Der Wandel der Geistlichen und Pfarrer in Preußen erweckte 1425 mitunter freilich auch wenig Achtung für ihren Stand, daher kam es nicht selten vor, daß sie gemißhandelt, schwer verwundet oder auch ermordet wurden, selbst von Ordensbrüdern u. s. w. Die Leichtigkeit, mit der man bei der hohen Geistlichkeit Verbrechen und Unthaten aller Art, durch Geld und andere Mittel abbüßen und abkaufen konnte, förderte das Unwesen noch mehr. 60 Mark, oder Bier, Gewand oder andere Waaren, stellten wegen eines erschlagenen Pfarrers den Bischof von Leslau und seinen Offizial schon zufrieden. Ersterer hob das Interdikt auf, gegen die gen. 60 Mark, und dieser nahm wegen anderer Vergehungen die genannten Waaren statt Bußübungen an."

„Obgleich — fährt Gödtke fort — der größeste Theil von Pomerellen nachmals (nämlich bald nach dem vorhergen. Jahr 1517) das Evangelium zeitig genug angenommen (Hartknoch Preuß. Kirchengesch. lib. 6. cap. 3. §. 1. pag. 1083), so hat dennoch Konitz es mit der Römischen Kirche beständig gehalten, und nicht nur im J. 1531 dem Kustos bei der Pfarrkirche zu St. Johann das Quartal gereicht, dem Kantor, wegen Absingung des Rorate Esa. XLV. 8. und Salve Regina, das Salarium, imgleichen das Osterlicht in die Kirche gegeben, sondern auch 1534, ja sogar 1543 das Fronleichnamsfest andächtig gefeiert, und ist bis dahin noch ganz katholisch gewesen."

§. 2.

§. 2.

Mit der Zeit bezeigten sich die Bürger der evangel. Religion geneigt, denn sie besuchten die kathol. Kirchen nicht mehr, feierten auch nicht derselben Festtage, und trugen nicht die Fahnen bei der Prozession; hingegen hörten sie die in der Nähe sich aufhaltenden evangel. Lehrer predigen, lasen sonntäglich in verschiedenen bürgerlichen Häusern, besonders in dem Hause des Rathsverwandten Michael Jöde eine Postille, dazu sie die Leute, die nach der Pfarrkirche gehen wollten, beriefen; ja in Krankheiten gebrauchten sie nicht das Sakrament des Nachtmahls und die letzte Oelung, bei den Begräbnissen derer, welche also verstorben, wurden nicht die Pfarrglocken, sondern die auf dem Rathhause hängenden Glocken gezogen; dem Kantor, weil er solche Leichen nicht mit dem Gesange zu Grabe begleitet, behielten sie sein Salarium ein, baueten sich einen neuen Kirchhof und versicherten ihn mit einem guten Zaune, richteten auch eine neue Schule an, gaben dem Pfarrer weder das Ostergeschenk noch andere Accidentia mehr, und sonderten sich dergestalt von der Römischen Kirche gänzlich ab. Dieses Alles bezeugen mit deutlichen Worten zwei im Archive der Stadt befindliche Schriften, ohne Datum und Jahreszahl, deren eine die Ueberschrift: Querimonia ecclesiae parochialis tempore crescentis Lutheranismi in civitate Conicensi instituta, die andere folgende Aufschrift: Querimonia Parochi Conicensis instituta et facta, führt. Sie rühren von dem damaligen Pfarrer in Konitz her, einem Einzöglinge des Ortes, dessen Name aber nicht ausfindig zu machen ist, und er hat darin sein Mißfallen über solche Religionsveränderung dem Schlochauischen Amtshauptmann, zu einer nicht bekannten Zeit, zu erkennen gegeben; besonders ist ihm die vorher bemerkte Postille zuwider, die er eine postilla haeretica nennt. Man kann nicht anzeigen, wie dieselben mögen aufgenommen worden sein; indessen ist es offenbar am Tage, daß

Digitized by Google

damit gar nichts zu des Pfarrers Vortheil ausgerichtet worden ist, denn Stanislaus Liatalski, Graf zu Labischin und Königl. Hauptmann des Hauses Schlochau, war selbst ein Bekenner der gereinigten Lehre, welcher die Einwohner der drei zu dem Amte gehörigen Städte, Konitz, Schlochau und Friedland, zur Annehmung des Evangeliums ungemein anfrischte, und ihnen dazu zu gelangen, auf mancherlei Weise Gelegenheit gab. Die eigentliche Zeit dieser in Konitz vorgenommenen Religionsveränderung aber anzugeben, ist wohl nicht möglich, jedoch kann man sicher schließen, es werde sich solches Alles in einer fünfjährigen Frist, von 1545 bis 1550, zugetragen und begeben haben.

§. 3.

Da es denn endlich geschehen ist, daß die hiesige Gemeine die Römische Religion ganz und gar verlassen und die evangelische Lehre frei und öffentlich bekannt hat, worauf der öffentliche Gottesdienst, nach der Augspurgischen Konfession, im J. 1555, in der Pfarrkirche zu St. Johann eingerichtet, die Zeremonien nach der Pommerschen Kirchenagende eingeführt, und die völlige Veränderung der Religion vorgenommen worden, auf Anhalten und Rath des erwähnten Amtshauptmanns Stanisl. Liatalski.

Wie nun fast alle andern evangel. Städte sich ihres ersten Reformators und Lehrers rühmen können, eben so kann unsere Stadt Konitz ihren ersten ordentlichen Lehrer und evangel. Prediger mit Namen nennen. Es kam nämlich im J. 1555 ein Dominikanermönch und Prior desselben Ordens in der Stadt Kulm, Eleroterus Berent, hierselbst an, welcher, nachdem er sich zu dem Evangelium bekannt und die Ordenskleider abgelegt, von der Gemeine zu ihrem ordentlichen Pfarrer angenommen und zum ersten evangel. Pfarrer bestellt ward. Denn vorher hatten sich die Bürger zu andern und fremden evangel. Lehrern gehalten, die von ungefähr hierher gekommen und durchgereiset waren, und bis auf das erwähnte 1555ste Jahr keinen

eigenen Pfarrer gehabt, besonders da der letzte kathol. Pleban, Balthasar Lewalt, der öffentlichen Einführung und Annehmung eines evangel. Lutherischen Predigers mit allen Kräften so lange sich widersetzt hat. Von diesem Pleban geben die alten Bücher der Pfarrkirche hiesigen Ortes vor, daß er von den Bürgern wäre auf dem Kirchhofe erschlagen worden, und nennen ihn Schinki; aber es ist eher zu glauben und muthmaßlich, daß, da er weder Zuhörer noch hinlängliche Einkünfte mehr gehabt, er die Pfarrkirche sammt der Stadt werde verlassen und sich an einen andern Ort begeben haben, eben so, wie nachher der vom Könige Sigismund III. im J. 1599 dem Gnesnischen Erzbischofe Stanisl. Karnkowski präsentirte und von diesem investirte kathol. Pleban hierselbst, Johannes Nowodworski, gethan, welcher, da ihm die Pfarrkirche von der Stadt nicht übergeben worden, den bei dem Königl. Hofe darüber angeregten Prozeß stecken lassen und sich gar von hier anders wohin gemacht. Diesem nach ist, wie gedacht, die evangel. Lutherische Religion hier eingeführt und der öffentliche Gottesdienst gehalten worden im J. 1555 [2]), davon dasjenige anzunehmen ist, was auf dem großen Bilde stand, welches in der Stadtkirche zur heil. Dreifaltigkeit, vor dem Brande von 1742, befindlich war (von welchem sich eine Kopie vom J. 1740 jetzt dort befindet, die bis 1820 in der heil. Geistkirche stand) und in der Gestalt eines Leuchters gemalt war, auch die ganze Augspurg. Konfession in sich hielt. Es waren folgende Worte: „In diesem 1555sten Jahre hat Konitz die Augspurgische Konfession angenommen. Diese öffentliche Annehmung der

2) Dieses geschah zur Zeit des Erzbischofes von Gnesen, Jakob Uchowski, zu dessen Archidiakonat Konitz auch gehörte, welcher den Evangelischen nie zuwider war, und sie auch an der Einnehmung der Pfarrkirche weder hinderte, noch sie nachher im Besitze derselben störte, wozu noch kam, daß der König selbst den Evangelischen sehr geneigt war.

Digitized by Google

evangelischen Lehre ist geschehen, da Benedikt Schepler, Christoph Reinicke und Paul Musolff als Bürgermeistern, Georg Witte und Matthias Teche als Kämmerer, Adam Nitzkowski, Simon Gercke, Paul Budwich, Thomas Lendau und Jodokus Hertzenberch als Rathsverwandte das Regiment in der Stadt geführt." Diese Regenten haben sich bald darauf bei dem damaligen Könige von Polen, Sigismund August, um die Freiheit der öffentlichen Ausübung der evang. Religion, nach dem Augspurg. Glaubensbekenntnisse, beworben, und auch selbige in einem besonderen Bestätigungsbriefe und Gnadenprivilegium noch in eben dem 1555sten Jahre erhalten [3]), worin sie glücklicher gewesen, als andere sowohl große wie kleine Städte, welche die Kön. Erlaubniß erst einige Jahre später erhielten [4]) [5]).

§. 4.

Es hat demnach in dieser Stadt der erste evangel. Prediger, Elr. Berent, der Gemeine mit lehren und predigen bis ins zwölfte Jahr ganz allein vorgestanden; da es ihm aber nachher, wegen der häufigen Amtsverrichtung bei der zahlreichen Gemeine, zu schwer gefallen, hat er bei dem Rath um einen Gehilfen angehalten, welcher ihm darin gern gewillfahrt, und im J. 1567 den Peter Taubenheim zu einem Kollegen gegeben, so daß nun zwei Prediger den evangel. Gottesdienst

3) Martini Boehm disputatio de Constantia Choneciae §. 22. num. 3. quae inserta est Meletematibus Thorunensibus tom. 2. ibique pag. 55.

4) Lengnich Preußische Geschichte tom. 4. Nachricht von der Religionsänderung §. 20. p. 15. 16.

5) In einem bei der hiesigen Pfarrkirche befindlichen alten Buche, betitelt: „Historia collegii Conecens. p. p. societatis Jesu," heißt es von der Reformation in Konitz: „Postquam pestifera Lutheri Martini universae Haereseos aura, late per Germaniam sese ferens plurimas in ea provincias ac civitates suo afflatu contaminasset, vicinam quoque Prussiam afflavit, et in hac Anno 1555 Conecum civitatem in Pomeraniae parte sitam contagione sua infecit ea nimirum ex occasione" etc.

Digitized by Google

in der Pfarrkirche verrichtet, von denen der älteste Plebanus oder Pfarr- u. Stadtprediger, der jüngste aber Kommendarius genannt, und solche Benennung noch aus der Römischen Kirche hergenommen worden; erst zu des evang. Predigers Gröning Zeit (1613—1620) hörten diese Titel auf, und es wurden die beiden Prediger (seit dem Rathsschlusse darüber bald nach 1616, dem Abtretungsjahre der Pfarrkirche) von da an Prediger und Seelsorger genannt.

Seit Taubenheims Anstellung genoß dieser die Accidentia, vermuthlich von Begräbnissen, Trauungen und Taufen, loco salarii, Berent aber den Beichtpfennig oder das Opfergeld, ein jeder behielt aber sein ihm gegebenes Geschenk für sich und empfing außerdem auch von der Stadt jährlich zehn Mark, mit dieser Bedingung, daß sie alle Sonntage abwechselnd und per vices, auf Verordnung des Raths, predigen sollten, wie davon die Rathsbücher unter dem 1568sten Jahre Nachricht geben. Daß nun die evangel. Prediger damals mit einem so geringen Gehalte versehen gewesen, scheint daher geschehen zu sein, weil die Pfarrkirche ohne alle Einkünfte den Evangelischen in die Hände gerathen, indem der ernannte kathol. Titularpleban die sechs Pfarrhufen und andere ordentliche Gefälle jederzeit für sich behalten, ungeachtet er hierselbst weder eine Gemeine noch Kirche gehabt. Doch ist nachher für die Prediger in Etwas gesorgt worden, indem die Vorstädter, auf Anhalten des Raths, von dem Schlochauischen Burggrafen Barthold Dorengowski Befehl erhielten, denselben jährlich, auf Martini, 20 Scheffel Korn zu geben.

Aus dem Leben des vorgenannten ersten evangel. Predigers, Elr. Berent, führt Gödtke im Verzeichnisse der Prediger noch Folgendes an: „Ein kleiner Auszug von einheimischen merkwürdigen Begebenheiten, aus einem alten Registerbuche der hiesigen Pfarrkirche, welches der damalige Röm. kathol. Pfarrer geführt haben wird, giebt uns die in diesem und im

3. §. angeführten beglaubten Nachrichten von diesem Reformator, und auch noch folgende:

„Die den E. Berent nach Konitz begleitenden beiden Brüder seines Ordens begaben sich von da nach andern Orten. Er verheirathete sich nachher mit einer Person, Agneta genannt, welche nach seinem 1568 erfolgten Tode, als Wittwe mit einigen Kindern nachgeblieben ist. Er liegt mit den Seinigen auf dem Kirchhofe bei der Pfarre begraben. Ich habe von ihm vorlängst in die Meletemata thorunensia tom. 2. pag. 75 Etwas einschalten lassen, mehre Umstände aber von ihm selbst und den beiden andern Ordensbrüdern einzuziehen, bei dem Kulmischen Dominikanerkloster oftmalige vergebliche Mühe angewendet."

In dem in der fünften Anmerkung näher bezeichneten Buche, wird S. 13 noch Folgendes von ihm gemeldet:

„Unter dem Maria-Magdal.-Altar in der Pfarrkirche waren die protestantischen Prediger begraben, bis zum J. 1616, in welchem die Kirche abgetreten werden mußte. Da gruben die Katholiken den Erzketzer Elsterus (statt Elroterus) Berent im J. 1624 aus und verscharrten seine Gebeine (cadaver, sagt diese Lateinische Nachricht) außerhalb der Kirche auf dem Kirchhofe bei der Annenkapelle." Weiterhin in diesem Buche ereifern sich die Jesuiten gar sehr über seine Heirath, und sagen, daß sein Begräbniß auf dem Kirchhofe nur auf große Bitte seiner Tochter Agneta, und um Aufruhr zu verhüten, zugegeben worden sei.

§. 5.

Nach (im J. 1555) wohlbestelltem Kirchen- und Schulwesen war die Stadt bei dem Bekenntnisse der evangel. Lehre und im Besitze ihrer Pfarrkirche, wie auch zweier andern kleinern Hospitalkirchen, zum heil. Geist und St. George, und ihrer Schule, bis zum Ende des 16. Jahrh., in Friede und Ruhe geblieben. Die vorigen vorgestellten und eingewiesenen Römischkathol. Pfarrer, nämlich Joh. Wisozki, Jak. Tach 1572,

und Johann Clardus 1579, — von denen beiden letzteren man in den Preuß. Liefer. Bd. 1. S. 492 bis 497 eine nöthige Nachricht findet, — hatten sich (wie schon bei dem Ersten vorher gesagt) mit den sechs Kirchenhufen und andern ordentlichen Einkünften begnügen lassen, ohne die Kirche selbst zu verlangen; aber nach dem Tode des Pleban Joh. Clardus, — welcher, nach einer geschriebenen Nachricht, zuletzt sich zur Augsp. Konfession bekannt hat, — forderte der neu investirte Pleban, Johann Nowodworski, im J. 1599 von der Stadt die Zurückgabe der Pfarrkirche, und nach erhaltener abschlägiger Antwort fing er an, die Sache an den Hof Sigismund III., in demselben Jahre, bis 1602, vermittelst 6 schriftlicher Ladungen, zu ziehen, und wandte sich zuletzt an den Schlochauischen Amtshauptmann Bartholomäus Tylicki, von welchem er 1603 ein Dekret erhielt, nach welchem ihm die Pfarrkirche sofort eingeräumt werden sollte. An diesen scharfen Verfechter seiner Religion war durch Königl. Erkenntniß die wirkliche Vollziehung des bei Hofe ausgesprochenen richterlichen Urtheils über die Abtretung der Pfarrkirche gediehen, welchem er auch genau nachkam, und der Stadt innerhalb zwei Wochen dieselbe dem Pleban mit allem Zubehör einzuräumen, den 15. Oktbr. 1603 nachdrücklich anbefahl. Gegen dieses Urtheil wurde natürlich sogleich appellirt. Ob nun wohl der Pfarrer Nowodworski am 29. Oktbr., als in der angesetzten Zeit, die Uebergabe der Kirche von dem Rath forderte, erhielt er dennoch eine abschlägige Antwort von demselben, welcher sich mit seiner bei dem Amtshauptmann eingereichten und dem Pleban kundgemachten außerordentlichen Appellation schützte, und solche am Königl. Hofe fortzusetzen versicherte. Wie weit es nun damit möge gekommen sein, darüber findet sich keine Nachricht; dieses ist aber gewiß, daß der Pfarrer endlich über den weitläuftigen Prozeß ermüdet und davon abgestanden, auch sich sogar der Pfarre entschlagen und begeben hat, und zuletzt gar

Digitized by Google

davon ging. (Vgl. Preuß. Liefer. S. 499 am Ende.) Nach ihm setzte der folgende Pleban, Johann von Gleißen Dorengowski, die eine Zeit lang still gelegene Kirchensache, 1612, im Königl. Gerichte mit solchem Ernste fort, daß ihm vermittelst eines zweiten, im Relationsgerichte abgesprochenen Urtheils, vom 9. August 1613, die Kirche sammt allen heiligen Gefäßen, Gründen, Zubehörungen und Einkünften, zuerkannt wurde, und er, sowohl wegen Uebernehmung alles dessen, an gewisse benannte untersuchende Personen, als nicht weniger, in Verweigerung der Uebergabe an den Woiwoden von Pomerellen, zur gänzlichen Vollziehung, unter der angesetzten hohen Strafe von 30,000 Dukaten, gewiesen ward. Wie weitläuftig aber unsere Vorfahren vor dem Palatinalgerichte diese Sache noch durch drei ganze Jahre getrieben, und das Aeußerste zur Erhaltung der schönen großen Kirche angewendet haben, davon kann man in den Preuß. Liefer. S. 500—502 mehr finden. Der Rath endlich einsehend, daß man der großen Uebermacht der Gegner werde unterliegen und die bereits gerichtlich zuerkannte hohe Geldstrafe zahlen müssen, wenn man nicht Folge leiste, ließ sich, — um diesem Uebel zu entgehen, — mit dem Propste Dorengowski am 9. Juli 1616 in einen schriftlichen Vergleich ein, nach welchem die Kirche am Festtage Bartholomäi desselben Jahres, demselben in ruhigen Besitz gegeben werden sollte [6]). Die größeste Noth und Gefahr vermochte ihn dazu, so daß er sich gezwungen sah, das gethane

6) Denn diese Kirchensache war auch schon so weit gekommen, daß ungeachtet die Abgeschickten von Danzig, auf dem zu Graudenz 1615 den 13. Januar gehaltenen Landtage, sich bei den daselbst versammelten Preuß. Landständen der Stadt Konitz treulich angenommen, und sie um Beistand ersucht hatten, es dahin zu bringen, daß derselben nicht die Kirche, gegen Treue und Glauben, entzogen würde, (Vgl. Meletem. Thorunens. tom. 2. pag. 55 am Ende.) Nichts geschah.

Digitized by Google

Versprechen zu erfüllen. Es ward demnach an dem angesetzten Tage, nämlich den 24. August 1616, die Pfarrkirche zu St. Johann dem Pfarrer wirklich übergeben, und die gerichtliche Einweihung in die Kirche durch einen Landboten vor dem Stadtgerichte in Schlochau, zwei Tage nachher, eingezeugt. Zugleich erhielt er auch ein schriftliches Inventarium von dem zugleich mit überlieferten Kirchensilber, Zierrathen, Kleider und Büchern und die 6 Pfarrhufen, und ein zweites 1626 den 6. August [7]).

Gleichwohl konnte aber diese Abtretung nicht so ganz in der Stille zugehen, und es geschah diese ungewöhnliche große Veränderung, — nach 61jährigem Besitz, — nicht ohne allen Aufstand: denn es wurden sowohl zur unrechten Zeit die Glocken gezogen und die Fenster in der Kirche eingeworfen, als auch der Pfarrer selbst von dem zusammengelaufenen Pöbel geschmäht und verunehrt; er beklagte sich darüber schriftlich bei dem Rath und verlangte hinlängliche Erstattung, worauf ihm eine genaue und scharfe Untersuchung anzustellen versprochen ward; man stillte auch den Auflauf des gemeinen Volkes und strafte die Anführer dieser bösen That [8]). (Im Stadtarchive befindet sich eine Abschrift des Raths an den Pfarrer, vom J. 1616,

---

7) Die über die Abtretung dieser Kirche sprechenden 7 Hauptdokumente, aus den Jahren 1603, 13 und 16, und eins, über die der Georgenkirche und Spital, und der evangel. Stadtschule, vom J. 1618, — deren Schilderung gleich folgen wird, — befinden sich im Archive der Stadt Konitz.

8) Die in der 5. Anmerkung erwähnte Jesuitenchronik, mit ihrem Vergrößerungsglase, läßt uns hier einen förmlichen Kirchensturm erblicken, und sogar bis 1618 öftere Unruhen vorfallen; von den beiden damaligen Bürgermeistern, Feld und Buchholz, wird auch recht viel Fabelhaftes erzählt, und des evangel. Predigers Johann Pischelius großer Einfluß auf die Gemeine, mißfällig bemerkt, und ihm der Beiname „der Dicke" ertheilt; ja sogar an der Pest, die hier 1630 herrschte, muß er sterben, obgleich sein Tod erst im folgenden Jahre erfolgte.

Digitized by Google

wegen des vorgegebenen Aufstandes, der bei Abtretung der Pfarrkirche hatte entstehen sollen.)

Der Erzbischof von Gnesen, Lorenz Gembicki, ein würdiger Prälat, hatte durch einen an den Rath abgefertigten Domherrn, Adam Rogaczewski, die friedliche Uebergabe der Pfarrkirche, sowohl schriftlich als mündlich, antragen lassen. Es ward ihm, als Loci Ordinario, unterm 9. Nov. 1616 in einem Antwortschreiben die wirklich geschehene Abtretung derselben angezeigt, und zugleich berichtet, daß die Stadt nunmehr den Gottesdienst nach dem Augsp. Glaubensbekenntnisse in die erneuerte und größtentheils auf eigenem Grunde wiedergebaute Hospitalkirche zum heil. Geist verlegt habe, wobei er erhalten, beschirmen und beschützen möchte. Von ihm durfte man wohl nichts Widriges vermuthen, wohl aber von seinem Offizial von Kamin, dem hiesigen Propst Dorengowski; denn kaum war der so eben erzählte Kirchentumult gestillt, und er im ruhigen Besitz der Kirche, als er, unter vielen andern Anforderungen, auch diese kleine, von den Kreuzherren im 14. Jahrh. gegründete Kirche mit ihren Stiftungen, Vermächtnissen und Einkünften, unter der Benennung einer Propstei, ihm abzutreten verlangte, und die Stadt vor den Amtshauptmann von Schlochau, Johann Weyher, am 19. Febr. 1618 deswegen vorladen ließ, aber nicht durchdrang, weil solche, nebst dem Hospital, größtentheils auf dem Stadtgrunde gebaut ist, und deshalb die Stadt, nach Gewohnheit anderer Preuß. Städte, im ruhigen Besitz derselben verbleiben solle. Dieses Urtheil wurde am 1. März 1618 in Konitz verlautbart. Hiernach haben sich auch stets die nachfolgenden hiesigen kathol. Pfarrer gerichtet, (ihre mit der Stadt eingegangenen schriftlichen Verträge beziehen sich auf dasselbe, nämlich der Kontrakt mit Joh. Dorengowski von 1626 den 22. Juli, mit Romigius Mich. Jezierski von 1678 den 19. Jan., mit Joseph Erasmus v. Platern von 1714 d. 1. Jan. und v. 1718 d. 28. März, und mit

Joseph Blistron v. 1723 d. 25. Sept., mit Joh. Banner, Jos. Trzebiatowski und Jakob Rolbiecki) und die evangel. Gemeinde im ungestörten Besitz und Gebrauch dieser vorstädtischen Kirche bis auf gegenwärtige Zeit gelassen, und deshalb nie beunruhigt. Aber die ebenfalls vom Deutschen Orden im 14. Jahrh. gegründete vorstädtische Hospitalkirche zu St. Georg, nebst Spital, allen dazu gehörigen Stücken, und die evangel. Stadtschule, wie auch 2 bei derselben nahe an der Stadtmauer belegene Häuser, welches Alles der Propst Dorengowski auch gefordert hatte, wurden ihm, nach dem erwähnten Urtheil Weyhers, zugesprochen, und mußten ihm am 30. April 1618 übergeben werden, wovon die Stadt durch den Landboten auf dem Schlosse Schlochau vor dem Unteramtshauptmann Martin Weyher am 3. Mai 1618 ein Zeugniß ablegen ließ [9]).

Das vorerwähnte am 1. März 1618 in Konitz verlautbarte Urtheil Joh. Weyhers ist seiner merklichen Umstände wegen werth, hier eingeschaltet zu werden. Nach dessen Inhalt hat der von beiden Theilen erkannte Richter, wegen des Verzeichnisses vom Kirchengeräthe, Zinsen und ausstehenden Schulden; wegen der Schule, Kirchengebäude und verfallenen Mauer; wegen der Gänge und Steige auf dem Kirchhofe, wie auch der Häuser für Handwerksleute und des Kirchhofszauns; wegen der Pfarrhufen, Scheunen und Gärten; wegen der Stiftung der Vikarien, Opfergelder und Besoldungen der Kirchenbedienten; wegen der Altäre und Brüderschaften, wie auch Kelche und auch andern zu den Rollen gehörigen Stücken; wegen der Kir-

9) Im Archive der Stadt befindet sich eine Lateinische Schrift, betitelt: „Informatio sive status causae exercitii religionis augustanae et ecclesiae parochialis Conicensi," abgefaßt 1625, welche alle diese erwähnten Sachen, von 1550 bis 1618, schildert. Sie ist gedruckt im 1. Bande der Preuß. Liefer. S. 498 bis S. 502 u. 3, gedr. 1755.

Digitized by Google

chenbibliothek; wegen freier Ausübung der kathol. Religion in der Kirche, auf dem Kirchhofe und den Straßen, bei Prozessionen, bei Besuchungen der Kranken mit dem viatico, und bei Leichenbegängnissen; wegen der beiden Kirchen und Hospitäler zu St. George und zum heil. Geist, nebst derselben Stiftungen, Vermächtnissen und Gründen; wegen der Gerichtsbarkeit des Erzbischofes und dessen Offizials zu Kamin in geistlichen Sachen; von dem zur Kirche gehörigen Walde; wegen des zur Kirche in Klein-Konitz gehörigen Waldes und Sees; wegen der zur Kirche belegenen und aus den Stadtbüchern erweislichen Häuser, Gründe und Gärten; wegen der Ausbesserung und Erhaltung des gemauerten Kirchhofszauns; letztlich wegen der Prozeßkosten, erkannt und gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

VII. Bemerkungen über ein angeblich bei Tannenberg gefundenes Schulterblatt eines Wallfisches.

Vom Medizinalrath und Professor Rathke.

In einer nahe bei Tannenberg befindlichen Kapelle wird seit Menschengedenken ein Knochen von bedeutendem Umfange aufbewahrt, der einer Tradition nach dort in der Erde gefunden sein soll, als für die bei jenem Orte in der dem Deutschen Orden so verderblichen Schlacht Gefallenen, also im Jahre 1410, die Gräber gemacht wurden. Bei einer nähern Untersuchung, die ich an ihm anstellen zu können durch die Gefälligkeit des Gutsbesitzers Herrn v. Brandt in den Stand gesetzt war, fand ich, daß er das vollständige, beinahe ganz unbeschädigte rechte Schulterblatt eines erwachsenen Wallfisches (Balaena) ist, das völlig versteinert

erscheint, und das, nach der Beschaffenheit seiner Oberfläche zu urtheilen, nur in einem aufgeschwemmten Boden, nicht aber etwa in einer Kalkmasse eingeschlossen gelegen haben kann. Seine größte Breite beträgt in gerader Linie gemessen 4 Fuß 1½ Zoll Rheinländ. Maaßes, seine Höhe 3 Fuß 5 Zoll, der größte Durchmesser der Gelenkpfanne 10 Zoll, und die Breite des Halses unterhalb des Fortsatzes, welcher dem Acromion des Menschen entspricht, oder überhaupt die schmälste Stelle des Ganzen, 1 Fuß 6 Linien. Jener Fortsatz selber hat eine Länge von 4 und eine Breite von 2½ Zoll. Diejenige Seite dieses beinahe fächerförmigen Skeletstückes, welche in dem Thiere, dem es angehörte, nach außen gekehrt war, ist ein wenig konvex, die innere Seite dagegen ein wenig konkav. Von einer Gräthe (Spina) zeigt sich an jener Seite nicht die mindeste Spur; an dieser aber zieht sich eine wenig erhabene Leiste von oben nach unten hin, die jedoch weder den obern Rand des Körpers (oder des blattförmigen Theiles), noch den Hals des Gelenktheiles erreicht. Der vordere Rand des Körpers ist mäßig konkav, der hintere Rand etwas, jedoch nur sehr wenig konvex. Der obere (d. h. der dem Gelenktheile gegenüber liegende) Rand, der im Bogen gemessen eine Länge von 5½ Fuß hat, zeigt eine stärkere Konvexität, als der hintere, und fällt gegen den vordern obern Winkel stärker ab, als gegen den hintern obern Winkel. Diese beiden Winkel sind abgerundet, der erstere aber viel stärker, als der letztere. Das Acromion ist ganz gerade, von der äußern und innern Seite stark abgeplattet, gegen sein Ende stumpf lanzetförmig, und unter beinahe rechten Winkeln an den übrigen Theil des Knochens angefügt. Unter dem Acromion aber, und in einiger Entfernung von demselben, befindet sich an dem Gelenkende ein stumpfer, beinahe kegelförmiger und viel kürzerer (2½ Zoll langer) Fortsatz, der den Processus coracoideus andeutet.

Im Ganzen genommen zeigt dieses Schulterblatt in seiner Form die größte Aehnlichkeit mit dem einer am Kap d. g. H. gefangenen Balaena, welches Cuvier im fünften Bande seiner Recherches sur les ossemens fossiles unter Fig. 7. der 26sten Tafel abgebildet hat, unterscheidet sich aber von ihm dadurch, daß sein vorderer Rand etwas konkaver ist, und daß sein vorderer oberer Winkel etwas niedriger, nicht aber höher, als der hintere obere Winkel liegt. Ob es aber einer schon bekannten Art von Balaena angehört hat, oder einer bis dahin noch unbekannten, vermag ich nicht zu bestimmen, weil man bis jetzt nur erst von sehr wenigen bekannten Wallfischarten ausführliche Beschreibungen und genaue Abbildungen des Skeletes besitzt.

Wie schon erwähnt worden, ist es nur eine Tradition, der zufolge das beschriebene Schulterblatt in der Gegend von Tannenberg, einem Orte, der in der kürzesten gerade auf Kahlberg in der frischen Nehrung treffenden Linie beinahe 15 Meilen von der Ostsee entfernt liegt, gefunden sein soll: nicht aber läßt sich dafür eine historische Gewißheit beibringen. Jene Tradition gewinnt jedoch eine große Glaubwürdigkeit, wenn man erwägt: 1) daß das Schulterblatt völlig versteinert ist, also nicht in neuerer Zeit bei einem Wallfischfange erworben, und durch einen Liebhaber von Curiositäten nach dem genannten Orte hingebracht worden sein kann, vielmehr irgend wo in der Erde gefunden sein muß; 2) daß nicht leicht Jemand sich die Mühe machen wird, ein so großes und schweres Knochenstück, das in seiner Form und Beschaffenheit nichts besonders Merkwürdiges darbietet, aus einer entfernten Gegend mitzunehmen oder sich kommen zu lassen, um es in einer Kapelle aufzuhängen; 3) daß es dagegen in frühern Zeiten, als noch keine öffentliche naturhistorische Museen existirten, Gebrauch war, gefundene naturhistorische Merkwürdigkeiten in den Rathhäusern oder auch wohl in den Kirchen der zunächst

Digitized by Google

gelegenen Oerter zur Schau auszustellen. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß das beschriebene Schulterblatt einem Thiere angehört hat, das in Ostpreußen umkam, als dieses Land noch vom Meere bedeckt war, und daß auch wohl noch andere Ueberreste von Wallfischen hier in der Erde verborgen liegen mögen.

VIII. Eine Notiz über am Seestrande von Ostpreußen gefundene Seeigel.

Vom Medizinalrath und Professor Rathke.

Im Juli dieses Jahres ward dem zoolog. Museum zu Königsberg ein fast ausgewachsenes Exemplar von Echinus esculentus zugesendet, das wenige Tage zuvor in der Nähe von Fischhausen am Strande der Ostsee gefunden war. Als es im Museum ankam, verbreitete es einen starken Fäulnißgeruch, und gab hiedurch einen Beweis, daß es nur erst vor kurzer Zeit gestorben sein konnte. Doch mochte es nach seinem Tode einige Zeit auf dem Strande von den Wellen herumgewälzt worden sein, denn fast alle seine Stacheln waren, als es gefunden wurde, schon verloren gegangen. In derselben Woche erhielt auch der Geheime Rath Burdach aus eben derselben Gegend ein Exemplar von dieser Thierart, das der Herr Apotheker und Stadtrath Hensche gefunden hatte, und das sich gleichfalls in Fäulniß befand und seiner Stacheln ganz entblößt war.

Da ich nie gehört, noch auch in irgend einem Buche gelesen hatte, daß in der östlichen Hälfte der Ostsee jemals irgend wo Seeigel bemerkt worden wären: so erkundigte ich mich bei mehreren Personen, ob etwa einige Zeit vorher, als die beiden erwähnten

Digitized by Google

Exemplare am Strande gefunden waren, ein Schiff an der Küste von Ostpreußen verunglückt wäre, erhielt aber zur Antwort, daß ein dergleicher Unglücksfall nicht bekannt sei. Da es also nicht wahrscheinlich ist, daß jene Thiere beim Untergange eines Schiffes, das sie aus einer entfernten Gegend mitgenommen hätte, wieder ins Meer gelangten, und es auch eben so wenig wahrscheinlich ist, daß Jemand, der sie in einer entfernten Gegend erhalten und sie bis in die Nähe von Preußen mit sich geführt hätte, sie hier über Bord geworfen haben mochte: so muß man wohl vermuthen, daß sie entweder aus dem westlichen Theile der Ostsee durch Stürme hieher verschlagen worden, oder daß sie nicht fern von unserer Küste geboren und groß geworden waren. Es bleibt daher sehr zu wünschen, daß Bewohner unserer Küstengegenden fernerhin ihre Aufmerksamkeit auf diese Thiere richten, und wenn dergleichen wieder gefunden würden, sie an das Königsberger zoologische Museum gefälligst übersenden möchten. (Es haben die Seeigel ungefähr die Form und im reifern Alter auch die Größe einer Apfelsine, besitzen eine kalkige Schaale, und sind an ihrer Oberfläche mit einer unzähligen Menge kleiner, beweglicher und harter Stacheln besetzt.)

IX. Landwirthschaftl. Mittheilungen.

Die Verlegenheiten des Landbaues, der Fabrikatur und des Handels in den Preußischen Provinzen, in Verbindung mit den Mitteln und Wegen ihrer Abhilfe.

Von einem Preußen.

(Beschluß.)

E. Hilfsmittel und nothwendige Richtung des Landbaugewerbes werden für die heutigen Verhältnisse in Folgendem bestehen.

1. Die Verschuldung des Landbesitzes ist die Haupturſache der heutigen Bedrängnisse der Landwirthe, und wo keine Schulden sind, da kann man sich leicht nach der verminderten Einnahme einrichten und zufrieden leben. Es besteht daher für alle Besitzer eines verschuldeten größern Landbesitzes für ihre eigene Wohlfahrt die Aufgabe, sich des großen Landbesitzes so viel als möglich zu entschlagen, und sich auf kleineres, schuldenfreies Besitzthum zu reduziren. Es wird dieses nach und nach leichter und ohne Verluste auszuführen sein, wenn durch einen festen Friedensstand und kräftige Schuldentilgung der Staatsregierungen Europas, die ihr eigenes Erhaltungs-Interesse hiezu antreibt, der Zinsfuß der Kapitale herabgedrückt wird, und die Kapitalbesitzer sich dann bewogen finden werden, Güter zu kaufen, um durch ihren kräftigen Anbau höhere Zinsen zu gewinnen, und diese Zeit ist allem Anschein nach nicht fern. Man lasse daher das aus früherer Zeit noch bestehende Vorurtheil, daß nur größere Wirthschaften ihren Mann nähren, weil die heutige Erfahrung genugsam lehrt, daß sie ihren Pfleger auch bei aller Anstrengung, mit verschuldetem Besitzthum, statt zu nähren, nur verzehren. Nur ein kräftiger, auf Gartenkultur hinzielender Anbau des Bodens mit eben so

Digitized by Google

kräftiger Viehzucht kann heute seinen Mann nähren, diese ist jedoch nur durchzuführen, wenn der Boden sich in möglichst viele kräftige, vom Verstande geleitete Hände vertheilt, während große Besitzungen hiebei zu viele Kräfte erfordern und bei deren in der Regel bestehenden Unzulänglichkeit zu vielen Unfällen, Störungen und Ausfällen unterworfen sind. Des Herrn Auge und Geist fehlt bei großen Wirthschaften an zu vielen Stellen, um dieses verhindern zu können, für einen kräftigen und rationellen Betrieb einer Wirthschaft hat jeder Besitzer an einem einzelnen, selbst kleinen Gute genug. Wenn aber noch, wie bei uns häufig vorkommt, bei einem größern Besitzthum die eingetragenen Schulden mit ins Spiel kommen, wenn diese drängen und treiben, den Markt zu überfahren und die Produktenpreise noch mehr herunter zu drücken, wenn schnelle Einnahmen hier, wenn auch mit unverhältnißmäßiger Aussaugung der Bodenkraft geschafft werden müssen, dann sind diese Ursachen allein schon hinreichend, den Besitzer zu Grunde zu richten, wenn er auch mit Körper- und Geisteskräften so begabt wäre, daß er einen großen und ausgedehnten Landbesitz eben so ergiebig anbauen könnte, als es im Allgemeinen nur bei kleinern Besitzungen möglich ist. Also Verkleinerung der Besitzung überhaupt, besonders aber da, wo der größere mit Schulden belastet sein muß, muß die Grundlage zu einem gedeihlichen und auskömmlichen Gange des Landbaugewerbes bilden; man täusche sich nicht durch das frühere Gedeihen großer und verschuldeter Wirthschaften, die nur durch hohe Produktenpreise bestehen konnten. Denn diese kommen jetzt nicht, oder möglicher Weise so selten, daß auf selbige nicht zu bauen ist. Dagegen ist ein kräftiger gartenähnlicher Anbau des Bodens, der mit kleiner Arbeitsvermehrung leicht doppelt so hohen Ertrag bringt, als bisher bei uns im Durchschnitt gewonnen wurde, im Stande, auch mit geringen Preisen der Bodenprodukte zu bestehen. Eine kräftige gepflegte und rationell gewählte

Viehzucht muß die Grundlage hiezu geben, weil sie den Boden immer mehr bereichert und ergiebiger macht, während der bisherige überwiegende Fruchtbau ihn im Allgemeinen ausgezehrt hat. Auch bei den größern Wirthschaften, die natürlich nur nach und nach in kleinere Besitzungen übergehen können, und bis dahin auch erhalten werden müssen, gelten ganz dieselben Regeln, und es ist schon in frühern Stücken des Provinzial-Blattes von den Mitteln gehandelt, den Futter- und Weidebau mit größerer Sicherheit und Einträglichkeit der Viehnutzung zu vereinigen und dadurch verminderte Wirthschaftskosten mit erhöhetem Ertrage des Ackers in Verbindung zu stellen. Eine kräftige und raffinirte Viehzucht hat für sich allein schon diesen Vortheil, daß sie bei weniger Ausgaben höhere Einnahmen gewährt; sie schafft aber dem Acker ebenfalls die Kraft, um mit Ausgabe und Einnahme ebenfalls in ein so günstiges Verhältniß kommen zu können.

2. Diese Begründung eines höhern Reinertrages durch kräftig genährten Viehstand wird bei uns, wie es scheint, noch in vielen Wirthschaften nicht gehörig gewürdigt, und nur wo viele natürliche Wiesen sind, macht sich die Sache von selbst. Die feinwollige Schaafzucht hat durch ihre augenscheinlichen Vortheile hiezu zwar einen kräftigen Anreiz gegeben, und seit ihrer Einführung hat man wohl auch hin und wieder auf Weide- u. Futterbau seine Bestrebungen gerichtet; daß aber hiebei immer noch viel zu wenig geschehen ist, beweiset der Düngungszustand der Felder. Nur der kleinste Theil unserer Güter steht in sechsjähriger Düngung, der größere Theil düngt seltener und schwächer. Auf höchstens zwei Fruchterndten einmal gut zu düngen ist aber das Geringste, was die höchste Nutzung des Ackers erfordert, und so gilt von der Viehzucht und ihrer kräftigen Verpflegung noch lange die Loosung: Mehr! Mehr! Ohne kräftige Vermehrung der Düngerproduktion und ihre Steigerung bis auf obiges Verhältniß können alle andern Anstrengungen im Feldbau

Digitized by Google

ihren Zweck nicht dauernd und lohnend erfüllen, weil ohne vermehrte Bodenkraft ein erhöheter Fruchtertrag eben so wenig zu erringen ist, als ohne kräftige Futterung ein guter Ertrag des Viehes. Diese Sätze sind so einleuchtend und durch die allgemeine Erfahrung bestätigt, daß sie billig keiner Erinnerung und Anpreisung bedürfen sollten. Man kann auch nicht sagen, daß solche bei unsern praktischen Landwirthen nicht anerkannt werden, wohl aber ist es augenscheinlich, daß sie bei unserm Landbau zu wenig ins Leben treten. Die oben beregten bedrängten Verhältnisse der meisten Landwirthe haben hieran gewiß den meisten Antheil. Der Boden muß, was er hat, so schnell in verkäuflichen Früchten hergeben, daß für eine Vermehrung seiner Futter- und Düngerproduktion nicht Kraft und Zeit genug übrig bleibt, und so werden anstrengende und kostspielige ausgedehnte Ackerbestellungen höchstens mit 5 Berl. Scheffel Getreidefrüchten vom Preuß. Morgen bezahlt, und wenn auch doppelt so viel bei gehörigem Düngerverhältniß sehr füglich auch bei uns durchschnittlich zu erreichen ist, und man also mit der Hälfte der Bodenfläche und nur halb so viel Bestellungskosten eben so viel Früchte gewinnen kann, als jetzt. Dieses sehr wohl erreichbare Ziel kann allein ein erträgliches Verhältniß zwischen Ausgabe und Einnahme der Landwirthschaft unter den heutigen Verhältnissen herstellen, und was die Fruchtpreise hieran jetzt fehlen lassen, muß die solchergestalt mögliche Ersparung an den Gewinnungskosten der Früchte thun. Größere Flächen bleiben dann zur Verstärkung der Viehpflege übrig, die ihren nicht geringern Ertrag mit noch weniger laufenden baaren Kosten giebt.

Wenn demnächst durch kräftige Pflege eines zahlreichen und nutzbaren Viehstandes eine reiche Düngerproduktion den Boden fähig gemacht hat, seine Erndten sicher und reich zu geben, dann hätte der Landwirth auch noch im Anbau der Oel- und Gespinnstpflanzen, unter welchen für beiderlei Nutzungsart in unserm

Preußischen Klima der Lein und Hanf die sichersten und einträglichsten sind, auch noch ein wichtiges Mittel, sowohl einem zu geringen Stande der Fruchtpreise die Spitze zu bieten, als sich auch in geringerer Abhängigkeit von ihnen zu erhalten. Er darf dann nicht so oft aus Noth für jeden Preis verkaufen, und den Markt über Begehr mit Zufuhr überfüllen, wodurch jetzt, wie oben schon bemerkt, die Fruchtpreise gewiß niedriger stehen, als sie sonst wären. Flachs, Hanf und Oel helfen dann aus und stützen den Fruchtverkauf, und von diesen Produkten haben wir jetzt nicht nur für einheimischen Bedarf zu wenig, indem wir sie noch von Rußland beziehen, sondern auch der Seehandel nimmt sie für gute Preise weg. Aber auch diese Beihilfe ist für kleinere Wirthschaften wichtiger, als für große, weil die letztern für dasselbe Verhältniß dieser Handelsgewächse zum Fruchtbau schon mehr ins Große gehen müssen und dann die Bearbeitung mehr Schwierigkeiten macht, als in kleineren Wirthschaften, wo gewöhnlich die Zahl der Menschenhände im Verhältniß der Bodenfläche sich größer hält. Durch die Oelfabrikation vom eigenen Erbau wird demnächst noch ein besseres Viehfutter gewonnen, als durch die jetzt schon sehr hoch getriebenen Branntweinbrennereien aus Kartoffeln, und für ein kleineres Gut wäre auch schon dieser Umstand von merklichem Einfluß auf das Gedeihen des Reinertrages.

Nächst den gedachten Handelsgewächsen bleibt aber der Weizen ein Hauptgegenstand des Feldbaues, um durch diesen möglichst viel Produkte für den Seehandel zu gewinnen. Diese Feldfrucht ist bisher an sich wohl schon hinlänglich gewürdigt, indem sie schon bedeutend genug für den Ertrag unserer Felder gewirkt hat; allein der oben schon gerügte Fehler einer zu geringen Düngerproduktion hat seinen Anbau bisher noch zu sehr beschränkt, indem viele Güter noch zu wenig oder nichts von ihm haben, für die er der Natur ihres Bodens nach bedeutend werden könnte. Unsere

Digitized by Google

Aecker sind im Ganzen und mit wenig Ausnahmen kalt und feucht und eignen sich daher viel mehr für den Winterweizen, als für den Winterroggen, wenn man nur vorher für reiche Düngerkraft sorgt. Durch reiche Düngung baut man in den Niederlanden, in einem eben so rauhen Klima, als das unsrige ist, auf trockenem Sandboden den schönsten Weizen; vielmehr wird dieses bei reicher Düngung auf unserm feuchten und kalten Mittel- und Lehmboden gelingen, der dem Winterroggen oft schädlich ist, und für Weizen bis jetzt zu düngerlos gehalten wird. Er ist reicher Weizenerndten fähig, die einen guten Reinertrag sichern. Wir haben jetzt an vielen Orten unserer Provinzen selbst den von Natur kräftigen Boden durch starken Weizenbau ausgesogen, weil dabei zu wenig gedüngt wurde, und man den guten Erfolg durch kräftige Brachbearbeitung zwingen wollte. Im Anfange, als man am Ende des vorigen Jahrhunderts zu dem starken Weizenbau überging, gelang dieses, indem der Acker noch alte Kraft hatte, die durch die angewendete kräftige Brachbearbeitung gelöst wurde und gute Erndten gab. Jetzt hat dieses bei vielen Gütern aufgehört, und seitdem bei der angewendeten schwachen Düngung der Weizen zum 4ten, 5ten ꝛc. Mal auf dieselbe Stelle kommt, hilft alle tüchtige Bearbeitung nicht mehr, und wo man anfangs acht Korn Ertrag erndtete, steht jetzt häufig der Durchschnittsertrag nur auf vier Korn. Hier ist es denn kein Wunder, wenn der jetzige gesunkene Weizenpreis zu wenig Ertrag schafft; eben so wenig ist aber hieran auch der Weizen an sich oder sein Preis schuld. Wenn ich von einem Morgen Preuß. acht Schfl. Weizen erndte, dann ist auch der Preis desselben von 35 bis 40 Sgr. für den Berl. Schfl. im Stande einen guten und hinreichenden Geldertrag zu schaffen, was aber bei vier Schfl. p. Morgen, wie jetzt an den meisten Orten der Durchschnittsertrag steht, nicht füglich angeht. Außer dem Weizen ist von unserm Getreide im Seehandel nichts zu hoffen, und das übrige

Getreide hängt allein von der einheimischen Consumtion ab, die noch lange Zeit keine höhere Preise gewähren kann. Die letzten drei Jahre, besonders aber 1831 und 32, gaben durch die starke Geldcirculation, welche der Polnische Revolutionskrieg und das aufgestellte Cordon unserer Armee an der Gränze veranlaßte, den Anschein, als wenn die Preise wieder so zu stehen kommen würden, wie sie vor 1806 waren, und mancher Käufer und Pächter von Landgütern wird sich, durch diesen Anschein getäuscht, wieder in Zahlungspflichten gestürzt haben, die er jetzt nicht erfüllen kann.

Demnächst aber wird die feine Wolle, als Produkt einer rationellen und kräftigen Viehzucht, noch lange ein Produkt bleiben, durch welches die Geldverhältnisse der Landwirthschaft und durch sie auch der übrigen Gewerbe eine wesentliche Stütze finden werden. Sie ist jetzt besonders für unsere größeren Wirthschaften wichtig, denen sie nicht allein die Ausfälle an der Einnahme für Weizen und anderes Getreide decken kann, sondern auch die Bodenkraft nach und nach zu ersetzen fähig ist, die der düngerlose Weizenbau bisher unverhältnißmäßig aussog. Man kann diesem Zweige der Viehzucht daher nicht zu viel Aufmerksamkeit, Ausdehnung und Anstrengung widmen, wo es die Natur des Bodens nur irgend erlaubt. Aber auch für kleine Besitzungen ist die feinwollige Schaafzucht eben so geeignet, und man wird es bei diesen mit kleinen Heerden am ersten dahin bringen, sie mit Grünfutter auf dem Hofe zu verpflegen und dadurch auf jedem Boden sie gesund und einträglich zu erhalten. Wo jetzt auf einem großen Güterkomplexus vielleicht 6000 Schaafe gehalten werden, können eben so viel in kleinen Heerden noch besser gehalten werden, wenn das Areal unter 20 und 30 Besitzer vertheilt ist, und keinesweges liegt es in der Natur der Sache, daß kleinere Besitzungen die feinwollige Schaafzucht beeinträchtigen. Selbige wird hier vielmehr verhältnißmäßig höher und sicherer rentiren, als dort, indem hier der Herr selbst mit einem schwachen

Digitized by Google

Mann das in Wartung und Pflege leisten kann, was dort durch bezahlte Schaafmeister und Schäfer geschehen muß, und in kleinen Haufen die ganze Wartung leichter und sicherer ist, als in großen unübersehbaren Heerden. Hier werden die guten Wirkungen vom Auge des Herrn besonders deutlich hervortreten können.

Alles, was bisher von den Mitteln zu einem besseren Gedeihen des Gewerbes der Landwirthschaft zunächst in Bezug auf die Besitzer von Gütern gesagt ist, gilt eben so auch von den Pächtern derselben. Bei diesen findet man besonders in unsern Preuß. Provinzen eine große Concurrenz, und jeder Landwirth von Fach, dessen Vermögen nicht zum Ankauf eines größern Gutes zulangt, will pachten, weil der bisherige Geschmack durchaus nur für größere Wirthschaften ist. Bei jeder etwas steigenden Regung der Getreidepreise scheint man hier besonders gleich vom Wiedereintritt vergangener Verhältnisse zu träumen, und das Ueberbieten bei vorkommenden Verpachtungen treibt dann in der Regel den Pachtzins zu hoch. Der nicht lange ausbleibende Wechsel der Preise in ihren natürlichen Stand hat dann nur zu oft den Verlust des angewendeten Geldes zur Folge, und in solchen Zeiten tritt dann natürlich allgemeine Muthlosigkeit ein. Hier wäre es dann ebenfalls wichtig und heilsam, unsere gewerblichen Verhältnisse richtig zu würdigen, und ein kleines Vermögen lieber an ein kleineres und kräftig anzubauendes Eigenthum, als in das Wagespiel einer größern Pachtung anzulegen. Was hier anfänglich der Ertrag fehlen läßt, das ersetzt der steigende Werth einer gut behandelten kleinen Besitzung reichlich, der aber, wie augenscheinlich bei Pachtungen für den Pächter größtentheils verloren ist, und deshalb bei diesem kein Interesse anregen kann. Schnelle Nutzung durch fortgesetzte Aussaugung des ohnehin schon entkräfteten Bodens ist dann die Loosung, wodurch der Pächter dem Werth des Gutes schadet und sich selbst betrügt,

wie seine Kasse es ihm sehr bald dokumentirt. Denn die auf angestrengte Bearbeitung des Bodens verwendete Kosten werden durch die Erndten nicht genügend bezahlt, und die schlechteren Fruchtpreise thun dann das Uebrige. Diese traurige Täuschung hat schon so Viele um ihr kleines Vermögen gebracht, und dauert dennoch fort, weil man sich gleichsam schämt ein kleines Besitzthum zu bewirthschaften und diesem Scheine nach „nur ein Bauer" zu sein. Wie zufrieden und auskömmlich könnte Mancher leben, wenn er sich von diesem kleinlichen Vorurtheil losmachte, und einen mit Verstand, Fleiß und guten Sitten gezierten Bauernstand würdigen lernte. Einen solchen Bauernstand ins Leben zu rufen und selbst zu bilden ist jetzt die heilsamste und würdigste Aufgabe für Jeden, den ein richtiger Verstand und mäßige Wünsche ein ruhiges, unabhängiges und dauernd beglückendes Lebensverhältniß suchen lassen. Das Drängen nach Anstellung im Staatsdienst, was heut zu Tage so Viele vergeblich warten läßt, weil die Concurrenz nach diesem Stande zu groß ist, und was aus diesem Grunde so Viele endlich in eine Stellung bringt, die ihre Wünsche nicht befriedigt, kann nur durch diesen Ausweg gehoben werden. Durch diese Wendung wird der Bauernstand an Geist und reeller Bildung gewinnen und so sich dauerndes Wohlsein auch hier verbreiten. Der Bauernstand ist bisher durch Geringschätzung und Belastung von Seiten der Gebildeten und durch vernachläßigte Erziehung auf einer zu niedrigen Stufe der Entwickelung gehalten, und wenn man als Besitzer eines kleinen Gutes ebenfalls zu dieser Stufe verdammt wäre, dann wäre der bestehende Widerwille gegen ein solches Verhältniß gerecht. So ist es aber bei uns nicht mehr; vielmehr hat jeder Verständige und Gute, der seine Bildung und Lebensgenuß nicht bloß im feinen Weltton und im heutigen Lebensgenuß der feinen Welt sucht, hier die beste Gelegenheit, sich ein mäßiges Auskommen zu sichern und durch Verstand und Beispiel auch auf

Digitized by Google

die Veredelung unſers bisherigen Bauernſtandes zu wirken. Iſt es nicht an ſich ſchon würdiger und befriedigender, als Vorbild auf die Veredelung Anderer zu wirken, als der Affe höherer Stände in der Nachahmung ihrer Schwächen zu ſein, welche auch bei ihnen zwar glänzen, aber nicht befriedigen können, wie Jeder bei einem tändelnden und koſtſpieligen Lebensgenuß aus eigener Erfahrung ſehr bald geſtehen muß?

Alſo Verkleinerung der ländlichen Beſitzungen und Einſchreitung geiſtiger und gemüthlicher Entwickelung in eine möglichſt vermehrte Zahl von Landbeſitzern werden wir wohl als das entſcheidendſte, dauerndſte und unerſchöpflichſte Mittel anſehen müſſen, dem Landbaugewerbe bei uns aufzuhelfen, und ſolches dadurch ſeiner Beſtimmung, die Grundlage aller gewerblichen Wohlfahrt der Nation zu ſein, entgegen zu führen. Ohne dieſe Wendung der Dinge kann es damit, ſo wie mit den andern Gewerben nicht beſſer werden, wir gerathen hier vielmehr nur aus einer Bedrängniß und Verlegenheit in die andere, bis Verwirrung und Noth uns zuletzt doch auf jenen natürlichen und heilſamen Ausweg treibt, und wir fangen dann für unſer Wohlſein nur zu ſpät damit an, wenn viel vermeidliches Unheil vorhergegangen iſt.

F. Hilfsmittel für Fabrikatur und ſtädtiſche Gewerbe ſind ebenfalls nur durch jene Richtung des Landbaugewerbes zu gewinnen. Denn was kann alle Induſtrie und Anſtrengung hier helfen, wenn es an zahlungsfähigen Conſumenten und Käufern der Fabrikate fehlt, die, wie wir oben ſchon geſehen haben, nur in der eigenen Bevölkerung des Landes entſtehen und aufkommen können. Nur ein zahlreicher Stand eines mit Verſtand und Fleiß betriebenen Landbaugewerbes, der im Stande iſt, ſolide und nützliche Fabrikate zu verbrauchen und zu kaufen, kann das Fabrikweſen bei uns empor bringen, daß es ſelbſt im auswärtigen Verkehr concurriren kann. In demſelben Maaße, wie das Landbaugewerbe in der Hand vieler

Grundbesitzer emporblüht, wird auch die Fabrikatur sich heben. Alle andern Begünstigungen und Unterstützungen, die ihr möglicherweise zufließen könnten, können dieses nicht bewirken, so lange das unerläßliche Lebensprinzip der Fabrikatur, lohnender Absatz der Fabrikate fehlt.

Wenn wir nur einen Zweig, die Tuchmanufaktur, betrachten, so wird dieses gleich einleuchten. Man äußert oft genug, wie schade es für unsere Provinzen ist, daß die Wolle nach auswärts gehen muß und hier nicht verarbeitet wird. Man meint dann wohl, der Staat solle Tuchfabriken anlegen, um hier mehr Leben in den Verkehr zu bringen. Man übersieht es aber, daß aus andern Provinzen unsers Vaterlandes schon so viel Tuch zu uns kommt, als kaum verbraucht werden kann, und die wenigen Tuchwebereien, wie wir sie z. B. in Eilau schon recht gute Mitteltuche liefern sehen, schon Noth haben, ihre Fabrikate los zu werden. Schon Friedrich der Große gab Unterstützungen und zinsenfreie Vorschüsse zum Wollankauf, um die Tuchweberei in Preußen empor zu bringen; es hat aber nichts geholfen, weil es an genügendem Absatz gebricht. Dieses kommt aber daher, weil die Hauptmasse unserer Bevölkerung, der Landmann, zu wenig auf tuchene Kleidung wenden kann, und sich mehr mit selbstgewebten Zeugen bekleidet. Mehr Entwickelung und Erwerb in diesem Stande wird aber die Sache bald anders gestalten, indem Jedermann sich gerne einen bessern Rock kauft, wenn er ihn bezahlen kann.

Mit andern Fabrikaturen ist es eben so, und allen kann nur durch zahlreiche Käufer Leben und Gedeihen verschafft werden.

Man ist sonst gewöhnt, bevölkerte Fabrikstädte als wesentliche Ursache vom Flor des Landbaugewerbes anzusehen, indem solche die Boden- und Viehprodukte vortheilhaft abnehmen und ihnen gute Preise verschaffen, wie z. B. in den Niederlanden und England. Wo der auswärtige Absatz Anfangs die Fabrikate versilbert,

Digitized by Google

mag dieses auch so sein, und es kommt dann wohl, daß hier eine vortheilhafte Wechselwirkung der Fabrikatur und des Landbaues gegen einander eintritt und ein Gewerbe das andere belebt. Der Umsatz geht dann rascher und auf kürzern Wegen und gegenseitige lebendige Concurrenz hebt und erhält den Geldwerth der Produkte des Bodens und des städtischen Fleißes. Bei uns wird aber wohl der Landbau den Anfang machen und Produkte für den größern Welthandel liefern müssen, bis dann nach und nach auch eine größere städtische Bevölkerung den einheimischen Absatz seiner Produkte hebt. Mit den oben schon bezeichneten Erzeugnissen, Wolle, Weizen, Oel- und Gespinnstpflanzen, kann er im größern Welthandel sehr gut concurriren, was aber die Fabrikatur bei uns nicht sobald können würde. Sie muß entweder mit Ländern in freien Verkehr treten können, denen es noch an Fabrikatur für den Bedarf ihrer Bevölkerung fehlt, oder im zunehmenden Erwerbsvermögen unsers Landbaustandes Nahrung finden. Ersteres gelang den Fabriken der Engländer, Niederländer und Franzosen, und sie empfingen ihr Gedeihen hievon. Wir würden etwas Aehnliches, wenn auch nur im kleinen Maaßstabe gewinnen, wenn der Absatz der Fabrikate nach Rußland und Polen nicht so verbotähnlich erschwert und belastet wäre. Wir sehen also wohl, daß wir uns auf diesem Wege jetzt um so weniger helfen können, da, wie bekannt, auch das lange begründete und hoch entwickelte Fabrikwesen jener genannten Gegenden sich auf den auswärtigen Märkten drängt und gegenseitig verkürzt, dasselbe also auch sein Heil im einheimischen Verbrauch bald allein wird suchen müssen. Denn alle Staaten Europas wetteifern im Fabrikwesen, um sich in ihren Bedürfnissen von einander unabhängig zu machen, und so muß es denn wohl kommen, daß fremde Zufuhr überall immer weniger Absatz finden muß.

Wir sehen also wohl, daß unser Landbau nicht auf die Fabrikatur warten kann, sondern ihr vor-

Digitized by Google

schreiten muß, in der Folge dann aber auch in ihr eine Stütze finden kann.

G. Der Handel, welcher im gegenseitigen Austausch der Produkte besteht, kann nun, wie leicht einzusehen, bei uns nur durch den Flor des Landbaues und der Fabrikatur dauerndes Gedeihen gewinnen, so wie der überseeische Verkehr nur durch Erzeugnisse für den größern Welthandel Leben gewinnen kann. In vergangener Zeit gewannen unsere Handelsstädte bedeutend durch den Durchgang der Polnischen Produkte, Holz, Getreide, Leinsaat ꝛc., die sie für den auswärtigen Absatz kauften, und gegen welche sie den Polen die auswärtigen Produkte, Salz, Heeringe, Kolonial- und Manufakturwaaren lieferten. Auch jetzt ist dieser Handel noch nicht ganz erloschen, aber doch in reißendem Abnehmen. Die Verbindung der Polen mit Rußland hat diesen Verkehr in das Russische Verbots- und Ausschließungssystem verstrickt, und die großartigen Anstrengungen des Russ. Reichs, den Poln. Handel in seine Seestädte zu ziehen, werden die Wirkungen dieses Systems noch in hohem Grade verstärken. Der Vortheil möchte also wohl für unsere Handelsstädte fast so gut wie verloren anzusehen sein, indem das, was davon unter allen Umständen der Lage Polens wegen übrig bleibt, gegen das Ganze des frühern Zustandes von unerheblicher Bedeutung ist. Nur dann, wenn unser Landbau das für den Seehandel liefert, was Polen früher dazu hergab, wird es wieder besser mit unserm Seehandel werden können. Der durch den letzten Revolutionskrieg sehr zurückgekommene Zustand Polens tritt noch als neue Ursache des Abnehmens im Verkehr auf mehre Jahre dazu, und ein besserer Zustand wird dort jedenfalls nur für das Interesse des Russ. Handels aufblühen, weil Rußland dieses Aufblühen leitet und richtet; um so weniger ist also von dort eine neue Verstärkung unsers Handels zu erwarten.

Langsam, aber mit Gottes Hilfe sicherer und unabhängiger kann sich daher nur unser Handel wieder

Digitized by Google

heben, wenn der Landbau sich kräftiger und entscheidender entwickelt, und dieser gewinnt dann natürlich wieder durch den Seehandel im Geldwerth seiner Produkte, wenn er diesem Material zur Beschäftigung liefert. Allgemeine Herstellung und Dauer eines friedlichen Zustandes unter den Völkern Europas und Fleiß und Gedeihen in ihren Produktionen, so wie wachsende Bevölkerung in Amerika kann dann allein einen großen überall anregenden und concurrirenden Verkehr, der in allen gewerblichen Verhältnissen eine wohlthätige Wechselwirkung hervorbringt, begründen und entwickeln, wobei denn auch unser Handel, wenn ihm nur viel Produkte des einheimischen Fleißes zu Gebote stehen, wieder ein neues und besser begründetes Leben gewinnen kann.

Möge nun das bisher Gesagte genug sein, um nachzuweisen, wo es unserm Landbau und den andern Gewerben fehlt, und wie und wodurch ihnen nur geholfen werden kann. Wenn der Verfasser dieses, wie er glaubt und hofft, die Natur der Gewerbe und die Verhältnisse ihres heutigen Zustandes richtig erkannt und beurtheilt hat, dann darf er auch hoffen, unserer Gewerbthätigkeit durch diese Darstellung einen Dienst erzeigt zu haben, weil das, was uns noth thut, bis jetzt wohl noch von zu Wenigen richtig erkannt wird. Unsere in freier und kühn emporstrebender Geistesentwickelung lebende und webende Gesetzgebung handelt in den meisten, wo nicht allen Beziehungen in der hier bezeichneten Richtung, und es liegt also wahrlich nicht an ihr, wenn wir zu langsam vorschreiten und uns in den bestehenden Verlegenheiten länger quälen, als nöthig ist. Die Vergangenheit hat uns nicht nur Lasten aufgelegt, sondern auch in Irrthümern befangen gehalten. Machen wir uns von diesen los, so werden wir jene tragen und nach und nach uns abbürden können.

Digitized by Google

X. Die Hexenprobe auf der Ostsee im Putziger Wieck im Jahr 1836.

Ohne Zweifel ist noch Vielen der seltene Kriminalfall aus vorigem Jahre in frischem Andenken, bei welchem eine unschuldige arme Wittwe als Hexe auf der Halbinsel Hela bei Danzig die Schwimmprobe bestehen sollte, sie aber nicht bestand, sondern ihr Leben dabei in der Ostsee einbüßte. Er ist durch Traditionen und durch öffentliche Blätter bereits vielfach besprochen, jedoch so entstellt und vergrößert, daß hier eine kurze und getreue Geschichtserzählung, wie wir sie aus ganz glaubwürdiger Quelle erhalten, nicht uninteressant sein dürfte.

Johann Konkel in Ceynowo kränkelt seit dem Anfange des Jahres 1834 und liegt seit Pfingsten 1836 zu Bette. Seine Ehefrau ging Ende Juli g. J. nach Putzig, wo gerade Kantonrevision war, um den in der Nähe, in Polchau wohnenden, als Quacksalber und Wunderdoktor bekannten Stanislaus Kaminski zur Behandlung des Kranken zu holen. Sie traf ihn in Putzig und nahm ihn mit. Er verordnete Bäder und Einreibungen, besorgte die Medikamente dazu aus der Apotheke zu Putzig, und hielt sich ungefähr acht Tage beim Kranken auf. Die meiste Zeit war er in dem Kruge des Geschwornen P. K. mit Branntweintrinken beschäftigt; die übrige Zeit brachte er mit Behandlung des Kranken, mit Spazierengehen und mit Spielen mit den Kindern des Kranken zu. Mit keinem der Bewohner Ceynowo's kam er sonst in nähere Berührung. — Die Krankheit des Konkel war im Dorfe bekannt; er litt an geschwollenem Leibe, der Wassersucht.

Kaminski beschäftigte sich schon seit Jahren in der Gegend von Putzig, Neustadt und Lauenburg mit Kuriren. Zum erstenmale ist er im Jahre 1825, seitdem noch sechsmal wegen unbefugten Kurirens zur Untersuchung gezogen und bestraft; seit 1828 ist er deshalb

aus der Provinz verwiesen, hat sich aber gleichwohl immerfort hier zu halten gewußt.

Seine Behandlung des Konkel hatte keinen Erfolg. Die in Ceynowo wohnende Wittwe Ceynowa (die Aehnlichkeit des Namens mit dem Dorfe scheint zufällig zu sein) äußerte sich, daß er dem Kranken nichts helfen würde. Diese Aeußerung ärgerte ihn, und „aus Dummheit, Bosheit und um sich zu rächen," dachte er, wie er selbst sagt: „wenn sie meint, daß ich ihm nichts helfen werde, dann soll sie dem Kranken helfen."

Die Ceynowa, eine 51jährige Wittwe, Mutter von 5 Kindern, deren ältestes 13 und jüngstes 4 Jahre alt ist, nährte sich von Netzstricken, vom Hüten des Viehes und vom Fischfang. Mit ihrem Viehhüten scheinen die Dorfbewohner nicht immer zufrieden gewesen zu sein, es gab deshalb Händel, durch welche wahrscheinlich der Glaube veranlaßt wurde, daß sie absichtlich dem Vieh Schaden zufüge. So hat sich vielleicht allmählig der Glaube gebildet, daß sie eine Hexe sei. Werden doch die Hirten auch noch an vielen andern Orten für Wahrsager und Zauberer gehalten. Im Dorfe galt sie allgemein für eine Hexe. Erkrankten Menschen oder Thiere, oder starben sie, dann hieß es: „das hat die Ceynowa gethan." Sonst konnte man ihr nichts Böses nachsagen, nur soll sie gleichfalls den Branntwein geliebt haben.

Eben so sehr als man im Dorfe die Ueberzeugung hatte, daß die Ceynowa eine Hexe sei, eben so stand der Glaube bei allen Bewohnern desselben fest, daß die Krankheit des Konkel vom Teufel herrühre, daß er vom Teufel besessen sei. Bei schlechtem Wetter, so erzählen die Verbrecher, hatte er starke Schmerzen und sein stets aufgeschwollener Bauch wurde schwarz; der Teufel zog ihm im Leibe herum, bald traten an diesem, bald an jenem Theile des Körpers dicke Geschwulste hervor; oft war es ihm, als ob ihm alle Knochen zerbrochen wurden.

Die

Die Konkelschen Eheleute selbst wollen die Ursache der Krankheit des Konkel nicht gewußt haben, versichern jedoch, daß Kaminski sogleich, als er den Kranken gesehen, gesagt habe, daß Konkel behext sei. Ein Anderer versichert, Konkel habe schon vor der Ankunft des Kaminski den Glauben ausgesprochen, die Ceynowa habe ihn behext. Kaminski selbst sagt, daß er gleich bei seiner Ankunft gesagt habe, der Kranke sei behext; doch habe er damals noch an keine bestimmte Person bei dieser Aeußerung gedacht; ihm sei indeß das allgemeine Gerede von den Hexereien der Ceynowa zu Ohren gekommen. Er sah sie darauf, als sie in der Nähe der Konkelschen Wohnung Kartoffeln ausgrub. Die verehel. Konkel soll jedoch, was sie freilich nicht wahr haben will, ihm damals die Ceynowa als die Hexe, die ihren Mann behext habe, bezeichnet haben.

Genug, Kaminski hatte die Aeußerung der Ceynowa erfahren, daß er dem Kranken nichts helfen werde, und er wollte sich an ihr dafür rächen. Die Aeußerung der Ceynowa war ihm unangenehm, sie konnte seinen Ruf als Wunderdoktor gefährden, sein Ansehn bei den übrigen Bewohnern des Dorfs schwächen. Dies wollte er verhindern, und die arme Ceynowa sollte ihm selbst dazu als Mittel dienen.

Am 3. August befand er sich Morgens mit J. C. und dem Geschwornen P. K. im Kruge des letztern. Er machte beiden den Vorschlag, ihnen eine Hexe zu zeigen, wenn sie sämmtliche Weiber im Dorfe zusammenkommen ließen. Beide waren dazu bereit. Man schickte zum Schulzen J. T. und zum zweiten Geschwornen J. B. Ihnen machte Kaminski wiederholt den gedachten Vorschlag, und bezeichnete zugleich die Ceynowa als Hexe. Beide willigten in das Verlangen des Kaminski. Der Dorfschulze, ein junger 23jähriger Mann, schickte den Schulzenbock im Dorfe herum, sämmtliche Männer mit ihren Frauen ins Schulzenamt entbietend. Diese große Versammlung ließ Kaminski mit Bedacht zusammenkommen, um,

wie er sagt, der Sache ein Ansehn zu geben, und Zeugen für die Hexerei der Ceynowa zu haben.

Kaminski ging darauf mit dem Schulzen und den Geschwornen nach dem Schulzenamte, wo sich in Zeit von einer Stunde die Einwohnerschaft des Dorfes versammelte, unter welcher auch die Ceynowa nicht fehlte. Er ließ die Leute nach dem Alter und Geschlecht zusammentreten, setzte sich an einen Tisch, zeichnete auf demselben mit Kreide mehre Figuren, die versammelten Personen auffordernd, ihm diejenige, welche er bezeichnen würde, hinauszubringen. Dann stand er auf, ging auf die Ceynowa zu, und sagte zu ihr: „Das ist die Hexe, die den Konkel krank gemacht hat. Du hast den Konkel vor 5 Jahren, als er von der See kam, getroffen, gingst an ihn heran, hast ihm mit der Hand die Lende bestrichen. Die ersten 2 Jahre war er gesund, seitdem ist er durch Dich krank geworden."

Sie spie vor ihm aus, entgegnend: „Pfui, Du Schändlicher, wie kannst Du mir so etwas sagen; kannst Du das beweisen?"

Er erwiederte: „Ja," wandte sich an den Schulzen und fragte ihn, ob er ihm das Weib überlassen wolle? Der Schulz gestand sie ihm zu. Kaminski befahl nun, daß man die Ceynowa vor die Thüre bringen sollte, er wolle sich mit ihr als Oberhexenmeister schlagen. Die Geschwornen führten sie nunmehr zur Thür hinaus.

Draußen schlug sie Kaminski mit der Hand ins Gesicht, auf die Nase u. s. w. Sie wehrte sich und es entspann sich zwischen beiden eine Prügelei, welcher sich die Ceynowa endlich durch die Flucht entzog. Alle übrigen hatten während der Schlägerei müßig umhergestanden, wie es ihnen Kaminski geheißen hatte; namentlich der Schulz und die Geschwornen.

Als die Ceynowa floh, warf Kaminski ihr 3 bis 4mal faustgroße Steine nach. Mit einem derselben traf er sie im Rücken. Sie wollte über einen am Wege stehenden Zaun steigen, aber der Schulz hielt sie zurück;

Digitized by Google

sie mußte wieder zum Kaminski, welcher sie gleich wieder schlug. Noch einmal entlief sie. Sie nahm ihren Weg nach Großendorf, traf auf demselben ihre Tochter Marianna, welcher sie sagte, daß sie zum Geistlichen in Schwarzau flüchten wolle; indessen Kaminski rief, man solle sie zurückholen, lief ihr auch selbst nach. Die Marianna Ceynowa stellte sich ihm entgegen, ihn bittend, ihre Mutter gehen zu lassen; er ließ auch jetzt von der Ceynowa ab, jedoch die beiden Geschwornen und J. C. brachten sie zurück. Kaminski befahl jetzt, sie zum Kranken zu bringen, was in Begleitung aller Anwesenden geschah.

Der Kranke, dessen Bettlägerigkeit und Schwäche allgemein bekannt war, richtete sich auf, als die Ceynowa mit den Worten: „hier bringen wir die Hexe, welche Dich krank gemacht hat," in die Stube geführt wurde. Aus dem Bette aufstehend, nahm er einen Stock und schlug auf sie los. Dem C. sagte Kaminski, daß die Ceynowa es auch auf ihn abgesehen habe; dieser darüber erbittert, schlug die Ceynowa ebenfalls an den Kopf, daß sie zur Erde fiel. Kaminski stieß sie, als sie an der Erde lag, mit den Absätzen seiner stark mit Nägeln beschlagenen Schuhe; alle verlangten von der Ceynowa, daß sie den Kranken gesund machen solle. Auf diese Weise gemißhandelt und gepeinigt, sagte sie: „Ja, ich habe es dem Kranken angethan, ich werde es ihm auch wieder abnehmen; ich werde Dir helfen, Johannchen, aber dazu gehört Zeit." Jetzt ließ man von ihr ab, sie setzte sich an das Bett des Kranken, strich ihm den Bauch und tröstete ihn.

Allmählig verzog sich die Gesellschaft. Kaminski verlangte eine Wache, damit die Ceynowa nicht weglaufen könne. Der Schulz mit dem Geschwornen B. gingen um die Mittagszeit zum J. B. und schickten ihn mit dem J. B. als Wache in das Haus des Kranken. Diese spielten Karten, während die Ceynowa meistens in einem Gebetbuche las. Nachdem sie eine Weile Ruhe gehabt hatte, forderte Kaminski den

Digitized by Google

Kranken auf, dieselbe wieder zu prügeln. Er wollte sie hiedurch zwingen, dem Kranken zu helfen. Er hielt ihr vor, daß sie von ihm gesagt habe, er werde dem Kranken nichts helfen, und schimpfte sie, daß sie einen jungen Menschen, wie den Konkel, von der Welt bringen wolle. Sie ließ Alles ruhig über sich ergehen, und bekam wieder von dem Kranken, welchen Kaminski immer aufreizte, Stockschläge.

Um 12 Uhr Mittags wurde sie auf Veranlassung des Kaminski vom Kranken zum drittenmale geschlagen. Sie strich darauf dem Kranken den Bauch und bat den Teufel, von ihm zu weichen.

Nach dem Mittagsessen — aus Kartoffeln bestehend, an welchem man die Ceynowa Theil nehmen ließ — schlief Kaminski, ging darauf in den Krug, von hier zum M. T., und kam erst um 4 Uhr zum Konkel zurück. Er fragte den Kranken, ob ihm die Ceynowa geholfen habe? und als dieser dies verneinte, forderte er den Kranken wieder auf, die Ceynowa zu schlagen. Der Kranke schlug sie zum viertenmale, und Kaminski stieß sie wieder mit Füßen und sagte zu jenem: „Der Teufel fühlt die Prügel nicht, man muß sie so schlagen, daß Blut kommt."

Der Kranke schlug sie darauf wieder mit dem Stock auf den Mund, bis die Oberlippe blutete, Kaminski aber stieß sie mit dem Absatz an den Hinterkopf, wobei er sagte, daß er Blut von ihr haben müsse.

Gegen Abend zog die alte Wache ab; es sollte eine neue bestellt werden, indessen Kaminski ließ dies als unnöthig nicht zu, indem er sich anheischig machte, die Ceynowa selbst zu bewachen. So blieb er mit derselben und der Familie des Kranken allein zurück.

Nachdem sie gemeinschaftlich das Abendbrod, bestehend aus Milch und Mehl, eingenommen hatten, legte sich Kaminski entkleidet mit der Ceynowa zusammen ins Bett, sprach mit ihr noch halblaut viel darüber, daß sie es dem Kranken angethan habe und sie

ihm helfen müsse, und schlief dann die Nacht hindurch mit der Ceynowa.

Am andern Morgen, nachdem er einen Schnaps getrunken, ging er zeitig in den Krug. Hier stieg in ihm der Gedanke auf, mit der Ceynowa auf der See eine Hexenprobe anzustellen, den er dem Konkel mittheilte, oder, wie C. erzählt, er ging zu Letzterm und fand dort den Geschwornen K., zu welchem die Frau des Kranken mit der Nachricht kam, daß die Ceynowa weglaufen wolle. Jetzt gingen sie nach dem Hause des Kranken, wo man sie mit Branntwein bewirthete. Die Ceynowa wurde befragt, ob sie dem Kranken helfen werde? Sie versprach ihn bis 7 Uhr Morgens gesund zu machen.

Es wurde 7 Uhr; der Kranke, welcher keine Linderung fühlte, schlug sie abermals. C. sprach Zweifel aus, ob die Ceynowa auch wirklich eine Hexe sei. Kaminski versprach dies sogleich zu zeigen, bemerkend, daß Hexen im Wasser oben schwimmen, und er diese Probe mit ihr anstellen wolle. Doch wünschte er, daß Schulz und Geschworne dabei zugegen sein möchten, um dadurch der Sache ein größeres Ansehn zu geben und Zeugen für die Hexerei der Ceynowa zu haben. C. mußte die Geschwornen rufen; der Schulz war in Neustadt. Kaminski ließ einen Strick geben, welchen die Frau des Kranken reichte. Auf Befehl des Kaminski banden die beiden Geschwornen B. und C. der Ceynowa die Hände vor der Brust zusammen.

Etwa 20 Schritte von der Wohnung des Kranken stand ein Boot des Andreas K. Zu diesem ging man mit der Ceynowa, welche sich nicht sträubte und ins Boot stieg. Mit ihr stiegen Kaminski, beide Geschworne, ferner M. N., M. T. und J. C. ins Boot. Sie versichern, nur durch die Drohungen des Kaminski zum Mitfahren veranlaßt zu sein; doch stiegen sie ein, um die Ceynowa zu schwemmen.

Etwa 300 Schritte fuhren sie in die See, bis in das sogenannte schwarze Wasser, wo die See ungefähr

Digitized by Google

3 Klafter tief ist. Hier ließ Kaminski, welcher das Ende des Stricks, mit welchem die Ceynowa gebunden war, in der Hand hielt, anhalten, und befahl der Ceynowa, in die See zu springen. Da sie dessen ungeachtet im Boot sitzen blieb, so befahl er dem, der Ceynowa zunächst sitzenden Geschwornen K., sie zu nehmen und in die See zu werfen. Dieser that es, die Ceynowa mit den Worten beruhigend, sie möge nicht Angst haben, man werde sie nicht ertrinken lassen.

Sie hielt sich über dem Wasser, schwamm so, daß sie meistens gerade im Wasser stand, und Brust und Schultern über der Oberfläche waren; hin und wieder legte sie sich auf die Seite und tauchte mit dem Kopfe. Ihre Röcke, von dickem wollenen Zeuge, lagen wie ein Rad um sie herum. Die Ceynowa rief: „wenn ihr mich ersäufen wollt, so thut es." Während der Fahrt machte Kaminski die übrigen darauf aufmerksam, wie schön die Ceynowa schwimmen könne, und wie sie dadurch den Beweis gebe, daß sie eine Hexe sei. Die Uebrigen sahen voll Verwunderung zu, über die Schwimmkunst der Ceynowa lachend. Nachdem sie so eine Viertelstunde in der See geschwommen hatte, ließ Kaminski zum Lande zurückfahren, und zog die Ceynowa an dem Stricke dem Boote schwimmend nach. Als dasselbe die flachen Stellen erreichte, wo sie mit den Füßen den Boden erreichen konnte, stand sie auf und half das Boot durch Schieben dem Lande näher bringen.

Die ganze Gesellschaft ging in das Haus des Kranken. Kaminski wollte die Ceynowa nach Hause gehen lassen, aber die Frauen des Kranken, des M. T. und A. K. ließen sie nicht gehen. Man band ihr zwar die Hände los, sie mußte aber wieder zum Kranken gehen. Sie zitterte vor Frost, setzte sich wieder auf den Kasten neben das Bett des Kranken, las im Gebetbuche, war jedoch so erschöpft, daß sie um Wein zur Stärkung bat, welcher ihr auf Zureden des Kaminski gereicht wurde.

Digitized by Google

Bald aber verlangte der Kranke wieder, daß sie ihm helfen solle. Sie erklärte, daß sie dies nicht im Stande sei, worauf der Kranke wieder den Stock ergriff und sie schlug. Kaminski riß sie vom Kasten, gab ihr einige Faust- und Stockschläge auf den Kopf, daß sie zur Erde niederstürzte, und stieß sie mit dem Absatz an den Kopf. Als sie wieder aufstand, war an der Stelle, wo sie gelegen hatte, ein Blutfleck.

In dieser Zeit soll, wie Kaminski behauptet, der M. T. sie mit einem eisernen Bolzen auf den Kopf gestoßen und verwundet haben.

Endlich versprach sie den Kranken bis um 12 Uhr Mittags gesund zu machen. Jetzt ließ man sie in Ruhe. Sie las im Gebetbuche, strich dem Kranken den Bauch, beschwor den Teufel im Leibe des Kranken, bat ihn, den Kranken zu verlassen und in die Moräste und Sümpfe zu gehen; sie nannte den Teufel mit Namen „Peter," erklärte, daß der Kranke nur einen Teufel habe, und daß sie ihn nur durch eine Mahrklatte heilen könne.

Während dessen gingen Männer, Frauen und Kinder in der Wohnung des Kranken ab und zu, um zu sehen, ob die Ceynowa die Heilung unternehme und was sonst vorfalle. Doch scheinen sie sehr ärgerlich auf dieselbe gewesen zu sein. So soll z. B. A. K. gesagt haben, er möchte das Weib auf einen Klotz legen und erschlagen. Auch kam in dieser Zeit auf M. T.'s Bitten der J. B. und las dem Kranken Gebete vor. Kaminski ging in dieser Zeit in den Krug. Als er zurückkam, hielt er wieder der Ceynowa vor, daß sie gesagt habe, er werde dem Kranken nichts helfen.

Gegen 12 Uhr kamen Mehre, um die zu dieser Zeit versprochene Heilung des Kranken mit anzusehn. Als es bald 12 Uhr war, fragte Kaminski den Kranken, ob ihm besser und leichter sei, und als dieser klagte, daß er fortwährend Schmerzen habe, beschloß Kaminski, die Ceynowa wieder zu baden, um sie dadurch zu ängstigen und zur Heilung zu zwingen.

Digitized by Google

Ihr wurden nun wieder die Hände gebunden und unter dem Gedränge der schaulustigen Anwesenden ging man zur Thüre hinaus. Vor derselben warf sich die Ceynowa nieder und wollte nicht weiter gehen. Kaminski befahl dem M. N. und M. K. sie aufzuheben und zum Boote zu führen. Sie thaten es und führten sie mit Gewalt zum Boote.

Jetzt stiegen außer Kaminski mit der Ceynowa noch M. und J. N., M. und P. K., J. K., M. T. und J. B. ein. Sie versichern, daß sie Kaminski durch Drohungen und Schläge ins Boot genöthigt hat.

Auch jetzt fuhren sie wieder 200 Schritte in die See. Dann befahl Kaminski anzuhalten und die Ceynowa in das Wasser zu setzen. Dieselbe hatte bis dahin still im Boote gesessen, jetzt bat sie, ihr das Baden zu schenken, denn sie wolle helfen; aber Kaminski entgegnete, daß sie zwar immer Hilfe verspreche, aber doch nicht helfe, und daher gebadet werden müsse. Er befahl dem M. T. und M. N. sie in die See zu setzen. Diese faßten sie bei den Schultern und bei den Beinen und setzten sie über Bord in die See. Obgleich ihre Kleider von dem ersten Baden noch nicht trocken waren, blieb sie auch diesmal auf der Oberfläche des Wassers und schwamm. Doch scheint sie diesmal geschrien zu haben. Anfänglich sahen die Uebrigen dies Baden mit Lachen und Verwunderung an, doch es kam ihnen in den Sinn, daß dies für die Ceynowa eine Qual sein müsse; sie sahen ihr die Mattigkeit und Erschöpfung an, und sagten endlich dem Kaminski, daß er das Weib ins Boot nehmen solle, denn sonst könne sie doch ertrinken. Er meinte zwar, daß das Weib (der Teufel) 4 Stunden unter dem Wasser bleiben könne, doch zog er gleich darauf die Ceynowa an dem Strick, mit welchem sie gebunden war, an das Boot, und ließ nach dem Ufer zurückfahren. Er hielt die Ceynowa an einer Schulter und sie hielt sich mit einer ihrer gebundenen Hände am Rand des Bootes. Er sprach auch zu ihr auf der Rückfahrt und sagte zu

Digitized by Google

den Uebrigen: „wir müssen den Teufel abwaschen; seht nur, wie der Teufel lacht.“ Als sie aber die flachen Stellen erreichten, sank sie um und kam einigemale mit dem Kopfe unter das Wasser, wobei der Kaminski sagte: „seht, der Teufel will sich ersäufen.“ Von den Schmerzen, die ihr die Prügel verursacht, von den Wunden am Kopfe und vom Baden war sie ganz schwach und entkräftet.

Als sich das Boot dem Lande näherte, kamen die Brüder der Ceynowa, zwei Fischer Namens Sellin aus Heisternest, welche die Konstantia Ceynowa gerufen hatte, über die Dünen. Die Leute im Boote sahen sie und besorgten, daß es jetzt Prügel geben könne. Sie liefen daher, sobald das Boot ans Land stieß, aus demselben fort. Einige gingen in die Wohnung des Kranken, andere in die nahegelegene Wohnung des J. B., noch andere nach Hause. M. N. und M. K. trafen die Brüder, welche nach ihrer Schwester fragten; sie antworteten, daß sie todt in der See liege.

Kaminski blieb in dem Boote sitzen, die Ceynowa neben ihm in der See liegen, das Gesicht im Wasser. Beim Landen, erzählt Kaminski, holte sie zum letztenmale Athem und starb ihm unter den Händen. Er setzte sich auf den Rand des Bootes, zog sein Taschenmesser hervor, hob die Ceynowa an dem Stricke, mit welchem sie gebunden war, in die Höhe, und stieß, wie er sie so gehoben, mit dem Messer auf ihren Hinterkopf ungefähr viermal so, daß sie von jedem Stoß unter das Wasser gedrückt wurde. Er will dies gethan haben, um sie dadurch wieder ins Leben zu rufen, doch trieb er den J. K., welcher zu nahe ans Boot kam, weg, indem er ein Stück Holz nach ihm warf. Dann ging er aus dem Boote nach der Wohnung des Kranken und sagte den dort Anwesenden: „der Teufel hat das Weib geholt,“ worauf er sich demnächst unter einen Weidenbusch in der Nähe der Wohnung niederlegte.

Digitized by Google

M. T. lief zuerst aus dem Hause nach der Landungsstelle und fand die Ceynowa an dem Hintertheile des Bootes in der See, welche dort kaum einen Fuß tief ist, sitzen; sie war todt. Später erst wurde sie ans Land gezogen.

Auch die Uebrigen kamen dazu; sie sahen die Leiche am Ufer, einige faßten sie an, andere gingen vorbei. Sie beriethen sich, was jetzt zu thun sei, stellten den J. T. als Wache zum Kaminski, damit er nicht entwische; der Schulzenbock wurde herumgeschickt und nach versammelter Dorfgemeinde ward beschlossen, den Kaminski zu verhaften und den Vorfall der Herrschaft anzuzeigen. Als sie diesen Beschluß dem Kaminski mittheilten, wollte er nicht mit zur Herrschaft fahren; als sie aber fest darauf bestanden, mußte er sich ihrem Willen fügen. Er ging noch vorher in die Wohnung des Kranken, die Andern holten ihre Kleider, es wurde ein Boot ausgerüstet, sie fuhren nach Oslanin und machten von dem Vorgefallenen Anzeige.

Dies ist der eigentliche Hergang der Sache. Hiernach mußte zwar allerdings dem Betruge und Aberglauben ein unschuldiges Leben und mit ihm das Wohl einer ganzen Familie hingeopfert werden. Das hier vorgetragene Verbrechen scheint jedoch nicht sowohl seinen Motiven als der Form nach ausgezeichnet. Es lag demselben nirgends der Vorsatz zu tödten zum Grunde. Dies war selbst nicht einst bei Kaminski der Fall, der nur in seinem Geldinteresse als ein verschmitzter Betrüger die übrigen Abergläubigen täuschte. Das Laster des Trunkes, welchem auch sämmtliche Einsassen des Orts, nach allgemeinen Zeugnissen, im hohen Grade ergeben sind, gesellte sich als mitwirkende Ursache wesentlich bei, und die Abgeschiedenheit der Dorfs von dem Festlande und selbst den übrigen meilenweit entlegenen Ortschaften Hela's begünstigten das Unternehmen, welches an einem andern Orte nicht sogleich eine so traurige Wendung für die Unglückliche hätte nehmen können. Wenn wir daher von gröbern Verbrechen, Raub, Mord u. s. w., wie es der Fall ist, aus allen Staaten in Europa Kunde erhalten, so darf dieses in Rede stehende, auf

Digitized by Google

das Leben eines Menschen nicht abgesehene Verbrechen, nicht sowohl Schauder und Entsetzen, als Wehmuth und den Wunsch und die Hoffnung in uns erregen, die Finsterniß des Aberglaubens so wie überall im Staat so auch in Hela und insbesondere in dem Dorfe Ceynowo verscheucht zu sehen.

XI. Bericht über den Zustand einiger Kommunal-Anstalten, des Kommunal-Schulden-, des Armen-Wesens und der Wohlthätigkeits-Anstalten der Stadt Thorn.

Außer den etatsmäßigen, aus der freien reichsstädtischen Verfassung der Stadt Thorn herrührenden, und auf die Kämmereigüter der Stadt eingetragenen Schulden, betrug nach dem Kriege von 18$^{0}/_{15}$ die durch baare Anleihen und Requisitionen während der Fremdherrschaft entstandene Kommunal-Schuldenlast, nach den mit den Gläubigern getroffenen Vergleichen, noch 100,000 Thlr. Seine Majestät der König genehmigte, daß diese Schulden durch eine, neben der Mahl- und Schlachtsteuer zu erhebende Zuschlagsteuer getilgt werden konnten, und es sind seit dem Jahre 1822 81,500 Thlr. abgewickelt, und noch 18,500 Thlr. zu berichtigen, deren Tilgung in einem Zeitraume von 6 Jahren zu erwarten ist.

Zur Unterhaltung der Ortsarmen sind im Jahre 1836 aus der Kämmerei- und Kommunalkasse, und zwar an festgesetzten monatlichen Unterstützungen, 2160 Thlr.; an außerordentlichen Unterstützungen, Medizin, Bekleidungs- u. Begräbnißkosten, 274 Thlr. 25 sgr. 4 pf.; Gehalt für 2 Armenwächter 192 Thlr; im Ganzen 2626 Thlr. 25 sgr. 4 pf. gezahlt.

Digitized by Google

Es befinden sich aber am hiesigen Orte noch mehre wohlthätige Stiftungen, und zwar:

1) das Bürger-Hospital, worin sich 32 Personen befinden;
2) das St. Georgen-Hospital für Personen aus der dienenden Klasse, in welchem 15 Hospitaliten aufgenommen sind;
3) das St. Jacobs-Hospital, in welchem 20 Personen Unterhalt und Pflege erhalten;
4) das Elenden-Hospital für gebrechliche Personen, in welchem sich 10 Hospitaliten befinden.

Die in diese Anstalten aufgenommenen Personen erhalten freie Wohnung, Holz, Licht und ein bestimmtes Wochengeld. Ferner besteht

5) seit dem J. 1828 ein Waisenhaus für elternlose Kinder, in welchem sich gegenwärtig 36 Waisen befinden. Die Kosten zur Unterhaltung dieses Hauses haben im J. 1836 1671 Thlr. betragen.

Alle diese Stiftungen werden aus zu diesem Zwecke bestimmten Vermächtnissen und Legaten unterhalten, die Kämmerei- und Kommunalkasse giebt dazu keine besondern Zuschüsse.

Auch befindet sich ein städtisches Krankenhaus, auf 12 Personen eingerichtet, im hiesigen Orte, und seit dem Jahre 1834 hat sich ein Verein für kranke Handwerksgesellen gebildet, zu welchem jeder hier in Arbeit stehende Handwerksgehilfe wöchentlich einen Silbergroschen beiträgt.

Aus den Mitteln des früheren Spinn- u. Spendehauses ist ein Armen-Arbeitshaus gegründet, in welches noch arbeitsfähige Arme und verwahrloseten Kinder aufgenommen werden. Der Ertrag der Arbeiten und ein Zuschuß aus der Kommunalkasse geben die Mittel zur Unterhaltung desselben.

Endlich ist seit dem Jahre 1835 die schon früher bestandene Gymnasiallehrer-Wittwenkasse verbessert ins Leben getreten; aus den Zinsen von den dieser Anstalt gehörenden Kapitalien, und durch die von den

Digitized by Google

Lehrern jährlich zu zahlenden Beiträge werden schon jetzt 2 Wittwen unterstützt.

Außer dem Gymnasium befinden sich hier
eine Bürger-Knabenschule,
eine zweite Knabenschule,
zwei Mädchenschulen,
eine Armen-Knabenschule,
eine Armen-Mädchenschule und
zwei Töchterschulen höherer Bildung.

Die Stadt gehört mit den in ihren Ringmauern belegenen Häusern seit dem Jahre 1822 nicht zum Provinzial-Feuer-Societäts-Verbande, sondern bildet einen eigenen Verein. Statutenmäßig sind die Gebäude von einer Kommission nach dem Werthe abgeschätzt, und von dieser Summe sind in den ersten 6 Jahren ein Viertel, nach deren Verlauf aber nur ein Achtel pCt. gezahlt. Da seit dem Bestehen dieses Vereins erst ein Haus ganz zerstört, und nur einige Häuser durch Feuer beschädigt sind, die Beiträge also von Jahr zu Jahr kapitalisirt werden konnten, so beträgt das Vermögen der Feuer-Societätskasse bereits 32,000 Thlr. in Staatspapieren. Wendet der Himmel ferner Unglück ab, so haben wir Hoffnung, nach einigen Jahren ganz von dieser Abgabe befreit zu sein. Uebrigens war es nur in den früheren Zeiten, als Handel und Gewerbe blühten, möglich, diese großartigen Institute zu gründen.

Leider liegt jetzt bei uns der Handel ganz darnieder; die nahe Polnische Grenze, welche seit dem Revolutionskriege noch strenger gesperrt ist, als früher, hemmt jeden freien Verkehr und hat viel Noth und Elend in unserer Stadt erzeugt.

Poplavski.

Digitized by Google

XII. Literarische Chronik.

Ueber: Bujack's Naturgeschichte der höheren Thiere, mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Pr. Von Dr. Karl Theodor v. Siebold.

Vor Kurzem ist bei Gräfe und Unzer zu Königsberg die schon vor einiger Zeit angekündigte und von J. G. Bujack verfaßte „Naturgeschichte der höheren Thiere, mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Prussica, ein Handbuch für Lehrer der Jugend, Oekonomen, angehende Forstmänner und Freunde der Natur" gedruckt erschienen, enthält 427 Oktavseiten nebst zwei Kupfertafeln und ist zu dem Preise von 1 Thlr. 10 sgr. zu haben.

Da in den verflossenen Jahren Handbücher dieser Art in Menge erschienen waren, unter denen sich manche befinden, welche lieber ungedruckt hätten bleiben sollen, so schien das Unternehmen des Herrn Bujack, die Zahl jener Bücher zu vermehren, ein fast überflüßiges zu sein, jetzt, nachdem ich Bujack's Naturgeschichte gesehen und näher kennen gelernt habe, muß ich eingestehen, daß dieses Buch seinen Werth besitzt, und ich kann es einem jeden als ein wirklich tüchtiges Handbuch anempfehlen. Wenn viele der in neuerer Zeit erschienenen Zoologien sich fast nur mit der Systematik der Thiere beschäftigen und mit trocknen Worten nichts anderes geben, als nur die dürftige Beschreibung der Thiere, wobei Lebensweise, Nahrung, Nutzen und Schaden derselben ganz außer Acht gelassen sind, so findet man in Bujack's Naturgeschichte nicht allein die nöthige Beschreibung der Thiere (nämlich aus den vier obersten Thierklassen), ohne Uebergehung der Varietäten und der durch Alter und Jahreszeit hervorgebrachten Veränderungen, sondern es sind hier über die Lebensart und Nahrungsmittel der Thiere, so wie bei den Vögeln über die Nester und Eier die nöthigen Notizen gegeben, außerdem ist der Text bei denjenigen Thieren, welche sich durch ihren Nutzen oder Schaden einen Ruf erworben haben, auf eine für jeden willkommene Weise erweitert und mit sorgfältig ausgewählten Bemerkungen geschmückt. Ueberdies herrscht durch das Ganze eine dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft angemessene systematische Anordnung und Nomenklatur. Der Verfasser hat das Cuviersche System zum Grunde gelegt, von welchem er neben dem Aristotelischen und Linneischen Systeme eine deutliche Uebersicht in der Einleitung gegeben hat. Es ist zwar bei Bearbeitung dieser Naturgeschichte auf die in Preußen vor-

Digitized by Google

kommenden Thiere besonders Rücksicht genommen (was den Werth des Buchs aber um so mehr erhöht), indessen sind die wichtigsten nicht einheimischen Europäischen und Außereuropäischen Wirbelthiere in zweckmäßiger Auswahl mit aufgenommen worden, werden jedoch leicht herausgefunden, indem ihre Beschreibung meist in Anmerkungen verwiesen ist. Als Anhang giebt uns Bujack noch eine gewissenhafte Uebersicht der in Ost- und Westpreußen bis jetzt aufgefundenen Wirbelthiere, wobei auf die bereits in Preußen ausgestorbenen und auf die bei uns noch nicht bestimmt nachgewiesenen Thiere durch Beisetzung eines Zeichens aufmerksam gemacht ist; zu loben ist es ferner, daß hier auch die Deutschen und Preußischen Provinzialnamen mit großer Vollständigkeit und Sorgfalt angebracht sind. Der Verfasser hat bei Aufzählung der einheimischen Thiere sich besonders auf das Königl. zoologische Museum zu Königsberg bezogen, und bei den seltneren Thieren den Fundort der an jenes Museum eingesendeten Exemplare derselben nebst dem Namen des Einsenders aufgeführt, so daß also die Geber jener Geschenke auf diese Weise, wie es der Verfasser mit Recht gewollt hat, eine öffentliche Anerkennung ihrer Theilnahme für dies Institut finden. Am Ende des Buchs giebt Bujack noch eine interessante Zusammenstellung der in Ost- und Westpreußen vorkommenden Thiere nach Zahlenverhältnissen, von der ich nur kurz Folgendes herausheben will. Unsere beiden Provinzen besitzen nach jetzigem Wissen 44 Arten Säugethiere in 19 Gattungen; an Vögeln haben wir 253 Arten, als 151 Landvögel und 102 Wasservögel in 72 Gattungen; an Amphibien lassen sich 18 Arten und an Fischen 84 Arten aufweisen. — Die beiden Kupfertafeln stellen Skelete des Fuchses, des Sperbers und der Schildkröte vor; die übrigen Figuren auf denselben, welche den inneren Bau der Wirbelthiere erläutern sollen, gewähren ihrer Kleinheit und Undeutlichkeit wegen keine hinreichende Uebersicht. Ist der oben erwähnte Preis dieses Werkes immer ein billiger, so wäre der Preis gewiß noch geringer ausgefallen, wenn die beiden Kupfertafeln weggeblieben wären, was ohne der Brauchbarkeit des Buches einen wesentlichen Abbruch zu thun, hätte geschehen können.

Aus dem wenigen, was hier von dem Inhalte der Bujackschen Naturgeschichte gesagt worden ist, wird man wohl schon einsehen, daß sich dieselbe einer großen Reichhaltigkeit rühmen kann, und ich bin für meinen Theil überzeugt, daß dieselbe ihren Zweck und Nutzen gewiß nicht verfehlen wird.

Digitized by Google

Als Beitrag zur Fauna Prussica muß ich noch Folgendes hier anfügen.

1. Ueber das Vorkommen des Podiceps auritus hatte man bisher noch Zweifel, diese sind jetzt gehoben, da in diesem Frühjahre dieser niedliche Steißfuß zu mehren schönen ausgefärbten Exemplaren mit herrlich goldglänzenden Ohrenbüscheln in der Danziger Umgegend geschossen wurde, die gegenwärtig in den Sammlungen der Herren Böck und Milczewski aufbewahrt werden; es muß also sowohl in der Lorek'schen als in der Bujack'schen Fauna Prussica die Klammer getilgt werden.

2. Es wurde in diesem Herbste ein Exemplar des Charadrius Oedicnemus auf der Nehrung bei Danzig geschossen, dasselbe befindet sich in der Böck'schen Sammlung aufbewahrt. Daß also auch dieser Regenpfeifer, welcher auf der einen Seite durch seine kräftigen Füße an die Straußvögel, und auf der andern Seite durch seine unverhältnißmäßig großen Augen an das Eulengeschlecht erinnert, wenn auch nur als Zugvogel nach Preußen kommt, wird hiemit bestätigt, und die Klammer fällt hiemit in Bujack's Fauna Prussica bei diesem Vogel weg.

Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Gesammelt von W. J. A. v. Tettau und J. D. H. Temme. Berlin, Nicolaische Buchhandlung. 1837. 8. XXVII. und 286 S. Pr. 1 Thlr. 10 sgr.

Die Sammlung enthält 271 Sagen, von denen etwa 50 unmittelbar aus dem Munde des Volkes entnommen, die übrigen aus theils nur handschriftlich vorhandenen Quellen geschöpft sind. Von No. 1—155. gehen die historischen Sagen, dann folgen die Geschlechtssagen, den Beschluß (von 159. an) machen die Ortssagen. In der Einleitung wird der Charakter der Preußischen Volkssagen entwickelt, und das Princip, was bei der Zusammenstellung der Sammlung leitete, dargestellt, auch einiges über die Quellen, aus denen sie geschöpft sind, beigebracht. Ein Anhang (S. 233—286) enthält verschiedene abergläubische Meinungen und Gebräuche, die sich in Preußen theils früher vorgefunden haben, theils noch vorfinden, so über den Hexenglauben, das Beschwören, Nachtwandeln, die Blutsauger u. s. w. — Druck und Papier sind schön.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google